

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechszwanzigster Band.

(Mit den Porträts von: Johannes Scherr, Ernst Wichert und Ludwig Steub.)



Breslau 1883.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 26. Bandes.

Juli — August — September.



1883.

E. Anzengruber in Wien.	Seite
Das Ehekräutlein	283
Karl Biedermann in Leipzig.	
Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung.	95
M. von Brandt.	
Sprache und Schrift der Chinesen.	373
Briefe von Richard Wagner an W. Fischer I. II.	119 254
Anton Theobald Brück in Osnabrück.	
Lachen und Weinen.	215
A. Brückner in Dorpat.	
Joseph II. in Rußland i. J. 1780. I. II.	196 343
Felix Dahn in Königsberg.	
Dem armen Häslein. Ballade.	68
Ueber Ludwig Steub.	326
f. von Duhn in Heidelberg.	
Ueber die Wanddecoration eines römischen Hauses im Garten der farnesina.	245
Emil Friedberg in Leipzig.	
Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges.	70
Paul Lindau in Berlin.	
Der Zukunftsstaat.	87
Johannes Scherr in Zürich.	
„Conjuratio sulphurea“ oder „Alles schon einmal dagewesen.“ ...	30
H. M. Schletterer in Augsburg.	
Die ersten französischen Opernversuche.	361

— Inhalt des 26. Bandes. —

Ludwig Steub in München. Mein Leben.	295
Wassili Wereschagin. Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge. I. II. 50	228
Ernst Wichert in Königsberg. fançon.	145
Emile Zola in Paris. Der Rächer.	1
Bibliographie	136. 271. 410






Band 26. — Heft 76.

— sp —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1883.



Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVI. Band. — Juli 1883. — 76. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Johannes Scherr.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Juli 1883.

Inhalt:

	Seite
Emile Zola in Paris.	
Der Rächer.....	1
Johannes Scherr in Zürich.	
„Conjuratio sulphurea“ oder „Alles schon einmal dagewesen“.....	30
Wassili Wereschagin.	
Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.....	50
Felix Dahn in Königsberg.	
Dem armen Häslein. Ballade.....	68
Emil Friedberg in Leipzig.	
Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges.....	70
Paul Lindau in Berlin.	
Der Zukunftsstaat.....	87
Karl Biedermann in Leipzig.	
Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung.	95
W. Fischer.	
Briefe von Richard Wagner.....	119
Bibliographie.....	136

Hierzu ein Portrait von Johannes Scherr. Radirung

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunzbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Poßanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Herdstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Städt. Cur-Direction Wiesbaden. (Wiesbadener Thermalwasser).

G. Freytag in Leipzig und J. Tempsky in Prag. (Carus Sterne, Sommerblumen).



UNIV. OF
CALIFORNIA

Der Rächer.

Erzählung

von

Emile Zola.

— Paris. —

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.

Wenn Jacques Damour in Numéa den leeren Horizont anstarrte, stieg die Vergangenheit vor ihm auf, das Elend der Belagerung, die Wuth der Commune, welche ihn so weit fortgeschleudert hatte. Er fühlte sich nicht gerührt durch diese Erinnerungen, aber da sie immer wieder auftauchten, ermatteten und verdüsterten sie seinen Geist.

Im sechsundzwanzigsten Jahre hatte sich Jacques verheirathet, mit einem großen schönen Mädchen von neunzehn Jahren, Felicie geheißten, der Nichte einer Obsthändlerin von Billeterie, bei welcher er zur Miethe gewohnt hatte. Er war Eiseleur und verdiente täglich gegen zwölf Francs; sie war Näherin gewesen; aber bald nach ihrer Heirath bekam sie einen Knaben, und ihre ganze Zeit ging darauf, den Kleinen zu ernähren und die Wirthschaft zu besorgen. Eugen wuchs kräftig und munter auf. Neun Jahre später kam ein Mädchen zur Welt, und dieses, Louise, blieb lange schwach und kränklich, so daß sie viel Geld für den Arzt und Apotheker ausgeben mußten, um das Kind am Leben zu erhalten. Trotzdem war die Ehe keine unglückliche. Damour machte oft blauen Montag, aber auch da blieb er vernünftig. Wenn er zu viel getrunken hatte, legte er sich ruhig in sein Bett, und ging den andern Morgen wieder zur Arbeit, indem er sich selbst sagte, daß er zu Nichts taue. Mit zwölf Jahren stellte man Eugen an den Schraubstock. Der Junge konnte kaum lesen und schreiben, aber er verdiente schon seinen Unterhalt. Felicie, die immer nett und sauber war, führte das Hauswesen mit Klugheit und Umsicht, ein wenig „zu sparsam“, meinte der Vater, denn sie gab ihnen mehr Gemüse als Fleisch zu essen, um einige Sous für den

Fall eines Unglücks bei Seite zu legen. Das waren ihre besten Zeiten. Sie wohnten in Ménilmontant in einer kleinen Straße. Die Wohnung hatte vier Räume — eine Stube für Vater und Mutter, eine für Eugen, ein Speisezimmer, wo die Schraubstöcke aufgestellt waren und das auch als Küche diente, dann ein kleines Gemach für Louise — und lag im Hinterhof eines kleinen Gebäudes; aber sie hatten doch Lust, denn die Fenster gingen auf einen Bauhof und von früh bis spät hörten sie das Geräusch der Wagen, die dort Schutt und alte Bretter abluden.

Als der Krieg ausbrach, wohnten sie bereits zehn Jahre in demselben Hause; Felicie näherte sich den Vierzigen, aber sie war jung geblieben, ein wenig stark, mit runden Schultern und Hüften, die sie zur schönsten Frau des Quartiers machten. Jacques dagegen vertrocknete neben ihr, und trotzdem sie nur acht Jahre von einander trennten, schien er doch viel älter. Louise war jetzt außer Gefahr und gesund, aber noch immer zart; in ihrer Magerkeit glich sie mehr dem Vater, während der neunzehnjährige Eugen die schlankte Taille und den breiten Rücken von seiner Mutter geerbt hatte. Sie lebten sehr einfach, mit Ausnahme der gewissen Montage, wo der Vater und der Sohn sich im Wirthshause verspäteten. Felicie war ärgerlich über das viele Geld, das da vergeudet wurde. Es geschah sogar zwei oder dreimal, daß sie sich schlugen; aber das hatte nicht die geringsten Folgen. Es war lediglich die Schuld des Weines, sonst galten sie als eine ausgezeichnete Familie. Man führte sie als Muster auf, wenn man Jemandem ein Beispiel geben wollte. Als die Preußen auf Paris marschirten und die schreckliche Arbeitslosigkeit begann, hatten sie mehr als zweitausend Francs in der Sparkasse. Das war genug für einen Arbeiter, der zwei Kinder erzogen hatte.

Die ersten Monate der Belagerung waren nicht zu hart für die Damours. Man aß noch Weißbrod und Fleisch in dem Raume, in welchem die Schraubstöcke still standen. Gerührt durch das Elend ihres Nachbarn, eines hungernden Malers, welchen man im Hause Verru nannte, forderten sie diesen obendrein noch auf, manchmal mit ihnen zu speisen; und bald kam er früh und Abends. Er war ein lustiger Vogel, der es verstand, die Leute zum Lachen zu bringen, und es gelang ihm schließlich sogar, Felicie milde zu stimmen, obwohl diese mit Unruhe und Entrüstung die größten und besten Bissen in diesen breiten Mund verschwinden sah. Abends spielte man Karten und schimpfte auf die Preußen. Der sehr patriotische Verru sprach von unterirdischen Gängen in der Umgebung von Paris, durch welche man bis nach Châtillon und Montretout gelangen könne, um dort die feindlichen Batterien in die Luft zu sprengen. Dann fiel er über die Regierung her, ein Haufe von Feiglingen, welche Heinrich V. zurückbringen und Bismarck die Thore von Paris öffnen wollten. Er zuckte mit den Schultern über diese republikanische Regierung, die nur aus Beräthern bestand. Ah! Die Republik! Und die Ellenbogen auf dem Tisch, seine kurze Pfeife im Munde, erklärte er Damour sein Regierungssystem, Freiheit, Brüderlichkeit und Reichthum für Alle, Gerechtigkeit und Gleichheit Oben und Unten.

„Wie im Jahre 93“ fügte er entschieden hinzu, ohne recht zu wissen, was er sagte. Damour blieb ernst. Auch er war Republikaner, weil er seit seiner Kindheit immer gehört hatte, daß mit der Republik für die Arbeiter der Tag des Triumphes anbrechen werde, daß allgemeine Glück. Aber er hatte keine bestimmte Vorstellung davon, wie das eigentlich geschehen sollte. Er begeisterte sich und glaubte bestimmt, daß, wenn ganz Paris, die Männer, die Frauen und die Kinder, die Marsseilaise singend, nach Versailles ziehen würden, man die Preußen schlagen, sich mit der Provinz vereinigen und eine Volksregierung gründen würde, die einem jeden Bürger sichere Renten zahlen müßte.

„Nimm Dich in Acht,“ sagte Felicie oft voll Mißtrauen, „es wird ein schlechtes Ende nehmen mit Deinem Verru. Gib ihm zu essen, wenn es Dir Vergnügen macht, aber seinen Kopf laß ihn allein auf's Spiel setzen.“

Auch sie wollte die Republik. Ihr Vater war im Jahre 1848 auf den Barricaden gefallen. Anstatt daß diese Erinnerung ihr Denken jedoch verwirrte, machte es sie nur vernünftig. Wäre sie das Volk, sagte sie, so würde sie die Regierung schon zu zwingen wissen, gerecht zu sein; sie würde ihr zeigen, wie man klug und entschlossen handelt. Die Gespräche Verrus ärgerten und beängstigten sie, sie traute ihm nicht. Auch bemerkte sie, daß Damours Wesen unter dem Einflusse des Malers sich veränderte und die Art und Weise, wie er jetzt sprach, gefiel ihr gar nicht. Aber noch weniger gefiel ihr die glühende Aufmerksamkeit und Dürstlichkeit, mit welcher Eugen den Worten Verrus lauschte. Abends, wenn Louise auf dem Tische eingeschlafen war, saß er mit verchränkten Armen da, die Augen starr auf den Maler gerichtet, langsam ein Glas Branntwein schlürfend. Verru brachte immer eine außerordentliche Neuigkeit aus Paris mit, von diesen Verräthern, die vom Montmartre aus Zeichen mit den Deutschen wechselten, Säcke mit Mehl und Fässer mit Pulver die Seine hinunter schwimmen ließen, um die Stadt früher zu übergeben.

„Ist das ein Geklatsch!“ sagte Felicie zu ihrem Sohn, wenn Verru fort war. „Laß' Dir den Kopf nicht von ihm verdrehen, Du! Du weißt, daß er lügt.“

„Ich weiß, was ich weiß,“ gab ihr Eugen zur Antwort.

Zu Anfang des December hatten die Damours ihre Ersparnisse aufgezehrt. Behnmal im Tage kündigte man eine Niederlage der Preußen in der Provinz an und betheuerte, daß die Befreiung von Paris nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Das Ehepaar war darüber nicht erstaunt, sie hofften unaufhörlich, daß nun die Arbeitszeit wieder beginnen werde. Felicie wirkte Wunder. Man lebte von Tag zu Tag von dem Schwarzbrote, welches sie zugetheilt erhielten, und welches nur die kleine Louise nicht vertragen konnte. Damour und Eugen ließen sich richtig, wie es die Mutter vorher gesagt hatte, die Köpfe verdrehen. Von früh bis spät müßig, ihren Gewohnheiten gänzlich entfremdet, versanken sie, seitdem sie

nicht mehr an dem Schraubstocke thätig waren, mit verweichtlichen Armen in schreckhafte und lächerliche Einbildungen, und führten ein Dasein voller Unbehagen. Vater und Sohn waren in einem Infanterie-Bataillon gern aufgenommen, aber dieses Bataillon verließ, wie so viele andere, niemals die befestigten Werke; die Mannschaften lagen in der Kaserne und verbrachten die Tage mit Kartenspiel. Das gepreßte Herz, das immer an das Elend der Seinigen dachte, und der leere Magen überzeugten Damour, daß es wahr war, was die Leute sagten; die Regierung habe sich verschworen, das Volk niederzumetzeln und sich zum Herrn der Republik zu machen.

Verru hatte recht! Jedermann wußte, daß Heinrich V. in Saint-Germain war, in einem Hause, auf welchem eine weiße Fahne flatterte. Aber das würde schon ein Ende nehmen! Eines Tages würde man sie mit Flintenschüssen hinauswerfen, diese Lumpen, welche die Arbeiter niederkartättschen ließen, um Platz für die Aristokraten und Pfaffen zu machen. Wenn Damour mit Eugen heimkehrte, — Beide fieberhaft erregt durch den Wirrwarr da draußen — so sprachen sie von nichts Anderem als von Mord und Todtschlag, während Felicie, bleich und niedergedrückt, die kleine Louise pflegte, die von der schlechten Nahrung wieder krank geworden war. Unterdeß wurde die Belagerung aufgehoben, der Waffenstillstand geschlossen und die Preußen zogen durch die Champs-Élysées. In Damours Hause kam wieder Weißbrot auf den Tisch, das Felicie aus Saint-Denis heimgebracht hatte. Ihre Mahlzeit war indessen traurig. Eugen hatte die Preußen sehen wollen und erzählte Einzelheiten, die Damour so wüthend machten, daß er mit der Gabel in der Luft herumfuchtelnd einen heiligen Eid leistete, er werde noch alle die Generäle goulottiniren lassen. Felicie entriß ihm ärgerlich die Gabel. Die folgenden Tage, als die Arbeit noch immer nicht wiederkommen wollte, entschloß er sich, auf eigene Rechnung zu arbeiten: Er hatte einige Leuchter gegossen, die er nun jetzt sorgfältig ausarbeiten wollte, in der Hoffnung, sie zu verkaufen. Eugen hielt es bei der Arbeit nicht mehr aus. Schon nach einer Stunde warf er das Werkzeug hin und machte sich davon. Seit dem Waffenstillstand hatte sich Verru nicht mehr blicken lassen; ohne Zweifel hatte er wo anders einen besseren Tisch gefunden. Aber eines Tages tauchte er wieder auf, sehr aufgereggt und erzählte von den Kanonen von Montmartre, von den Barrikaden, welche sich erhoben und dem Triumph des Volkes, der jetzt kommen müsse. Er sagte zu Damour, daß er ihn abholen wolle, weil man jetzt alle guten Bürger brauche. Damour verließ seinen Schraubstock und ging, ohne das blasse, aufgeregte Gesicht Feliciens zu beachten. Es war die Commune.

Dann rollten die Tage des März, April und Mai vorüber. Wenn Damour müde war und Felicie ihn demüthig bat, zu Hause zu bleiben, so gab er zur Antwort:

„Und die dreißig Sous? Wer wird uns Brod geben?“

Sie ließ den Kopf sinken. Sie hatte eben nichts mehr zu leben als die dreißig Sous, die Löhnung der Nationalgarde, nebst Wein und gesalzenem Fleisch, das Vater und Sohn zugetheilt erhielten. Außerdem war Damour von seinem guten Rechte überzeugt, gerade wie er auf die Preußen geschossen hatte, auch auf die Versailler zu schießen. Damit glaubte er die Republik zu retten und die Wohlfahrt des Volkes zu begründen. Durch die Strapazen und das Elend der Belagerung, durch die Schrecken der Commune verbüsterte sich sein Geist; er versank in qualvolles Brüten und Träumen und fühlte sich als Märtyrer, der für die Freiheit zu sterben bestimmt sei. Er hatte keinen klaren Begriff vom Wesen des Communismus. In seinen Augen war die Commune einfach das goldene Zeitalter, das allgemeine Gedeihen. Starr hielt er an dem Glauben fest, daß es irgendwo in Saint-Germain oder in Versailles einen König gebe, der bereit sei, die Inquisition und das Herrenrecht wieder einzuführen, wenn man ihn in Paris hereinließe. Zu Hause wäre er nicht fähig gewesen, eine Fliege zu tödten, aber auf dem Vorposten schoß er auch auf Gensdarmen, ohne die geringsten Scrupel. Wenn er Abends erschöpft heimkehrte, ganz beschmutzt von Schweiß und Pulver, saß er stundenlang an dem Bett der kleinen Louise und horchte auf ihre Athemzüge. Felicie versuchte nicht mehr, ihn zurückzuhalten; sie erwartete mit der Ruhe einer gescheidten Frau das Ende aller dieser Schrecknisse.

Dennoch machte sie eines Tages die Bemerkung, daß der große Teufel, der Verru, der früher so viel geschrien hatte, nicht so dumm war, seinen Kopf den Flintenkugeln auszusetzen. Er hatte die Klugheit gehabt, sich um einen Platz in der Intendantur zu bewerben; was ihn jedoch nicht hinderte, wenn er, in großer Uniform mit Federn und Stickereien geschmückt, daher stolzirt kam, den Kopf Damours noch mehr zu verwirren. Er schwadronirte tapfer weiter, daß er, sobald Versailles genommen, die Minister niederschießen, die Kammer und alle diese Baraden in die Luft sprengen werde.

„Warum geht er denn nicht selbst hin, anstatt die Andern hinzuschicken?“ fragte Felicie.

Aber Damour antwortete:

„Sei still. Ich thue meine Pflicht. Um so schlimmer für Die, welche sie nicht thun.“

Eines Morgens, gegen das Ende des Monats April, wurde Eugen auf einer Tragbahre heimgebracht. Er hatte in Moulinaux eine Kugel mitten in die Brust bekommen. Während man ihn die Treppe hinaustrug, starb er. Bei seiner Heimkehr fand Damour Felicie ruhig an der Leiche ihres Sohnes sitzend. Es war ein furchtbarer Schlag. Er fiel zur Erde, und sie ließ ihn ruhig dort liegen, ohne auf sein Schluchzen zu hören, ohne eine Wort zu sagen. Was hätte sie auch sagen sollen? Sie wußte nur ein Wort für das Alles: es war seine Schuld. Sie hatte die Thüren des Gemachs verschlossen, damit der Lärm Louisen nicht erschrecke. Jetzt sah sie nach, ob das Schluchzen Damours sie nicht geweckt hatte. Als Damour sich wieder

erhob, betrachtete er lange die neben dem Spiegel hängende Photographie Eugens, auf welcher der junge Mann in der Uniform der Nationalgardisten abgebildet war. Er nahm eine Feder und schrieb unten auf das Bild: „Ich werde Dich rächen.“ Er setzte seinen Namen darunter mit dem Datum. Das gewährte ihm Erleichterung.

Am andern Tag kam der Leichenwagen mit rothen Fahnen geschmückt und brachte den Todten auf den Père Lachaise. Eine große Menge folgte. Damour ging hinter dem Wagen mit abgezogenem Hut. Der Anblick der Fahnen, dieses blutige Roth, das die Schwärze des Holzes noch mehr hervortreten ließ, machte sein Herz immer mehr von Nachgedanken schwellen. Felicie war bei Louise zurückgeblieben. Noch denselben Abend kehrte Damour zu den Vorposten zurück, um auf die Gensdarmen zu schießen.

Endlich kamen die Tage des Mai. Die Armee von Versailles war in Paris. Damour kam zwei Tage nicht nach Hause; er schloß sich seinem Bataillon an, um die Barrikaden zu vertheidigen. Er mußte nicht, wohin er schoß, Dampf umgab ihn, aber er that seine Pflicht. Am Morgen des dritten Tages erschien er wieder in seiner Wohnung, die Kleider in Fetzen, wankend, blöde wie ein Betrunkener. Felicie zog ihn aus, wusch ihm die Hände, als eine Nachbarin, die zufällig zugegen war, erzählte, daß die Communards noch den Père Lachaise hielten, und daß die Versailler nicht wußten, wie sie sie hinauswerfen sollten.

„Ich gehe hin,“ sagte er einfach.

Er raffte sich auf und nahm seine Flinte. Aber die letzten Vertheidiger der Commune waren nicht mehr auf dem Plateau, wo Eugen die ewige Ruhe gefunden hatte. Damour hatte den unbestimmten Wunsch, auf dem Grabe seines Sohnes zu sterben. Er konnte nicht mehr bis dorthin gelangen. Die Granaten schlugen rechts und links um ihn ein und rissen die Grabkreuze nieder. Zwischen den Bäumen, hinter den Marmorstatuen die hell in der Sonne glänzten, waren einige Nationalgardien versteckt und schossen auf die Soldaten, deren rotte Hosen man von Zeit zu Zeit aufleuchten sah. Damour wurde sofort gefangen. Man erschoss siebenunddreißig Mann von seiner Compagnie. Es war ein Wunder, daß er nicht auch erschossen wurde. Vielleicht wollte man ihn begnadigen, weil ihm Felicie die Hände gewaschen und er seitdem noch nicht wieder geschossen hatte. Betäubt und ermattet von diesem Uebermaß des Grauels, erinnerte er sich nicht mehr der Tage, die nun folgten. In seinem Kopfe blieb eine wirre Vorstellung, schwer wie ein Alpdrücken, von endlosen Stunden auf dunklen Plätzen, von ermüdenden Märschen in der Sonne, von Geschrei und Schüssen, von einer Menge, welche er durchschritt . . . Als ihm das klare Bewußtsein wiederkehrte, war er in Versailles gefangen.

Felicie besuchte ihn, immer bleich aber gefaßt. Wenn sie ihm mittheilte, daß es Louise besser gehe, hatten sie sich nichts mehr zu sagen und saßen schweigend nebeneinander. Beim Abschiede wollte sie ihm Muth machen

und sagte ihm, daß man sich mit ihm beschäftige und daß er sicher entlassen werden würde. Er fragte:

„Und Verru?“

„Oh,“ erwiderte sie mit einem Zucken der Schultern, „Verru ist in Sicherheit. Er verschwand drei Tage vor dem Einmarsch der Truppen, man kümmerte sich nicht um ihn.“

Einem Monat später schickte man Damour nach Neu-Caledonien. Er war zur einfachen Deportation verurtheilt. Da er keine Charge bekleidete, hätte man ihn vielleicht freigesprochen, aber er gestand ganz ruhig, daß er vom ersten Tage an geschossen hatte. Als sie sich das letzte Mal sahen, sagte er mit Festigkeit zu Felicie:

„Ich werde wiederkommen. Erwarte mich mit der Kleinen.“

Das war das Wort, das Damour in seinen wirren Erinnerungen deutlich hörte, wenn er in seiner Stumpfheit den schweren Kopf niederlegte und den leeren Horizont des Meeres anstarrte. So träumte er sich oft in die Nacht herüber. In der Ferne sah er einen hellen Punkt, wie die Spur, die ein Schiff im Wasser zurückläßt, die Finsterniß durchkreuzen und es kam ihm vor, als müßte er aufstehen und auf den Wellen fortschreiten bis zu diesem hellen Punkt; er hatte ja versprochen, wiederzukommen.

* * *

In Rumbá war man mit der Aufführung Damours sehr zufrieden. Er hatte Arbeit gefunden, und man ließ ihn auf Begnadigung hoffen. Er war ein stiller Mann, der viel mit den Kindern spielte. Er kümmerte sich nicht mehr um Politik, verkehrte wenig mit seinen Kameraden und lebte für sich allein; man konnte ihm nur einen Vorwurf machen: er trank von Zeit zu Zeit, aber es war die harmlose Trunkenheit eines Kindes, das sich selbst in den Schlaf weint. Seine Begnadigung schien eine ausgemachte Sache zu sein, als er eines Tages plötzlich verschwand. Mit Bestürzung vernahm man, daß er sich mit vier seiner Genossen geflüchtet hatte. Seit den zwei Jahren seiner Verbannung, hatte er mehrere Briefe von Felicie erhalten; anfangs regelmäßig, dann seltener und endlich blieben sie ganz aus. Er selbst schrieb oft. Drei Monate waren vergangen, ohne daß er Nachrichten von drüben erhalten hatte. In seiner Verzweiflung glaubte er die Begnadigung nicht abwarten zu können, die vielleicht noch lange auf sich warten lassen werde, und in einer Stunde der Ueberreizung faßte er einen jener Entschlüsse, die man oft den nächsten Tag wieder bereut. Eine Woche später fand man einige Meilen weiter eine zertrümmerte Barke mit drei Leichen, welche schon halb verwest waren, unter diesen wollte man auch diejenige Damours erkennen. Es war dieselbe Gestalt und derselbe Bart. Nachdem die gesetzlichen Formalitäten erfüllt waren, sandte man den Act nach Frankreich, damit die Verwaltung die Witwe benachrichtige. Alle Zeitungen sprachen von dem Abenteuer, von der tragischen Flucht und dem tragischen Ende der

Flüchtlinge, und diese interessante Neuigkeit machte die Kunde durch alle Blätter der Welt.

Indeß lebte Damour. Man hatte ihn mit einem seiner Genossen verwechselt, mit dem er übrigens, was das Seltsamste an der Sache war, nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Die Beiden trugen einen Bart; das war Alles. Damour und der vierte seiner Genossen reiteten sich wie durch ein Wunder. Als sie auf englischen Boden angekommen waren, trennten sie sich, um sich nie wieder zu begegnen; ohne Zweifel starb der Andere am gelben Fieber, welches auch Damour beinahe dahingerafft hätte.

Sein erster Gedanke war, Felicie durch einen Brief zu benachrichtigen. Aber eines Tages fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, das seine Flucht und seinen Tod meldete. In diesem Augenblicke erschien ihm die Absendung eines Briefes nicht rathsam. Ein Brief konnte unterschlagen, geöffnet werden, und die Nachricht konnte an den Tag kommen. Es war besser, wenn die Leute an seinen Tod glaubten. Niemand kümmerte sich mehr um ihn. Er konnte unbehellig nach Frankreich zurückkehren, um ruhig die Amnestie abzuwarten. Aber da erfaßte ihn das gelbe Fieber und hielt ihn mehrere Wochen in irgend einem Hospitale fest.

Nachdem er von der Krankheit genesen war, überfiel ihn eine fürchterliche Trägheit. Mehrere Monate blieb er schwach und unfähig einen Entschluß zu fassen. Das Fieber hatte ihm alle seine früheren Wünsche und Hoffnungen geraubt. Er verlangte nichts mehr und er fragte nach nichts. Die Bilder von seiner Frau und seinem Kinde waren in ihm erloschen. Er sah sie noch immer, aber wie in weiter Ferne in Nebel gehüllt, wo sie blieben, ohne daß er sie erkannte. Dann beschäftigte ihn ein anderer Plan. Ehe er zu Felicie und Louise heimkehrte, wollte er ein Vermögen erwerben. Was sollte er in Paris anfangen? Hungers sterben? Er müßte zu seinem Schraubstock zurückkehren, und vielleicht fand er auch da keinen Verdienst, denn er fühlte sich furchtbar gealtert. Nein, er wollte nach Amerika gehen, dort hunderttausend Francs zusammenraffen — eine bescheidene Summe im Vergleich zu den Millionen, die ihm im Kopfe spukten. In einer Goldmine, die man ihm weisen würde, werde er das mit Leichtigkeit finden; denn der einfachste Erdarbeiter brachte es ja dort schon nach einem halben Jahre zu Wagen und Pferden! Er richtete schon sein Leben ein. Er sah sich mit hunderttausend Francs nach Frankreich zurückkehren. Er träumte sich im Besitze eines kleinen Hauses in Vincennes, in dem er mit seinen viertausend Francs Rente gemüthlich zu Dreien lebte, mit Louise und Felicie, weltvergessen, glücklich, fern von allem Getriebe der Politik.

Zwei Monate darauf war Damour in Amerika.

Dort fing für ihn ein seltsames Leben an. Die Wellen des Zufalls warfen ihn hin und her und führten ihn in ernste und lächerliche Abenteuer. Er tauchte in das Elend unter und schwamm bald wieder oben auf einer Woge des Glückes. Dreimal schon hatte er geglaubt, endlich seine hundert-

tausend Francs zu haben, aber immer rannen sie ihm wieder durch die Finger; es sollte nicht sein, er beraubte sich selbst seiner letzten Mittel. Er hatte viel gelitten, viel gearbeitet und stand schließlich da, ohne ein Hemd auf dem Leibe zu haben. Nach langen Streifzügen nach allen vier Enden der Welt, warfen ihn die Ereignisse nach England. Von dort kam er nach Brüssel, bis an die Grenze von Frankreich. Allein er dachte nicht mehr daran, dahin zurückzukehren. Bei seiner Ankunft in Amerika hatte er an Felicie geschrieben. Drei Briefe waren ohne Antwort geblieben, und er kehrte wieder zu seinen Vermuthungen zurück: entweder hatte man seine Briefe aufgefangen, oder seine Frau war todt, oder sie hatte selbst Paris verlassen. Nach einem Jahre machte er noch einen vergeblichen Versuch. Um sich nicht zu verrathen, falls sein Brief unterschlagen oder geöffnet werden sollte, schrieb er unter einem falschen Namen an Felicie lauter erfundene Dinge; er baute darauf, daß sie seine Schrift erkennen und ihn schon verstehen würde. Aber ihr Schweigen hatte seine Erinnerung eingeschlafert. Er war todt, er hatte Niemanden mehr auf der Welt, nichts kümmerte ihn mehr. Etwa ein Jahr arbeitete er in einem Kohlentert unter der Erde, dort aß und schlief er auch und dachte nicht mehr an die Außenwelt.

Eines Abends hörte er in einer Schenke, daß die Amnestie erlassen sei und alle Communards zurückkehren dürften. Das rüttelte ihn auf. Er fühlte eine Erschütterung und das Bedürfniß, mit den Andern abzureisen, um die Straße wiederzusehen, in der er gewohnt hatte. Es war ein instinctives Gefühl, dem er nicht widerstehen konnte. Dann, als er im Waggon saß, dachte er darüber nach, wie er jetzt seinen Platz in der Welt wieder einnehmen und wie er vor Felicie und Louise hintreten werde. Die Hoffnung zog wieder in sein Herz ein; er war frei, er brauchte die Deffentlichkeit nicht mehr zu scheuen, und er hatte schließlich die Ueberzeugung, daß er die Seinen wiederfinden werde, ganz ruhig, in ihrer alten Wohnung, in derselben Straße, bei gedecktem Tisch, ihn erwartend. Er sagte sich, daß sich Alles ganz einfach auflären werde. Er werde zum Maire gehen, sich nennen, und der Haushalt würde wieder seinen alten Gang gehen.

* * *

Auf dem Nordbahnhofe in Paris harrte eine lärmende Menge, welche unaufhörlich einen Namen rief. Als die Ankommenden erschienen, wurden sie mit enthuftastischen Zurufen und Hüteschwenken empfangen. Einen Augenblick bekam Damour Furcht; er wußte nicht, was das Alles bedeuten sollte, und es schien ihm, als seien die Leute herbeigeeilt, um ihn zu verhöhnern. Dann erinnerte er sich des Namens, der die Menge in solche Begeisterung versetzte; es war ein berühmter Communard, der sich in demselben Zuge befand und dem man eine Ovation darbrachte. Damour sah ihn an sich vorübergehen, viel dicker als früher, mit feuchten Augen gerührt lächelnd über diesen Empfang. Als dieser Held in eine Droschke gestiegen war, wollte ihm das

Wollt die Pferde ausspannen. Man erdrückte sich, die Menschenwoge verlor sich in der Straße La Fayette — ein Meer von Köpfen, unter welchen man noch lange die Droschke bemerken konnte, die sich langsam wie ein Triumphwagen fortbewegte. Damour, herumgestoßen und gepufft, gelang es nur mit vieler Mühe, die äußeren Boulevards zu erreichen. Niemand beachtete ihn. Alle seine Leiden, Versailles, seine Verurtheilung, die Ueberfahrt nach Numéa, seine Rückkehr, das alles schien ihm kaum mehr erinnerlich. Aber draußen auf den Boulevards überfiel ihn die Nüchternung. Er hatte Alles vergessen! Es war ihm zu Muthe, als habe er die Vorstadt von Paris nie verlassen, als sei er jetzt nur in die Stadt hineingegangen, um seine Arbeit abzuliefern und als kehre er nun ganz ruhig nach Hause zurück, in die alte Straße — gerade wie ehemals. Zehn volle Jahre seines Lebens waren dahingerauscht und es schien ihm, als lägen sie mit ihren Wirren und Schmerzen weit, weit hinter ihm. Trostdem war er etwas erstaunt, nicht Alles so zu finden, wie er es gewohnt war, wenn er früher in behaglicher Ruhe heimkehrte. Die Boulevards waren breiter geworden. Die Gesichter der Vorübergehenden regten ihn auf; er blieb erstaunt vor einem Ausshängeschild stehen. Er empfand nicht die volle aufrichtige Freude darüber, den Fuß wieder auf dieses theure Stück Erde zu setzen; es war ein Gemisch von Zärtlichkeit und Besorgniß, einer dumpfen unbekanntem Besorgniß, die ihn ängstigte mitten in dieser alten, ihm wohlbekannten Umgebung. Seine Aufregung steigerte sich noch, als er sich seiner Wohnung näherte. Er sah zwar dieselbe Straße, dieselben Läden, aber er konnte Niemanden mehr erkennen — alle Leute waren ihm fremd. Und je mehr er vorwärtschritt, um so weicher wurde es ihm um's Herz. Er wollte umkehren, als ob ihn eine Katastrophe erwartete. Was suchte er daheim? Was hatte er da zu thun?

Dreimal ging er vor dem Hause vorbei, ehe er sich entschloß einzutreten. Gegenüber war früher ein Kohlenhändler. Der war fort, es war jetzt ein Obstladen, und die Frau, welche in der Thüre stand, erschien ihm so breit und behaglich, daß er nicht den Muth hatte, sie um Auskunft zu bitten, wie er es anfangs beabsichtigt hatte. Er zog es vor, Alles zu wagen und klopfte entschlossen an das Fenster der Portierfrau. Wie oft hatte er früher an dieses kleine vergitterte Fenster geklopft!

„Frau Damour, ich bitte . . .“

„Kenne ich nicht . . . Wohnt nicht hier!“

Er blieb unbeweglich. Die frühere Portierfrau war eine starke Person, und die vor ihm stand und ihn mit Mißtrauen beobachtete, war klein, mager, trocken. Er wiederholte:

„Frau Damour wohnte im Hofe, vor zehn Jahren.“

„Vor zehn Jahren!“ schrie ihn die Dürre an, „eh, seitdem ist viel Wasser die Seine hinunter gelaufen. Wir sind erst seit dem Monat Januar hier.“

„Frau Damour hat vielleicht ihre Adresse hinterlassen?“

„Nein. Ich weiß es nicht.“

Und als er nicht gehen wollte, drohte sie, ihren Mann zu rufen. Der werde diesem Epioniren schon ein Ende machen. Sie habe genug von diesem Zudringlichen!

Er erröthete und zog sich beschämt und stotternd zurück, beschämt über seine zertransten Hosen und seine alte, schmutzige Blouse. Mit gesenktem Kopf ging er durch die Straße, aber er konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen. Es schien ihm wie ein Abschied auf immer, wenn er jetzt ging, und das zerriß ihm das Herz. Man werde schon Mitleid mit ihm haben und ihm einige Auskunft geben. Er erhob die Augen, betrachtete die Fenster, prüfte die Läden und suchte sich zurechtzufinden. In diesen Häusern der Armuth, wo die Wohnungskündigungen oft wie Hagel niederfielen, waren zehn Jahre in der That ausreichend, um das ganze Viertel neu zu bevölkern. Er zitterte vor Schreck und Furcht erkannt zu werden. Als er wieder die Straße hinauf schritt, bemerkte er endlich einige bekannte Gesichter; es war der Tabakhändler, der Gewürzkrämer, eine Wäscherin und die Bäckerfrau, bei der sie früher ihren Bedarf einkaufte. Während einer Viertelstunde ging er unschlüssig und zögernd vor den Läden auf und ab, ohne es zu wagen einzutreten. Die Angst und der Kummer trieben ihm den Schweiß auf die Stirn, so sehr litt er unter diesem neuen Schlag des Schicksals. In der Schwäche seines Herzens entschloß er sich endlich, bei der Bäckerin einzutreten, einer verschlafenen Frau, die immer weiß aussah, als wäre sie eben aus einem Mehl sack gestiegen. Sie sah ihn an, ohne sich zu rühren. Auch sie erkannte ihn gewiß nicht, mit seiner sonnenverbrannten Haut, seiner Glaze, seinem langen, struppigen Bart, der das Gesicht zur Hälfte bedeckte. Das gab ihm einigen Muth. Er kaufte ein Brot für einen Sou und fragte wie zufällig:

„Haben Sie nicht unter Ihren Kunden eine Frau mit einem kleinen Mädchen . . . eine Frau *Damour*?“

Die Bäckerin dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie mit ihrer weichen Stimme:

„Ah, ja, früher, ich glaube. Aber das ist lange her . . . ich weiß es nicht bestimmt . . . Man sieht so viel Leute!“

Er mußte sich zufrieden geben. Die nächsten Tage lehrte er wieder. Er war nun mit seinen Fragen an die Leute in der Straße schon etwas kühner; aber es waren immer dieselben gleichgiltigen, sich widersprechenden Auskünfte, die ihn nur noch mehr verwirrten. Aus all' dem erfuhr er nur mit Bestimmtheit, daß *Felicie* etwa zwei Jahre nach seiner Deportation nach *Numéa*, gerade zur Zeit als er von dort flüchtete, weggezogen war. Niemand wußte wohin; die Einen sprachen von *Gros-Cailou*, die Anderen von *Bercy*. Der kleinen *Louise* erinnerte man sich nicht mehr. Er gab die Hoffnung auf. Ermüdet saß er eines Abends auf dem äußeren Boulevard mit dem Entschluß, nicht weiter zu suchen, und weinte. Was sollte er nun

beginnen? Paris schien ihm leer. Die wenigen Sous, die ihm seine Rückkehr nach Frankreich ermöglichten, waren aufgezehrt. Einen Augenblick dachte er daran, nach Belgien zurückzugehen, in eine Kohlengrube, wo es immer Nacht war und wo er lebte ohne zu denken, ohne Erinnerung, glücklich wie ein Thier, das unter der Erde schläft. Dennoch blieb er, und er blieb, elend, hungernd, ohne Arbeit finden zu können. Ueberall wies man ihn zurück, man fand ihn zu alt. Er zählte kaum fünfzig Jahre, aber man hielt ihn für siebzig, so zerstörend hatten die zehn Jahre des Leidens auf ihn gewirkt. Er lief herum wie ein Wolf auf den Brandstätten der Commune, in der Hoffnung, wenigstens die Arbeit zu finden, die man nur den Krüppeln und den Kindern gab. Ein Steinschneider, der im Hôtel de Ville arbeitete, versprach ihm, ihm die Aufsicht über die Werkzeuge zu verschaffen; aber auch diese Anstellung blieb aus, und er starb fast vor Hunger.

Eines Tages stand er auf der Brücke von Notre-Dame und sah dem Fließen des Wassers zu, erfaßt von dem Schwindel, der die Armen zum Selbstmord treibt. Mit einem gewaltsamen Ruck riß er sich von der Brüstung los und bei dieser Bewegung stieß er heftig an einen Vorübergehenden, einen langen Durstigen in weißer Blouse, welcher fluchend stehen blieb.

„Verdammtter Kerl!“

Damour war mit offenem Munde stehen geblieben, die Augen starr auf den Mann gerichtet. „Berru!“ rief er endlich.

Es war wirklich Berru, der sich aber sehr zu seinem Vortheil verändert hatte. Er hatte ein blühendes Gesicht und jugendliches Aussehen. Seit seiner Rückkehr hatte Damour oft an ihn gedacht; aber wo sollte er ihn finden, der, wie er wußte, alle vierzehn Tage in einem anderen Hause wohnte? Während der Maler die Augen aufriß, nannte Damour mit zitternder Stimme seinen Namen, aber Berru wollte nicht daran glauben.

„Unmöglich! Flausen!“

Endlich erkannte er ihn doch. Berru erhob die Stimme und war so laut, daß die Leute auf dem Trottoir stehen blieben.

„Aber Du warst ja todt! Wer hätte gedacht, daß Du wiederkommen würdest! Man hält doch die Leute nicht so zum Besten. Ist es denn wirklich wahr, daß Du lebst!“

Damour bat ihn leise und demüthig, nicht so laut zu sprechen. Berru fand das zu komisch. Er nahm ihn unter den Arm und führte ihn in eine Weinschenke in der Straße Saint-Martin. Er überhäufte ihn mit Fragen und wollte Alles wissen.

„Später, wenn wir allein sind,“ sagte er. „Aber vor Allem: wo ist meine Frau?“

Berru sah ihn bestürzt an.

„Wie, Deine Frau?“

„Ja, wo ist sie? Weißt Du ihre Adresse?“

Die Bestürzung des Malers steigerte sich. Er sagte langsam:

„Gewiß, weiß ich ihre Adresse Kennst Du denn die Geschichte nicht?“

„Was? Welche Geschichte?“

Berru fing an zu verstehen.

„Ah, das ist aber stark! Du weißt von nichts! Aber Deine Frau hat sich ja wieder verheirathet, alter Knabe!“

Damour, welcher sein Glas erhoben hatte, stellte es wieder hin, der Wein lief ihm durch die zitternden Finger. Indem er sich die Hände an seiner Blouse abwischte, wiederholte er dumpf:

„Was sagst Du? Wieder verheirathet, wieder verheirathet? . . . Bist Du sicher?“

„Zum Teufel! Du warst todt, sie hat sich wieder verheirathet, da ist nichts zu verwundern . . . Es ist nur so komisch, weil Du wieder auf-erstanden bist.“

Und während der Beklagenswerthe bleich und zitternd dasaß, erzählte ihm Berru die Geschichte in ihren Einzelheiten. Sie hatte einen Metzger geheirathet, der in den Batignolles wohnte, einen Witwer, dem sie sein Geschäft führte. Sognard, er hieß Sognard, ein dicker Mann von sechzig Jahren, aber noch gut erhalten. An der Ecke der Straße Mollet war der Laden, mit der besten Kundschaft des Viertels und dem vergoldeten Kopf eines Ochsen auf seinem Schild.

„Was wirst Du nun anfangen?“ fragte Berru nach diesen Mittheilungen.

Damour antwortete mit einer unbestimmten Bewegung der Hand, die etwa heißen sollte: „Abwarten!“

„Und Louise?“ fragte er plötzlich.

„Die Kleine? Oh, ich weiß nicht . . . Sie werden sie irgend wohin gegeben haben, denn ich habe sie nie mit ihnen gesehen. Das Kind könnten sie Dir wohl wieder geben, da sie es ja doch nicht bei sich haben. Aber was willst Du mit einem zwanzigjährigen Mädchen anfangen; Du siehst mir nicht danach aus, als ob Du ihr viel bieten könntest. Oh, Du mußt nicht böse sein, aber ich würde mich nicht wundern, wenn Dir die Vorübergehenden zwei Sous schenkten.“

Damour fand kein Wort mehr, er ließ den Kopf sinken, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Berru bestellte ein zweites Maß Wein und munterte ihn auf:

„Zum Teufel! Es ist lächerlich, aber da Du nun einmal lebst, so wird man sich einrichten . . . Was wirst Du thun?“

Und die beiden Männer verloren sich in endlose Gespräche, welche sie immer wieder zu denselben Folgerungen brachten. Etwas, was Berru ihm nicht sagte, war, daß er selbst, gleich nach Damours Entfernung, versucht hatte, gerührt durch die runden Schultern Felicies, sich ihr zu nähern. Seitdem fühlte er Haß gegen die Frau, die den Metzger ihm vorgezogen, offenbar nur des Geldes wegen. Als sie beim dritten Maße waren, rief er:

„Ich an Deiner Stelle, würde hingehen, mich dort einrichten, und wenn es Sognard nicht recht ist, ihn zur Thüre hinauswerfen, denn von Rechts wegen bist Du doch der Herr. Das Gesetz ist für Dich.“

Nach und nach wurde Damour betäubt, der Wein war ihm zu Kopf gestiegen und rothe Flammen loderten auf seinen eingefallenen Wangen. Er werde sehen, was zu machen sei, wiederholte er immer wieder. Aber Berru trieb ihn vorwärts, schlug ihn auf die Schulter, und fragte ihn, ob er ein Mann sei. Gewiß war er ein Mann! Und er hatte diese Frau so geliebt! Er liebte sie noch, so sehr, daß er Paris in Brand gesteckt hätte, um sie wiederzufinden. Und jetzt! Was erwartete ihn? Aber sie gehörte ihm ja, er brauchte sie ja nur zu nehmen. Beide waren betrunken und sprachen nun sehr tapfer, indem sie die Nasen zusammensteckten.

„Ich gehe hin,“ sagte auf einmal Damour sich mühsam erhebend.

„Ah, das laß ich mir gefallen! Es wäre auch zu dumm!“ schrie Berru. „Ich begleite Dich!“

Und sie machten sich auf den Weg nach Batignolles.

*

*

*

Der Laden mit den rothen Gittern und dem vergoldeten Ochsenkopf befand sich an der Ecke der rue des Moines und der rue Nollet. Die zerlegten Thiere waren auf weißen Tüchern ausgebreitet, während ringsherum an Schnüren befestigt Hammelkeulen hingen, deren jede einzelne in eine mit Spitzen besetzte Papierdüte gehüllt war, so daß es von Weitem so aussah, als seien die Wände mit Blumenbouquets behangen. Das ganze Geschäft machte den Eindruck behaglicher Behäbigkeit. Auf den Marmortischen lag ein großer Vorrath von zerschnittenem und für die Küche schon zubereitetem Fleisch; das rosige Fleisch des Kalbes abwechselnd mit dem purpurnen des Hammels und dem scharlachrothen des Ochsen, das mit seinem durchwachsenen Fett wie marmorirt aussah. In diesem freundlichen mit Fliesen gepflasterten Laden, dessen Thüren weit offen standen, strömte aus allen Fleischtheilen der belebende Geruch frischen Blutes, und diese Fülle der Gesundheit spiegelte sich wieder in den strotzenden Gesichtern der darin Beschäftigten.

Im Hintergrunde, mitten im Lichte, das durch die offenen Thüren von der Straße hereinfiel, thronte Felicie hinter ihrem Comptoirisch, der mit Glaswänden umgeben war, um sie vor Zugluft zu schützen. In diesem heiteren Widerschein, diesem rosigen Schimmer des Ladens erschien auch sie frisch und rosig, in jener dauerhaftesten Frische der Frau, die das vierzigste Jahr bereits überschritten. Mit den glatt gescheitelten Haaren, ihrer reinen Haut, und dem weißen Kragen hatte sie den lächelnden, geschäftigen Ernst einer Kaufmannsfrau, welche, in einer Hand die Feder, mit der anderen die Münze herausgiebt und so gleichsam die Ehrbarkeit und den Wohlstand des Hauses verkörpert. Die Burschen zerschnitten und wogen das Fleisch, Zahlen rufend, worauf die Kunden an Felicie herantraten, um ihr ihr Geld zu geben und

zugleich mit liebenswürdigem Lächeln die Neuigkeiten des Quartiers auszutauschen. In diesem Augenblicke war es eine kleine kränkliche Frau, welche zwei Cotelettes bezahlte, während sie von Felicie mitleidig betrachtet wurde.

„Fünfzehn Sous, nicht wahr?“ fragte sie. „Geht es noch immer nicht besser, Madame Verdier?“

„Nein, noch immer nicht. Mein Magen wird nicht mehr gesund. Ich habe alles genommen was man mir nur gerathen hat. Jetzt sagt der Arzt, daß es mir an Fleisch fehlt; aber es ist so theuer! . . . Wissen Sie schon, daß der Kohlenhändler gestorben ist?“

„Was Sie sagen!“

„Ja, aber er litt nicht am Magen, er hatte es im Bauch . . . Zwei Cotelettes, fünfzehn Sous! Ein Huhn würde nicht so viel kosten.“

„Es ist nicht unsere Schuld, Madame Verdier. Wir wissen selbst nicht mehr, wie wir herauskommen sollen . . . Was gibt es, Karl?“

Während des Plauderns hatte sie keinen Augenblick ihre Aufmerksamkeit auf den Laden vernachlässigt. Jetzt rief sie einen Burschen an, der mit zwei Männern sprach, die draußen auf dem Trottoir standen. Aber der Bursche hörte nicht, und sie rief noch lauter:

„Karl, was will man denn?“

Aber auch sie hörte die Antwort nicht. Die beiden Männer traten ein, und den, der zuerst eintrat, hatte sie sofort erkannt.

„Ah, Sie sind es, Herr Verru.“

Sie schien nicht sehr erbaut zu sein, um ihre Lippen spielte ein verächtlicher Zug. Die beiden Männer hatten auf ihrer langen Wanderung von der Straße Saint-Martin bis zu den Batignolles wiederholt Rast gemacht, denn ihre Gurgeln waren trocken von dem vielen und lauten Reden. Jetzt waren sie anscheinend stark benebelt. Damour versetzte es einen Schlag auf's Herz, als ihm Verru mit einer Bewegung seiner Hand Felicie im Laden zeigte, so schön, so jung! — und ihm sagte: „Da ist sie!“ Unmöglich! Das mußte Louise sein, die ja ihrer Mutter immer so ähnlich gewesen war; Felicie war ja viel älter! Und dieser reiche Laden, mit dem frischen Fleischgeruch, den glänzenden Waagschalen, diese gut angezogene Frau mit dem Aussehen einer braven Bürgerfrau, deren Hand in einem Haufen Geld wühlte, dämpfte seinen Zorn und seine Kühnheit und beängstigte ihn sogar. Er schämte sich und hatte Lust davonzulaufen, so entsetzte ihn der Gedanke, dort einzutreten. Niemals würde diese Dame einwilligen, ihn wiederzunehmen, — ihn, mit seinem erbärmlichen Aussehen, dem struppigen Bart und der schmutzigen Blouse. Er drehte sich auf seinem Absatz um und ging die rue des Moines hinunter, als wollte er sich vor sich selbst verstecken, als Verru ihn einholte und zurückbrachte.

„Zum Teufel auch! Hast Du denn kein Blut in den Adern? . . . Oh, ich an Deiner Stelle, ich würde ihr einß aufspielen, der braven Bürgerfrau! Ich würde hingehen und mir mein Theil nehmen, die Hälfte von

den Hammeln und die Hälfte vom Andern . . . wirst Du nun gehen, Du Esel!"

Und er zerrte ihn wieder die Straße hinauf, dann fragte er einen Burfchen, ob Herr Sognard zu Hause sei, und als er hörte, daß der Meister im Schlachthause sich befinde, trat er zuerst ein, um die Sache kurz abzumachen. Blöde und fast erstickt vor Angst folgte ihm Damour.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Verru?“ frug Felicie, und ihre Stimme klang weniger scharf.

„Ich wünsche nichts,“ erwiderte der Maler. „Es ist mein Kamerad hier, der Ihnen Einiges zu sagen hat.“

Er trat zurück und Damour befand sich nun Felicie gegenüber. Sie sah ihn an, er fühlte sich unter ihrem Blick wie auf einer Folterbank und schlug die Augen nieder. Sie verzog verdießlich den Mund, ihr ruhiges glückliches Gesicht drückte Widerwillen vor diesem Trunkenbolde aus, der da vor ihr stand, sich seines Elendes und seiner Armuth bewußt. Aber plötzlich, und ehe sie noch ein Wort mit ihm gewechselt hatte, erbleichte sie, stieß einen Schrei aus, ließ die Münze fallen, die sie eben in der Hand hielt, und die man in der Lade hell klingen hörte.

„Was ist Ihnen? Sind Sie krank?“ fragte Madame Verdier, welche neugierig stehen geblieben war.

Felicie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie die Leute abwehren. Sie konnte keinen Laut hervorbringen. Mühsam erhob sie sich und schritt auf dem Speisesaal im Hintergrunde des Ladens ein. Ohne daß sie sie dazu aufgefordert hätte, folgten ihr die beiden Männer und verschwanden hinter ihr, Verru mit höhnischem Lachen, Damour die Augen starr auf die Steinplatten des Bodens gerichtet, als fürchte er zu fallen.

„Oh, das ist aber sonderbar,“ murmelte Madame Verdier, nachdem sie mit den Gehülfen allein war.

Die Letzteren hatten mit dem Abwiegen und Zerschneiden des Fleisches innegehalten und neugierige Blicke gewechselt. Aber sie wollten sich keine Blöße geben und nahmen ihre Beschäftigung wieder auf, indem sie sich bemühten, gleichgültig auszugehen und ohne Madame Verdier zu antworten, welche sich mit ihren zwei Cotelettes in der Hand mürrisch entfernte.

In dem Speisesaal glaubte Felicie noch nicht sicher zu sein, sie öffnete eine zweite Thür und trat mit den beiden Männern in ihr Schlafzimmer.

Es war ein wohlgepflegtes ruhiges Zimmer mit weißen Vorhängen vor dem Bett und an den Fenstern, einer goldenen Stuhluhr und Eichenmöbeln, auf welchen auch nicht ein Stäubchen lag. Felicie warf sich in einen Sessel von blauem Nips und wiederholte die Worte:

„Sie sind es . . . Sie sind es . . .“

Damour konnte nicht sprechen. Er prüfte das Zimmer und wagte nicht, sich zu setzen: die Stühle waren ihm viel zu schön. Es war wieder Verru, welcher das Wort ergriff:

„Ja, seit vierzehn Tagen sucht er Sie! . . . Wir sind uns begegnet, und ich habe ihn hergeführt.“ Dann, als versuchte er sich zu entschuldigen, fügte er hinzu: „Sie begreifen, es war nicht Anderes zu machen. Er ist ein alter Kamerad, und es brach mir das Herz, als ich ihn so vor mir sah, im tiefsten Elend!“

Unterdeß hatte sich Felicie etwas erholt. Sie war die Vernünftigste und auch die Stärkste. Als sie wieder athmen konnte, war sie schnell entschlossen, dieser unerträglichen Situation ein Ende zu machen.

„Nun also, Jacques, was willst Du thun?“

Er antwortete nicht.

„Es ist wahr,“ fuhr sie fort, „ich habe mich wieder verheirathet. Aber es ist nicht meine Schuld, Du weißt es. Ich habe Dich todt geglaubt und Du hast nichts gethan, um diese schreckliche Täuschung zu verhindern.“

Endlich sprach Damour: „Ja, ich habe Dir geschrieben.“

„Ich schwöre Dir, daß ich keinen Brief erhalten habe. Du kennst mich, Du weißt, daß ich niemals lüge . . . Hier in der Lade liegt das Papier . . . die Urkunde . . .“

Sie öffnete einen Schreibtisch und zog fieberhaft ein Blatt heraus, das sie Damour reichte. Mit blöder Miene versuchte er es zu lesen. Es war sein Todtenschein. Sie fuhr fort:

„Ich stand allein. Ich habe den Antrag eines Mannes angenommen, der mich aus meinem Elende ziehen wollte . . . das ist meine ganze Schuld. Ich habe mich durch den Gedanken, einmal glücklich zu sein, verlocken lassen. Das ist kein Verbrechen, nicht wahr?“

Mit gesenktem Kopf, gebehmüthigt und gemartert von dem, was sie sprach, hörte er ihr zu. Endlich schlug er die Augen auf.

„Und meine Tochter?“ fragte er.

Ein Zittern überlief Felicie. „Deine Tochter?“ stammelte sie. „Ich weiß es nicht . . . ich habe sie nicht mehr.“

„Wie?“

„Ja, ich habe sie zu einer Tante gebracht . . . Sie ist davongelaufen . . . sie ist auf Abwege gerathen . . .“

Damour blieb stumm, als habe er nicht verstanden. Dann schlug er plötzlich mit der Faust auf die Commode, daß die Gläser und Tassen in die Mitte des Zimmers flogen. Aber er konnte nicht weiter sprechen, die Thür war aufgegangen und zwei Kinder, ein Knabe von sechs und ein Mädchen von vier Jahren sprangen herein und warfen sich in lauter Freude an Felicies Hals.

„Guten Tag, Mütterchen, wir kommen aus dem Garten unten in der Straße . . . Françoise sagte wir müßten nach Hause gehen . . . Oh! wenn Du wüßtest, wieviel Sand es dort giebt und Hühner im Wasser . . .“

„Schon gut,“ jagte sie streng, „laß mich in Ruhe.“

Und sie rief die Magd. „Françoise, nimm sie wieder. Es ist zu dumm, um diese Stunde nach Hause zu kommen.“

Mit schwerem Herzen zogen sich die Kinder zurück und folgten der Magd, welche, beleidigt durch den rauhen Ton von Madame, die Kleinen unwillig vor sich hinschob.

Felicie hatte eine entsetzliche Furcht, daß Jacques ihr die Kinder stehlen könnte; sie sah schon, wie er sie auf den Rücken nahm und damit fortließ.

Berru, welcher keine Einladung erhalten hatte, sich zu setzen, hatte sich in einem Lehnstuhle ausgestreckt und Damour in's Ohr geflüstert: „Die kleinen Sognard . . . Oh, sie gedeihen gut, die Kacker.“

Nachdem die Thür wieder geschlossen war, schlug Damour ein zweites Mal auf die Commode und schrie: „Das Alles geht mich nichts an, ich will meine Tochter haben.“

Felicie wurde es kalt.

„Setz' Dich, und reden wir vernünftig,“ sagte sie, „durch Lärmen und Schreien kommen wir nicht weiter. Also, Du hast mich aufgesucht?“

„Ja, und Du wirst gleich mit mir kommen . . . Ich allein bin Dein Mann. Oh, ich kenne meine Rechte . . . Was, Berru, ist es nicht mein Recht? Also flugs! Nimm eine Haube, sei vernünftig und komm, wenn Du nicht willst, daß alle Leute unsere Geschichte erfahren.“

Sie sah ihn an, und trotz der Verwirrung in ihren Mienen, merkte er doch, daß sie ihn nicht mehr liebte, daß er ihr, verkommen und verwaorlost wie er war, Abscheu und Widerwillen einflößte. Was? Sie so weiß, so rund und voll mit den Gewohnheiten der bürgerlichen Behäbigkeit, sollte jetzt wieder ihr früheres Leben beginnen, dieses Leben voll Armuth und Entbehrungen, mit diesem Mann, der ihr wie ein Gespenst erschien.

„Du weigerst Dich,“ schrie Damour, der das Alles auf ihrem Gesicht las. „Oh, ich verstehe, Du bist jetzt gewohnt, die große Dame zu spielen, und ich, ich habe keinen so schönen Laden und keine gefüllte Kasse, in der Du nach Lust herumwühlen kannst . . . und die Kleinen, die ich jetzt gesehen habe, scheinst Du mir auch besser zu bewahren als Louise. Natürlich, was braucht man sich um den Vater zu kümmern, wenn man die Tochter hinausgeworfen hat! Aber das ist mir Alles gleichgültig. Ich will, daß Du mit mir kommst, und Du wirst kommen, oder ich gehe zum Polizeicommissar, um zu verlangen, daß man Dich mit den Gensdarmen zu mir bringt . . . Das ist mein Recht, nicht wahr, Berru?“

Der Maler hatte den Kopf auf die Lehne des Fauteuils gestützt; dieser Auftritt belustigte ihn ungemein. Als er Damour in Wuth und von seinen Reden berauscht, Felicie aber erschöpft und einer Ohnmacht nahe sah, glaubte er, daß nun der Augenblick gekommen sei, um eine schöne Rolle zu spielen. Mit einer sentenziösen Bewegung trat er zwischen Beide.

„Ja, ja, das ist Dein Recht, aber man muß sehen, muß überlegen . . . Ich, ich habe mich immer tadellos benommen . . . Ehe man sich also zu

Etwas entschließt, glaube ich, wäre es angezeigt mit Herrn Sognard zu sprechen, und da er jetzt nicht hier ist . . .“

Er unterbrach sich und fuhr dann mit veränderter Stimme, die in geheuchelter Gemüthsbewegung erzitterte, fort:

„Allein mein Freund ist bedrängt. In seiner Position hat man keine Zeit zu verlieren. Oh, Madame, wüßten Sie, wie er gelitten hat! Sehen Sie ihn nur an, er stirbt vor Hunger, überall hat man ihn zurückgewiesen. Als ich ihm vorhin begegnete, hatte er seit zwei Tagen nichts gegessen.“

Felicie, von Kummer und Mühnung überwältigt, konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten und ersticke fast vor Schluchzen. Eine unendliche Trauer und ein tiefer Schmerz preßten ihr das Herz zusammen; dann fühlte sie Grauen und Ekel vor dem Leben.

„Verzeih mir, Jacques!“ stieß sie hervor. Und als sie sich etwas erholt hatte, fuhr sie fort: „Was geschehen ist, ist geschehen. Aber ich will nicht, daß Du unglücklich seiest . . . Laß' mich Dir beistehen.“

Damour machte eine entschlossene Bewegung.

„Es ist sicher,“ sagte Berru rasch, „daß das Haus reich genug ist, daß Deine Frau nicht nöthig hat, Dich mit leerem Magen abziehen zu lassen. Wenn Du auch kein Geld nehmen willst, kannst Du doch immer ein Geschenk acceptiren. Sie werden ihm wenigstens ein Stück Fleisch zur Suppe geben, nicht wahr, Madame?“

„O, Alles was er verlangt, Herr Berru.“

Aber Damour schlug nochmals auf die Commode und schrie: „Danke, ich esse nicht von diesem Tisch.“

Dann sah er Felicie in die Augen und sagte: „Dich allein will ich, und Dich werde ich haben . . . Behalte Dein Fleisch.“

Felicie trat zurück, und Widerwillen und Schrecken erfaßten sie von Neuem. Damour redete sich wieder in seinen Muth hinein und drohte, Alles niederzuschlagen und eine furchtbare Anklage zu erheben. Er wollte wissen, wo seine Tochter sei. Er schüttelte Felicie in ihrem Sessel, indem er ihr zuschrie, sie habe die Kleine verkauft; und Felicie ohne Schutz, betäubt von all dem Schrecken, welcher auf sie einstürmte, wiederholte nur leise, daß sie nicht wisse, wo Louise sei, aber daß man wohl auf der Polizei ihre Adresse erfahren könne. Und Damour, welcher sich in einen Sessel geworfen und geschworen hatte, der Teufel brächte ihn nicht von der Stelle, erhob sich jetzt jählings, schlug ein letztes Mal mit der Faust auf und zwar noch stärker als früher, und schrie: „Donnerwetter! Ich werde gehen. Ja, ich gehe, weil ich will . . . Aber Dir bleibt nichts geschenkt; ich werde wiederkommen, wenn Dein Mann da ist und ich werde Euch zurechteln, ihn, Dich und Deine Kragen, die ganze vermaledeite Wirthschaft . . . Warte nur, Du wirst schon sehen!“ Er ging, ihr noch mit der Faust drohend, hinaus. Im Grunde fühlte er sich erleichtert. Berru blieb hinter ihm zurück und sagte zu Felicie in einem vermittelnden Ton, dem man es aber

anmerkte, daß es ihm ein besonderes Vergnügen gewährte, in diese Geschichte verwickelt zu sein: „Haben Sie keine Furcht, ich verlasse ihn nicht. Man muß um jeden Preis ein Unglück verhüten.“

Er erlaubte sich sogar, ihre Hand zu nehmen und sie zu küssen. Sie ließ es geschehen; sie war vernichtet. Hätte sie Damour am Arme gefaßt und fortgeführt, sie wäre mit ihm gegangen. Sie hörte die Schritte der beiden Männer, als sie durch den Laden gingen. Einer der Burschen zerhackte mit einem großen Beile einen Hammelrücken. Stimmen riefen Zahlen. In dem Instinct einer guten Geschäftsfrau raffte sie sich auf, begab sich auf ihren Platz hinter dem Comptoirtisch und saß bald wieder zwischen den Glasscheiben in dem hellen Licht der Straße, sehr bleich, aber sehr ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Wie viel bekommen Sie?“ fragte sie.

„Sechs Francs, und fünfzehn Centimes Madame.“

Und sie gab das kleine Geld heraus.

* * *

Der folgende Tag war für Damour ein Glückstag: Der Steinschneider brachte ihm die Nachricht, daß er als Aufseher auf dem Bauplatz des Hôtel de Ville angenommen sei. Und er bewachte nun das Monument, an dessen Vernichtung er zehn Jahre früher mitgeholfen hatte. Es war im Grunde eine leichte Arbeit, eine jener Beschäftigungen, die verdammen und den Geist erstarren. Nachts machte er um die aufgestellten Gerüste die Runde, lauschte auf jedes Geräusch, schlief aber auch oft auf einem der Gypssäcke ein. Er sprach nicht mehr davon, nach Batignolles zu gehen. Eines Tages jedoch, als Verru gekommen war, um ihm ein Frühstück zu zahlen, schrie er bei der dritten Flasche Wein, daß er morgen einen großen Schlag zu führen beabsichtige. Den nächsten Tag aber verließ er den Bauplatz keinen Augenblick. Von jetzt an führte er ein ruhiges Leben. Er schrie nicht mehr wüthend von seinen „Rechten,“ außer wenn er betrunken war. So lange er nicht trank, war er düster, nachdenklich und fast beschämt. Verru machte es Spaß, ihn zu verhöhnen und ihm immer wieder zu sagen, daß er kein Mann sei. Er aber blieb ernst: „Was soll ich thun?“ murmelte er, „soll ich sie tödten? . . . Nun, dann will ich warten, bis es mir Vergnügen macht.“

Eines Abends ging er bis auf den Platz von Moucey; und nachdem er eine Stunde dort zugebracht, begab er sich wieder auf seinen Bauplatz zurück. An diesem Tage glaubte er Louise, hingestreckt auf schwellende Kissen, in einer prachtvollen Equipage an dem Hôtel de Ville vorüberfahren gesehen zu haben. Verru schlug ihm vor, ihr nachzuforschen und versprach ihm, binnen vierundzwanzig Stunden ihre Adresse zu ermitteln. Damour lehnte es ab. Wozu es wissen? Aber der Gedanke, daß diese schöne elegante Person, die von so kostbaren Pferden gezogen, an ihm vorüberrollte, seine Louise sein sollte, brach ihm das Herz.

Er wurde immer trauriger. Er kaufte sich ein Messer und, indem er es Berru zeigte, sagte er, daß er damit den Schlächter abschlachten werde. Dieses Wort gefiel ihm und er wiederholte es immer wieder mit heiterem Lächeln.

„Ich werde den Schlächter abschlachten . . . An Jeden kommt die Reihe, nicht wahr?“

Stundenlang saß Berru mit ihm in einer Weinkneipe in der Straße du Temple, bemüht, ihn zu überzeugen, daß man Niemanden abschlachten dürfe. Es wäre thöricht und hätte nur die Folge, daß man selbst um einen Kopf kürzer würde. Er nahm seine Hände und forderte ihn auf, ihm zu schwören, daß er sich nicht eine so häßliche Geschichte auf den Hals laden wolle. Aber Damour wiederholte mit eigensinnigem Trotz:

„Nein, nein. An einen Jeden kommt die Reihe . . . Ich werde den Schlächter abschlachten.“

Die Tage vergingen, er schlachtete ihn nicht ab.

Ein Ereigniß jedoch schien die Katastrophe herbeizuführen. Man schickte ihn vom Hauptplatz als unbrauchbar fort; während einer Gewitternacht war er eingeschlafen und hatte sich eine Schaufel stehlen lassen. Nun fing das Elend und der Hunger von früher wieder an. Er schlenderte durch die Straßen; zu stolz um zu betteln, verschlang er mit gierigen Blicken die in den Schaufenstern der Garlücken ausgestellten Bratenstücke. Anstatt durch die Noth wüthend zu werden, machte sie ihn blöde. Gebeugt, in düsteres Brüten versunken, schlich er umher. Jetzt mochte er sich gewiß nicht mehr in Batignolles blicken lassen, da er keine gute Blouse mehr auf dem Leibe hatte!

Felicie lebte seitdem in fortwährender Angst. Den Abend nach dem Besuch Damours wollte sie nicht mehr mit Sognard sprechen, und den nächsten Tag fand sie, verwirrt von Gewissensbissen über ihr Schweigen, nicht mehr die Kraft dazu. Vom Morgen bis zum Abend fürchtete sie, daß Damour kommen und seine Drohungen ausführen werde. Das Schlimmste war, daß man im Laden etwas witterte; sie sah es an dem verstohlenen, höhnischen Lächeln der Gehülfen und an der Art, wie Madame Verdier, die regelmäßig wegen ihrer zwei Cotelettes kam, das kleine Geld zusammenscharrte, das sie ihr herausgab. Sie konnte es nicht mehr ertragen, und eines Abends, als sie bereits zu Bett lag, warf sie sich an den Hals ihres Mannes, und schluchzend gestand sie ihm Alles. Sie wiederholte, was sie Damour gesagt hatte: es sei nicht ihre Schuld, denn wenn die Leute einmal todt seien, sollten sie auch nicht zurückkommen.

Sognard, ein noch rüstiger und guter Mann, tröstete sie. Mein Gott! Es war gewiß nicht zum Lachen, aber man werde schon Alles in Ordnung bringen können. Er hatte ja Geld und hatte sich nichts vorzuwerfen. Man werde ihn also sehen, diesen aus dem Grabe Auferstandenen, man werde vernünftig mit ihm sprechen . . . Die Geschichte interessirte ihn, und als

nach Verlauf von acht Tagen Damour noch immer nicht erschienen war, sagte er zu seiner Frau:

„Nun, was hat er denn? Vergißt er uns? Wenn Du seine Adresse weißt, werde ich ihn auffuchen.“

Und als ihn Felicie bat, nichts zu thun und ruhig zu bleiben, fügte er hinzu:

„Aber, meine Liebe, es ist um Dich zu beruhigen. Ich sehe es Dir ja an Man muß der Geschichte ein Ende machen.“

Felicie war unter der fortwährenden Erwartung eines Dramas, das sie in ihrer Herzensangst noch vergrößerte, wirklich abgemagert. Eines Tages endlich, Sognard zankte gerade mit einem Burschen, der einen Kalbskopf ins Wasser zu legen vergessen hatte, sagte sie ihm bleich und stammelnd:

„Er ist da!“

Sofort hatte sich Sognard beruhigt. „Sehr wohl,“ sagte er, „laß ihn in das Speisezimmer treten.“ Dann, ohne sich zu beeilen, befahl er dem Burschen: „Gieße viel Wasser darauf; er riecht schon.“ Darauf trat er in das Speisezimmer, in welchem er Damour und Verru fand. Es war zufällig, daß sie zusammen gekommen waren. Verru war Damour auf der Straße begegnet; er sah ihn nicht mehr oft, denn seit Damour im Unglück war, fand er ihn nicht mehr so spaßhaft. Aber als er erfahren hatte, daß sein Kamerad beabsichtige, nach Batignolles zu gehen, machte er ihm Vorwürfe, indem er ihm erklärte, daß diese Geschichte auch ihn angehe, und daß er ihn hätte benachrichtigen müssen. Dann fing er wieder an, während des Weges in ihn hineinzupredigen. Er hoffe, daß er nicht hinginge, um Dummheiten zu begehen. Einen Augenblick hielt er ihn auf dem Trottoir fest, um ihn zu zwingen, ihm das Messer herauszugeben. Damour zuckte mit den Schultern, ohne zu antworten, sah eigensinnig aus und schien Absichten zu haben, von welchen er nichts verrathen wollte. Endlich sagte er: „Du kannst mitkommen, wenn Du willst, aber laß mich zufrieden!“

Im Speisezimmer forderte Sognard die beiden Männer auf, sich zu setzen. Felicie hatte sich in ihr Schlafzimmer geflüchtet und die beiden Kinder mit sich genommen. Hinter der doppelt verschlossenen Thür preßte sie die Kleinen entsezt an ihre Brust, als seien sie in Gefahr, und als müsse sie sie schützen und vertheidigen. Und während es ihr vor Angst in den Ohren summt, bemühte sie sich vergebens, etwas zu hören; denn die beiden Männer im Nebenzimmer sahen sich noch immer verlegen und zweifelnd an, ohne zu sprechen.

„Also Sie sind es,“ begann endlich Sognard, nur um etwas zu sagen.

„Ja, ich bin,“ erwiderte Damour.

Er fand Sognard sehr bedeutend und sich sehr winzig neben ihm. Der Metzger schien nicht mehr als fünfzig Jahre zu zählen. Er war ein starker Mann mit frischem Gesicht, kurz geschnittenen Haaren und ohne Bart; in

Hemdärmeln mit seiner großen, blendend weißen Schürze sah er heiter und jugendlich aus.

„Uebrigens,“ fuhr Damour zögernd fort, „will ich nicht mit Ihnen sprechen, sondern mit Felicie.“

Nun fand Sognard seine ganze Sicherheit wieder. „Sehr wohl, Kamerad, sprechen wir uns aus! Zum Teufel! wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen. Warum sich zanken? Niemand hat hier eine Schuld.“

Mit gesenktem Kopf und trostigen Blicken starrte Damour vor sich hin. Dann murmelte er mit dumpfer Stimme:

„Ich will nichts von Ihnen, lassen Sie mich in Ruhe, gehen Sie fort. — Ich will mit Felicie sprechen.“

„Ach so? Nein! Sie werden sie nicht sprechen,“ gab der Metzger ruhig zur Antwort. „Ich habe keine Lust, daß Sie sie mir wieder krank machen, wie das letzte Mal. Wir können ohne sie sprechen. Wenn Sie vernünftig sind, werden wir uns schon verstehen. Sie sagen, daß Sie sie noch lieben, betrachten Sie die Lage, denken Sie nach und thun Sie etwas zu ihrer Ruhe.“

„Halten Sie Ihr Maul!“ unterbrach ihn der Andere zornig. „Mischen Sie sich nicht darein, sonst nimmt die Geschichte ein schlechtes Ende!“

Er war mit einer drohenden Bewegung auf Sognard zugeschritten, Berru glaubte, daß er sein Messer in der Tasche suche, was ihn veranlaßte, sich rasch zwischen die Beiden zu werfen.

„Geh' zum Teufel!“ schrie Damour. „Was fürchtest Du denn? Du Ejel!“

„Ruhe!“ gebot der kaltblütige Metzger. „Wenn man zornig ist, macht man nur Dummheiten! . . . Hören Sie! Wenn Sie mir versprechen, vernünftig zu sein, werde ich Felicie rufen, aber Sie wissen ebenso gut wie ich, daß sie sehr nervös ist. Also, werden Sie sich gut aufführen?“

„Wenn ich gekommen wäre, um mich schlecht aufzuführen, hätte ich damit angefangen, Sie sammt Ihren schönen Nebensarten zu erwürgen.“

Er jagte das mit einem so tief schmerzlichen Ton, daß Sognard davon betroffen schien.

„Dann werde ich sie also rufen,“ erklärte er. „Glauben Sie mir, ich bin gerecht. Ich verstehe ganz gut, daß Sie mit ihr zu sprechen haben. Es ist Ihr Recht.“

Er klopfte an die Thür des Schlafzimmers.

„Felicie! Felicie!“

Aber es rührte sich nichts. Felicie war, erstarrt vor Entsetzen über dieses Zusammentreffen, vernichtet in einen Stuhl gesunken und hielt noch immer ihre Kinder an ihre Brust gepreßt. Endlich verlor Sognard die Geduld.

„Felicie, komm doch!“ rief er. „Sei nicht so albern; er hat ja versprochen, vernünftig zu sein!“

Der Schlüssel drehte sich im Schloß und Felicie erschien auf der Schwelle, hinter sich wieder ängstlich die Thüre schließend, um ihre Kinder zu schützen. Abermals trat ein verlegenes Stillschweigen ein. Da lag der Hund begraben, wie Verru meinte.

Damour sprach endlich, aber langsam und verwirrt, während Sognard sich gegen das Fenster wandte und mit den Fingern einen der kleinen weißen Vorhänge aufhob, als sehe er hinaus.

„Höre,“ sagte Damour zu Felicie. „Du weißt, daß ich nie schlecht war; das mußt Du zugeben . . . Nun, ich werde heute nicht damit anfangen. Und doch wollte ich hier Alles niedermegeln. Aber dann sagte ich mir, was würde uns das nützen? Ich ziehe es vor, Dir die Wahl zu lassen. Wähle wie Du willst. Auch das Gericht kann hier nichts machen mit seinen Gesetzen; Du allein kannst entscheiden, Du allein weißt, welcher Dir besser gefällt. Antworte, mit welchem wirst Du gehen, Felicie?“

Aber sie konnte nicht antworten. Die Aufregung erstickte sie.

„Es ist gut,“ fuhr Damour fort, und auch seine Stimme erstarb fast, „ich verstehe! Er ist es, den du behalten willst . . . Ich wußte es, als ich herkam, daß es so kommen müsse. Und im Grunde hast Du ja recht . . . Ich, ich bin fertig, da Du mich nicht mehr liebst . . . ich habe nichts . . . er aber kann Dich glücklich machen . . . und dann die Kinder . . .“

Felicie weinte.

„Du hast unrecht zu weinen, ich will Dir keine Vorwürfe machen. Da sich die Sache einmal so gewendet hat, ist nichts mehr daran zu ändern . . . Ich wollte Dich nur noch einmal sehen, um Dir zu sagen, daß Du ruhig sein kannst. Jetzt, da Du gewählt hast, werde ich Dich nicht mehr quälen. Es ist abgemacht, Du wirst nie mehr von mir hören.“

Er wandte sich der Thür zu, aber tief gerührt hielt ihn Sognard zurück, indem er rief:

„Oh, Sie sind ein braver Mann, wahrhaftig! . . . Es ist unmöglich, daß Sie uns so verlassen. Sie müssen einen Löffel Suppe mit uns essen!“

„Nein, ich danke,“ erwiderte Damour.

Verru war überrascht von dieser Wendung der Dinge, fand es aber schließlich doch heiter, nur schien er etwas ungehalten darüber, daß sein Kamerad die Einladung nicht annahm.

„Dann wollen wir wenigstens auf unser Aller Wohl trinken“, fuhr der Diezger fort. „Sie werden doch ein Glas Wein annehmen, zum Teufel!“

Aber auch das lehnte Damour zunächst ab. Langsam glitten seine Blicke rings um das Zimmer, das mit seinen hellen Eichenmöbeln so reinlich und heiter aussah; dann blieben seine Augen auf Felicie haften, auf ihrem ergebenen, in Thränen gebadeten Gesicht, und er sagte:

„Ja, ich nehme es an.“

Da wurde Sognard sofort heiter und rief:

„Schnell, Felicie, Gläser! Wir brauchen das Mädchen nicht . . . Vier Gläser. Du mußt mit uns trinken . . . Ah, mein Freund, das ist schön von Ihnen, daß Sie bleiben, Sie wissen nicht, welches Vergnügen Sie mir machen, denn ich liebe die Leute, die ein gutes Herz haben; und Sie haben ein gutes Herz, das lasse ich mir nicht nehmen!“

Währenddem hatte Felicie mit zitternden Händen die Gläser und eine Flasche im Buffet gesucht. Aber sie hatte den Kopf verloren, denn sie fand nichts mehr. Sognard mußte sie herausnehmen. Die Gläser wurden gefüllt und alle vier rings um den Tisch tranken sich zu: „Auf Ihr Wohl!“

Damour saß Felicie gegenüber; er mußte seinen Arm ausstrecken, um ihr Glas zu berühren. Beide sahen sich stumm an, die Vergangenheit in den Augen. Sie zitterte so sehr, daß man das Krystall ihres Glases an ihren Zähnen klirren hörte. Sie sagten sich nicht mehr Du, sie waren vernichtet und lebten nur noch in der Erinnerung.

„Auf Ihr Wohl!“

Und in der Stille, während sie tranken, hörte man aus dem Nebenzimmer den heiteren Lärm der Kinder. Sie hatten wieder angefangen zu spielen und verfolgten sich unter lautem Schreien und Lachen. Dann klopfen sie an die Thür und riefen: „Mama! Mama!“

„Lebt wohl,“ sagte Damour, sein Glas wieder auf den Tisch stellend.

Er ging. Felicie, starr und bleich, sah ihm nach, während Sognard aufsprang und ihn artig bis an die Thür begleitete.

*
*
*

In der Straße lief Damour so schnell, daß Berru Mühe hatte, ihm zu folgen. Der Maler war wüthend. Als er sah, daß Damour am Boulevard sich gebrochen, mit stieren Blicken, auf eine Bank warf, trat er an ihn heran und sagte ihm Alles, was er auf dem Herzen hatte. Er, er hätte sie geohrfeigt, diesen braven Bürgermann und seine ehrsame Gattin. Es sei ja geradezu empörend, einen Mann zu sehen, der seine Frau mir nichts, dir nichts einem Andern überlasse, ohne auch nur das Geringste für sich zu verlangen. Man müsse schön dumm sein, um so etwas zu thun! Nicht bloß dumm, er könnte noch etwas ganz Anderes sagen. Und er erzählte ein Beispiel von einem Communard, der seine Frau auch mit einem Liebsten wiedergefunden hatte, und beide Männer lebten jetzt mit der Frau in aller Eintracht. Man könne sich allenfalls verständigen, ja, das schon! — aber sich so übertölpeln lassen — niemals! Denn schließlich sei er doch nur der Geprüllte.

„Das verstehst Du nicht,“ gab Damour zur Antwort, „geh, laß mich in Ruhe, Du bist auch nicht mein Freund.“

„Ich nicht Dein Freund!“ schrie Berru, „ich hätte mich für Dich viertheilen lassen! . . . Ueberlege einmal, was wird jetzt aus Dir werden? Du hast Niemanden, launst Dich auf das Pflaster legen wie ein Hund und

da crepiren, wenn ich Dich liegen lasse . . . Nicht Dein Freund! Wenn ich Dich jetzt verlasse, bleibt Dir nichts übrig, als den Kopf zu ducken, wie die Hühner, wenn sie vom Leben genug haben.“

Damour machte eine zustimmende Bewegung. Es war wahr, er hatte nichts mehr zu thun, als sich ins Wasser zu werfen oder sich der Polizei zu übergeben.

„Nun also,“ fuhr der Maler fort, „ich bin Dir ein so ergebener Freund, daß ich Dich zu Jemandem führen werde, wo Du ein warmes Nest und Futter finden wirst.“

Und er erhob sich, wie einem plötzlichen Entschlusse folgend, und zwang seinen Kameraden, ihm zu folgen. Damour stammelte überrascht: „Wohin denn? Wohin denn?“

„Du wirst schon sehen . . . Du wolltest nicht bei Deiner Frau speisen, gut! dann sollst Du's noch besser haben. Aber Eines merke Dir: zwei Dummheiten an einem Tage lasse ich Dich nicht begehen! . . .“

Rasch gingen sie die Straße Amsterdam hinunter. In der Berlinerstraße blieben sie vor einem kleinen Hotel stehen. Verru läutete und fragte den Diener, welcher öffnete, ob Madame Souvigny zu Hause sei. Der Diener war unschlüssig, und Verru fügte hinzu: „Sagen Sie, Verru ist da.“

Damour war ihm maschinenmäßig gefolgt. Dieser unerwartete Besuch in einem eleganten Hotel machte ihn verwirrt. Er trat mit Verru ein, und plötzlich sah er sich in den Armen einer kleinen, hübschen, blonden Frau, die in ihrem, reich mit Spitzen besetzten Morgenkleide kaum angezogen war. Sie rief: „Papa, es ist Papa! Ach, das ist nett von Ihnen, daß Sie ihn hergebracht haben!“

Es war ein gutes Mädchen, das sich durch die schmutzige Blouse seines Vaters nicht abschrecken ließ und die Hände in kindlicher Freude und Zärtlichkeit zusammenschlug. Verblüfft stand Damour da, er erkannte sie nicht.

„Aber es ist ja Louise!“ sagte ihm Verru. Damour stotterte: „Ah! ja . . . Sie sind sehr liebenswürdig . . .“ Er wagte nicht sie zu ducken. Louise setzte sich auf ein Canapé und läutete, um dem Diener den Befehl zu geben, daß sie für Niemand zu Hause sei. Währenddem betrachtete Damour das Zimmer, das mit Cachemir tapeziert war, und die eleganten, reizenden Möbel, was ihn fast rührte. Verru schlug ihm triumphierend auf die Schulter und wiederholte:

„He, wirst Du noch sagen, daß ich nicht Dein Freund bin? Ich wußte es sehr gut, daß Du Deine Tochter brauchen wirst. So habe ich mich denn bemüht, ihre Adresse zu erfahren und bin zu ihr gegangen und habe ihr Deine Geschichte erzählt. Sie sagte mir sofort: „Führen Sie ihn her!“

„Aber natürlich, der arme Papa,“ flüsterte Louise, zärtlich wie ein Kästchen. „Oh, Du weißt, ich hasse sie, Deine Republik. All' die schmutzigen Leute, die Communards, die Alles vernichten würden, wenn sie könnten! . . . Aber Du, Du bist mein guter Papa. Ich erinnere mich, wie gut Du warst,

als ich ganz klein und krank war. Du wirst sehen, wir werden uns sehr gut vertragen und wir werden niemals von Politik sprechen . . . Aber nun wollen wir diniren, alle drei. Ach, wie ist das reizend!"

Sie hatte sich fast auf sein Knie gesetzt, und sah ihn an mit ihren klaren, lachenden Augen und den flatternden, blonden Haaren. Seine ganze Kraft ging unter in einem weichen, süßen Gefühl. Er wollte ablehnen, denn es schien ihm nicht anständig, in diesem Hause zu essen, aber er fand seine Energie von früher nicht mehr, seit er Felicie verlassen, ohne sie noch einmal anzusehen, nachdem sie ihm zugetrunken.

Louise war so sanft, ihre kleinen weißen Finger ruhten auf den seinen und banden ihn da fest. „Du bleibst? nicht wahr?“ fragte sie.

„Ja,“ sagte er endlich, während zwei dicke, schwere Thränen über seine eingefallenen Wangen rollten.

Berru fand das ganz in der Ordnung. Während man in das Speisezimmer ging, erschien ein Diener und meldete, daß „Monsieur“ hier sei.

„Ich kann Niemanden empfangen,“ erwiderte sie leise. „Sagen Sie, mein Vater ist hier . . . Morgen um sechs Uhr, wenn er will.“

Das Essen war reizend. Berru erheiterte es durch eine Menge lustiger Einfälle, so daß Louise vor Lachen die Thränen in die Augen traten. Sie befanden sich wieder in der alten Straße wie ehemals, so heiter und lustig war es. Damour aß viel, aber langsam und träge, der Hunger hatte ihn zu sehr erschöpft, er lächelte seiner Tochter zärtlich zu, als wollte er sich deshalb bei ihr entschuldigen, und jedesmal begegneten sich ihre Blicke. Zum Dessert tranken sie einen süßen moussirenden Wein, und alle drei wurden etwas berauscht. Dann, als die Diener abgeräumt hatten und nicht mehr hereinkamen, sprachen sie, mit den Ellenbogen auf dem Tisch, in ihrer Trunkenheit schwermüthig werdend, von der Vergangenheit. Berru hatte für Louise eine Cigarette gedreht und diese rauchte, die Augen halb geschlossen, das Gesicht in Thränen. Dann verwirrte sie sich in ihren Erinnerungen und erzählte Einzelnes aus ihrem Leben, darauf sprach sie mit Strenge und Entrüstung von ihrer Mutter.

„Du begreiffst,“ sagte sie zu ihrem Vater, „ich konnte nicht mehr mit ihr bleiben, sie hat sich zu schlecht aufgeführt. . . . Wenn Du willst, werde ich hingehen und ihr meine Meinung über ihr Benehmen Dir gegenüber sagen!“

Aber Damour erklärte trocken, daß sie nicht mehr für ihn existire. Dann erhob sich Louise plötzlich und rief: „Ach, ich will Dir Etwas zeigen, was Dir Spaß machen wird.“

Sie verschwand, kam aber bald wieder, die Cigarette noch immer zwischen den Lippen, und legte eine alte, vergilbte Photographie vor ihn hin. Es war wieder ein harter Schlag für Damour; mit irren Blicken betrachtete er das Bild und stammelte: „Eugen, mein armer Eugen.“

Er reichte es Berru und dieser murmelte nun auch: „Es ist wirklich sehr ähnlich.“

Dann nahm es Louise. Sie besah es einen Augenblick und Thränen stürzten ihr aus den Augen; indem sie es ihrem Vater zurückgab, sagte sie: „Ah, ich erinnere mich seiner! . . . Er war so gut!“

Alle drei überließen sich ihrer Rührung und weinten. Das Bild machte noch einmal die Kunde um den Tisch, und Jeder knüpfte an den Anblick desselben eine zärtliche Bemerkung. Es war von der Zeit verblichen; der arme Eugen, in seiner Uniform der Nationalgarde, sah aus wie der Schatten einer längst entschwundenen Zeit.

Damour drehte es um und las, was er vor Jahren darauf geschrieben hatte: „Ich werde Dich rächen.“ Und ein Dessertmesser über seinem Kopfe schwingend, schwur er nochmals: „Ja, ja, ich werde Dich rächen!“

„Als ich sah, daß Mama schlecht wurde,“ erzählte Louise, „wollte ich ihr das Bild von meinem armen Bruder nicht mehr lassen. Eines Abends habe ich es ihr gestohlen. . . . Es gehört Dir, Papa, ich gebe es Dir!“

Damour hatte die Photographie gegen sein Glas gestellt und sah sie noch immer an. Endlich sprach man von dem, was nun geschehen müsse. Louise wollte ihren Vater aus seinem Elende ziehen. Einen Augenblick sprach sie davon, ihn zu sich zu nehmen; aber das war unmöglich. Nun hatte sie eine andere Idee: sie fragte ihn, ob er einwillige, die Aufsicht über ein Haus zu führen, das ihr Jemand bei Mantès gekauft hatte. Es war dort ein kleiner Pavillon, in welchem er sehr gut mit zweihundert Francs monatlich leben konnte.

„Was, das ist ja ein Paradies!“ schrie Berru, indem er statt Damours annahm. „Wenn er sich langweilt, besuche ich ihn.“

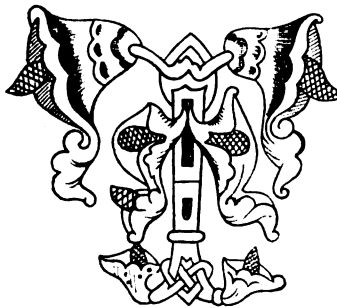
In der folgenden Woche war Damour bereits in dem Besitztum seiner Tochter, in Bel-Air, eingerichtet. Er nahm die Ruhe und Sorglosigkeit hin, wie eine Schuld, die ihm die Vorsehung nach all' seinen Leiden zahlte. Er wurde dick und bekam wieder ein frisches Aussehen. In den feinen Kleidern eines ehrsamem Bürgers mit seinem runden, harmlosen Gesicht, hätte ihn Jedermann für einen alten Soldaten gehalten. Die Bauern zogen tief den Hut vor ihm. Er ging auf Jagd und Fischfang. Oft traf man ihn in der Sonne auf den Feldwegen das Getreide betrachtend, mit jener ruhigen Aufmerksamkeit eines Mannes, der seine sauer erworbenen Renten nun in Ruhe und Behagen verzehrt. Manchmal kam seine Tochter mit Freunden zu Besuch, bei solchen Gelegenheiten mußte er immer seine Haltung zu bewahren. Seine größte Freude war, wenn sie allein zu ihm heraustrat, und sie dann zusammen in dem kleinen Pavillon frühstückten. Dann sprach er stammelnd zu ihr, als seiner Wohlthäterin; gerieth in Entzücken über ihre geschmackvolle Toilette, und sie aßen all' die guten Sachen, die er eigens für sie hatte kochen lassen, ohne das Dessert zu rechnen, die Kuchen und die Bonbons, welche Louise in allen Taschen mitbrachte.

Damour hatte keinen Versuch mehr gemacht, seine Frau wiederzusehen. Er hatte nichts mehr als seine Tochter, die so viel Mitleid mit ihrem

alten Vater empfunden hatte, und dessen Stolz und Freude sie war. Auch that er keinen Schritt, um sich wieder in das Civilstandsregister aufnehmen zu lassen. Wozu auch die Regierung mit Schreibernereien belästigen? Und so wie er jetzt lebte, war er viel ungezwungener. Verschollen und vergessen war er, er existirte nicht; er brauchte für seine Tochter nicht zu erröthen, während man, wenn man von ihm wieder Notiz nähme, vielleicht über seine Situation böshafte Bemerkungen machen würde, was ihm gewiß Kummer bereiten müßte.

Manchmal ging es im Pavillon hoch her. Es war zur Zeit, wenn Berru kam, um vier, fünf Tage auf dem Lande zu verbringen. Er fand es bei Damour sehr behaglich; ging mit ihm auf die Jagd und auf den Fischfang; manchmal lag er aber auch ganze Tage an dem Ufer des Flusses auf dem Rücken. Dann Abends, wenn sie heimkehrten, sprachen sie von Politik. Berru brachte aus Paris anarchistische Zeitungen mit; nachdem sie diese gelesen hatten, sprachen sie sehr verständig zusammen über die Maßregeln, welche man nehmen müßte: die Minister erschießen, die Bourgeois niedermachen, Paris einäschern und an die Stelle eine andere Stadt bauen, eine richtige Stadt für das Volk. Nur von der Vernichtung des Bestehenden erwarteten sie die allgemeine Freiheit. Noch vor dem Schlafengehen, wenn sich Damour seine letzte Pfeife anzündete, näherte er sich der jetzt eingerahmten Photographie Eugens und rief: „Ja, ja, ich werde dich rächen.“

Und am nächsten Morgen ging er wieder mit seinem vollen runden Rücken und seiner behaglichen Miene an das Wasser, um zu angeln, während sich Berru träge in dem hohen Gras ausstreckte.





„Conjuratio sulphurea“

oder

„Alles schon einmal dagewesen.“

von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

1.

Wie die Geschichtschreiber der Gegenwart von einem „Zeitalter der Reformation“ oder von einem „Jahrhundert der Aufklärung“ zu reden gewohnt sind, so werden die Historiker der Zukunft von einem Zeitalter der Kohle, des Dampfes und der Electricität reden oder auch wohl von einem Jahrhundert des Knallsilbers, des Nitroglycerins und des Dynamits. Vielleicht nennt man unsere Zeit dermaleinst kurz und gut die Epoche der Attentate, das Jahrhundert der Mordkläpfe. Eine dannzumal zu schreibende Geschichte der Wissenschaften wird gute Gelegenheit und vollauf Stoff haben, für die rastlose Vervollkommnung unseres Geschlechtes optimistisches Zeugniß abzulegen, indem sie darlegt, welche staunenswerthe Vorschritte Chemie und Mechanik gemacht haben seit jenem 24. December von 1800, wo die Chouans Caboudals in der Straße Saint-Nicaise in Paris ihre „Höllmaschine“ gegen Bonaparte losbrannten, bis zu jenem 13. März von 1881, wo auf dem Quai des Catharinatans in Petersburg die Sprengstücke der nihilistischen Bomben Scheljaboffs den Leib des unglücklichen Zaren Alexander gräßlich zerrissen.

Ja, wir schreiten vor und haben es herrlich weit gebracht im Siva-Cult, in der Wissenschaft der Zerstörung. Auch in der Erhabenheit über das „philisterhafte Ding“, die Moral, und in Achselzucken über die „Kinderei“

so man Menschlichkeit nennt. Schon machen wir uns ja gar nichts mehr daraus, um Einen zu treffen, das Leben von Hunderten, von Tausenden mitzugefährden und unserem Wahnwitz, unserem Fanatismus, unserer Rachgier gleich ganze Menschenhekatomben darzubringen. Vieles Gewaltige —

„Vieles Gewaltige lebt, doch nichts

Ist gewaltiger als der Mensch —“

hat der alte Sophokles vor Zeiten gesungen. Was und wie würde er von des Menschen Gewaltigkeit erst zu singen und zu sagen wissen, so er unser Jahrhundert der Mordkrache erlebt hätte und mitansehen könnte, daß eine Handvoll Desperados, ja sogar ein einzelner Bösewicht es in der Gewalt habe, mittels des heiligen Dynamits oder mittels des noch heiligeren Nitroglycerins ganze Ortschaften im Nu zu vernichten. Jede Seite im Buch der sogenannten Weltgeschichte trieft bekanntlich von Blut und von Thränen, aber ein ganz neues Kapitel menschlicher Ruchlosigkeit hat, scheint mir, in diesem Buche die irische Dynamitkriegsführung aufgethan. Teuflißheres als dieser Gedanke des Massenmords aus dem Hinterhalt, aus dem Laboratorium heraus, ward wohl niemals erfunden. Wir sind jedoch gegen die Eindrücke derartiger Gräuël, geplanter wie zur Ausführung gebrachter, schon so abgestumpft, daß wir sie als etwas Selbstverständliches, zur Signatur der Zeit, zur Mode Gehörednes hinnehmen. Gerade so, wie wir es als selbstverständlich hinnehmen, wenn das alte Volkswort von den kleinen Dieben, die man henkt oder wenigstens einsperrt, und von den großen, die man laufen läßt, in unserer Zeit der Millionendiebe unter direkter Mitverschuldung einer sattelweichen Juristerei und einer feigen Rechtspflege fürmlieh zu einem Gewohnheitsrecht geworden ist. Das alles beweist, daß eine furchtbarere Revolution, als die Welt je gesehen, im Herz der Gesellschaft wühlt und sich anschießt, in die geschichtliche Erscheinung zu treten. Für jeden, welcher die Menschen und die Geschichte kennt, ist es fraglos, daß die herandrohende riesige Umwälzung zur grauenhaftesten Anarchie absinken und diese unter schrecklichem Wehen hinwiederum die härteste Despotie gebären werde. Revolution — Konfusion — Reaktion — und so fort in infinitum, bis einmal die alte Mutter Erde selber, des zwecklosen Spiels überdrüssig geworden, eingeht in die selige Ruhe Nirwana's, um nur noch als Planetengespenst mitzutanzn im Sternenreigen.

Der sogenannte politische Mord hat übrigens von altersher nicht allein milde Beurtheilung, sondern auch Lobpreisung gefunden. Die Athener sangen den „Harmodios“, d. h. sie stimmten bei ihren Symposien das von Kallistratos zu Ehren der Mörder des Zwingherrn Hipparchos, zu Ehren des Harmodios und Aristogeiton gedichtete Lied als Kundengesang an. Cicero bedachte sich nicht, in seinen Büchern „Von den Pflichten“ zu behaupten das römische Volk habe die Ermordung Cäsars für eine aller schönste That („pulcherrimum factum“) angesehen (De off. III, 4), und später lobpries Lucanus diese That an mehreren Stellen seiner Pharsalien. Auch dem

Mittelalter war die Ansicht von der Berechtigung des Tyrannenmordes keineswegs fremd. Dem Zeitalter der Renaissance jedoch blieb es vorbehalten, den Mord zu einem Hauptfaktor der Politik zu machen und einen Cesare Borgia als den Erzvirtuosen der politischen Mordkunst auf ein weltgeschichtliches Piedestal zu stellen. Was er und vor ihm schon der erste Louis von Frankreich practicirt hatte, das theoretisirte dann „mit Teufelsfingern“ Machiavelli in seinem Buch „Del principe“ — keineswegs aus Lust am Bösen, trotz der „digni diabolici,“ sondern als ein Mann, welcher seinen Mitmenschen zeigen wollte, wie es zu- und hergeht in der Welt und wie man's macht. Dem bornirten Lutherthum in seiner Anechttschaffenheit ist die Thatsache sehr unbequem, daß die Reformatoren Luther und Melancthon den politischen Mord in seiner Form als Tyrannenmord ausdrücklich für zulässig, ja für preiswürdig erklärten. Der bornirte Catholicismus seinerseits möchte die Thatsache aus der Welt schweigen, daß die Casuistik der Jesuiten den politischen Mord unter Umständen ebenfalls als eine „ultima ratio“ anerkannte und empfahl. Das berühmteste Beispiel von der Anwendung dieses „letzten Beweisgrundes“ wurde an jenem 10. Julitag von 1584 gegeben, als der Burgunder Balthasar Gérard zu Delft den „großen Schweiger“ des 16. Jahrhunderts, Wilhelm von Oranien, meuchlerisch erschloß „met een pistolet met drij fenijnige ende geketende looten aen een gehecht geladen zijnde“, sich rühmend, daß er, „als ein David den Goliath von Gath erschlagen hätte.“ Daß dieser mörderische Fanatiker über den von ihm beabsichtigten Mord den Rath von Jesuiten in Trier und Tournay eingeholt, ebenso, daß der Prinz Alexander Farnese von Parma, spanischer Statthalter der Niederlande, um den Anschlag gewußt und demselben eifrig zugestimmt hatte, kann gar keiner Anzweifelung unterstellt werden. Das Verdienst der Meuchelthat ist auch glänzend anerkannt worden, indem Philipp der Zweite auf Parmas Vorschlag die Hinterlassenen des grausam hingerichteten Mörders mit den drei dem gemordeten Oranien geraubten Herrschaften Dampmartin, Hostal und Liebramont in der Franche-Comté beschenkte. Die allerkatholischste Majestät von Spanien war überhaupt sehr stark in der Mordpolitik.

Aber keineswegs war das der finstere Philipp allein. Das „Unterdrücken“, das „Beseitigen“, das „Verschwendenlassen“ hinderlicher, mißliebiger, verhasster Personen, kurz der Mord bildete das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch ein Hauptinventarstück der Politik. In allen heikeln und schwierigen Fällen galt er für ein selbstverständliches „Expediment.“ Man machte darum auch nicht viel Wesens daraus. Nur ganz besonders schreckhafte Fälle, wie etwa die Indielustsprengung Darnley's, des Gemahls der Maria Stuart, durch ihren Huhlen Bothwell oder die Ermordung des dritten und des vierten Henry von Frankreich oder die „Beseitigung“ Wallensteins waren, weckten einen lautereren Widerhall. Die Lehre von der Nützlichkeit religiöser und politischer Massenmorde beleuchteten

gleichzeitig und grausenhafte die Bluthochzeit der Bartholomäusnacht in Frankreich und die vom Zaren Iwan dem Schrecklichen veranstalteten „Opaly“ (Ausmerzungen) in Rußland. Wie dieser Zar gethan, so haben nachmals die jakobinischen Terroristen der französischen Staatsumwälzung die massenhafte Abschachtung von Menschen zu politischen Zwecken in ein förmliches System gebracht.

Was endlich das 19. Jahrhundert angeht, so wird niemand bestreiten wollen, daß im Crede der Revolutionspfaffen, welche an Bornirtheit und Fanatismus den Reaktionspfaffen durchweg gleichstehen, der politische Mord einen anerkannten und nach Vermögen gehandhabten Paragraphen ausmacht. Derselbe hat ja sogar die Milch der frommen Denkart deutscher Burschenschaftler zeitweilig so sehr in gährend Drachengift verwandelt, daß der Phantast Ludwig Sand den Kobzebue todtzustecken im März von 1819 für seine patriotische Pflicht und Schuldigkeit ansah. Seither haben wir älteren Leute eine ganze Reihe von Attentaten „schaudernd miterlebt.“ Indem wir dieselben an unserer Erinnerung vorüberziehen lassen, könnten wir, so wir zum jungen angelegt wären, anstimmen: „Alles wiederholt sich nur im Leben.“ Denn, fürwahr, die neuen Attentäter sind nur Plagiatoren der alten. Selbst die „Minirer“ und „Sprenger“ unserer Tage sind keine Originale. Sie planen und versuchen nur, was andere schon lange vor ihnen geplant und versucht haben.

Lasset uns in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückblicken, um hierfür eine denkwürdige Episode der englischen Geschichte als einen Beweis der Wahrheit zu erbringen.

2.

„Queen Bef“, die rothhaarige Tochter Heinrich des Achten, des Weibermörders, weit weniger Virgo als Virago, würde als die geschickteste Heuchlerin und als die glänzendste Herrscherin der sogenannten Weltgeschichte dastehen, so sie nicht von der zweiten Katharina von Rußland überheuchelt und überglänzt worden wäre. In ihren letzten Jahren war die Königin Elisabeth von jenem Ekel an der Welt, an den Menschen und an der Macht erfaßt, welcher despotische Naturen in alten Tagen nicht selten heimzusuchen pflegt. Weil sie jedoch von Kindheit auf in der Verstellung gewohnt hatte als in ihrem eigensten Heim, konnte sie von der Uebung der Heuchelkunst nicht lassen bis zulezt. Maßen es für die nahezu Siebzigjährige keinen Sinn mehr hatte, Jungfräulichkeit zu heucheln, heuchelte die Gichtbrüchige wenigstens noch jugendliche Weine, indem sie im Frühjahr von 1602 mit ihrem Gast, dem Herzog von Nevers, im Bankettsal von Windsor eine Gaillarde hüpfte. Im folgenden Frühling ist sie gestorben (24. März 1603) und hat den Thron von England und Irland, nachdem drei männliche und zwei weibliche Tudors darauf gesessen, den schottischen Stuarts hinterlassen,

deren „troublesome reign“ mit Jakob dem Ersten anhub, um schon mit Jakob dem Zweiten zu enden.

Ein gelehrter Herr — er hat unter anderem ein Buch wider die Hexen verübt („Demonology“, Edinb. 1591) — war er im übrigen ein „gestickter Lumpenkönig“, wie der arme Hamlet seinen Stiefpapa unhöflicher Weise schilt, stammelnd, geifernd, dem Laster Sodoms ergeben, beim Anblick einer entblößten Klinge von nervösem Bittern überlaufen, der Narr seiner Buhlnaben, ein Pedant in Kleinigkeiten, unfähig und lässig zum Großen, träge zum Guten. Trotz alledem hatte eine Partei in England große Hoffnungen auf den Sohn der „Märtyrin“ Maria Stuart gesetzt und empfing den neuen König mit geräuschvollen Sympathiebezeugungen und hochfliegenden Erwartungen. Diese Hoffenden waren die Katholiken Englands, wie es deren in den Reihen der Nobility und Gentry noch viele gab, während der Papismus in den bürgerlichen Mittelklassen nur schwach vertreten war.

Die Art und Weise, wie in England die „Reformation“ durch den wüsten Tyrannen Heinrich den Achten begonnen und fortgeführt worden, gehört bekanntlich zu den unsittlichsten Dingen, die jemals die Geschichte eines Volkes verschändet haben. Begreiflich daher, daß es keineswegs die schlechtesten Engländer gewesen sind, welche gegenüber einer solchen rein oder vielmehr sehr unrein aus der tyrannischen Willkür eines ausschweifenden Königs hervorgegangenen „Reformation“ am Katholicismus festhielten. Der Anglikanismus, die „High-Church“, soweit sie unter Edward dem Sechsten und unter der Königin Elisabeth ausgestaltet worden war, dieses „prälatische Mastschwein von Kirche“, wie die schottischen Covenanter sie schimpferten, vermochte weder die Katholiken anzulocken noch das tiefer gehende religiöse Bedürfnis der Anhänger der Reformation in der Gentry und im Bürgerthum zu befriedigen. Daher die Standhaftigkeit der englischen Katholiken auf der einen und die Herausbildung des Presbyterianismus und Puritanismus aus der Hochkirche auf der andern Seite. Nach beiden Seiten ging, wie jeder weiß, die High-Church, d. h. die Hof- und Staatskirche, an der Hand grausamer Strafgesetze und blutiger Verfolgungen vor. Die anglikanische Hierarchie kannte Duldsamkeit so wenig wie die römische und der Erzbischof Laud, welcher noch unter Karl dem Ersten den hochkirchlichen Großinquisitor spielte, konnte sich an Fanatismus und Steinherzigkeit mit jedem spanischen messen.

Gar mancherlei Hoffnungen, welche das Herabkommen Jakobs aus Edinburg nach London im April 1603 erregt hatte, wurden alsbald gräßlich getäuscht. Die englischen Katholiken hatten es für selbstverständlich angesehen, daß der Sohn der durch die „Kegerin“ Elisabeth umgebrachten Maria Stuart sich beeilen würde, zu Gunsten des alten Glaubens ein Duldungsdekret ausgeben zu lassen. Die Puritaner ihrerseits hatten erwartet, daß der neue König, der ja in den Grundsätzen des schottischen Presbyte-

rianismus erzogen worden, die Bedrückungen abstellen würde, welche sie vonseiten der Hochkirche zu erdulden hatten. Weber zu diesem noch zu jenem ließ sich Jakob herbei. War er doch schlau genug, sofort nach seiner Besitzergreifung vom englischen Throne zu merken, daß die anglikanische Hochkirche ganz dazu gemacht, geeignet und willig wäre, der allen Stuarts anhaftenden Neigung zum despotischen Regiment hilfreiche Hand zu bieten. Die anglikanische Orthodoxie in England hat sich ja durch ihre Servilität von jeher gerade ausgezeichnet wie die lutherische in Deutschland. Jakob der Erste gab daher seine innige Sympathie mit dem „prälatischen Mastschwein“ zu erkennen, indem er im März 1604 eine Rundgebung erließ, allworin er auf strenge Glaubenseinheit, d. h. auf hochkirchliche Rechtgläubigkeit zu halten erklärte und alle „Nichtkonformisten“ mit der Anwendung der bestehenden Strafgesetze bedrohte, falls sie nicht zur „Konformität“ sich entschlossen. Von einem Toleranzedikt zu Gunsten der Katholiken war auch keine Rede und so sahen sich denn Papisten und Puritaner von der Regierung Jakobs des Ersten gleichermaßen bedroht.

Der Puritanismus begnügte sich darauffhin vorderhand mit der Leistung passiven Widerstands. Er hatte sich erst zu sammeln, zu vertiefen und zu kräftigen, bevor seine Zeit kam, die Zeit, wo sein Held und Heiliger aufstand, Oliver Cromwell, um auf dem Marstonmoor und bei Naseby Königthum und Hochkirche mitsammen zu Boden zu schlagen. Unter den englischen Katholiken aber gab es welche, die schon jetzt sich unterwandten, der Gewalt, unter der sie litten, Gewalt entgegenzusetzen und zu diesem Zwecke zu einem Komplott zusammentraten, das mittels eines furchtbaren Mordschlags ihren vergewaltigten Glaubensgenossen im Lande zu einer allgemeinen Erhebung in Waffen das Signal geben sollte. Demzufolge wurde, was später, unter der Regierung Karls des Zweiten, nur das ungeheuerliche Lügenmärchen eines teuflischen Schurken, des anglikanischen Pfaffen Titus Dates, werden sollte, unter der kaum angehobenen Regierung Jakobs des Ersten zu einer geschichtlichen Thatsache.

Bei verzweifeltsten Unternehmungen pflegen nicht Männer von zweifelloser Achtungswürdigkeit voranzugehen, sondern vielmehr Leute, die man, und zwar nicht allein im kriegsgeschichtlich-technischen Sinn, als „enfants perdus“ bezeichnen kann. So geschah auch bei dem Unternehmen, von welchem der, den es in erster Linie bedrohte, König Jakob der Erste, nachmals unter dem Titel „Conjuratio sulphurea“ in gelehrtem Latein gehandelt hat und das als „Pulververschwörung“ im Gedächtniß der Menschen fortlebt.

Zur Zeit König Richards des Dritten war als einer der strupellosesten Handlanger dieses Realpolitikers*) ein gewisser William Catesby auf nichts weniger als sauberen Wegen emporgekommen. Die Nachkommen desselben

*) Vgl. meine „Menschliche Tragikomödie“, Bd. XII, S. 1 fg.

lebten zu Anfang des 17. Jahrhunderts als begüterte Mitglieder der Landgentry in den Graffschaften Northampton und Warwickshire, wo die Anhänger des katholischen Bekenntnisses noch ziemlich dicht beisammensaßen. Hier also wurde die Scheiterung der auf den Sohn der Maria Stuart gesetzten Hoffnungen schwer empfunden und in den Familien der Catesby, Treſham, Winter und Wright hatte man inſolge der harten widerkatholiſchen Strafgeſetze erlittene Bedrückungen und Einbußen zu beklagen und von der Zukunft noch mehr zu fürchten. Möglich, daß man es bei Klagen und Sorgen hätte bewenden laſſen, falls da nicht Einer geweſen wäre, welcher nicht dazu gemacht war, in thatloſer Kümmerneiß die Hände in den Schoß zu legen. Robert Catesby hatte ſich ſchon in den letzten Jahren der Regierung Eliſabeths an allerhand Zettelungen theilgehabt, auch an der des Grafen Eſſex, und war dafür mit einer ſchweren Geldbuße belegt worden. Im übrigen war ſein Ruf nicht fein. Es war geradezu der eines Wüſtlings und Verſchwenders. Auch ſagte man ihm nach, er wäre, im Katholicismus geboren und erzogen, von demſelben abgefallen, dann aber nach größtentheils vergeudetem Vermögen wieder in den Pferd der alleinſeligmachenden Kirche zurückgekehrt und zwar mit dem Beſtreben, mittels verdoppelten Eifers ſeinen Abfall vergeſſen zu machen. Jedenfalls iſt er ein Mann von ſtarken Gefühlen, heftigen Leidenschaften und nicht gemeinem Verſchwörertalent geweſen. Allen nach muß er, obzwar die auf uns gekommenen Zeugniſſe es nicht ganz unwideſprechlich klarſtellen, als der eigentliche Planzeichner und Organifator der Pulververſchwörung angeſehen werden.

Worauf zielte dieſelbe? Auf nichts Geringeres als darauf, beim nächſten Zuſammenkommen des Parlamentes während der Eröffnungſitzung den König und ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen von Wales, ſammt allen geiſtlichen und weltlichen Lords, ſowie ſämmtliche Mitglieder des Unterhauſes mittels Pulvers in die Luft zu ſprengen.

3.

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden“ — dann greift er heutzutage nicht mehr „hinauf in den Himmel“, um von dort „ſeine ewigen Rechte herunterzuholen“, ſondern er greift ohne weiteres zum Drehpiſtol, zur Dynamitbombe oder zur Nitroglycerinflaſche, um den Unterdrückern fühlbar zu machen, daß „dem Schwachen auch ein Stachel gegeben iſt.“ Wer hörte ohne Grauen von der „Dynamitverſchwörung“, welche die Iren gegen die Engländer organiſirt haben? Aber wenn wir unſere Blicke rückwärts die Zeiten hinauf werfen, wenn wir ſehen, daß und wie die Engländer von ihrem erſten Eroberungszug nach Irland i. J. 1168 an auf der „Smaragdiniſel“ gewaltet, gemüthet und gewüſtet, wenn wir betrachten, daß und wie die Eroberer und Zwingherren durch alle die Jahrhunderte herab das arme Erin wiederholt und abermals zum Leichenacker, zur Wildniß

gemacht, daß und wie sie Grund und Boden den rechtmäßigen Besitzern gewaltfam raubten, daß und wie sie Hunderttausende, nein, Millionen irischer Männer, Weiber, Greise und Kinder mittels Hungers und Elends vernichteten oder zur Flucht von Haus und Hof und Heimat zwangen, wenn wir alle die Berge von Freveln und Gräueln erblickten, welche englischer Hoch- und Uebermuth, englische Rechtsverachtung, Fühllosigkeit und Grausamkeit in Irland aufgethürmt haben —, ja dann werden wir es, wenn nicht verzeihlich, so doch begreiflich finden, daß jenen Bergen gegenüber ebenso hohe Berge von Haß und Rachelust sich aufhäufen mußten, daß die Nachkommen der Mißhandelten, Beraubten, Erschlagenen, Geächteten und Vertriebenen, sobald sie sich rühren konnten, glaubten —

„Poenarum grave sit solvendi tempus adactum“ —

ihre Fesseln wüthend schüttelten, ihren „Stachel“ gegen die Nachkommen der Unterdrücker, Berauber und Peiniger ihrer Vorfahren hervortehrten, jeden Engländer für vogelfrei hielten und erklärten und in dem Gedanken und Plan, ganz England, wo möglich, in ein Trümmerfeld zu verwandeln, nur das Werk gerechter Vergeltung sehen wollten und sahen.

Wer die ungerechten und grausamen Verfolgungs- und Unterdrückungsgeetze ansieht, wie sie unter Heinrich dem Achten, Edward dem Sechsten, Elisabeth und Jakob in England gegen die Katholiken und ihre Priester erlassen und gehandhabt worden sind, der wird auch verstehen, wie es möglich, daß aus der Mitte der Unterdrückten der ungeheuerliche Gedanke der Pulververschwörung aufschließen konnte. Sind doch die religiösen Leidenschaften noch weit heißer und mächtiger als die politischen, weil die Religion den natürlichen, d. h. noch nicht über- und verbildeten Menschen mit Himmel und Hölle verknüpft, d. i. mit seinen ursprünglichsten und gewaltigsten Gefühlen, mit der Hoffnung und der Furcht.

Zeitig im Jahre 1604 ging Catesby darauf aus, Komplottgenossen anzuwerben. Er sah es dabei auf katholische Gentlemen von gutem Ruf ab. Solche waren Thomas Winter und die Brüder Christopher und John Wright. Als sie sich bereitwillig finden ließen, machte der Komplottstifter sie zu Sendboten, welche seine alten Beziehungen zum spanischen Hof wieder auffrischen sollten. Zu diesen Beziehungen hatte es auch gehört, daß Catesby an der Errichtung und Werbung eines aus englischen Katholiken bestehenden Regiments von 1500 Mann eifrig mitgearbeitet hatte, welches Regiment drüben in den spanischen Niederlanden in den Diensten der „katholischen Erzherzoge“ Albert und Isabella, d. i. der Statthalter des König Philipps des Dritten von Spanien stand. Allerdings wurde gerade um diese Zeit, im August 1604, dem unter Philipp dem Zweiten und Elisabeth aus- gebrochenen Krieg zwischen dem katholischen Spanien und dem protestantischen England ein Ende gemacht durch einen übereilten, von Jakob dem Ersten heftig gewollten Friedensschluß. Allein der Gegensatz zwischen den beider Staaten blieb doch bestehen und die englischen Pulververschwörer hofften

zuerstlich, einen Rückhalt an Spanien zu finden. Auf Catesby's Weisung gingen Thomas Winter und Christopher Wright nach Flandern, um die Unterstützung der „katholischen Erzherzoge“ und weiterhin die König Philipp des Dritten für die englischen Katholiken nachzusuchen. Nebenbei sollten die Sendlinge mit dem erwähnten englischen Regiment, welches unter der beichtväterlichen Obhut der Jesuiten stand und in welchem nur ganz strenggläubige Gentlemen zu Officierstellen gelangen konnten, zweckdienliche Verbindungen anknüpfen. Einer der Officiere, welchen sie Eröffnungen machten, hieß Guy Fawkes, welchen sein Vorgesetzter Owen, sowie der Regimentspater Baldwin von der Gesellschaft Jesu als einen Mann bezeichneten und priesen, welcher im Dienste der heiligen Religion vor nichts zurückschreie und zu dem „großen Werke“ ganz besonders geeignet wäre. Ein dazumal in England als heimlicher Missionär thätiger und mit den Pulververschwörern einverstandener Jesuit, der Vater Greenway, hat seinerseits bezeugt, daß Guy Fawkes „ein Mann von musterhafter Mäßigkeit und großer Frömmigkeit gewesen, mild und sanftmüthig in seinem Gebaren, aller Händelsucht und Streitlust abgeneigt, treu in der Freundschaft und höchst pünktlich in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten.“ Selbstverständlich trägt dieses Zeugniß die Parteifarbe; doch darf immerhin angenommen werden, daß Fawkes weder hinsichtlich seiner Fähigkeiten ein gewöhnlicher, noch hinsichtlich seiner Sinnesweise ein gemeiner Mensch gewesen sei. Er ging mit ganzer Seele auf das Vorhaben der Pulververschwörer ein und stellte sich denselben zur Verfügung. Offenbar gehörte der Mann zu jenen Charakteren, welche, so sie einmal von einem Gedanken befaßt sind, auf das von demselben gezeigte Ziel losgehen, wie die abgeschossene Kanonenkugel auf das ihrige losgeht.

Am statthalterlichen Hofe zu Brüssel war für die Zwecke der Verschwörer nichts auszurichten. Auch nicht am Hofe von Madrid, wohin Christopher Wright, begleitet von Guy Fawkes, sich begeben hatte. Die Minister Philipp des Dritten, froh des in sicherer Aussicht stehenden, für Spanien vortheilhaften Friedens mit England, wollten sich auf nichts einlassen. Catesby's Sendboten mußten also der Hauptsache nach unverrichteter Dinge über das Aermelmeer heimkehren, statt der Zusicherung spanischer Beihilfe nur Guy Fawkes mitbringend. Aber das war immerhin etwas. Und Catesby ist nicht der Mann gewesen, welcher sich durch den diplomatischen Fehlschlag, den seine Sendlinge gethan, entmuthigen ließ. Er wußte jezt, daß die Katholiken Englands — weil ja auch Papst Clemens der Achte sich nicht herbeilassen wollte, über König Jakob den Bann zu verhängen — vorderhand sich nur auf sich selber stellen und verlassen könnten. Unermüdtlich im Weibeln und Werben für das Komplott, gelang es ihm, den Umfang desselben allmählich zu erweitern. Jedoch ging er dabei sehr vorsichtig fürbaß, indem er in das eigentliche Geheimniß der Verschwörung nur Solche einweihte, an deren Zuverlässigkeit kein Zweifel sich heranwagte.

Unter den Eingeweiheten befand sich Thomas Percy, ein Gentleman aus dem großen Hause Northumberland, welcher eine Stelle in König Jakobs Hofhalt bekleidet hatte zur Zeit, als dieser noch in Schottland weilte und die Maske katholischer Sympathieen vorstreckte. Da nun Percy, nachdem Jakob auf den englischen Thron gelangt war, erkennen mußte, daß von dem neuen König für die Katholiken auch nichts zu erwarten wäre als Verfolgung, steigerte sich sein eigener Katholicismus zu fanatischem Haß und wurde er ein energischer Pulververschwörer.

Unlange nach der im April 1604 erfolgten Heimkehr von Winter, Wright und Fawkes nach England, als Catesby mit Bestimmtheit erfahren hatte, daß die Stipulationen des Friedensschlusses mit Spanien durchaus nichts Günstiges für die englischen Katholiken enthalten würden, berief er die Mitglieder des „inneren Circels“ der Verschwörung zu einem feierlichen Rathschlag. Das war sicherlich eine Scene, von welcher man wünschen möchte, daß Shakspeare sie uns vorgeführt hätte. Er hätte das Zeug gehabt, uns in die Seelen dieser fünf Männer, Catesby, Winter, Wright, Percy und Fawkes, hineinblicken und uns vernehmen zu lassen, was und wie sie sprachen, um das Furchtbare, das Ungeheure, welches sie wollten und planten, in Worte zu kleiden. Sie scheinen von dem Ernst der Stunde tief ergriffen gewesen zu sein. In einem hinter Clements-Inn zu London einsam gelegenen Hause kamen sie zusammen und begannen damit, einander auf die heilige Dreieinigkeit und das heilige Sacrament des Altars zuzuschwören, das, was geredet und ausgemacht werden sollte, niemals zu verrathen. Hierauf verschritten sie dazu, ihr schreckliches Vorhaben in allen Einzelheiten durchzusprechen und festzustellen, sowie jedem von ihnen seine Rolle und Stelle bei der Ausführung anzuweisen. Daß es sich dabei um Kopf und Kragen handelte, mußte allen vollkommen klar sein und war es auch zweifelsohne. Nachdem sie einig in allem und jedem, gingen sie aus dem Erdgeschoß in das obere Stockwerk des einsamen Hauses hinauf, wo ein Altar errichtet war. An diesem las ihnen ein Jesuitenpater, Namens Gerard, eine Messe. Dann hörte er ihre Beichte und spendete ihnen die Kommunion. Im übrigen scheint dieser Priester nicht in ihr furchtbares Geheimniß eingeweiht gewesen zu sein. Wenigstens konnte er später des Mitwissens nicht überwiesen werden.

Anders verhielt es sich mit dem Superior der Jesuiten in England, dem Pater Garnet. Diesem nämlich wurde von einem der Pulververschwörer die Frage vorgelegt, ob ein auf das Heil der allerheiligsten und alleinseeligmachenden Religion abzielendes Unternehmen zur Ausführung gebracht werden dürfte, wenn Gefahr vorhanden, daß dabei auch etliche oder gar mehrere Katholiken umkämen, und der hochwürdige Herr gab hierauf die keineswegs orakelhafte, sondern sehr deutliche Antwort, falls das Unternehmen ein zweifellos gutes und falls dasselbe auf keine andere Weise durch-

zuföhren wäre, so hätte es nichts zu sagen, wenn mit vielen Schuldigen auch etliche Unschuldige zu Grunde gingen.

4.

Die ersten Maßnahmen der Verschwörer waren nun diese, daß Percy ein an das Parlamentsgebäude stoßendes Haus mietete und als seinen angeblichen Hausmeister den Fawkes, welcher den Namen Johnson annahm, dorein setzte. Sodann wurde im Quartier Lambeth ein zweites Haus gemietet und dasselbe der Aufsicht eines Robert Keyes unterstellt, welchen Catesby in das Komplott einschwor. Dieses Haus in Lambeth diente zur vorläufigen Aufnahme der Pulver- und Holzvorräthe, deren die Verschwörer zu ihrem Vorhaben bedurften.

Auf die Kunde hin, das Parlament sei auf den Anfang Februars von 1605 vertagt, zerstreuten sich die Pulvermänner, um für den Sommer auf's Land zu gehen, mit der Verabredung, im November wieder in der Stadt zusammenzutreffen. Gerade im Laufe des Sommers und Herbstes von 1604 fuhr die Regierung mit den allerhärtesten Maßregeln gegen die Katholiken vor und ließ namentlich verschiedene Mitglieder der Gesellschaft Jesu einziehen und hinrichten. Daher noch heftigerer Grimm und Groll der Verschworenen und eifrigeres Werben und Weibeln für das Komplott, dessen Mitglieder jetzt auch ins Auge faßten und beredeten, was geschehen sollte, wenn es gelungen wäre, Lords und Commons sammt König Jakob und dem Prinzen von Wales „himmelan fliegen zu machen.“ Man nahm als sicher an, daß wohl der ältere Sohn des Königs diesen zur Eröffnung des Parlaments begleiten würde, nicht aber der jüngere, der Duke of York, und seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth. Dieser königlichen Kinder wollte man nach losgegangenem Mordtrach sich bemächtigen und je nach den Umständen das eine oder das andere auf den Thron setzen. Während ihrer Minderjährigkeit sollte die Regierung ein Protektor führen wie zur Zeit der Unmündigkeit Edwards des Sechsten, aber natürlich mußte der Protektor ein Katholik sein und im Sinne der Katholiken regieren.

Ihrer Verabredung getreu im Spätherbste wieder nach London gekommen, begaben sich die Verschwörer jetzt an die Arbeit. Ein großer Vorrath von Pulver, Holzscheiten und Reifigbündeln wurde vorsichtig und allmählich in dem Haus in Lambeth angehäuft. Im December schlichen sich Catesby und seine vertrautesten Gesellen, mit Handwerkszeug und mit Mundvorräthen wohlversehen, in das Haus neben dem Parlamentsgebäude in Westminster, am vom Keller des erstern aus eine Mine unter das letztere zu treiben. Fawkes war angewiesen, die Schildwacht zu machen, während die andern arbeiteten. Die Miniarbeit war hart; denn es fand sich, daß ein 3 Ellen dickes Mauerwerk durchbrochen werden mußte. Sie ließen daher auch den Keyes von dem Hause in Lambeth zur Beihilfe kommen und

gruben den Tag über eifrig, um dann bei Nacht die ausgebrochenen Mauertrümmer im Garten des Hauses zu verstreuen. Keiner wagte sich aus dem Hause, nicht einmal in die oberen Gelasse gingen sie hinauf, um in der Nachbarschaft keinerlei Verdacht zu erwecken. So trieben sie es bis zum Tage vor der Weihnacht, allwo sie sich für die Feiertage trennten, weil ihnen Sawles die Nachricht gebracht, das Parlament würde nicht schon im Februar von 1605 zusammenkommen, maßen es abermalen und zwar bis zum November vertagt wäre.

Unlange nach Neujahr nahmen sie ihre unterirdische Arbeit wieder auf Mit verstärkten Kräften. Denn der Hauptmann der Pulverbande hatte über die Feiertage seinen alten Diener Thomas Bates, sowie einen John Grant von Norbrook und einen älteren Bruder von Winter, Namens Robert, für die Verschwörung gewonnen und in den Sprengplan eingeweiht. Mit einmal aber wurden sie in ihrer Wühlarbeit durch ein geheimnißvolles Geräusch gestört, so daß sie nicht wenig erschraden. Sie glaubten nämlich mitten in der Mauer, mit deren Durchbrechung sie beschäftigt waren, eine Glocke läuten zu hören. Der droben wachthaltende Sawles wurde heruntergerufen, vernahm den gespenstigen Glockenklang ebenfalls und gab den frommen Rath, die tönende Mauer mit Weiswasser zu besprengen, um den Spuk zu bannen. Man that so und es half. Aber die Minirerei wurde immer beschwerlicher, auch begann von der Themse her Wasser in den Minegang zu dringen. Dann wurden die Minirer wiederum erschreckt durch ein seltsames Gepolter, das sich neben und theilweise über ihnen hörbar machte. Sawles brachte jedoch die Nachricht herab, das Gepolter rührte davon her, daß ein Kohlenhändler, Bright geheiß, sein Kohlenlager, welches er in einem Keller unter dem Hause der Lords untergebracht hatte, ausverkauft, weil er wegziehen wollte. Das war ja ein sehr willkommenes Glückfall, eine Fügung, welche unsere Fanatiker für eine göttliche zu halten nicht anstanden. Das geleerte Kohlenmagazin befand sich gerade unter dem Sitzungsal der Peers von England und in diesem Sale fanden die Parlamentsöffnungen statt. Besser konnte es sich gar nicht treffen. Sobald daher Bright weggezogen, miethete Percy auf seinen Namen den leeren Keller und im Besitze desselben brauchten sich die Verschwörer nicht mehr mit Bohren und Graben abzumühen. Unverweilt, jedoch in aller Heimlichkeit und unauffällig, wurden jetzt die Pulver- und Holzvorräthe aus dem Hause in Lambeth herbei und in den Keller geschafft. Es sollen nicht weniger als 20 Tonnen, nicht weniger als 9000 Pfund Pulver enthaltend, gewesen sein, welche in dem Gewölbe unter dem Sitzungsal der Lords aufgestapelt und mit Holzscheiten und Reisigbündeln bedeckt wurden. Dies vollbracht, verschlossen die Verschwörer den Keller, welcher einen Vulkan barg, und trennten sich abermals für den Sommer, um anderwärts für das Komplott thätig zu sein. Sawles reiste nach Flandern, um verschiedene Officiere des englischen Regiments im Dienste der „katholischen Erzherzoge“,

namentlich den Sir William Stanley, für die Verschwörung zu gewinnen. Catesby ließ das Gerücht verbreiten, er wäre beauftragt, eine Reiterschwadron für den spanischen Kriegsdienst anzuwerben, was einen Vorwand abgeben sollte, in seinem eigenen Hause, wie in dem seines Mitverschwornen John Grant, Pferde zusammenzubringen und Waffen anzusammeln. Es handelte sich ja darum, für den November soviel waffenfähige Mannschaft bereitzuhalten, als hinreichte, die Wirkung des beabsichtigten großen Mordtrachs durch eine katholische Schilderhebung in den Grafschaften zu unterstützen. Weil aber alle die bislang getroffenen Vorbereitungen die Geldmittel der Pulvermänner erschöpft hatten, so war es rätlich und nothwendig, auf die Gewinnung neuer Komplottgenossen von Vermögen auszugehen. Catesby und Percy hielten Umschau unter ihren katholischen Standesgenossen und es gelang ihnen, drei vermögliche Gentlemen, Franz Tresham in Northamptonshire, Ambros Rockwood in Suffolk und Edward Digby von Rutlandshire, zum Beitritt zu bewegen.

Die bezüglichen Verhandlungen waren langwierig, insbesondere die mit Tresham gepflogenen. Dieser Gentleman vertrat nämlich sehr nachdrücklich die von mehreren Mitgliedern der Verschwörung gehegten und geäußerten Strupel hinsichtlich der katholischen Mitglieder der Peerskammer. Sollten denn diese „auch mit in der Luft fliegen?“ Tresham wollte dies namentlich in Beziehung auf die beiden ihm verschwägerten Lords Mouteagle und Stourton verhütet wissen und Catesby suchte ihm seine Theilnahme für diese Herren vergebens auszureden mittels der Behauptung, daß es auch um die katholischen Peers so wenig schade wäre als um die protestantischen; denn die Lords allesammt seien Atheisten und Feiglinge. Zuletzt einigte man sich dahin, daß zwar keinem der katholischen Peers eine unmittelbare Warnung zugehen dürfte, daß es aber gestattet sein sollte, zu versuchen, diesen oder jenen Lord mittelbar von der Betheiligung an der Parlaments-eröffnung abzuhalten. Dies war freilich, wie die Folge zeigte, schon viel zu viel.

Nachdem die Verschwörer in sichere Erfahrung gebracht, daß der Zusammentritt des Parlaments unwiderruflich auf den 5. November bestimmt wäre, wurden die letzten Verabredungen getroffen. Demzufolge ward ausgemacht, daß am genannten Novembertag Digby eine Anzahl katholischer Gentlemen unter dem Vorwand einer Jagd auf seinem Besitztum Dunchurch in Warwickshire versammeln sollte, um, sobald er vernommen hätte, daß der Mordklapf in London losgegangen, mit dieser bewaffneten Bande aufzubrechen und sich der Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen, welche dazumal auf dem Schlosse des Lords Harrington in der Nähe zu Gast war. Die gefährlichste Rolle in dem verzweifeltsten Spiel übernahm der inzwischen aus den Niederlanden zurückgekehrte Guy Fawkes. Er sollte und wollte ja den schlummernden Vulkan in dem Keller unter dem Oberhaus zum Ausbruch reizen mittels eines Zündstricks, welcher, an dem einen Ende in Brand

gefezt, eine Viertelstunde brauchen würde, um mit dem andern das Spundloch einer der Pulvertonnen zu erreichen und die furchtbare Explosion zu bewirken. Sobald er Feuer an die Zündleine gebracht, sollte Farles eiligst auf ein für ihn auf der Themse bereitliegendes Schiff sich begeben, rasch den Fluß hinab und nach Flandern hinüber fahren, um dem englischen Regiment die Kunde von dem gefallenem Mordschlag zu bringen und dasselbe auf Grund der schon früher hergestellten Einverständnisse zu kriegerischem Dienst für die katholische Sache nach England herüberzubringen. Ungefähr zur selben Zeit, wo die Pulvermänner also über die lezten Maßnahmen schlüssig geworden, hatten sie auch einen ihrer Genossen, den Sir Edmund Baynham, nach Rom geschickt, um der Kurie die Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens darzulegen und den Papst zu bestimmen, nach dem Ausbruch der Verschwörung die volle Macht seiner geistlichen Waffen zu Gunsten derselben einzusetzen.

Man sieht, der Streich war umfassend vorbereitet; aber auch, daß die Verschwörung einen Umfang angenommen hatte, welcher sich mit der Bewahrung des Geheimnisses schlecht vertrug. Denkwürdiger Weise scheinen die ersten Ausplaudereien über das bevorstehende Schreckliche aus jesuitischen Kreisen gekommen zu sein. Damit ist nicht die Nachricht gemeint, der Pater Garnet, Superior der Gesellschaft Jesu in England, habe am Allerheiligentage einen Lobgesang angestimmt auf die nahe Befreiung der Katholiken vom Joch der Ketzer. Wohl aber ist damit gemeint, daß infolge von bezüglichen Äußerungen, welche Jesuiten in Paris gethan, von dort im Oktober eine Warnung an die englische Regierung gelangte. Indessen wäre diese Warnung kaum ernstlich genommen worden und hätten auch schwerlich auf die Fährte der Pulververschwörung geführt, so nicht von anderer Seite her ein viel deutlicherer Wink gegeben worden wäre.

Am 26. Oktober, zehn Tage vor dem Zusammentritt des Parlaments, war Lord Mounteagle zur Stadt gekommen. Während er in seinem Hause in Hoxton zu Abend aß, wurde ihm ein Brief gebracht, welchen ein unbekannter Mann einem der Pageen des Lords auf der Straße übergeben hatte. Mounteagle bat einen Gentleman Namens Ward, welcher mit ihm zu Tische saß, das Schreiben, welches keine Unterschrift trug, vorzulesen, und Ward las: — „Mein Lord, um der Liebe willen, die ich für etliche Ihrer Freunde hege, bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich möchte Ihnen also rathen, so Ihnen Ihr Leben lieb ist, einen Vorwand zu finden, um der bevorstehenden Parlamentsöffnung nicht anzuwohnen zu müssen. Denn Gott und Menschen haben sich verbunden, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Halten Sie ja diese Warnung nicht etwa für eine Kleinigkeit, sondern begeben Sie sich vielmehr unverweilt auf Ihren Landsitz. Dort können Sie den Ausgang in Sicherheit abwarten. Denn obzwar nichts der Art wie ein Aufstand vorhanden zu sein scheint, so sag' ich Ihnen doch, dieses Parlament wird einen schrecklichen Schlag empfangen, ohne zu sehen, all-

woher selbiger kommt. Verachten Sie meinen Rath nicht! Die Gefahr wird so rasch sein, wie der Augenblick vergeht, den Sie brauchen, um diesen Brief zu verbrennen. Ich hoffe, daß Gott Ihnen die Gnade verleihen werde, von dem Inhalt einen guten Gebrauch zu machen, und empfehle Sie in Gottes heiligen Schutz.“

Es blieb nicht verhohlen, daß Lord Mounteagle einen Brief solchen Inhalts erhalten habe. Wer war der Schreiber und Absender desselben? Aller Wahrscheinlichkeit zufolge Sir Franz Tresham, welcher, am 30. Oktober nach der Hauptstadt gekommen, von seinen Mitverschworenen Catesby und Winter, die schon am 27. Oktober von dem Briefe Wind bekommen hatten, heftig zur Rede gestellt wurde. Sie drohten, ihn niederzustoßen, falls er sich zu dem verrätherischen Schreiben bekannte oder falls er Miene machte, von dem Unternehmen zurückzutreten. Allein der Bedrohte leugnete dieses wie jenes so entschieden und fest, daß seine Bedroher ihm glaubten oder wenigstens so thaten, als glaubten sie ihm. Sie waren, das muß man ihnen nachsagen, Männer von eiserner Entschlossenheit. Sie konnten sich ja nicht verhehlen, daß der Alarmruf erhoben und daß man ihnen vielleicht schon an den Fersen sei. Auch stand es ihnen zur Stunde noch frei, auf das für den Zünder Guy Fawkes bereitgehaltene Fahrzeug zu flüchten, den Anker zu lichten und sich selbst sammt ihren Genossen die Themse hinab, in den Kanal hinaus und nach Flandern hinüber zu retten. Sie thaten es nicht, sondern beharrten auf ihrem Vorhaben. Ob sie den Fawkes von der dem Lord Mounteagle zugegangenen Warnung verständigten, ist nicht zu erfahren. Das aber steht fest, daß dieser entschlossene Attentäter seine letzten Vorbereitungen für den entscheidenden Augenblick kaltblütig und umsichtig traf.

Derweil war aus dem anonymen Warnungsbrief ein Staatsaktenstück geworden. Es wird erzählt, Lord Mounteagle hätte zuerst nicht gewußt, was er aus und mit dem Schreiben machen sollte, und wäre geneigt gewesen, die Zuschrift für einen schlechten Witz, für eine Fopperie zu halten. Bald jedoch fand er gerathen, die Sache ernster zu nehmen. Er mochte sich erinnern, daß er als ein katholischer Peer vollwichtigen Grund hätte, vor jedem Verdacht, irgendwie der Mitwisser eines allfälligen katholischen Anschlags zu sein, sich zu wahren. Er machte sich daher noch am Abend vom 26. Oktober nach Whitehall auf, nahm eine Audienz beim ersten Minister des Königs, dem kürzlich zum Earl of Salisbury erhobenen Staatssekretär Robert Cecil, und übergab ihm den geheimnißvollen Brief. Cecil zeigte denselben einigen Mitgliedern des Kabinetts, ließ aber dann die Sache ruhen bis zum 31. Oktober, an welchem Tage Jakob von Royston, wo er gejagt hatte, nach London zurückkehrte. Das Warnungsschreiben kam nun sofort im Ministerrath zur Vorlage und unser gelehrter Fex von König hat sich in seiner „Conjuratio sulphurea“ gerühmt, er hätte auf der Stelle erkannt, daß es sich hier keineswegs um eine „Kleinigkeit“ handelte, sondern vielmehr um etwas Großes, höchst Gefährliches und Ruchloses. Sein

Scharfsinn hätte aus den dunkeln Andeutungen der geheimnißvollen Zuschrift die ganze Pulververschwörung, wenigstens in ihren Umrissen, herausgelesen. Es ist ja immerhin möglich, daß besagte Andeutungen in Jakob eine unbestimmte Erinnerung an den Gräuel wachgerufen haben, welchem sein Vater Darnley zum Opfer gefallen war. Wahrscheinlich jedoch ist, daß der nicht bloß angeblich, sondern wirklich scharfsichtige Cecil durch das an Lord Mounteagle gerichtete Schreiben auf die Vermuthung geführt wurde, es müßte etwas Finsternes gegen König, Parlament und Regierung im Werke sein, — item, daß der siebenfach destillirte Hofmann schlau genug war, daß, was er selber geahnt, den König ahnen zu lassen und das Verdienst, eine Gefahr gewittert zu haben, geschickt auf die königliche Nase überzutragen. Wie dem sein mochte, man beschloß, eine Untersuchung der Räume unter dem Parlamentsgebäude vornehmen zu lassen und mit diesem Geschäfte den Earl of Suffolk, den Lord Großkämmerer, zu betrauen. Am 4. November, Abends, fand diese Untersuchung statt. Der Lord Großkämmerer und die ihn begleitenden Herren, worunter auch Lord Mounteagle, trafen in dem Gewölbe unter der Kammer der Peers den Guy Fawkes, welcher auf Befragen ruhig und gefaßt angab, daß er ein Diener von Sir Thomas Percy und mit der Ordnung und Bewachung der Holzvorräthe für den nahenden Winter beschäftigt wäre. Die Herren wunderten sich zwar über die Masse von Holz und Reisig, die hier aufgehäuft war, trieben aber die Nachforschung nicht weiter, ließen den Fawkes unbehelligt und gingen. Nachher jedoch müssen dem Grafen von Suffolk etliche Skrupel gekommen sein oder aber befriedigte der von dem Lord Großkämmerer erstattete Bericht den Staatssekretär nicht. Genug, gegen Mitternacht erschien mit bewaffnetem Geleite und mit dem Auftrag, eine gründlichere Untersuchung anzustellen, Sir Thomas Knevet, einer der Friedensrichter von London, am Eingang zu dem Keller und traf hier den vor der Thür herumlungern den Fawkes, welcher die Nacht durchwachte, um am andern Morgen die Stunde der „großen Action“ nicht zu verpassen. Auf der Stelle ließ Knevet den ihm verdächtig vorkommenden Mann dingfest machen. Dann drang man in das Gewölbe, untersuchte dasselbe genau in allen seinen Theilen, schob die Holzschichtesichten und die Reisigbündel beiseite und fand die darunter aufgestapelten Pulverfässer. Sofort war der ganze gräßliche Anschlag klar, denn bei dem inzwischen durchsuchten Guy hatte man Feuerzeug, mehrere Linten und eine lange Zündwurst gefunden. Den gefangenen Pulververschwörer verließ seine finstere Entschlossenheit vorderhand nicht. Noch während der Nacht vor den Staatssekretär gebracht, verweigerte er die Nennung seiner Komplottgenossen und erklärte trotzig, es thäte ihm nur das Eine leid, daß es ihm verwehrt worden, den Leitstrich anzuhängen und zu entzünden. Er wurde in einen der Kerker des Tower gesperrt und es untersteht wohl keinem Zweifel, daß man der Untersuchungskunst von dazumal gemäß unverweilt mit der Folter gegen ihn vorging.

Mit Tagesanbruch lief die Kunde von der Pulververschwörung, ihrer Entdeckung und Vereitelung durch die Stadt und verbreitete Schrecken und Entrüstung. Dieser „schwarze“ Tag hat sich dem Gedächtnisse der Londoner so fest eingepägt, daß, wie bekannt, noch jetzt bei der alljährlichen Wiederkehr desselben der „protestantische Zorn“ an durch die Straßen geschleifter Guy-Fawkes-Puppen ausgelassen wird. Damals, am 5. November von 1605, gab die Nachricht von Guy's Verhaftung den in London anwesenden Mitgliedern des Komplotts das Signal zur Flucht. Nur Franz Tresham wählte es wagen zu können, in der Stadt zu bleiben, und hatte sogar die Stirn, den Ministern seine Dienste gegen die Pulvermänner anzubieten. Es ergaben sich aber bald so schwere Verdachtsgründe wider ihn, daß er verhaftet und in den Tower gebracht wurde, wo er einige Tage darauf an einem hitzigen Fieber verstarb, nicht ohne daß zuvor, wie es scheint, die Regierung von ihm wichtige Aussagen gegen die Jesuiten erlangt hatte. Die übrigen Verschwörer hatten sich auf ihre Pferde geworfen und waren spornstreichs nach Dunchurch zu Sir Everard Digby geritten. Da hier ungefähr ihrer Achtzig beisammen, beschloßen sie, sich nach Wales durchzuschlagen, in der Hoffnung, die dort noch zahlreichen Katholiken zum Aufstand bewegen zu können. Sie kamen aber nur bis Holbeach, wo sie von einem ihrer Mitverschworenen, Sir Stephan Littleton, in seinem Manor aufgenommen wurden. Unterwegs hatten sich schon etliche Zwanzig von ihnen seitwärts in die Büsche geschlagen und von den Häusern der katholischen Landgentry, wo sie hatten einsprechen und Beistand heißen wollen, waren sie mit Unglimpf zurückgewiesen worden, während das Volk die Flüchtlinge nur neugierig anstarrte, ohne auch nur die Lippen, geschweige die Finger für sie zu regen. Natürlich! Es handelte sich ja um eine „causa victa“, welche bekanntlich allzeit und überall Göttern und Menschen gleich sehr verhaßt war, ist und sein wird.

Bereits auch war der Ruf zur Jagd auf die Verschwörer von London aus ergangen und die Sheriffs der Grafschaften verschritten mit dem bewaffneten Aufgebot derselben eiligt dazu, das gehezte Wild zu stellen. Der Scheriff der Grafschaft Worcester holte mit seiner Mannschaft die Flüchtlinge zu Holbeach ein, umzingelte am 8. November das Herrenhaus und forderte Waffenstreckung und Ergebung. Die trotzigten Rebellen jedoch, wohl erkennend, daß alles zu Ende und jeder Weg zur Rettung versperrt wäre, wollten lieber mit den Waffen in der Hand als am Galgen sterben und verwarfen die Aufforderung zur Uebergabe. Dann beichteten sie einander ihre Sünden, ertheilten sich, in Ermangelung eines Priesters, gegenseitig die Absolution und rüsteten sich zur letzten Wette. Die verzweifelte Gegenwehr, wozu sie sich entschlossen hatten, wurde ihnen sehr dadurch erschwert, daß ihr auf dem Fluchtritt nachgewordener Pulvervorrath, als sie denselben auf dem Herde trockneten, Feuer fing, explodirte und mehrere von ihnen, namentlich auch Catesby, stark verbrannte. Trotz-

dem leisteten sie der stürmenden und einbrängenden Mannschaft des Sheriffs Widerstand bis zum Aeußersten. Rockwood, Thomas Winter und die Brüder Wright wurden verwundet. Catesby und Percy, also die eigentlichen Hauptleute der Pulvermännerbände, stellten sich kämpfend Rücken an Rücken und sind so von zwei aus einer und derselben Muffete auf sie abgefeuerten Kugeln tödtlich getroffen worden. Auch die beiden Wright, Jack und Kit, erlagen noch an Ort und Stelle ihren Wunden. Das Fechten endete mit der Gefangennahme der Ueberlebenden. Andere der Verschwörer, welche der Ergreifung zu Holbeach entgangen waren, wie Digby und Robert Winter, wurden bald darauf aufgestöbert und eingefangen. Auch gegen die drei Jesuiten Gerard, Greenway und Garnet ergingen Haftbefehle. Den beiden erstgenannten gelang es, von Versted zu Versted zu schleichen, die Seelüste zu erreichen und nach dem Festlande zu entkommen. Garnet dagegen ist im Januar von 1606 in dem Unterschlupf, welchen er in Hendlip-Hall, dem Schloß eines katholischen Gentleman, Namens Abington, bei Worcester, gefunden hatte, aufgespürt und nach London in den Tower gebracht worden. Die Erzählung von dieser Aufspürung und Verhaftung des Jesuitensuperiors bildet einen ganzen Roman.

Cecil's Freude, als er die Pulververschwörer, so viele davon noch am Leben, unter seiner Hand hatte, war groß. König Jakob drückte seine Befriedigung nach seiner Manier aus, d. h. stammelnd, geifernd, mit Armen und Beinen schlankernd. Dem Milizmann, welcher mit einem und demselben Musketenschuß Catesby und Percy niedergestreckt hatte, setzte er einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus.

Die Procedur, welcher die Gefangenen unterworfen wurden, war so, wie sie nach den Begriffen und Bräuchen jener Zeit sein mußte. Der König hatte eine Untersuchungs-Kommission bestellt, welche aus vier Lords bestand: Staatssekretär Cecil, Graf von Salisbury, Großsigelbewahrer Howard, Graf von Northampton, Großadmiral Earl Howard, Graf von Nottingham, und der Statthalter von Irland Earl Blount, Graf von Devon. Diese Kommission, welcher Cecil vorsah, hielt ihre Sitzungen im Tower und zwar in einem im Oberstock des „Statthalterhauses“ gelegenen Gemach, welches noch jetzt das „Zimmer der Pulverschwörung“ heißt. Wohl deßhalb, weil an den Wänden lateinische Inschriften angebracht sind, welche sich auf das Komplott beziehen. Der bombastisch-schnörkelhafte Styl derselben kann die Vermuthung erregen, sie müßten von dem König selber verfaßt sein, obzwar eine derselben die blutige Satire auf diesen König-Jez enthält, daß er darin genannt wird „Jakob der Große, hochberühmt wegen seiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, Gelehrsamkeit, Tapferkeit, Milde und anderer königlichen Tugenden 1).“ Eine zweite In-

1) „Jacobus Magnus, Rex pietate, justitia, prudentia, doctrina, fortitudine, clementia ceterisque virtutibus regiis clarissimus.“ Wenn Jakob wirklich der Verfasser dieser Lobpreisung wäre, so müßte er als ein Klassiker der Selbstperiflage anerkannt werden, obzwar als ein unfreiwilliger.

schrift gibt in der Form eines schwülftigen Dankgebetes eine Art kurzer Geschichte der Pulververschwörung. Eine dritte enthält die Namen der Pulvermänner, welche in der zweiten bezeichnet werden als „Römische Jesuiten und treulose Katholiken von viperhafter Bosheit, welche mit andern ebenso ruchlosen und wahnwitzigen Gesellen von dem wüthenden Wunsche getrieben waren, die wahre christliche Religion auszutilgen und das Reich mit der Wurzel auszurotten“.

In diesem Zimmer empfingen die Mitglieder der Untersuchungskommission die Geständnisse von Guy Fawkes, welcher anfänglich seine trotzige Verschlossenheit zu bewahren suchte, der aber, wie schon erwähnt worden, zweifelsohne durch Folterung zermürbt, alles enthüllte, was er von dem Komplotte wusste, und er wusste ja alles. Infolge dieser Enthüllungen befanden sich bald auch die Pulververschwörer in den Händen der Regierung, welche der Katastrophe von Golbeach entronnen waren. Die Procebur wurde dann auf alle Gefangenen ausgedehnt, und nachdem sich die Untersuchungskommission durch Beiziehung von Mitgliedern des Geheimrathes und der obersten Richterkollegien verstärkt hatte, konstituirte sie sich als Tribunal und die Ausfällung der Urtheile hob an. Es fielen, wie erwartet werden musste, lauter Todesprüche. Kraft derselben sind Digby, Grant, Bates und Robert Winter am 30. Januar 1606 bei Sankt Pauls Kreuz, d. i. auf der Westseite des Paulskirchhofs gehenkt und am Tage darauf Guy Fawkes, Keyes, Rodwood und Thomas Winter in Paleon-Yard gegenüber dem Parlamentsgebäude gehenkt, geviertheilt und auf's Rad gelegt worden. Am 28. März sodann sprach eine mit londoner Bürgern besetzte Geschworenenkant den Vater Garnet schuldig, woran er am 3. Mai auf dem Sankt Paulskirchhof am Galgen starb. Die bei Golbeach verscharrten Leichname Catesby's, Percy's und der Brüder Wright wurden auf Befehl des Großsiegelbewahrers Northampton ausgegraben und ebenfalls aufgegalgt.

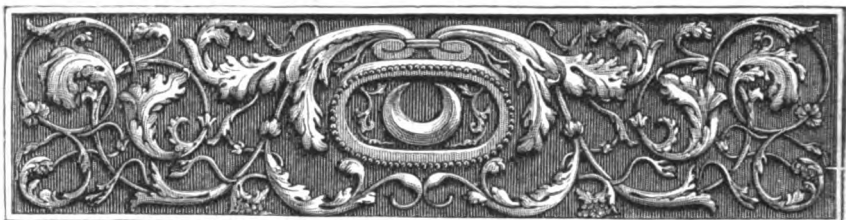
Solches Ende nahm die „conjuratio sulphurea“.

Es braucht kaum beigefügt zu werden, daß, nachdem das Attentat fehlgeschlagen oder vielmehr gar nicht zum Schlag geziehen war, die Attentäter von aller Welt und am lautesten vielleicht von ihren eigenen Parteigenossen verleugnet und verdammt wurden. Das war ja selbstverständlich und ganz in der Ordnung: „Victrix causa“ placuit placetve diis hominibusque, sed victa nemini. Der neugewählte Papst Paul der Fünfte fand sich daher veranlaßt, die Pulververschwörung öffentlich zu missbilligen; ebenso der Jesuitengeneral Claudio Aquaviva. Aber diese und andere Verleugnungen und Brandmarkungen des gräßlichen Unternehmens, welche von katholischer Seite erfolgten, wandten die schweren Folgen der Verschwörung nicht von den englischen Katholiken ab. Diese mußten büßen, was die Catesby, Fawkes und Genossen gesündigt. Eine schneidende und, wie gesagt werden muß, eine schänd-ungerechte Verschärfung der gegen den Katholicismus gerichteten Gesetze und Verordnungen trat unverweilt ein. Reichen katholischen Edel-

leuten, denen man schlechterdings nichts schuldbugeben wußte als eben ihre Katholizität, wurden in willkürlichster Weise schwere Geldbußen auferlegt. So mußte Lord Stourton 4000 Pfund, Lord Morbaut 10,000, der Graf von Northumberland 30,000 zahlen; die beiden erstgenannten, weil sie im November von 1605 nicht nach London zum Parlament gekommen und folglich möglicherweise Mitwisser der Verschwörung gewesen wären; Northumberland, der noch dazu für etliche Jahre eingetowert wurde, weil er den Percy unter seine Dienstleute aufgenommen hätte. Diese und ähnliche Strafen waren nur schamloseste Gewalt- und Raubakte. Sie zeigten deutlich, wie es mit der vielgepriesenen „altenglischen Freiheit“ eigentlich bestellt war. Von jetzt an nahm das anglikanische Hoch-, Hof- und Staatskirchenthum an Ausschließlichkeit, Verfolgungssucht und Grausamkeit noch zu und nicht allein die Katholiken, sondern auch die Presbyterianer und Puritaner bekamen immer bitterlicher zu fühlen, was für scharfe HAUZÄHNE das „prälatische Mastschwein“ besaß. Der Puritanismus ist dann allerdings durch Oliver Cromwell an seinen hochkirchlichen Verfolgern gerächt worden. Die Katholiken Englands dagegen sind erst nach 200 und etlichen Jahren kraft der Emancipationsakte von 1829 wieder zu ihren vollen religiösen und staatsbürgerlichen Rechten gelangt.

So hat denn das Minir- und Sprengkomplott von 1604—5 die weitestgehenden Folgen gehabt. Die Lehre von der Zulässigkeit des politischen Mordes hat hier in ihrer wenn auch fehlgeschlagenen Anwendung eine wahrhaft schneidige Lehre gegeben. Aus der Geschichte der Pulververschwörung könnten demnach Menschen und Parteien vieles lernen, wenn diese wie jene überhaupt etwas lernen wollten. Ignorabamus, ignoramus, ignorabimus.





Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.

Der Uebergang über den Balkan. Skobelew.

Von

Wassili Wereschagin.*)

Im mich Skobelew's Detachement anzuschließen, verließ ich Plewna. In Bogot, wo der Sitz des Hauptquartiers war, bat ich, mich dem Obercommandirenden zu melden, welcher mich auch sofort in liebenswürdigster Weise empfing. Im Laufe unseres Gesprächs entwarf ich ihm das Profil der türkischen Besetzungen bei Schandornik auf der Chaussee von Sofia und ein ungefähres Bild von unseren Positionen. Der Großfürst war ziemlich aufgeregt, weil Gurko gerade an dem Tage dort von den Bergen herabsteigen mußte. „Ach, wenn es nur gelänge, wenn es nur gelänge!“ wiederholte Großfürst Nikolaus, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, als wollte er seine Befürchtungen verschweigen. Ich versicherte ihm, zu Befürchtungen sei gar kein Anlaß vorhanden, die Truppen Gurkos würden entschieden ohne jeden Zwischenfall die Berge verlassen. „Dann auf Wiedersehen — dort,“ setzte er hinzu, die Hand in die Richtung des Balkan ausstreckend.

Der späten Tageszeit wegen war im Hauptquartier nichts Eßbares mehr aufzutreiben, so daß ich meinen Hunger im Zelt eines Marktenders stillen mußte. Es war schon recht spät, als ich mich auf meinem langbeinigen kaukasischen Roß auf den Weg nach Lowtscha machte.

Zu meinem großen Leidwesen mußte ich mir bald gestehen, daß mein neues, unlängst erstandenes Pferd nichts taue. Es ging weder im Schritt, noch im Trab, noch im Galopp. „Pferdekäufe beim Fürsten D* sind in Zukunft zu unterlassen,“ sagte ich mir, denn er hatte mir einen durch Hunger erschöpften Gaul verkauft.

*) Von dem Verfasser in deutscher Sprache geschrieben.

In einem türkischen Dorfe, fünf Werst von Lowtscha, machte ich Halt, um da zu nächtigen. Als ich in einem der Häuser Einlaß begehrte, lief ein Soldat auf mich zu. „Ew. Hochwohlgeboren,“ rief er, „klopfen Sie gesälligt nicht, wir sind hier, um Quartiere anzuweisen!“, „So zeige mir schnell eines!“ Ich wurde irgendwo am Ende des Dorfes einquartirt, doch die Hütte war rein. Man schaffte mir ein Huhn und für mein Pferd Heu und sogar Hafer, was in einem bulgarischen Dorfe schwerlich zu erlangen gewesen wäre. In den bulgarischen Dörfern machten und nahmen wir, was wir wollen, wovon die türkischen durch die Militärbrigaden geschützt waren. Das Privilegium der Freundschaft und Brüderlichkeit war, wie man sieht, für die Bulgaren nicht eben sehr vortheilhaft.

Mein Aufenthalt in Lowtscha dauerte nicht lange. Am Morgen traf ich dort ein und am Abend desselben Tages verließ ich es. Die Stadt liegt in einem durch das steile Ufer der Dsma und umliegende Höhen geschützten Thal und ist durch Forts derart vertheidigt, daß sie, wäre nicht Skobelew gewesen, schwerlich in unsere Hände gefallen wäre. Blutig genug war der auf Lowtscha unternommene Sturm: die Todten füllten buchstäblich die Gräben, erzählte mir mein Bruder Alexander. An diesem Tage, äußerte er zu mir, setzte ihn die Selbstbeherrschung Skobelews in das höchste Erstaunen. Mein Bruder erzählte unter Anderem Folgendes: „Skobelew ertheilte mir die Ordre, ein Bataillon an einen bestimmten Punkt zu führen. Wir marschirten, so lange Gebäude in der Nähe waren; auf offenem Terrain weiter zu gehen, war gänzlich unmöglich. Wer sich dort zeigte, stürzte todt oder verwundet zu Boden. Ich stieg vom Pferde und brachte das Bataillon weil daß Weitermarschiren es in's Verderben führen heiße, zum Stehen. Doch was sehe ich in eben dem Moment! Durch die tobdrohende Gegend, von Kugeln und Granaten umsaust, geht ruhig und im Schritt Skobelew. Als ich das sah, machte ich mir meiner Feigheit wegen bittere Vorwürfe.“

Als ich Lowtscha verließ, stieß ich auf den trunkenen Rutscher des Obercommandirenden. Der angeheiterte Rosselenter lärmte und krachte jeden Einzelnen auf der großen Straße an. Auf mein Ersuchen, die Straße frei zu geben, antwortete er mit Schimpfreden. Da holte ich mit der Peitsche aus und versetzte ihm einen Hieb. Das wirkte, doch drohte mir der Trunkene mit einer Beschwerde beim Großfürsten, zu welcher ich ihm auch rieth, damit der Großfürst, von seiner schlechten Führung in Kenntniß gesetzt, ihn fortjage.

* * *

Ich gelangte nach der Stadt Selvi, wohin mein Bruder, gleich nach dem Donauübergang geschickt worden war. Die Paschibozuks hatten gedroht, die Stadt zu plündern und anzuzünden, worauf die in Angst gesetzten Bewohner eine Deputation zum Großfürsten sandten, um ihn um Rettung zu bitten.

Mein Bruder, der seine Brigade zur Recognoscirung abgeschickt hatte, war gerade bei der Hand und der Großfürst sandte ihn mit seiner halben Sotnja kaukasischer Kosaken gegen die Türken. Die ihm gewordene Aufgabe erfüllte er leicht. Die Einwohner der Stadt überreichten ihm dafür ein sehr curioses Dankschreiben, welches seine Heldenthaten aufzählt und dergleichen. Bei meiner Anwesenheit in Selvi hatte ich auf dem dortigen Bazar Gelegenheit zu erfahren, daß sein Name sehr populär war. Bei einem Einkauf genügte es, die Zustellung der gekauften Gegenstände „an Alexander“ zu verlangen, die Händler wußten sofort, wer gemeint war; die ganze Stadt wußte eben, daß der Retter Selvis wieder da war.

Stobelew kam in Selvi an. Ich traf ihn mit den Chefs der Truppenabtheilungen beschäftigt. Als ich ihm einen Gruß des Großfürsten übergab, bemerkte er: „Radezki will nicht retten gehen, er sagt: Geht, wenn ihr wollt, ich rühre mich nicht von der Stelle. Nun, wir werden gehen und wenn nöthig, rühmlich sterben.“ Das war Stobelews Lieblingsprache. Ich hoffte jedoch, daß es nicht dazu kommen werde, denn mir war es weniger darum zu thun, rühmlich zu sterben, als den Uebergang der Truppen über die schneebedeckten Berge zu sehn, wie auch den Anblick der entscheidenden Schlacht zu genießen, welche nun unvermeidlich schien.

Der Plan eines Ueberganges über den Balkan mit Umgehung der Schipka-Positionen war längst von Radezki entworfen, oder richtiger, von seinem Stabschef Dmitrowski. Das Hauptquartier hatte den Plan genehmigt, doch die schlimme Sachlage bei Plewna verhinderte die Ausführung. Plewna war nun gefallen und der bei Seite gelegte Plan wurde wieder aufgenommen. Unter der Leitung der Generale Swjatopolk-Mirski und Stobelew wurden zwei Umgehungs-Colonnen ausgerüstet, Radezki erhielt dementsprechende Befehle. Radezki erschrak „Diesen Plan,“ lautete seine Antwort, „brachte ich allerdings in Vorschlag, aber zu einer Zeit, wo es auf den Bergen keinen Schnee gab. Jetzt ist der Plan unausführbar.“ Dmitrowski zeigte eine besonders große Erregung, seiner Ansicht nach drohte den Colonnen unvermeidlicher Tod in den Schneehäusen und durch die Schneeverwehungen. Der Großfürst blieb aber bei seiner Absicht und die Colonnen Stobelews und Swjatopolk-Mirskis wurden abgesandt. Als Radezki seine Einwände unbeachtet sah, wusch er seine Hände in Unschuld. . . „Mögen sie nur gehen,“ sagte er, „ich rühre mich nicht, denn ich bin nicht wahnsinnig.“

*

*

*

Stobelew und seinem Stabschef Kuropatkin machte die Beschaffung der für die Abtheilung nöthigen Transportmittel nicht geringe Sorgen. Ueberlegt und vorforglich wie Stobelew war, hatte er für seine 16. Division Sättel und alles Nöthige schon längst vorbereitet und nach Selvi und Tirnowo schaffen lassen. Doch vor ihm passirte durch diese Orte die Abtheilung Swjatopolk-Mirskis, welcher diese Vorräthe ohne Weiteres in Be-

schlag nahm. Es mußte also nochmals Alles beschafft werden. Kuropatkin eilte nach Tirnowo; mit Unterstützung des Gouverneurs gelang es ihm, das Nöthige in wenigen Tagen zu erlangen.

Bald rüdten wir gen Gabrowo. Durch Selbi sollte das Hauptquartier durchziehen. In Gabrowo herrschte ein reges Leben, Alles war dort in Bewegung. An Stobelews Mittagstafel erschienen neue Gesichter, die Chefs seines Detachements, einige, z. B. ein Oberst von den Schützen, halb verhungert. Stobelew führte uns unter Anderem zu Gemüthe, während des Ueberganges über den Balkan werde er keine Tafel halten, eine uns nicht besonders angenehme Nachricht. Ich für meine Person hatte übrigens einen kleinen Vorrath an Conserven und alles für die Küche Nöthige.

Auf den Straßen ununterbrochene Bewegung, Lärm und Gedränge! Eine enorme Masse von Menschen jeder Art wälzte sich ohne Unterlaß durch die Gassen. Es ist eigentlich ein Wunder, daß Spione da nicht mit unterliefen, welche die vorbereitete Umgehung der türkischen Positionen dem Feinde verrathen konnten. Die Türken wurden überrascht; es war ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, daß ihnen in einer solchen Jahreszeit von der Platte Gefahr drohen könne.

Mit K**, dem Ordonnanzofficier Stobelews, hatte ich einen Ritt zu einigen seiner bulgarischen Bekannten gemacht. Bei der Rückkehr treffe ich den General auf dem Plage. „Ich suche mir ein Pferd,“ rief er mir zu, indem er meinen Paßgänger lobte. „Nehmen Sie ihn . . .“ „Nein, ich danke,“ erwiderte Stobelew, „ich brauche durchaus einen Schimmel. Giebt's nicht einen Schimmel?“ „Ein Schimmel ist wohl da,“ sagte ich, „doch ist er klein und kaum fähig, Sie zu tragen. Bei den Dragonern fand er ein schönes weißes Roß. Auf einem Ritt zum Schipla, wo ich alte Bekannte besuchen wollte, traf ich den von dort im Galopp durch tiefen Schnee und zurückreitenden Stobelew. „Das neue Pferd,“ dachte ich mir, „wird nicht lange vorhalten.“

Stobelew hatte nochmals Radezki gesprochen, von ihm Ordres erhalten, und nochmals aus seinem Munde gehört, daß er nicht von der Stelle gehen werde. Als ich am Abend desselben Tages meinen alten turkestan'schen Bekannten, den General Dmitrowski, in Gabrowo besuchte, fand ich ihn in sehr erregter Stimmung. Mit einem Winterfeldzug konnte er sich nun mal nicht befreunden und bis in die späte Nacht hinein sprach er über die Unvorsichtigkeit, um nicht zu sagen, Thorheit des Vormarsches.

Stobelew dagegen war von einem glücklichen Ausgang der Unternehmung überzeugt. Als er nach dem Dorfe Temenli aufbrach, waren die Truppen schon über diesen Ort hinaus.

* * *

Mein Kosak Kurbatow war selbstverständlich zum Abmarsch nicht fertig und ich unvorsichtig genug, ihn auf seine Bitte, bis zum folgenden Tage

zurückzulassen. Er sollte mich einholen, doch zu meinem nicht geringen Aerger vergingen mehrere Tage und von meinem Kosaken keine Spur. Es fehlte mir dieses und jenes unterwegs, ich war daher froh, als ich Tementi erreichte. Die Nacht war hereingebrochen. Meine Hoffnung, irgendwo ein Nachtlager zu finden, mußte ich bald aufgeben, denn schon seit dem Morgen war jeder bewohnte Raum im Dorf dicht angefüllt. Ich drängte mich bei Skobelew ein, doch der hatte sich schon zur Ruhe begeben und lag im tiefen Schlaf, der ihn gewöhnlich vor dem Beginn irgend einer wichtigen Unternehmung befüllt. Ich bemühte mich vergebens, diesen Schlaf mit Skobelew's Nervosität in Uebereinstimmung zu bringen.

Bei dem Oberarzt der Abtheilung, den ich, wenn ich mich recht erinnere, auf einen der Verbandplätze bei Plewna kennen gelernt hatte, kam ich noch zu einem Glase Thee. Meine Nachtruhe hielt ich auf der Diele einer Hütte; meine Schlafgenossen daselbst kannte ich nicht. Am folgenden Morgen war mein Kosak mit den Sachen noch immer nicht da. Ich gab mir das Wort, ihn nie mehr zurückzulassen.

In langen Linien zogen die Truppen schon die Berge hinan. Durch die Reihen der Soldaten zu Skobelew zu gelangen, war schwierig, man hätte sich an den Bajonetten spießen können. Die Sappeure hatten hier fast 24 Stunden vorher den Schnee weggeschaufelt, doch war noch genug Schnee auf dem Wege, zu dessen Seiten gleich Mauern Schneehaufen von Manneshöhe lagen. Den Weg zu verlassen, war somit unmöglich. Die Soldaten marschirten unter Lachen und Scherzen. „Die Bajonette in die Höhe, Bajonette weg,“ schrien sie reihenweise, wenn ein Reiter sich zeigte, „sonst sticht er sich die Augen aus!“ Man mußte geradezu auf dem Sattel Gymnastik treiben, um nicht mit den Bajonetten der bergan steigenden Soldaten in Berührung zu kommen oder mit den Knien an die Munition zu stoßen. Mein Knie schlug ich mir übrigens tüchtig wund.

Am schwersten gestaltete sich der Weg der an der Tête mit Führern marschirenden Sotnja der Uralkosaken; sie watenen durch die Schneemassen und die Pferde versanken häufig ganz und gar. Das Commando über sie führte der Sotnik Kirilin, den ich von Turkestan her kenne. Den Kosaken folgten die schon erwähnten Sappeure in der Stärke einer Compagnie, unter dem Befehl Laszkowski, des Adjutanten des Obercommandirenden.

An einer Stelle des Weges bot sich uns ein trauriger Anblick dar. Eine Gruppe Musikanten, welche auf einem Schneehügel abseits vom Wege ausruhte, drängte sich vor Kälte zitternd aneinander. Die Instrumente in Futteralen, einige von kolossalen Dimensionen, lagen ringsum im Schnee! Arme Musikanten!

*

*

*

Wir machten ziemlich früh Halt auf einer hohen Ebene gegenüber den „Markusssäulen“ genannten Bergen. Unter Bäumen wurde rechts im

Schnee ein Ruheplatz für Stobelew hergerichtet; ganz in der Nähe, ziemlich dicht am Wege, war unser Lagerplatz. Ein kleiner Vorrath von Conserven, Kaffee und Chocolate wurde gleich hervorgeholt und sofort consumirt, da sonst Niemand etwas bei sich hatte. Die Pferde fütterten wir auch mit Conserven, aber ihnen schienen sie wenig zu munden. Rund um den Platz lagerten sich auch die Truppen; überall flammten Feuer auf; obwohl der Schein dieser Feuer uns hätte den Türken verrathen können, so meinte Stobelew doch, daß es besser sei, Menschen zu Feinden zu haben, als den Frost, der recht bedeutend war. Es war ein großes Glück für das Detachement, daß es keinen Schneesturm, nicht einmal Wind gab. Zudem muß auch gesagt werden, daß Stobelews Vorsorge sich über Alles erstreckte: alle Soldaten hatten Rauchbinden und auf den Füßen mit Talg durchtränkte Fußlappen; ein jeder Soldat hatte ferner Thee und gekochtes Fleisch bei sich. Endlich war, um die Gefahr des Erfrierens abzuwehren, der Befehl abgegeben worden, daß die Soldaten einander nicht schlafen lassen sollten.

Ich bedeckte mich mit Allem, was ich hatte, mit dem Filzmantel, einer Decke, einem Halbpelz und fühlte doch, daß ich, obwohl ich dicht am Feuer lag, zu erstarren begann; so sehr ich mich auch krümmte und wand, es half nichts, ich mußte der Hoffnung auf Schlaf entsagen; ich erhob mich, rauchte eine Cigarre an und erwartete am Feuer den kommenden Morgen.

Ein Theil der Truppen setzte den Weg noch in der Nacht fort, und mit dem ersten Morgengrauen folgten ihnen auch wir. Ich entwarf gerade eine Skizze der im Schnee auf Seiten der türkischen Positionen gezogenen Laufgräben, als Stobelew uns überholte, und auch auf diesem Wege im Galopp vorbeirrte.

Man kann sich das Erstaunen der Türken denken, als wir aus den Wäldern auf den offenen, ihnen zugewandten Abhang der Berge herausstraten. Sie versuchten ein paar Schüsse auf uns abzufeuern, konnten uns jedoch nicht schaden, da die Kugeln ihrer Geschosse uns nicht erreichten.

Alle Positionen, sowohl die türkischen, als auch die unsrigen waren von hier klar sichtbar. Man sah den St. Nikolaus-Berg, auf welchem unsere braven Soldaten mit Ungeduld auf das Resultat unseres Marsches zur Umgehung der türkischen Positionen warteten, denn es mußte ihnen die Erlösung bringen von dem langwierigen Aufenthalt in den schneeigen Erdhütten des Schipla-Passes. Da ist die türkische Position auf dem sogenannten Kahlen Berge: die Türken stehen in großen Gruppen zusammen und sprechen wohl davon, was das Schicksal ihnen bereitete. Unfern Marsch zu hindern, sind sie jetzt nicht mehr im Stande, an einen Ueberfall in der Flanke ist auf diesem Schnee gar nicht zu denken — das wäre wenig türkisch, da die Türken den Schnee nicht lieben. Sie hätten unser Herabsteigen hindern können, aber wir waren nun schon im Herabsteigen begriffen.

Oben, wo der Weg sich zu senken begann, standen zwei hohe Berge

zu beiden Seiten des Weges. Als alter Militär bemerkte ich sogleich zu Kuropatkin, daß diese beiden Anhöhen sofort stark besetzt werden mußten. — „Was sagen Sie?“ fragte Skobelew, vor uns reitend. — Ich sagte, daß diese beiden Anhöhen, da sie den Abstieg beherrschen, für alle Fälle besetzt werden müssen. — „Ja, Ja! Alexander Nikolajewitsch“ — wandte er sich zu Kuropatkin — „das ist richtig, lassen Sie die Höhen gleich besetzen und die Leute sich verschanzen!“ — „Zu Befehl!“ — antwortete der Oberst nicht ohne ein gewisses Unbehagen — die Militärs lieben es nicht, den Rath eines Civilisten zu vernehmen, obwohl ich vielleicht mit größerem Recht mich einen Militär hätte nennen können, als die Mehrzahl der Officiere des Detachements. Skobelew war übrigens über dergleichen immer erhaben und war stets bereit, einem vernünftigen Rath zu folgen, mag er gekommen sein, von wo er wolle.

Oberst Kuropatkin ist unzweifelhaft einer der besten Officiere der Armee; klein und gar nicht hübsch von Gestalt, aber klug und kaltblütig, war er in vielen Zügen seinem Charakter nach Skobelew, der ihn sehr hoch schätzte, obwohl er sich mit ihm immer im Streit befand, durchaus entgegengefezt. Bei solchen Disputationen blieb der kalt überlegende Stabschef gewöhnlich mehr im Recht, als der feurige, leicht hinzureißende General; doch betraf dieß eigentlich mehr nur Details, untergeordnete Fragen, da Skobelews Blick in Bezug auf das Ganze doch schärfer war. In der Frage der Möglichkeit eines Winterfeldzuges über den Balkan z. B., einer Frage von großer Wichtigkeit für den Ausgang des Krieges, war Kuropatkin der Meinung von Madzki und Dmitrowski, d. h. war absolut gegen diesen Feldzug, nannte ihn eine verrückte, verderbliche That u. s. w. Skobelew war im Gegentheil für den Feldzug, und war fest überzeugt, daß derselbe ein erfolgreiches Ende haben werde. „Und kommen wir nicht hinüber, so sterben wir ruhmvoll“ — wiederholte er sein Lieblingswort.

„Er kennt nur das Eine: sterben wir! sterben wir!“ sagte mir einst Kuropatkin noch bei Plewna — „sterben ist wahrhaftig nicht schwer, man muß nur wissen, ob es sich lohnt zu sterben! . .“

Bald kam aus der Avantgarde der Sappeure die Nachricht, daß die Türken vorrückten. Ich sah, wie Skobelew das Blut in die Wangen stieg. Er wandte sich sogleich an die Soldaten mit den Worten: „Ich gratulire Euch, Brüder, die Türken rücken an!“ Die Soldaten antworteten mit ihren: „Wir wollen uns bemühen Ew. Exzellenz!“ Der Ordonanzofficier Dufmassow wurde mit zwei Compagnien den Sappeuren zu Hilfe geschickt.

Der Abstieg war fast noch schwerer als der Weg nach oben; stellenweise sanken die Pferde bis an den Hals in den Schnee, und wie über alle Maßen dankbar war ich meinem braven Gaul für die verzweifeltsten Anstrengungen, mit denen er mich aus den Gruben herauszog, ohne je zu straucheln! An manchen Stellen war es jedoch absolut unmöglich zu reiten, man mußte herunterrutschen. Die Soldaten rutschten unter Scherzen und

Wizen herunter, als wären sie auf den Feiertags-Eißbergen ihrer Heimath. Ich vermag jetzt nicht mehr zu sagen, wie ich mit meinem Pferde einst auf einer steilen Stelle heruntergekommen; wir sind wohl beide auf einem gewissen Theil des Körpers hinabgerutscht. Die Herstellung eines guten Weges hätte hier natürlich viel Zeit erfordert; andererseits war es über alle Maßen schwer (etwas absolut Unmögliches giebt es in der Welt nicht) die Cavallerie und namentlich die Artillerie herunterzubringen.

Wir befanden uns bereits auf dem Südbhang des Balkans. Skobelew war auf einer der äußersten Anhöhen stehen geblieben und besichtigte lange das Thal des Tundsha und die sich vor uns ausbreitenden türkischen Positionen. Links war der St. Nikolaus-Berg mit Schipka. Die Positionen unserer Truppen zeichneten sich in schwarzer Linie scharf ab. Dort an dem Felsen des Nikolaus-Berges steht die Batterie von Mescherskij; dort zeichnete ich die Geschütze und die Umgebung, den Kopf fortwährend bald in die eine, bald in die andere Seite neigend, um den Kugeln, Granaten und Bomben auszuweichen, die von den türkischen Batterien hinter den Bergen massenhaft herübergeschlagen kamen. (Die Bomben nannte man auf Schipka Krähen.) Da standen die Trümmer eines türkischen Blockhauses, auf dessen Fenster ich eine Skizze des Tundsha-Thales entwerfen wollte, aber durch drei Granaten einfach hinausgeworfen wurde. Die erste hatte sich in die Wand gebohrt, die zweite war auf das Dach geflogen, und hatte mich mit Sand und allerlei Dingen überschüttet, obwohl ich auf der andern Seite des Hauses saß; das dritte Ungethüm hatte mit unbefreiblichem Standal das Dach neben mir durchgeschlagen und eine solche Masse von Erde und Hausstrümmern auf mich geworfen, daß ich fortging, ohne mein Bild zu beendigen; die Farben auf meiner Palette hatten eine so tüchtige Dosis fremdartiger Elemente erhalten, daß ich sie wegwerfen mußte. Etwas weiter erhob sich auf dem Berge die runde und Central-Batterie und zwischen ihr sah man die Erdhütten des Minsk'schen Regiments, bei welchem ich bei meinem Freunde N. einige Tage verbrachte. — Weiter folgten überall bekannte Plätze: auf jener Seite des Berges die türkische „Neunwägen“-Batterie, ferner die Batterien: „Krähennest“ und „Zuckerhut.“ Unterhalb der russischen Positionen sah man wieder die türkischen Erdhütten und Batterien. Ganz unten im Thal von den Trümmern des Dorfes Schipka bis zum Dorfe Schenowo zogen sich besetzte Hügel hin, welche das Centrum der türkischen Position bildeten. Rechts war ein dichter Eichenwald, zum Dorfe Schenowo gehörig, der anscheinend gleichfalls stark besetzt war. Noch mehr rechts, d. h. gerade vor unserem Weg streckte sich die Kette des Kleinen Balkan. Schräg gegenüber lag rechts das Dorf Imelli, nach welchem auch der Paß genannt wird. Ganz rechts endlich zog sich das Tundsha-Thal hin. Dorthin blickte Skobelew zuweilen aufmerksam, da von dort, Gerüchten zufolge, türkische Truppen den Schipka zu Hülfe kommen sollten.

Die Truppen machten Halt in der Schlucht, Stobelew aber begab sich wie gewöhnlich voraus, um den Weg zu recognosciren. Er wollte es zu Pferde thun, aber die Türken eröffneten aus naher Entfernung ein so heftiges Feuer, daß er vom Pferde steigen mußte. Mit ihm befanden sich Stabschef Kuropatkin, Graf Keller, ich und einige Kosaken. Die Türken hatten sich auf den, dem Wege nächstgelegenen Felsen festgesetzt und überschütteten uns förmlich mit Geschossen. Die Unseren versucht sie durch Feuer zu vertreiben, aber die Kugeln aus den schlechten Gewehren System Arzente trugen nicht so weit. Ich machte Halt, um eine Skizze der Gegend zu entwerfen. Stobelew war etwas vorausgegangen — da sah ich plötzlich, daß Kuropatkin, bleich wie der Tod, von beiden Seiten gestützt, herbeigeführt wird. Er hielt hinter demselben Felsvorsprung, hinter welchem ich zeichnete, an, um Athem zu schöpfen. Eine Kugel hatte ihn am linken Schulterbein getroffen, hatte den Knochen gestreift und war dann durch den Rücken gegangen. Der Arme war ganz zusammengesunken und hat, man möge seine Wunde ansehen und sagen, ob sie tödtlich sei oder nicht. Nun kehrte auch Stobelew zurück und wir schlugen Alle den Rückweg an. Kuropatkin wurde natürlich getragen.

Ich bin oft in starkem Feuer gewesen, aber einen so mörderischen Regenguss erlebte ich zum ersten Mal. Selbst das Feuer bei der Minen-Attaque auf der Donau, als unser Boot von den, am Ufer befindlichen Türken und Tscherkesen und vom türkischen Schiff aus beschossen wurde, war, wie mir scheint, nicht so stark. Die Türken schossen aus kurzer Entfernung auf uns und eine Kugel jagte die andere, an unseren Ohren vorbeisauend, dort in den Felsen schlagend, hier uns zu Füßen fallend oder ricochassirend. Mein Pferd und dasjenige Stobelews blieben heil, das Pferd meines Bulgaren aber wurde getödtet, und es fielen noch viele Leute und Pferde. Ich ging zur linken Seite Stobelews, und ich gestehe, daß das trommelwirbelartige Geknatter der Flinten und das Säusen der Kugeln bedängstigend wirkte. Unwillkürlich mußte man denken: „Gleich wirst du zu Boden geworfen, dann wirst du wissen, was du wissen wolltest, was Krieg bedeutet!“ Ich erinnere mich jedoch, daß ich trotzdem es nicht lassen konnte, Stobelew zu beobachten. Ich wollte sehen, ob er sich nicht unwillkürlich unter dem Eindruck der tausenden Kugeln beugen würde — nein, er beugt sich nicht, ganz und gar nicht! Ist nicht eine unwillkürliche Bewegung der Gesichtsmuskeln oder der Hände merklich? — nein, das Antlitz bleibt ruhig und die Hände staken wie immer in den Taschen des Paletots. Ist nicht in seinen Augen eine gewisse Unruhe, die ich auch dann bemerkt hätte, wenn er sie hätte verbergen wollen?“ — nein, es scheint wenigstens nicht, ein gewisser leidenschaftsloser Blick weist höchstens auf eine tief, tief verborgene innere Aufregung hin. Noch jetzt sehe ich ihn vor mir, wie er seines gewöhnlichen, lässigen Ganges daherschreitet, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, — hol der Teufel, dachte ich, er scheint immer langsamer

zu gehen, thut er's gar absichtlich? — Es war ein wahrhaft höllisches Getöse, von allen Seiten fallen die Leute, die Pferde. Keller, der tapfere Keller, schreit von hinten: „Es laufe, wer heil ist, wir werden Alle vernichtet!“ Graf Keller und noch Jemand stürzen voraus, ich, der ich schon in manchem Kugelregen gewesen, blieb bei Skobelew. „Nun, Wassili Wassiljewitsch,“ — sagte mir später Skobelew, als eine Wendung des Wegs uns endlich vor den türkischen Kugeln Schutz gewährte, „jetzt wissen wir, was Spießruthen laufen heißt!“

Es interessirte mich, Skobelews Empfindungen im Angesicht großer Gefahr kennen zu lernen, und ich fragte ihn später: „Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie sich wirklich so sehr an den Krieg gewöhnt, daß Sie keine Gefahr mehr fürchten? ich gestehe, daß ich innerlich jedes Mal ein wenig erschrecke, wenn eine Granate neben mir hinfällt oder wenn eine Kugel an der Nasenspitze vorbeisaußt.“ — „Unsinn!“ erwiderte er, — „man hält mich für tapfer und glaubt, daß ich mich vor nichts fürchte, aber ich gestehe, daß ich ein Feigling bin. Jedes Mal, so oft ich ins Feuer gehe, sage ich mir, daß es diesmal ein schlechtes Ende nehmen wird. . . Als mich auf den Grünen Bergen eine Kugel streifte und ich niederfiel, war mein erster Gedanke: nun, Brüderlein, dein Lied ist zu Ende! . . .“ Mir war es angenehm, solche Reden zu vernehmen, denn danach kam mir meine eigene Persönlichkeit weniger furchtsam vor. Nicht, daß ich Tapferkeit besonders hochgestellt hätte, aber jene Feigheit, welche ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, war mir schon allzu widerwärtig. Da ich mich jedes Mal, so oft ich in starkes Feuer gerieth, recht ungemüthlich fühlte und gewöhnlich fürchtete, daß mich eine Kugel gleich hinstrecken würde, war ich zufrieden, daß Skobelew dem Tode gleichfalls keineswegs kaltblütig entgegensteht, aber seine Gefühle zu verbergen versteht. „Ich habe es mir zur Regel gemacht,“ — sagte er, — „mich niemals im Feuer niederzubeugen; sowie man sich dies einmal erlaubt, wird man weiter fortgerissen, als man möchte! . . .“

Jetzt bin ich der Meinung, daß es keinen Menschen giebt, der im Feuer innerlich ruhig wäre.

Kurapatkin wurde verbunden und dann auf einer Tragbahre zurück über den Balkan in das Hospital von Gabrowo getragen. Er sagte uns: „Hört meinen letzten Rath: treibt diese Türken, es koste was es wolle, aus ihren Positionen rascher hinaus, sonst werden sie unter unseren Truppen furchtbares Unheil anrichten!“

Skobelew befahl die Position zu stürmen, aber Oberst Panjütin, der diesen Befehl erhalten, bat um die Erlaubniß zu dem Versuch, sie zuerst durch Feuer herauszutreiben. Er hatte ein Bataillon, bewaffnet mit Peabody-Gewehren, die den Türken bei Plewna abgenommen worden waren. Zwei Compagnien überschütteten buchstäblich die Türken mit Kugeln aus solchen Gewehren, und nach einigen Minuten war kein einziger Soldat beim Feinde vorhanden — es wurde kein einziger Schuß mehr abgegeben von

türkischer Seite. Ein eclanterer Beleg dafür, was gute Bewaffnung zu sagen hat, ist mir nicht vorgekommen. Nicht ohne Grund packten unsere Soldaten vor Plewna verzweiflungsvoll ihre schweren, umconstruirten Flinten mit den verdorbenen Schließern an den Bajonnets und zerschlugen dieselben an Steinen oder an Bäumen, indem sie riefen: „Wenn du keinen Nutzen bringst, so sollst du auch nicht leben!“

Natürlich hat Panjütin mit seinen Flinten vielen Soldaten ihr Leben erhalten, denn der Sturm der hinter Felsvorsprüngen feststehenden Türken wäre nicht ohne große Verluste abgegangen. Wie viele Menschenleben wären auf unserer Seite überhaupt gespart worden, wenn wir zu Beginn des Krieges gute Flinten gehabt hätten, oder wenn man wenigstens mit den bei Plewna abgenommenen Flinten unsere Truppen ausgerüstet hätte — man zählte einige Zehntausende solcher Flinten mit Millionen von Patronen! Es war auch wirklich davon die Rede gewesen, aber, wie ich hörte, schämte man sich, dies zu thun! Wundern muß man sich, wie man sich das einzugestehen geschämt, was die ganze Armee wußte und wovon sie laut sprach: daß nämlich unsere umgemachten Flinten gar nichts werth seien im Vergleich zu den türkischen. So ging unsere Armee auch über den Balkan mit den Kreml'schen Klößen, während Zehntausende von Peabody-Gewehren haufenweise die ganze Zeit über, daß ich in Plewna war, also annähernd zwei Wochen, im Schnee lagen, und ebenso die Kasten mit den Patronen. Diese letzteren lagen auf dem Wege und zu Seiten desselben in einer Entfernung von mehreren Wersten in großer Anzahl umher, und Niemand fiel es ein, sie aufzusammeln, so daß sie massenhaft unter den über sie hinfahrenden Lastwagen explodirten.

An dem Halteplatz der Schlucht verabschiedeten wir uns von Kuropatkin — den Armen schleppte man, wie ich schon bemerkt, auf denselben schrecklichen Wegen zurück nach Gabrowo. In Stobelew's Auge schien eine Thräne zu zu erglänzen, aber er übermannte sich rasch. — „Oberst Graf Keller, Sie übernehmen das Amt des Stabschefs?“ — „Zu Befehl, Ew. Excellenz!“ — „Da haben wir auch gleich ein Avancement!“ — wipelte der sich entfernende Kuropatkin. Seinen Verlust empfanden Alle auf's Tiefste; wie Stobelew sagte, war er ihm unerseßlich!

Hier ist der Ort zu bemerken, wie eine Wunde einen Menschen oft mit einem Schläge verändert, zuweilen ohne daß er selbst und die Andern es merken. Man trägt Kuropatkin auf diesen unmöglichen Wegen auf einer Tragbahre über den Paß; fortwährend erhält er natürlich Stöße, wird bald auf die eine, bald auf die andere Seite geworfen, zuweilen läßt man ihn wohl auch ganz in den Schnee fallen, so daß seine starken Nerven es nicht mehr zu ertragen vermögen. Ihm entgegen marschirt die Cavallerie, und, mit dem Regiments-Commandeur sprechend, sagt er ihm unter Anderm: „Es ist ein Teufelsweg! Ich weiß nicht, wie Sie hinüberkommen werden.“ . . . Der Regiments-Commandeur vergißt unter dem Eindruck dieser Worte, daß er

nicht mit dem Stabschef spricht, sondern mit einem Verwundeten; er läßt sein Regiment halten und sendet Skobelew einen Rapport über die unüberwindlichen Hindernisse, die der Weg bietet — Skobelew aber ärgert sich und ist außer sich, daß die Cavallerie so lange ausbleibt! Natürlich gibt er sogleich den Befehl, um jeden Preis den Marsch fortzusetzen.

Wenn man einen verwundeten Soldaten, der vom Schlachtplatz gebracht wird, danach fragt, wie es dort steht, antwortet er meist: „Schlimm, Cuere Hochgeboren. Wir unterliegen, der Feind erdrückt uns, die Uebermacht ist zu groß!“ Er unterliegt, er wird erdrückt und ihm scheint schon, daß Alles verloren ist. Es scheint mir, daß es Regel sein müßte: alle Verwundete, vom Soldaten bis zum Höchstcommandirenden hinauf, dürften nicht in der Front bleiben, von äußersten Fällen natürlich abgesehen.

* * *

Skobelew war durch die Verwundung Kuropatkins gleichsam aus dem Gleichgewicht gebracht. Mich bei Seite ziehend, fragte er mich beständig: „Was sagen Sie zu meinen Anordnungen, W. W.? Ist Alles gut? Graf Keller ist ein guter Officier, aber unerfahren; ich bin in Furcht, daß nicht irgend ein Wirrwarr entsteht!“ — Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, mir scheine, Alles ginge bis dahin nach Gebühren von Statten. — „Haben Sie die Höhen besetzt, welche den Paß beherrschen?“ — „Ja, die Leute sind bereits abmarschirt.“ — „Haben Sie ihnen befohlen, sich zu verschanzen?“ — „Ja.“ — „Geben Sie Acht, daß der Befehl ausgeführt wird.“ — Ich muß jetzt lachen, wenn ich daran denke, daß der wackere Ordonanzofficier K*, der mit diesem Befehl abgesandt worden war, Soldaten auf den Höhen erblickend, sie für Türken hielt . . .

Aber Skobelew, so nervös wie er war, konnte sich nicht beruhigen. — „Sie waren bei Gurko, Wassili Wassiljewitsch, sagen Sie mir, Hand auf's Herz, herrschte bei ihm größere Ordnung als bei mir?“ — „Das wohl nicht, aber er war ruhiger.“ — „Ereifere ich mich denn so sehr?“ — „O doch ein wenig: sehen Sie, an ein und dieselbe Stelle haben Sie mit demselben Befehl mehrere Ordonanzen abgeschickt“ . . .

Ich erinnere mich noch einer Scene in Plewna, als ich eben aus dem Garde-Detachement zurückgekehrt war; in freundschaftlicher Unterhaltung mit einem Officier vertheidigte ich Gurko gegen verschiedene ungerechte Angriffe. Skobelew war bei dieser Unterredung zugegen. Gurkos, der fast eine ganze Armee unter sich hatte, unabhängige Stellung ein klein wenig beneidend, bemäkelte er meine Unparteilichkeit und brummte. „Nu da haben Sie eben einen Anika-Krieger gefunden.“

Bald darauf wurde Lastowski, der Adjutant des Obercommandirenden, leicht verwundet.

Der General hatte dem Oberst Panjütin befohlen, die Türken aus den Laufgräben zu werfen, die sie unterhalb des vom Paße herabführenden

Weges innehatten; am Abend nahm General Stoletow das Dorf Zmetli. Wir brachten die Nacht in unserer Schlucht um ein Feuer zu, was wir mit den feuchten Zweigen kaum zu unterhalten vermochten. Hier waren Skobelew, Stoletow, Laszkowski, ich und die Ordnonnzen Skobelews; ob Graf Keller, der in dieser Nacht viel zu thun gehabt, auch zugegen war, erinnere ich mich nicht. Unser braver Correspondent N. D. war nicht dabei, er war wahrscheinlich unten in Zmetli. Ich weiß nicht, ob Skobelew geschlafen hat — vielleicht hat er auch hier schlafen können —, was mich jedoch betrifft, so übermannte mich nur zuweilen die Ermüdung, ohne daß ich wirklich eingeschlafen wäre. Wir aßen nichts, sondern tranken nur jeder ein Glas Thee. Besonders schwer hatte es der verwundete Laszkowski, der zwar in einen Halbpelz gehüllt war, aber doch ohne jede Decke auf dem Schnee lag. Am Morgen machte er sich mit uns auf, um die türkischen Positionen in Augenschein zu nehmen, aber ich zwang ihn förmlich mit Gewalt, sich nach Gabrowo zum Verbandplatz zu begeben.

Der Morgen war wunderschön; das kleine türkische Detachement stand am Fuße des Berges, als wollte es verhindern, daß wir herabstiegen; dann zog es sich zurück — wie es scheint, zeichnete sich der Feind keineswegs aus durch Entschlossenheit und strenge Ordnung. Nun wurden die türkischen Geschütze gegen uns gefehrt und das Feuer eröffnet. Wir konnten es nicht erwidern — wir hatten keine Geschütze. Man brachte Skobelew die Meldung, daß es unmöglich sei, unsere Artillerie auf diesen Wegen zur Stelle zu schaffen. Ich rieth ihm, den Befehl zu ertheilen, daß man wenigstens ein Geschütz um jeden Preis herbeischleppen solle, die anderen erlaube er oben zu lassen. Unterdessen versuchte man aus unseren kleinen Berggeschützen zu antworten, welche, wenn sie auch, wie es schien, nicht viel Schaden anrichteten, doch ohne Zweifel eine moralische Wirkung ausübten, indem sie den Feind an ihre Gegenwart in unserem Detachement erinnerten. — Skobelew hat mich, eine Skizze der Gegend zu entwerfen, um dieselbe seinem Rapport beizulegen. Da mir oben Vieles verhüllt blieb, so stieg ich ein wenig herab, doch die Kugeln sausten in so großer Anzahl um mich her, daß ich meine Zeichnung in größter Eile und nur mit den flüchtigsten Zügen entwarf. Das türkische Detachement stand nun wieder unten. Ich hätte gern Dies und Jenes gezeichnet, aber plötzlich fiel es mir ein, daß ich mein Album nicht bei mir hätte, jenes Album, das voll Notizen und Skizzen war aus der Zeit von Plewna und Gorny-Dubnjak bis zu den letzten Tagen. In Gedanken überlegend, wo ich es verloren haben könnte, fiel mir ein, daß ich es zum letzten Mal in den Händen gehabt, als ich den verwundeten Ruropatkin erblickte — seine Wunde hatte mich in solche Aufregung versetzt, daß ich das Album im Schnee hatte liegen lassen. Ich stürzte zu jener Stelle, aber ich fand nichts, was auch natürlich war, da bereits viel Fußvolk und Reiterei über diese Stelle gegangen war. Hier sah ich, wie viel Soldaten, Kosaken und Pferde gestern hier gefallen waren — Alle hauptsächlich während der

denkwürdigen Recognoscirung Skobelews. Ein Soldat war vom Wege hinabgestoßen worden und die Kugel hatte ihm Leib und Brust durchschossen. . . Mein Album war jedoch nirgends zu finden. „Es weint wohl mit all den Notizen“ — fuhr es mir durch den Sinn.

Da begegne ich einem mir bekannten Adjutanten vom Wladimir'schen Regiment. „Wissen Sie,“ — sagte er, — „man hat ein Album Ihres verstorbenen Bruders gefunden. Die Türken müssen es dem Todten abgenommen und hierher nach Izteli gebracht haben.“ — „Es wird wahrscheinlich mein Album sein, nach welchem ich suche!“ — rief ich. — „Bei wem haben Sie es gesehen?“ Er nannte mir den Namen eines Officiers vom Donischen Kosaken-Regiment. Ich ritt gleich ab, denselben aufzusuchen. Das Donische Regiment war bereits in seinem vollen Bestande herabgestiegen und wurde von Skobelew aufgestellt. Endlich kam das mir theure Heft wieder in meinen Besitz! Es ergab sich, daß ein Soldat dasselbe auf derselben Stelle, wo ich es hatte liegen lassen, aufgehoben, es mit sich nach Izteli genommen, dort aber an einem Brunnen wieder hatte fallen lassen; ein Kosak hatte es dort gefunden und diesem hatte es der Officier abgenommen.

* * *

Ich lehrte an den Ort unseres Bivouacs zurück; es war sehr heiß, der Schnee thaut. Die vorübergehenden Soldaten hielten still, um Thee zu trinken; ich setzte mich zu einem der Soldaten, der mir in liebenswürdiger Weise Thee anbot, zwar nicht aus einer Tasse, sondern aus dem Deckel seines Feldnapfes. Ich erfuhr von ihm unter Andern im Gespräch, daß die Soldaten in Bezug auf Thee und namentlich Zucker recht schlimm behandelt wurden; man gab ihnen zwar für eine gewisse Anzahl von Tagen die vorgeschriebene Stückzahl Zucker, aber diese Stücke waren so mikroskopisch klein, daß die Soldaten buchstäblich von Zucker nur das Ansehen hatten. Schon in dem Garde-Detachement Gurkos setzte mich die Leichtigkeit in Erstaunen, mit welcher die Chefs der einzelnen Truppentheile und die Vorsteher der Hospitäler diesem oder jenem General oder einer Gruppe von Officieren ganze Bude und Hutzucker, oft zu zu drei und vier Hut, darbrachten. Ich wollte es Skobelew sagen, ihn bitten, diesem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, hatte es aber zum Aerger total vergessen. Ueberhaupt war bei Skobelew Alles, was die Verpflegung der Truppen betrifft, verhältnißmäßig noch am besten geregelt; er hatte einigen von den höheren Chargen stark zugesetzt und diese hatten ihrerseits einige von ihren Untergebenen wegen mangelhafter Verpflegung entfernt, und wenn ich jetzt nicht vergessen hätte, es ihm zu sagen, so hätten die Soldaten für die ganze übrige Zeit des Feldzugs wahrscheinlich mehr Zucker erhalten.

Ich fand Skobelew im Gespräch mit dem Fürsten W., dem Chef einer der Druschinen der bulgarischen Landwehr; er brachte die Meldung, daß auf diesem Wege selbst ein Geschütz herbeizuschaffen unmöglich sei; ferner

sagte er, daß vom Paß aus die Avantgarde des Detachements des Fürsten Mirski zu sehen sei, der auf der andern Seite Schenowoß in das Thal herabgestiegen sei. Nun waren auch von uns aus in der Ferne auf der weißen Schneemasse kleine schwarze Linien zu erblicken — Regimenter, welche sich nach Schenowo hin bewegten, d. h. gegen die Türken marschirten; man hörte das Dröhnen der Geschütze.

Skobelew erkundigte sich bei dem Fürsten W., welchen Truppentheilen er auf dem Wege begegnet? Es seien bereits zwei Regimenter von der Infanterie-Division heruntergekommen; das dritte Regiment sei im Herabsteigen begriffen; die ganze Cavallerie mit Ausnahme eines Kosakenregiments sei noch unterwegs.

„Wie meinen Sie, W. W.“ — fragt mich Skobelew, — „werden sie bald bei Schenowo sein?“ — „Nach zwei bis zweiundhalb Stunden, wenn die Türken Sie zulassen.“ — „So reiten Sie zu Panjütin, sagen Sie ihm, er soll gegen die Laufgräben vorrücken!“ — Ich sprengte so eilig davon, daß mein armer Gaul gedacht, ich sei verrückt geworden, auf dergleichen Wegen in solcher Weise zu jagen! Hoch aus der Ferne schrie ich herunter: „Oberst Panjütin, vorrücken!“ Dieser war seinerseits voll Freude über den Befehl, nahm die Mühe ab, betreuzigte sich, rief: Gott sei Dank! und ging so rasch vor, daß er, als ich auf dem sich vielfach schlängelnden Wege zu ihm kam, an den Laufgräben schon vorüber war. „Der General hat befohlen, für's Erste nur bis zu den Laufgräben vorzurücken,“ — rief ich ihm zu: „An denen sind wir schon vorüber . . .“

Plötzlich kommt Skobelew in vollem Galopp auf mich zugeritten. — „Wassili Wassiljewitsch, haben Sie die Truppen vorrücken lassen?“ — „Ja!“ — „Soll ich sie zurückrufen?“ fragt Panjütin. — „Nein, nein, ich wollte sie eben weiter vorschieben; gehen Sie, ich gebe Ihnen später das Zeichen zum Halten.“ — Eine Centnerlast fiel mir von der Seele! Die Schüsse von Seiten des Mirski'schen Detachements folgten immer rascher aufeinander, aus der Ferne drang das Hurrah der Unsrigen, das Allah der Türken herüber. Der Kampf war offenbar entbrannt und wir mußten zu Hilfe eilen. Skobelew war ergrimmt darüber, daß so wenig Truppen heruntergekommen waren. Ungeachtet dessen, daß er eine Ordonnanz nach der andern mit dem Befehl abfertigte, man möge sich beeilen, kam die Cavallerie sehr langsam herunter und versperrte einem Theil der Infanterie die Straße, was bei solchen Wegen übrigens verzeihlich war.

Da man einen Theil des Detachements in der Reserve hatte lassen müssen, hatte man nur mit ganz nichtigen Kräften, mit einem Infanterie-Regiment, den Angriff eröffnen müssen, was Skobelew nicht thun wollte, so gern er den Seinigen auch geholfen hätte. Um nichtsdestoweniger die feindlichen Kräfte durch eine Demonstration abzulenken, stellte er die Truppen zum Angriff auf und schob die Bergartillerie vor, die nur um ein Geringes nicht bis zum Feind reichte. Man untergrub ein wenig die Vorderräder

und die Geschosse fielen direct auf die feindlichen Batterien nieder. Ich gestehe, ich beredete Panjütin, zwei Salven eines kräftigen Hurrah von dem einen Regiment abgeben zu lassen. Drei türkische Geschütze erwiderten unsere Feuer; der Feind rüstete sich offenbar zu dem von unserer Seite erwarteten Angriff, längs dem ganzen Dorf wurde eine Kette berittener Tscherkesen vorgeschoben.

Wir standen in nächster Nähe von Schenowo, lenkten natürlich die Hälfte der türkischen Streitkräfte ab und verminderten dadurch die Macht der Abwehr in Bezug auf das andere Detachement. In der Nacht faßte Skobelew den Beschluß, alle seine Kräfte zusammenzuziehen und am anderen Tage einen entscheidenden Schlag auszuüben. Dem Detachement schien dieser Beschluß zu mißfallen. Als Skobelew Panjütin sagte, daß er morgen die Türken angreifen werde, antwortete dieser: „Alexander Nikolajewitsch (Kurovattin) ist jetzt nicht da, Ev. Excellenz, und es wird schwerlich dabei etwas herauskommen.“ — „Das klingt nicht sehr schmeichelhaft“, sagte Skobelew. „Gedulden Sie sich, Sie finden noch Zeit hierzu,“ erwiderte Panjütin. Was mich betrifft, so war ich überzeugt, daß dieser Entschluß der vernünftigste war.

* * *

Es dunkelte bereits; der General hatte befohlen, bei Anbruch der Nacht die Truppen zurückzuführen, und ich rieth, auf den früheren Plätzen längs der ganzen Linie Feuer anzuzünden, um die Türken durch scheinbare Nähe unserer Avantgarde zu beunruhigen.

Bei dem anderen Detachement herrschte auch absolute Stille. Später erfuhren wir, daß es an diesem Tage ein hitziges Gefecht gehabt. Skobelew fühlte, daß es so sein mußte, und was es seiner nervösen bewegten Natur kostete, sich an diesem Tage zurückzuhalten, sich den Schüssen nicht entgegenzustürzen, das habe ich gesehen, da ich die ganze Zeit bei ihm war. Wir waren oft allein, denn er zog mich beständig bei Seite, von dem Wunsche beseelt, mir offen zu sagen, was ihn bewegte. „Wie meinen Sie, war es gut von mir, daß ich heute keinen Sturm unternommen. Ich weiß, man wird mir daraus einen Vorwurf machen, man wird sagen, daß ich absichtlich nicht zu Hilfe geeilt bin; nun, dann bitte ich um meinen Abschied; so wie der Krieg zu Ende ist, bitte ich gleich um meinen Abschied.“

„Von welchem Abschied reden Sie?“ — suchte ich ihn zu beruhigen. — „Sie haben gethan, was sie thun mußten, was Sie thun konnten. Sie haben einen Theil der türkischen Streitkräfte abgelenkt; mit nur einem Regiment einen Sturm zu wagen, war undenkbar.“ — Es trat Stoletow hinzu, welcher derselben Meinung war, daß es äußerst riskirt gewesen wäre, mit den vorhandenen Kräften gegen eine so feste Position loszugehen. Skobelew schien sich ein wenig zu beruhigen, aber sein militärisches Gefühl flüsterte ihm beständig zu, daß man dem Schuß sich entgegenwerfen müsse;

mehrmals kam er immer wieder auf dasselbe Thema zurück, und sagte, „daß er anders nicht handeln konnte und durfte,“ daß er „den Abschied nehmen würde, wenn man ihm daraus einen Vorwurf machen sollte“ u. s. w. Ich rieth ihm, sogleich eine Ordonnanz zu Kadezky zu senden, zu berichten, was gethan sei und was morgen zu thun bevorstehe und um dessen Befehle zu bitten, wenn es solcher bedürfe. — „Es ist aber unmöglich, jetzt zu Kadezky zu reiten und zum morgen zurück zu sein.“ — „Es ist wohl möglich, schicken Sie D*., er ist ein waderer Offizier, sagen Sie ihm, daß er morgen früh zurück sein muß; vollführt er die Aufgabe, so geben Sie ihm einen Orden, thut er es nicht, so schicken Sie ihn in Arrest.“

Ich suchte Dufmassow auf, sagte ihm, er solle sich sogleich bereit machen zu einem Ritt über die Berge, und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, begab sich der Tapfere in sein Zelt, um sich zu rüsten. In Verlauf von 12 Stunden zwei Mal über den Balkan zu reiten, und dazu noch zu Kadezky emporzusteigen, war, die Wahrheit gesagt, fast unmöglich, und doch hat es Dufmassow in 16 Stunden zu Wege gebracht!

Stobelew machte die Kunde bei seinen Truppen und befahl ihnen, sich gut zu verchanzen, wie wenn ein ernstest Angriff bevorstände.

Wir kehrten zum Nachtquartier nach Smelli zurück. Längs der ganzen Linie unserer früheren Positionen vor dem Feinde brannten hell die Bivouacfeuer.

Im Dorfe gab es viel Heu, an Wohnhäusern war es sehr arm; alle Häuser waren zerstört und abgebrochen. Zu meinem Unglück mußte es dem berittenen Bulgaren, den ich als Begleiter bei mir hatte und dem das Pferd getödtet worden war, wahrscheinlich langweilig geworden sein, meine Sachen hinter mir zu schleppen, und er hatte sie entweder verkauft oder weggeworfen; das Erstere wird das Wahrscheinlichere sein, da ich weder ihn, noch meinen Revolver, noch meinen Krimsstecher, noch die anderen Sachen je zu sehen bekam. Vor Allem that mir der Revolver leid, da es einer von den wenigen Gegenständen war, die ich meinem bei Plewna getödteten Bruder abzunehmen vermochte.

Nachdem ich auf der Höhe nach meinem Bulgaren zwischen den Feuern ein wenig umhergeirrt, ging ich, ermüdet und hungrig, in die Hütte Stobelews — er ist nicht da! Ich wanderte noch eine Weile umher, begab mich von Neuem zu ihm — er war immer noch nicht da. „Ich will ihn doch abwarten“ — dachte ich, — „denn sonst gibt's nirgends etwas zu essen.“ „Er muß jetzt bald kommen“, meinte der Kosak, „das Abendessen ist bereit.“

Endlich höre ich am Zaun Stobelews Schritte. In der Finsterniß war er auf den Kosaken gestoßen, und hatte ihm, wahrscheinlich unter dem Einfluß des Mißvergnügens über den heutigen Tag, einen so heftigen Schlag versetzt, daß dieser zu Boden fiel. „Was rennst du mir unter die Beine, Hindvieh!“ Und mich erblickend, fuhr er fort: „Wer ist da noch? Ach,

das sind Sie, Wassilij Wassiljewitsch! Nun, verzeih' mir, Lieber, umarme mich, zürne mir nicht! — Kommen Sie, W. W., plaudern wir beim Abendessen . . . He! eine Flasche Champagner!

Skobelew war kein Trunkenbold, und ich habe ihn nie berauscht gesehen, aber Champagner trank er sehr gern. In Plewna versicherte er, wie ich mich noch erinnere, daß es die letzten Flaschen seien, die wir trinken, daß er keine einzige Flasche über die Berge schleppen würde, aber offenbar war dies nur eine Kriegslift, denn nun fand sich doch noch eine Flasche vor, und morgen wird sich wohl auch noch eine finden, wenn die Türken gründlich geschlagen sein werden. Mein Tischgenosse war jedoch ein wenig verstimmt, einerseits weil ihn beständig der Gedanke verfolgte, daß er die Türken nicht aufgehalten, daß man ihn der Absicht anklagen würde, Mirski einen Mißerfolg zu bereiten, und anderseits, wie es scheint, weil ich unfreiwilliger Zuschauer der Ohrfeigen des Kosaken gewesen war. Unser Gespräch drehte sich wieder um das Unvernünftige eines Angriffs mit ungenügenden Kräften u. s. w.

Ich wußte nicht, wo ich die Nacht bleiben sollte, als ich zufällig auf eine Hütte stieß, welche von den Ordonnanzen Skobelews eingenommen war. Ich fand bei ihnen ein lebhaftes Feuer im Kamin vor, wir legten uns nieder, wie es kam, und schliefen ausgezeichnet. Es war junges, bei Weitem nicht modisches Volk, und konnte, was das Äußere anbetraf, nicht im Entferntesten mit dem eleganten Gardestab Gurkos verglichen werden, aber dafür waren es wadere, tapfere Leute, die schon manchen Regengüssen ausgehalten.

(Schluß folgt.)





Vom armen Häslein.

Ballade von

Felix Dahn.

— Königsberg —

Durch die rauschenden Palmen-
wälder
Längs den Fluthen des Neranjara
Schritt der göttliche Buddha hin:
Sonne neigte sich, wann es tagte,
Sterne neigten sich, wann es Nacht ward,
Vor des Weisesten Heiligkeit.

„Spendet, Menschen und alle Wesen,
Sprach er, Andern zu dienen, Alles
Was euch eigen und theuer ist!
Opfert, gebet und schenket eifrig!
Andern spenden, — das macht euch selig,
Andern schenken ist Glück und Pflicht!“

Und es hörten des Heil'gen Stimme
Und es folgten des Heil'gen Mahnung
Kön'ge, Krieger und alles Volk:
Priester, Adel und reiche Händler,
Bauern, Fischer und arme Mönche,
Alle gaben ihr Bestes hin.

Nicht dem Buddha — denn der bedarf
nichts! —
Doch zum Besten der Siechen, Lahmen
Und der Aermsten im ganzen Volk. —
Aber nicht nur die Menschen lauschten,
Auch die Thiere des Heil'gen Stimme,
folgend ihm durch die Wälder nach.

In den Lüften die Vögel flogen,
In den Wassern die Fischlein schwammen
Hinter Buddha und lauschten ihm:
Ja die mächtigen Elephanten,
Reiher, Pfauen und ems'ge Bienen,
Gänse, Schafe wie Häslein auch.

Und die Thiere sowie die Menschen
Gaben was sie des Besten hatten:
Gab der König den goldnen Reif, —
Gab der Krieger den schönen Erzschild,
Gab der Händler die gelbe Seide, —
Gab den schillernden Schweif der Pfau.

Gab die Muschel die weiße Perle,
Gab die Biene den süßen Honig,
Gab der Reiher den stolzen Busch,
Gaben Gänse die weichen Dunen,
Gaben Schafe die weichen Vliese,
Elephanten ihr Elphenbein. —

Als nun Alle hinweggezogen:
Kön'ge, Krieger und reiche Händler,
Elephanten und all' Gethier
Und als völlig allein der Buddha
An dem Fuße des Ajapala-
Baumes schürte sein Feuer an:

Während leuchtend der Vollmond
aufging,
Sieh, da sprang aus dem dichten Waldgras
Auf den Heil'gen ein Häslein zu.
Gar ein armes, ein mag'res Häslein,
Ein noch junges und kleines war es
Und es leckt' ihm den nackten Fuß.

„Großer Buddha,“ — so sprach es
Klätlich:
Klätlich können die Häslein jammern! —
„Ach wie mächtig mich traf dein Wort!
Ach wie selig ist doch das Geben!
Ach mit weinenden Augen sah ich,
(Und er weinte, der kleine, noch!)

Wie dir alle die andern Thiere
Gaben, was sie zu geben hatten:
Wolle, Honig und Perlen gar.
Aber ich — oh ich armes Häslein! —
Ich hab', Heiliger, nichts zu geben!
Werthlos Gras nur im Waldversteck

Hab' ich, Büschelchen sechs, nein: sieben!
Aber keinem ist das von Nutzen:
Und doch muß ich was geben auch!
Darum — nimm es nicht übel, Buddha,
Daß ich leider so mager bin, doch
Jung und zart drum ist wohl mein
Fleisch! —

Darum geb' ich mich selbst dir, daß du
Mich sollst heute zur Nachtkost speisen!“
Sprach's und sprang in des Feuers
Gluth. —
Aber flugs aus den rothen Flammen
Riß ihn Buddha, bei seinen langen
Löffeln fangend das gute Thier.

Und er warf es mit Zauberschwunge
Durch die Himmel bis in den Vollmond.
Und mit Rührung der Heil'ge sprach:
„Wahrlich, größer war deine Gabe
Denn von Königen, Kriegern, Händlern,
Als von Muschel und Elefant.

Armes Häslein, du sollst auf ewig
In der Scheibe des Vollmonds mahnen
Stumm die Menschen an deine That!“
Deßhalb siehst du, o Mensch, im Mondbild
Ein klein springendes Häslein deutlich:
Mondlicht mahnet dich, gut zu sein. —





Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges.

Von

Emil Friedberg.

— Leipzig. —

Wir Deutschen pflegen uns gerne unseres Idealismus zu rühmen, und übersehen dabei nur zu leicht, daß dieser Vorzug durch entschiedene Nachtheile mehr als aufgewogen wird. Allerdings liegt in dieser nationalen Geistesrichtung die Grundbedingung jedes Fortschrittes. Nur wer sich erhabene Ziele steckt, wird in sich die Kraft fühlen, vorwärts zu streben, und jeder Stillstand eines Volkes ist Rückschritt. Aber andererseits wird dadurch auch eine geistige Disposition geschaffen, welche, wenn die realen Verhältnisse mißlich erscheinen, sich von der Welt der Thatfachen scheu abwendet. Anstatt mit energischer Thatkraft die Ereignisse zu bestimmen und zu meistern, zieht man sich in die bequemere Welt der geistigen Vorstellungen zurück und sucht in dem Reiche der Ideale die Befriedigung, welche die Realitäten nicht zu gewähren vermögen.

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens. Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!“ rief selbst ein so national gesinnter Dichter wie Schiller seinem Volke zu, und Lessing erklärte den Patriotismus für eine Schwäche, von der er sich frei wisse.

Es ist keine geschichtliche Nothwendigkeit, daß die politische Blüthe eines Volkes die geistige Arbeit ganz in Anspruch nehme. Das Zeitalter des Perikles beweist es. Aber bei unserer idealistischen Nation ist es keine bloße Zufälligkeit gewesen, daß in den Zeiten politischer Stagnation unsere erhabensten

Geistesproducte zur Entstehung gekommen sind, und daß das deutsche Volk der literarischen Bewegung die volle Theilnahme widmete, welche die häßlichen politischen Zustände nicht zu verdienen schienen und doch so wesentlich erforderten.

Und selbst wenn unsere Nation in schwerer Arbeit ein sehnlichst erstrebtes Ziel erreicht hat, so senkt sich unser Idealismus sofort wie ein Mehlthau auf die frische Blüthe der politischen Errungenschaft. Man hatte sich das doch Alles so ganz anders gedacht. Man splittert und mäfelt, weil das Ideal nicht vollkommen verwirklicht sei und legt mit kittelnder Bitterkeit die Hände in den Schoß, anstatt sie zu regen zu immer neuer verbessernder Thätigkeit. Der Pessimismus ist eine Ausgeburt des Idealismus.

Wie sehnfüchtig haben wir Alle einem deutschen Reiche entgegengestrebte. Wenn unsere Väter von der Herrlichkeit des deutschen Namens, von Kaiser und Reich sprachen, dann traten ihnen die Thränen in die Augen, und wer konnte hoffen den Zeitpunkt zu erleben, wo die Raben nicht mehr den Kyffhäuser umkreisen würden?

Wie über Nacht ist unsere Sehnsucht gestillt worden. Das Reich ist erstanden. Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem mitten in Feindesland der deutsche Kaiser ausgerufen wurde, und schon sprechen wir bange von einem Niedergange des kaum erstandenen Reiches, verzweifeln an dem politischen Fortschritt, und übersehen ganz, daß die Welle der Ereignisse vorwärts und rückwärts rollt, und doch immer ein Fortschritt das Ergebnis ist.

Vielleicht wird die ruhige, thatenfreudige Stimmung, deren wir so sehr bedürfen, am besten geweckt, wenn wir mit raschem Blicke ermessen, welche Bahn der Entwicklung wir seit ungefähr achtzig Jahren zurückgelegt haben, wie dieses unser vielgeschmähtes neunzehntes Jahrhundert unserer Nation einen Fortschritt gewährt hat, wie er gleich gewaltig nur wenigen Völkern zu Theil geworden ist. Darum wollen wir die Zustände des alten deutschen Reiches betrachten. Es ist kein anmuthendes Bild, welches uns entgegentreten wird. Die Schamröthe möchte Einem die Wangen brennen, daß ein großes, thatkräftiges Volk jemals so politisch verkommen konnte, daß dies die Formen waren, in denen zu den Zeiten Lessings, Schillers und Goethes unser staatliches Leben erstarrt war. Aber die Betrachtung dieser Zustände muß uns gerechter machen gegenüber den heutigen.

Wie der Gesunde erst beim Anblick des hilflosen Kranken sich froh einer Kräfte bewußt wird, und die Unbequemlichkeiten des täglichen Daseins gering schätzt gegenüber der Gunst des Schicksals, die ihm gestattet, von allen Eigenschaften des Geistes und Körpers freien Gebrauch machen zu können, so werden auch wir Bürger des neuen deutschen Reiches die frohe Empfindung haben, unsere gesunden Glieder regen zu dürfen im Dienste eines nationalen Lebens, welches unsere Vorväter nie gekannt und kaum geahnt haben.

Der Gebietsumfang des deutschen Reiches, welches 1806 zu Grunde gegangen ist, übertraf den heutigen von 9896 Quadratmeilen, beinahe um ein

Drittheil. Aber nur wenig innere Festigkeit und Zusammengehörigkeit war diesem Territorium eigen. Wie die italienischen Theile zum Reichsganzen standen, vermochte Niemand zu sagen, und die Westgrenze gegen Frankreich hin war vollständig fließend. Jede ländergierige Regung des Nachbarn riß große Stücke vom Reichskörper los, bis 1801 das ganze rechte Rheinufer an Frankreich abgetreten werden mußte und das fruchtbare Land, von wo einst Cultur, Sitte und Christenthum für Deutschland ihren Ausgang genommen hatten, der französischen Republik durch den „Mehrer des Reiches“ ausgeantwortet wurde. Auch nahmen die einzelnen Stände des Reiches gar keinen Anstand, große Gebietsstrecken an das Ausland abzutreten und so vom Reiche loszureißen. Dagegen konnten die Proteste des Kaisers um so weniger in's Gewicht fallen, als ja dieser selbst im Jahre 1751 Schlesien, ohne das Reich zu fragen, aus diesem ausgeschieden hatte.

Wie ungesund war es ferner, daß eine ganze Zahl deutscher Staaten mit fremden in organischer Verbindung stand, von 12,102 Quadratmeilen deutschen Gebietes nicht weniger als 8445.

Freilich, daß der Kurfürst von Brandenburg die preussische Krone trug, schadete ebensowenig wie das ungarische Königthum des Kaisers, denn Preußen war ein Land von kerndeutscher Art, und bei den Magyaren herrschte deutsche Cultur. Aber die Verbindung Braunschweig-Hannovers mit England, Holsteins mit Dänemark und Rußland, Vorpommerns und Wismars mit Schweden, Nassaus mit Branien, Sachsens mit Polen, Savoyens mit Sardinien, deren Regenten so alle Glieder des deutschen Reiches waren, ließ ein nationales Empfinden der Regierungen kaum aufkommen.

Wie buntschedig war aber weiter dieses deutsche Reich beschaffen. Heute zählen wir 25 deutsche Staaten, vor hundert Jahren erstreckte sich Deutschland der Zahl von 1789. Davon waren 314 am Reichstage betheiligt, die übrigen, die reichsritterschaftlichen Gebiete, waren nach oben hin unberechtigt, aber in ihnen wurden doch auch die Untertanen mehr schlecht als recht nach dem Gutdünken ihrer Herrscher regiert.

Der Umfang des Fürstenthums Liechtenstein im früheren deutschen Bunde, mit seinen vier Quadratmeilen Gebiet, seinem Hauptdorse Vaduz und seiner Verfassungsurkunde, die als Bedingung der Wählbarkeit des Abgeordneten „verträgliche Gemüthsart“ verordnet, hat manchen Spott gereizt. Aber Liechtenstein war ein Großstaat gegenüber von Staatswesen, wie das alte deutsche Reich sie in bunter Fülle aufwies. Da gab es ein Burggrafenthum Rheineck. Es umfaßte ein Schloß, ein paar Höfe, zwölf arme Untertanen und als werthvollstes Inventar einen Juden, der die Steuerlast seines Vaterlandes trug.

In der Grafschaft Wittgenstein hatte jeder der spärlichen Untertanen jährlich zwölf Sperlingsköpfe der Staatsbehörde einzureichen oder statt dessen Geld zu zahlen, und die Bewohner des Hauptortes Lasphe erhielten erst durch das Reichskammergericht die Befugniß, ihre Wagenchmiere nicht bloß beim Landes-

herrschaften kaufen zu müssen, schmerzlich beneidet von den gräßlich Fürstenbergischen Untertanen, die, bei zehn Thaler Strafe, jedes Jahr einen Kalender bei ihrem Potentaten erstehen mußten. Unter den Reichsstädten aber figurirten Windsheim, Kaufbeuren, Weil, Wangen, Isny, Pfullendorf, Leutkirch, Giengen, Buchhorn, Aalen, Buchau mit 1000 und Bopfingen mit 1600 Einwohnern, die Köln, Hamburg, Frankfurt ebenbürtig waren, und die auf der Karte aufzufinden man schon ein gewiegter Geograph sein mußte. Selbst Reichsdörfer existirten.

An der Spitze dieses Staatengemenges stand der deutsche König, der zugleich römischer Kaiser war.

Sie hat eine Zeit so centralistische Ideen geboren wie das Mittelalter. Die ganze Welt wurde als eine Einheit gedacht mit einheitlicher Spitze. Nur einem Herrscher habe Gott sein Amt übertragen, dem Kaiser. Alle anderen leiten erst von diesem ihren Ursprung ab. Es ist ein mächtiger Gedankeninhalt in dieser Weltenorganisation, und der tiefinnigste Denker des Mittelalters, Dante, hat ihn zu erfassen unternommen. Aber Dante war ein Dichter und die poetische Gewalt des Kaisertums war immer bedeutender als seine reale. Dichter mochten sich für den Kaiser begeistern, Theoretiker die Frage erörtern, was die Herrschaft der Welt bedeute, die idealistischen Deutschen mit frohem Stolze die Thatsache feiern, daß seit Otto I. dem deutschen Könige diese Würde gewonnen sei: die wirklichen Thatsachen spotteten der Dichterträume und jeder Theorie. Die Stellung eines Weltherrschers haben nur wenige deutsche Könige, und nicht ohne Widerstand zu finden, zu beanspruchen vermocht, und was wollte sie bedeuten, nachdem der Stamm, der sie trug, das deutsche Königthum, immer mehr zersplittert war und aus dem Walde deutscher Territorialgewalten nur noch mühsam herausragte! Mußte selbst die religiöse Einheit, die im Papstthum verkörpert war, die weit mehr Leben gewonnen hatte als die einheitliche weltliche Herrschaft, und die diese selbst bemeistert hatte, der Zerrissenheit weichen, so konnte von dem Augenblick an, wo das Rationalgefühl der Völker lebendig wurde, die alle umfassende und beengende Fessel des Kaisertums nur noch eine Phrase sein.

Freilich, als solche ist sie aufrecht erhalten worden bis zum Untergange des Reiches; aber welche Mühe auch nur für die Theoretiker, ihre Existenz zu vertreten. Aus dem einst allein gottbegnadeten Fürsten suchten sie jetzt den ersten sämmtlicher europäischer zu machen. Sie betonten prahlend, daß der Kaiser keinem anderen das Wort Majestät gönne, daß er Allen vorantrete. Aber sie konnten doch nicht verschweigen, daß die übrigen Könige in nicht minderem Majestät strahlten, und daß der Kaiser, wenn er andere Potentaten besuchte, incognito reiste, nur um nicht seine theoretischen Ansprüche kläglichen Schiffbruch leiden zu sehen.

Als Kaiser Leopold mit dem Polenkönig Johannes III. zusammenkommen sollte, erschienen Beide zu Pferde und trafen sich auf freiem Felde. Da konnte, wer der Erste sei, gar nicht in Frage kommen.

Auch das deutsche Königthum war nur noch ein Schatten einstiger Größe.

Wo waren die Zeiten hin, in denen, wie noch unter Friedrich I., die Reichseinkünfte des Königs 60 Tonnen Gold, will sagen 6,000,000 Thaler betragen hatten. Die fahrlässige „Milde“ der Kronenträger hatte Alles verschleudert, und der König des achtzehnten Jahrhunderts bezog nur noch die Summe von 13,884 Fl. 32 Kr., das jetzige Gehalt eines mittelstaatlichen Ministers, dessen Hauptbestandtheil allein durch die Opfergaben der Frankfurter und Wormser Subengemeinden aufgebracht wurde.

Es ist bezeichnend, daß die Könige selbst sich gegen eine Vermehrung ihrer Reichseinkünfte wehrten. Wäre doch dadurch die Königswürde auch für einen kleinen Fürsten erstrebenswerth erschienen, der jetzt von vorn herein, durch die Unmöglichkeit, die Lasten des Imperiums zu bestreiten, zum Verzicht auf dasselbe genöthigt wurde. Nur der Herrscher eines mächtigen Staates konnte sich den Luxus erlauben, den deutschen König zu spielen, und so ist denn von 1437 bis 1806, mit einer kurzen Unterbrechung, nicht wie jetzt durch das Gesetz, sondern durch Uebung, das mächtigste Glied des Reiches, damals der österreichische Herrscher, deutscher König gewesen. Darin lag auch die Macht begründet, die der König noch zu entfalten vermochte. Seine Stellung im Reiche gewährte ihm wenig. Mochten auch die Theoretiker die Rechte des deutschen Königs systematisch gliedern und ein kunstvolles Gebäude von Schubläden aufstellen, welche die Regierungsbefugnisse des Königs bergen sollten: dem unbefangenen Blicke konnte doch kaum entgehen, daß das alles leere Hüllen waren, die durch die Rechte, Doctoren zu creiren, Standeserhöhungen vorzunehmen, Zahlungsforderungen zu gewähren nur dürftig ausgefüllt wurden. Handelte es sich um Krieg oder Frieden, um Bündnisse mit auswärtigen Staaten, die allerdings bei der Machtlosigkeit des Reiches von Niemand erstrebt wurden, um Steuern, um irgend welche einschneidende Maßnahme, so war der König an die Zustimmung seiner Fürsten gebunden.

Seit Karl V. war es üblich geworden, schon bei der Wahl dem Könige die Schranken seiner Herrschaft aufzuerlegen. Und mochten auch die Publicisten bei jeder neuen Königswahl sich erregt um die noch nassen Wogen der Wahlcapitulation streiten, um möglichst früh dem deutschen Volke die Veränderungen, die eingetreten seien, signalisiren zu können: wer kümmerte sich darum, ob jetzt ein Komma verschoben, ein Punkt an die Stelle eines Semicolon getreten sei! Im Großen und Ganzen blieb Alles beim Alten, und nur zuweilen mochte ein wehmüthiges Staunen die Zeitgenossen beschleichen, wenn sie, wie im Jahre 1658, erfuhren, daß die Kurfürsten hatten bestimmen wollen, der König solle durch Uebertretung auch nur eines Theiles seiner Versprechungen von selbst der Krone verlustig gehen.

Auch die Lehnsabhängigkeit, in der die deutschen Fürsten in Wahrheit zu ihrem Könige standen, hinderte dieselben nicht, unter einander, und selbst mit dem Auslande Bündnisse einzugehen; sie war lediglich Schein und Brunk. Mochte auch das habsburgische Selbstgefühl sich spiegeln, wenn die Gesandten der Kleinen Fürsten — denn die Großen verstanden die lästige Ceremonie zu

umgehen — knieend die Beilehnung nachsuchten. Im Ganzen lief doch diese Ceremonie wesentlich auf Trinkgelber hinaus, die den königlichen Bediensteten bei solcher Gelegenheit gezahlt werden mußten, und die wesentliche rechtliche Folge der unterlassenen Beilehnung war nur die, daß der Unbelehnte sein Territorium nicht veräußern durfte. Aber dazu pflegte auch Niemand sonst Lust zu verspüren, und wenn bei dem schleppenden Geschäftsgange des Reichshofrathes der Markgraf von Brandenburg-Dnolzbach beispielsweise auf sein am 18. Januar 1770 eingereichtes Gesuch um Beilehnung mit dem ihm zugefallenen Fürstenthum Kulmbach den ersten Bescheid am 25. April 1786 erhielt, so hat er doch in der Zwischenzeit mit voller Ruhe auch unbelehnt sein neues Land regieren können.

Nur als österreichischer Fürst bedeutete der König etwas. Im Reiche war für seine Machtentfaltung keine Organisation gegeben. Der einzige Reichsminister, der ihm zur Seite stand, war der Reichsvicekanzler, den er nicht einmal selbst ernennen durfte. Mußte er sich doch im Jahre 1703 zu diesem wichtigsten Reichsamte durch den Kurfürsten von Mainz dessen Neffen aufdrängen lassen, und der war in dem grünen Alter von neunzehn Jahren. Konnte es da Wunder nehmen, wenn die Politik dieses Königs eine egoistische Hauspolitik wurde, wenn er in allem seinem Thun sich zunächst als Oesterreicher, nachher vielleicht noch als Deutscher geberdete.

Auch war der König als Erwählter der Nation kaum zu bezeichnen.

Eine kleine geschlossene Aristokratie, vielfach dem Einflusse auswärtiger Staaten preisgegeben, stellte ihn an die Spitze Deutschlands. An die Stelle des brausenden Zujuchzens der zur Königswahl versammelten Menge waren die dünnen Stimmen der Frankfurter Singeknaben getreten, die bei der Krönung vom Chor der Kirche herab auf die Frage, ob sie diesen als König haben wollten, unweigerlich ihre bejahende Antwort von den Noten herunter sangen. Uns ist diese Königskrönung lebendig von Goethe geschildert worden, und ein Strahl des Enthusiasmus, der den jugendlichen Zuschauer erfaßte, zittert auch wohl heute noch in der Seele des Lesers nach. Wir übersehen dabei nur zu leicht, daß ein Poet zu uns spricht, und daß ein alter Mann mit gütiger Hand die Schatten des Bildes verwischt, die auch dem jugendlichen Beschauer nicht ganz entgangen sein mochten. Ernste Kritiker urtheilten anders. Sie sahen in dem ganzen byzantinischen Pomp nur ein hohles Glitterwerk, welches über die innere Leere und Nichtigkeit nicht täuschen konnte. Und wenn der Ritter von Lang uns erzählt, wie der kaiserliche Zug sich aus der Krönungsfirche in den Römer bewegte, wie das Volk das Tuch, mit dem die Bahn bedeckt, und das ihm zur Beute bestimmt war, abschchnitt, unmittelbar hinter den Füßen der Procession, die eilen mußte, um nicht zu stolpern, so will uns das als ein Sinnbild erscheinen der gewaltigen Zeitereignisse, die dieses Königthum verfolgten, ereilten und zu Falle brachten.

Die wesentlichste Organisation des deutschen Reiches war der Reichstag. Wenn in den Zeiten des Mittelalters der deutsche König seine Fürsten um sich scharte, wenn sie alle mit prunkendem Gefolge in die vielbeglückte Stadt zogen, die so hohe Gäste beherbergen sollte, wenn von nah und fern die schaulustige Menge zusammenströmte, sich an der Augenlust zu weiden, dann mochte auch den klein empfindenden Mann das stolze Gefühl beschleichen, ein Glied dieser fürstenreichen Nation zu sein; die Weltherrschaft des Kaisers erschien auch dem Zweifelnden glaubhaft. Aber das war anders geworden seit dem Jahre 1663. Der damals in Regensburg zusammengetretene Reichstag ist nicht mehr auseinander gegangen, und erst die Todesstunde des deutschen Reiches war auch seine letzte. Damit verlor diese Versammlung den Hauptvorzug, der ihr eigen gewesen war. Ueberall, wo Berufsgenossen sich in Vereinigung zusammenfinden, gemeinsame Fragen zu berathen, ist doch immer die persönliche Berührung, in welche die Mitglieder treten, das Wesentliche. Zwar steht auch dabei Meinung gegen Meinung, Mann gegen Mann, aber das flüchtige Wort verletzt nicht so den Gegner wie der geschriebene Buchstabe, und die zündende Rede weckt Sympathie und reißt mit sich fort, ganz anders als auch die bestillisirte Denkschrift. Zu einem ewigen Reichstage konnten die Fürsten nicht persönlich kommen, wenn sie nicht alle ihre Residenz in Regensburg aufschlagen wollten. Jetzt schickten sie Gesandte und gaben ihnen feste Instructionen zur Richtschnur. Jetzt konnte ein Gesandter mit Engeltzungen reden: sein Wort prallte ab an dem Panzer der Instruction mit dem die Brust des Gegners gewappnet war. Und wenn er besten Falles diesem Zweifel erregte an der Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der ihm gewordenen Weisungen: das Höchste, was sich erreichen ließ war dann, daß er seine Abstimmung verschob, seinen Hof umzustimmen unternahm. Auf diesen aber wirkte der matte, geschriebene Bericht ganz anders ein, als das Wort, welches in der Seele des Abgesandten gezündet hatte. Hier überlegte man nüchtern unter dem Bann der vorgefaßten Meinung und lächelte ironisch zu den Bedenkllichkeiten der Regensburger. Aber selbst wenn man sich umstimmen ließ, welch ein Zeitaufwand war doch erforderlich in dieser telegraphenlosen Zeit, wo grundlose Wege auch den eiligsten Boten oft auf Wochen festhielten. Die Ereignisse aber hatten nicht immer die Gefälligkeit, zu warten, bis alle Vertreter der zahlreichen deutschen Regierungen instruiert und wieder instruiert waren. Und doch konnte das Reich ohne den Reichstag keine wichtige Entscheidung fällen. So hinkte denn dieser mit seinen Beschlüssen regelmäßig nach, und erwies sich zu energischem, zeitgemäßem Handeln gänzlich unfähig. War das aber einmal erkannt, wozu dann noch der Aufwand, einen eigenen Gesandten in Regensburg zu halten? Der Beschauer der Räume, in welchen der deutsche Reichstag gefessen hat, empfindet staunend die Enge und Kleinheit der Zimmer. Sie reichten nichtsdestoweniger vollständig aus: Von den 314 Staatswesen, welche Stimmberechtigung besaßen, waren gewöhnlich dreißig Gesandte beauftragt, so daß einzelne zehn und mehr Stimmen abzugeben

hatten. Je mehr sie vertraten, um so billiger konnten sie ihren Auftragebern ihre Dienste anrechnen.

Aber noch ein anderer Grund war vorhanden, welcher den Reichstag von vorn herein zum politischen Tode verurtheilte. Was gab es denn für Interessen, die dieser buntscheckigen, auch confessionell zerrissenen Staatenmenge gemeinsam waren? Und da nationales Empfinden in den kleinen Staatswesen nicht aufkommen konnte, so machte sich der nackte Egoismus geltend. Früher hätte wohl der Fürst eine Regung der Scham verspürt, wenn er persönlich hätte einen antinationalen Standpunkt vertreten müssen. Aber die Schamröthe des Gesandten, der seine Instruction herunterbetete, suchte den Auftraggeber wenig an, und das Cabinetsschreiben, welches deutschverräterischen Inhalt hatte, schaute ebenso unschuldig darein, wie der Ausdruck glühendster patriotischer Hingebung.

Da waren in Regensburg neben wirklichen Staaten, die staatliche Interessen verfolgten, Herrbilder von solchen vertreten. Kleine Aebte, arme Bischöfe, unbedeutende Städte, prätentiose Reichsgrafen: konnte von diesen wirklich ein Verständniß für die politischen Ziele Deutschlands verlangt werden, die sie von ihrem Standpunkt aus doch nicht als ihren Interessen förderlich anzusehen vermochten? Je abgelebter aber solche Gewalten sind, um so mehr suchen sie den Schein ihrer Existenz zu retten und Leben zu heucheln. Und darum bestand jeder Staat und jedes Staatlein um so eifersüchtiger auf die beanspruchten staatlichen Ehren, je weniger ihnen diese in Wahrheit zukamen. So waren denn die Rang- und Ceremonialfragen in der That die einzigen, die das Blut des erstarrten Reichstagskörpers noch einiger Maßen in Wallung brachten. Wie ernsthaft ist nicht über die Frage gestritten worden, ob bei den Empfangsabenden, die der kaiserliche Vertreter gab, die kurfürstlichen Gesandten auf rothen, die anderen auf grünen Sesseln sitzen sollten. Und als die Entscheidung gegen die Kurfürstlichen gefallen war, da erschien doch ein solcher im rothen Mantel. Wie zufällig ließ er ihn auf seinen grünen Sessel fallen. Das Ansehen seines Staates war gerettet. Wie spitzfindig waren häufig die Entscheidungen, mit denen solche Fragen geschlichtet wurden. Als die altfürstlichen Gesandten nicht dulden wollten, daß ihre Sessel auf dem bloßen Fußboden, die der kurfürstlichen Gesandten auf dem Teppich stehen sollten, der unter dem kaiserlichen Baldachin ausgebreitet war, da endete man den verbitterten Streit durch das salomonische Auskunftsmittel, daß die Vorderbeine der fürstlichen Gesandtensessel auf den Franzen des Teppichs stehen sollten, der die Hinterbeine der kurfürstlichen Sessel trug. Und das geschah zu einer Zeit wo die Türken in das Reich eingebrochen waren, und schnelle Entscheidung nöthig war. Die Frage, wie über die vom Kaiser verlangte Türkenhilfe abzustimmen sei, beschäftigte die Versammlung gerade ein Jahr.

Und wenn derartige Zänkereien noch schamhaft die Verborgenheit gesucht hätten! Sie drängten sich aber lärmend in den Vordergrund. Der Rangtritt unter den Gesandten der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten überschüttete

im Jahre 1748 das deutsche Publikum mit nicht weniger als zehn Druckschriften, in denen die erregten Diplomaten die Ceremonial- zur Staatsfrage aufblähten. Denn auch dem tüchtigen Mann wurde durch das inhaltsleere Treiben des Regensburger Reichstages der politische Blick eingeengt, und, wem das Lebensschicksal gefallen ist, nur mit Mücken kämpfen zu müssen, der sieht diese schließlich für Elephanten an.

Kann es da Wunder nehmen, wenn das Ausland mit kaum verhehltem Hohne die greisenhafte Versammlung belächelte, wenn deutsche Fürsten sie mißachteten, wie denn der preussische Reichstagsgesandte den Reichstagsboten der ihm die Achtung seines Königs insinuiren sollte, einfach die Treppe herunterwarf.

Freilich fehlte es nicht an heftigen Anklagen des Kaisers, in welchen dieser betonte, daß die gewaltige deutsche Nation durch ihr Ceremonialgezänk sich lächerlich und verächtlich mache. Aber die Legitimation des Kaisers zu solchen Auslassungen war doch mehr als zweifelhaft. Als bei einem Reichstagsessen im Jahre 1769 zuerst die Gesundheit von Kaiser und Kaiserin getrunken, dann aber das kurfürstliche und fürstliche Collegium gefeiert wurde vor dem Hause Oesterreich und Burgund, da erhob der Kaiser selbst bei den kurfürstlichen Höfen empfindliche Klage und zeigte, daß er nicht vergeblich die Regensburger Reichstagsverhandlungen studirt hatte.

Am Besten war es schon, wenn der Reichstag Ferien hatte; dann war doch ein Grund seiner Unthätigkeit gegeben, über den der Deutsche nicht gerabeswegs zu erröthen brauchte.

Die Reichsjustiz, zu der wir uns jetzt wenden, hatte schon in ihren ersten Anfängen dem Bedürfniß nicht entsprochen.

Wenn auch der König häufig zu Gericht saß, und durch seine Fürsten Rechtsstreitigkeiten schlichten ließ, wie schwer war nicht in diesem wegelosen Lande der Zugang zum königlichen Hof, und wie oft war der König auf Kriegszügen abwesend. Da stand denn das Gericht gänzlich still. Noch schlimmer wurde es in der Folgezeit, wo die alten Uebelstände blieben, aber ein immer dem Könige folgender Hofrichter Recht sprach, welcher die Garantien der Unparteilichkeit durchaus vermissen ließ.

So war es denn ein Fortschritt und eine Schmälerung der königlichen Machtvollkommenheit, als sich Maximilian im Jahre 1495 durch politische Verhältnisse bedrängt, bereit finden ließ, ein festes Gericht einzusetzen, mit Weisßhern, welche die Stände zu präsentiren haben sollten.

Wir Alle haben das Schauspiel der Errichtung eines Reichsgerichts in unseren Tagen mit erlebt. Wir haben gesehen, wie Deutschlands Städte wetteiferten, in welchen Mauern das hohe Gericht tagen sollte, bis endlich die Entscheidung zu Gunsten von Leipzig gefallen ist. Auch damals, im Jahre 1495, wetteiferten die Städte, aber nur, um das Gericht von sich abzuwälzen. Die Wohnungsfrage, die auch diesmal eine so große Rolle gespielt hat, mußte den Vor-

wand abgeben. Wie dringend rief Frankfurt am Main davon ab, den Messplatz zum Gerichtsort zu wählen. Nur vor der Stadt könnten die Richter wohnen. In den guten Straßen müsse die Messe vorangehen. Auch hat es nicht ganz ein Jahr in Frankfurt geseffen, kam dann nach Worms, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Eßlingen und 1526 endlich nach Speier. Dort blieb es, bis die Stadt durch die mordbrennerischen Banden Ludwigs XIV. eingeeäschert wurde. Eiligst hatte man die Acten geflüchtet und nach Frankfurt, Worms, Aschaffenburg in Sicherheit gebracht, nicht ohne daß doch die Franzosen Risten und Fässer voll nach Straßburg schleppten, von denen sie nicht alle, nur 500 Risten zurückgaben.

Wieder stand man damals der peinlichen Lage gegenüber, wo das Gericht seine Wohnstätte zu finden hätte, und wieder erlebte man das unheimliche Schauspiel, daß keine Reichsstadt es wollte, bis denn schließlich das kleine elende Weplar ausgewählt wurde. Dort blieb es jetzt bis zum Untergange des Reiches in so unzureichenden Räumen, daß nicht einmal die Acten unterzubringen waren, die zum Theil in ihren früheren Zufluchtsstätten verblieben. Mußten diese benutzt werden, so schickte man auf Kosten der Parteien einen Commissar, um sie an ihrer Lagerstätte einzusehen, was natürlich der Schnelligkeit des Verfahrens nicht zu Gute kommen konnte. Erst 1782 begann man nach unfäglichen Discussionen ein massives Archivgebäude anzubauen, welches wirklich beinahe vollendet war, als im Jahre 1806 das Gericht aufgelöst wurde.

Von Anfang an litt das Reichskammergericht an den Gebrechen, die es schließlich verknöcherten und ganz untauglich machten.

Die Unterhaltungskosten sollten durch die Gerichtsporteln, und wo diese nicht reichten, durch Reichssteuern aufgebracht werden. Aber die ersteren waren unzulänglich, die letzteren nie einzutreiben. Bayern allein schuldete an solchen Steuern im Jahre 1747 52,000 Thaler, Brandenburg über 110,000 Thaler. So kam es denn, daß die Weiszerstellen nicht voll besetzt werden konnten, obgleich doch bloß das Gehalt für sechszehn Assessoren aufzubringen gewesen wäre. Wie hätten aber die wenigen Männer das auf sie einströmende Actenmaterial bewältigen sollen. Schon im Jahre 1620 wird berichtet, daß über 50,000 Proceffe vollständig bei Seite gelegt worden seien. Freilich erhöhte man dann die Zahl der Weiszer im Jahre 1648 auf 50, deren Jeder 1000 Thaler Gehalt empfangen sollte. Aber in Wahrheit konnten doch nur 13 Weiszer unterhalten werden, und wer jetzt zum Assessor präsentirt wurde und die Probeleistungen abgelegt hatte, der blieb hübsch daheim, bis endlich einmal eine besoldete Stelle für ihn ausging. Erst im Jahre 1720 setzte man die Zahl der Assessoren auf die Hälfte herab; da man indessen deren Gehalt verdoppelte, so kam man wieder nicht weiter, und erst gegen Ende des Reiches, im Jahre 1782 ist die volle Zahl erreicht worden. Eine Menge von Vorschlägen wurden gemacht, dieser finanziellen Bedrängniß abzuhelfen. Eine Reichslotterie sollte zu Gunsten des Kammer-

gerichts eröffnet werden, die Juden sollten die Unterhaltungskosten bezahlen; aber der wadere Justus Mörser bettelte seinen von vorn herein: Ein sehr großer Vorschlag, der nicht befolgt werden wird. Da nun das geringe Arbeitspersonal das Proceßmaterial nicht bewältigen konnte, denn, wie Goethe erzählt, konnten jährlich nur 60 Sachen abgethan werden und 120 neue kamen hinzu, so häuften sich wieder Reste auf Reste; mit 60,000 Stück unerledigter Acten ist das Reichskammergericht aus der Welt geschieden.

So war es denn ein Vorzug, wenn das Gericht einen Proceß überhaupt nur in Verhandlung nahm, und zum Ueberfluß traf das Reich die widersinnige Bestimmung, daß dies Schicksal nur die Sachen derjenigen Parteien treffen sollte, die besonders deswegen „solicitirten“. Jetzt bildete sich ein eigenes Gewerbe des Solicitirens heraus, und manch leises Gewissen eines Kammergerichts-Assessors, der sich durch Geld und gute Worte dazu bringen ließ, dem Solicitanten gegen Gebühr nachzulommen, mag sich durch die Erwägung beschwichtigt haben, daß er doch eigentlich nicht für die Entscheidung der Sache sich habe bestechen lassen. Im Jahre 1774 wurde ein Solicitant verurtheilt, der 116,000 Gulden in so schnöder Weise verausgabte hatte.

Uebrigens war in der That der Gewinn nicht allzu groß, wenn das Gericht wirklich in der Sache verhandelte. Die Schwerefülligkeit des Verfahrens überstieg alles Erdenkliche. Wenn wir wissen, daß in einem Prozesse die Zeugenaussagen 10,864 Blätter füllten, so wird man begreifen, daß der Volkswitz die übliche Grabchrift: Hier liegt N. N. erwartend sein endliches Urtheil, auf Parteien deutete, die am Reichskammergericht stritten. Die waren nie in der Lage, das Urtheil zu erleben. Wenn schon das schleunigste Verfahren eines Wechselprocesses zehn bis zwanzig Jahre in Anspruch nahm, so wird es erklärlich, daß von einem verwickelten Fall ganze Advocatengenerationen leben konnten, und daß noch der späte Enkel die Weisheit seines Vorfahren pries, der einen Proceß beim Kammergericht zu führen unternommen hatte.

Wo aber die Akten einen solchen Umfang erreichen und der Bearbeiter sicher voraussieht, auch mit übermenschlicher Kräfteanstrengung den Stoff nicht bewältigen zu können, da stumpft sich die Aufmerksamkeit von selbst ab und tochter Mechanismus tritt an die Stelle lebendigen Erfassens. Auch darüber mußte der Volkswitz genug Ergötzliches zu berichten. Als der Präsident einmal zu einer Sitzung aufgefordert und das erste Mitglied auf das Circular bemerkt hatte, es sei wegen der Geburt eines Kindes zu erscheinen verhindert, da schrieben alle Uebrigen nach gewohnter Weise ihr „desgleichen“ herunter. Der erstaunte Vorsitzende erfuhr, daß alle seine Assessoren in einer Nacht Vaterfreuden erhalten hätten, und wurde inne, mit welcher Aufmerksamkeit seine Untergebenen zu arbeiten pflegten.

Noch übler war es, daß auch das obsiegende Urtheil gar keinen Vortheil gewährte; davon konnte appellirt werden an die Reichsorganisation, die zur Visitation des Gerichtes angeordnet war. Da nun aber diese seit Ende des

sechzehnten Jahrhunderts nicht mehr existirte, so gab es kein bequemeres Mittel, den Lauf der Justiz zu hemmen, als an diese nicht vorhandene Behörde die Revision einzulegen. Erst 1654 hat man diesem Uebelstande, der geradezu ein Hohn auf die Gerechtigkeitspflege war, abzuhelfen unternommen.

Waren aber die Parteien Reichsstände, dann konnte der Recurs an den Reichstag eingelegt werden und dann entschied eine politische Körperschaft nach politischen Instructionen über eine Rechtsfrage, wobei die Berücksichtigung der Gerechtigkeit ganz schamlos bei Seite gesetzt wurde. Instruirte doch ein deutscher Fürst im Jahre 1750 seinen Gesandten in Regensburg, daß er allen kurländischen Recursachen ohne Ausnahme „nachdrücklich zu secundiren habe“, bloß weil er in politischer Angelegenheit der Unterstützungen des Erzbischofs von Cöln benöthigt war. Da war es denn einmal wirklich ein Gewinn, daß die schwerfällige Geschäftsbehandlung auf dem Reichstage es zur Erledigung eines Recursgesuches gewöhnlich gar nicht kommen ließ.

Ging das Urtheil gegen eine mächtige Person, so war auf Execution überhaupt nicht zu rechnen, und es machte einen geradezu kläglichen Eindruck, wenn die Schweden den mit der Execution betrauten kaiserlichen Gesandten durch Grenadiere auf einen Stuhl setzen und aus dem Schlosse zu Güstrow heraustragen ließen, oder wenn der Kurfürst von der Pfalz im Jahre 1699 die Kammerboten mit Stockprügeln abfertigte. Die Blitze des Reichskammergerichts sausten nur als kalte Schläge herab, und wenn sie einmal trafen, so wurden ganz Unbetheiligte geschädigt.

Es giebt nach dieser Richtung hin nichts Lehrreicheres, als den Wafunger Krieg, der auch sonst einen guten Einblick in das Staatsleben des achtzehnten Jahrhunderts gestattet.

Am Hof zu Meiningen hatte den ersten Rang unbestritten lange Zeit die Frau Landjägermeisterin von Gleichen. Eine Frau von Pfaffenrath aber, eine gewesene Gräfin Solms, die ihren Hauslehrer geheirathet und ihm den Adel erwirkt hatte, setzte es, vertrauend auf die Gunst, die ihre Schwester beim Herzog genoß, durch, daß Serenissimus eines Tages befahl, sie sollte vorangehen. Frau von Gleichen weigerte sich zu gehorchen, und verließ die landesherrliche Tafel vor Schluß, also doch als Erste. Aus diesem Damengezänk erwuchs ein Hofgezänk, ein Dazwischentreten des Reichskammergerichtes und endlich ein Krieg zwischen Meiningen und Gotha. Die Beleidigte schnaubte Rache, und sie hatte in der That auch Veranlassung dazu, als ihre Gegnerin ein Pasquill erscheinen ließ, in der die Vergangenheit der Pfaffenrath nicht gerade mit den Farben der christlichen Liebe abgemalt war. Frau von Gleichen wurde jetzt eingesperrt, ihr ganz unbetheiligter Mann ebenfalls. Sie wurde von Musketieren in die Stube der Beleidigten getragen, um dieser knieend Abbitte zu leisten. Sie that es nicht. Darauf fuhr man sie auf den Markt von Meiningen, umstellte sie mit Soldaten, ließ das Pasquill durch Henkershand verbrennen, und verbot bei 100 Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängniß Jedermann, von der Sache überhaupt noch zu reden. Frau von Gleichen

wurde wieder eingesperrt. Ihre Freunde gingen nun an das Reichskammergericht. Herzog Anton Ulrich wurde oft, aber vergeblich, aufgefordert, sie freizulassen, und endlich Gotha beauftragt, diesen gerichtlichen Befehl mit Waffengewalt durchzusetzen. So brach der Wasunger Krieg aus. Man kann das Schicksal dieses Kampfes in Gustav Freytags köstlicher Schilderung nachlesen. Nur das Ende sei hier erwähnt als besonders bemerkenswerth. Gotha besetzte nämlich das meiningen'sche Wasungen, wollte nicht wieder heraus, und setzte jetzt dem Reichskammergericht ebenso taube Ohren entgegen wie früher der meiningen'sche Fürst, dem doch der Reichsgerichtswille bedeutet werden sollte. Da nahm Friedrich der Große sich der Sache an. Er verließ dem inzwischen zum vormundschaftlichen Administrator von Weimar ernannten Gothaner ihn als solchen anzuerkennen, wenn er Wasungen räume und 200 weimarische Landeskinder zur preußischen Garde liefere. Und so geschah es. Zweihundert Weimaraner, die von der ganzen Sache nichts wußten, wurden als Frucht der Thätigkeit des Reichskammergerichts in's preußische Militär gesteckt. Herr und Frau von Gleichen waren zwar gleich nach Eröffnung des Krieges freigelassen worden, aber die lange Haft hatte ihre Gesundheit untergraben. Sie starben schnell.

Freilich besaß das deutsche Reich neben dem Kammergericht noch ein anderes oberstes Reichsgericht, den Reichshofrath in Wien; aber das war kein Vorzug, sondern ein entschiedener Nachtheil. Als Maximilian das Reichsjustizwesen von seinem persönlichen Einflusse emancipirt hatte, war er doch nicht Willens gewesen, seine königliche Gerichtsgewalt aufzugeben. Wandte sich ein Rechtsuchender anstatt an das Reichskammergericht an ihn, so ließ er die Sache durch die oberste österreichische Landesbehörde, den Hofrath, entscheiden. Diesen besetzte er ganz allein nach seinem Belieben, und die Mitglieder waren nicht lebenslänglich angestellt, sondern büßten mit dem Tode des Kaisers ganz von selbst ihre Stellen ein. Wurde hier ein Erkenntniß gefällt, das nicht auf „stattlichen grundfesten Ursachen“ beruhte, so entschied der König allein in nackter, blanker Cabinetsjustiz. Hier war unverfälschter Katholicismus, und auch nachdem der König der Behörde den Charakter der Landesbehörde genommen und sich zur Anstellung einiger evangelischer Hofräthe hatte bereit finden lassen. Nie hat dieser Gerichtshof auch nur dasjenige Vertrauen im Reiche besessen, welches trogalle dem Reichskammergericht gezollt wurde.

Denn zu der Sisyphusarbeit des letzteren fanden sich doch von Zeit zu Zeit noch tüchtige Männer, deren Ansehen auf den Gerichtshof zurückstrahlte. Auf der Herren-Bank des Reichshofrathes aber saßen vornehme Ignoranten, auf der Gelehrten-Bank bestechliche Handwerksgelehrte, die ihren sprichwörtlichen Aufwand nur aus Bestechungen decken konnten! Und allen war der Wille des Kaisers höchstes Gesetz.

So waren denn bei diesem Zustande der Reichsjustiz eigentlich die Bewohner der großen Territorien gar nicht so schlecht daran, wenn ihr Landes-

herr vom Kaiser das Privileg erlangte, daß über den Gerichten seines Landes das Reichsgericht nicht mehr entscheiden dürfe. Nur wolle man nicht annehmen, daß die deutschen Landesherren solche Begünstigung im Interesse der Gerechtigkeitspflege nachgesucht hätten. Es war nur der nackte unverhüllte Particularismus, der dem Reiche auch nicht die Entfaltung seiner Justizhoheit mehr gönnen wollte, und der freilich hier einmal, falls der Landesherr nur selbst ein tüchtiges Gericht handhabte, gute Früchte trug.

Aber vielleicht entschädigte das deutsche Reich seine Bewohner für die unzulängliche innere Organisation durch starke Machtentfaltung nach Außen hin, so daß es, wenn es auch keine Freude sein konnte, in Deutschland als Deutscher zu leben, doch mit stolzer Zuversicht erfüllen mochte, sich im Auslande als Deutscher zu bekennen? Auf diese Frage soll uns die Schilderung der deutschen Reichs-Kriegsverfassung Antwort geben.

Die deutsche Reichsarmee wurde gebildet aus Contingenten, welche die einzelnen Reichsstände zu stellen hatten, nach einer Norm, die zum letzten Male in den Zeiten, wo Ludwig XV. von Frankreich Deutschland bebrängte, aufgestellt worden war. Nur für den Krieg trat das Heer zusammen und der Kaiser hatte aus Furcht vor den bewaffneten Reichsständen dem Beschlusse, auch im Frieden eine Armee von 80,000 Mann aufrecht zu erhalten, seine Zustimmung versagt. Aber bei dem Ausschreiben den Reichsarmee ging es kaum anders her, wie bei dem der Reichssteuern. Wenn wir erwägen, daß, als im Jahre 1731 die geringe Summe von 58,000 Gulden für den Bau des Reichskammergerichts-Gebäudes zusammengebracht werden sollte, 34 Jahre später von den acht Kurfürsten nur zwei gezahlt hatten, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß eine auf 120,000 Mann veranschlagte Reichsarmee schließlich nur um 100,000 Mann von der Normalstärke abwich. Die größeren Staaten scheuten sich die mit schwerer Mühe hergestellten Truppenkörper dem Kaiser für seine, nur zu oft selbstsüchtigen Ziele zur Verfügung zu stellen. Auch brachte es mehr, wenn sie ihre Truppen an das Ausland vermieteten, oft unbekümmert darum, daß ihre Reichs-Contingente gegen dasselbe Ausland gleichzeitig sechten sollten. Die kleinen begriffen nicht, warum sie für das Vaterland Lasten zu tragen hätten, welche diejenigen, die es doch weit näher anging, standhaft von sich ablehnten, und so war wenigstens in der Beziehung die in Deutschland so seltene Harmonie zwischen größeren und kleineren Staaten vorhanden, daß sie alle den Reichslasten sich thunlichst zu entziehen suchten.

Wenn nun aber doch einmal die Reichsarmee zusammentrat, wie kläglich war sie dann beschaffen! Das Hauptbestreben der Reichsstände war, die Mannschaften so billig wie möglich zu erhalten, und da die geringe Friedensmannschaft gewöhnlich nicht ausreichte — der Graf von Grethweiler hielt 14, der von Grumbach 12, der Fürst von Kyburg 16, die Reichsstadt Worms

84 Mann, bei denen allen natürlich von Kriegstüchtigkeit keine Rede war — so war es schon am bequemsten, die Zuchthäuser und Gefangenanstalten auszuräumen und die Züchtlinge, die man doch erhalten mußte, für das Vaterland in den Kampf ziehen zu lassen. Oder man presste die unglücklichen Unterthanen, die dann Ersatzmänner stellen durften, und leicht ehrloses, vaterlandsloses Gesindel fanden, das froh das geringe Handgeld nahm und die erste Gelegenheit abwartete, den Fahneid zu brechen und zu desertiren. Den Offizieren fiel so die dornenvolle Aufgabe zu, gleichzeitig als Züchtlingsinspectoren zu figuriren, und ihre Position hätte eine noch viel machtvollere sein können, als sie es in Wahrheit war: es wäre ihnen doch nicht gelungen, in diese trübe Masse Ordnung zu bringen und Disciplin zu halten. So war der Reichssoldat in der That ein gut gefürchtetes Individuum, aber leider nicht beim Feinde, sondern bei den eigenen Landsleuten, denen er als Einquartierung in das Haus gelegt wurde, und die dann jedesmal Leben, Gesundheit und Eigenthum gefährdet sahen. Für die Soldaten der größeren Heere aber war der Name Reichssoldat ein Schimpfwort. Sie waren, wenn auch geworden, stolz auf ihre preußische und österreichische Fahne, und verstanden, wenn auch Miethlinge, für den Staat, dem sie dienten, zu sterben. Sie fühlten sich in ihrer Ehre verletzt, wenn sie mit den Reichscontingenten zusammenkämpfen mußten und wiesen jede kameradschaftliche Beziehung scharf zurück.

Jeder Contingentsherr aber suchte seine Souverainetät bei seinem Contingente dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß er jede gemeinsame Organisation vermied; die vielhundertfache Organisation des Heeres war aber einfache Desorganisation. Da hatte jedes Contingent seine eigene Uniform in möglichst kostenloser Herstellung, seine eigene Bewaffnung, ein eigenes Kaliber seiner Gewehre. Hatte ein Theil der Compagnie sich verschossen, so war ihm die Munition des anderen gänzlich unbrauchbar. Freilich war dieser Schaden im Grunde genommen kein allzugroßer; denn die Gewehre der Reichscontingente pflegten überhaupt nicht zum Schießen eingerichtet zu sein. Nach der Schlacht bei Rossbach, wo die Reichsarmee unsterblichen Spott davon trug, nicht bloß bei den Preußen, sondern auch bei den Deutschen, deren Truppen eben geschlagen waren, wurde es offen constatirt, daß durchschnittlich von 100 Gewehren überhaupt nur 20 feuerfähig gewesen waren. Jedes Contingent hatte weiter eigene Verpflegung und Verpflegungsbeamte. So mußte nun ein ungeheurer Troß der Armee folgen, der die taktischen Bewegungen hemmte, und selbst die der Reichsarmee so beliebte Rückwärtsbewegung nicht mit der Schnelligkeit ausführen ließ, die doch in den Wünschen dieses Heeres zu liegen pflegte. Hatte die Fouragecolonne des einen Contingents sich versprengt, so entbehrte dieses der nothwendigsten Lebensmittel, denn wie hätte es dem Beamten des anderen Contingents einfallen sollen, von dem Proviant seines Theiles etwas abzugeben. So konnte in einer Compagnie ein Theil hungern, während der andere schmausete, obgleich dieß Wort für die Art der Proviantirung

der Reichscontingente vielleicht doch zu volltönend ist. Ein Theil bekam heute eine spärliche, ein anderer morgen eine reichlichere Löhnung, der dritte gar nichts. Dadurch wuchs die kameradschaftliche Eintracht keineswegs. Und wenn die einzelnen Landschaften Deutschlands sich schon im Frieden mit mehr oder weniger gelungenen Scherzworten neckten und ihre Stammes-Antipathien zum Ausdruck brachten, so wurden diese bei so ungleichartiger Behandlung gewiß nicht befänstigt und waren im Felde nicht unbedenklich. Jedes Contingent hatte sein eigenes Lazarethwesen, so daß auch nach der Schlacht die Verwirrung, die in derselben zu herrschen pflegte, fortbauerte.

Die Offiziere ernannten die Reichsstände. Bei einer Compagnie des schwäbischen Contingentes stellte Gmünd den ersten Hauptmann, Rottweil den ersten Lieutenant, die Aebtissin von Mottenmünster den zweiten und der Abt von Gengenbach den Fähndrich.

Wo sollte da ein Zusammenhang unter dem Offiziercorps erwachsen. Lauter wildfremde, militärisch nicht geprüfte, von allen Seiten zusammengeschneite Elemente, die weder sich unter einander noch ihre Truppen kannten, denen für etwaige Ruhmesthaten weder Belohnung noch Beförderung winkte.

Die Oberleitung des Heeres aber wurde vom Reiche nicht nach militärischen, sondern nach confessionellen Rücksichten geordnet. Als 1672 der Krieg mit Frankreich drohte, und zwei katholische und zwei protestantische Generalmajors bestellt waren, protestirten die Katholiken, weil die Evangelischen bei der Cavallerie waren, die Katholischen nur bei der Infanterie, und beruhigten sich nicht eher, als bis noch zwei neue Generalmajors geschaffen wurden, von denen nun der katholische Cavallerist und der evangelische Infanterist wurde. Wenig konnte es da frommen, als das deutsche Reich auch zwei Reichsfestungen erhielt. Wer sollte sie in Stand halten, wer besetzen? Ruhl stand seit 1754 vollkommen offen, in Philippsburg bestand die Vertheidigungsarmee im Jahre 1777 aus fünfzehn Mann kaiserlicher Truppen, die 1782 gleichfalls abzogen.

Von einem Schutze der deutschen Grenze war demnach keine Rede. 1716 klagte der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, daß die Russen ihn schwer beschädigten. Statt zu helfen gab der Reichstag nach und nach sechs Gutachten ab, welche die Russen auf das ruhigste aushielten, bis sie schließlich von selbst abmarschirten.

Wenn nichts destoweniger auf den europäischen Schlachtfeldern der deutsche Name einen guten Klang hatte, so geschah das lediglich, weil die größeren Staaten, namentlich Oesterreich und Preußen, tüchtige Armeen hielten, die trotz der Reichsarmee rühmliche Thaten verrichteten. Die Friedenssoldaten der kleinen Fürsten taugten ebenso wenig wie ihre Reichscontingente. Schnitzten doch die Mainzer Schildwachen auf Posten Pflöcke für die Schuhmacher um den Lebensunterhalt zu erwerben, den der Reichserzkanzler seinen Truppen nicht geben mochte. Die Soldaten in Gmünd präsentirten vor jedem anständig gekleideten Vorübergehenden, zogen dann die militärische Kopfbedeckung und baten um eine kleine

Gabe für die erwiesene Höflichkeit, und die Soldaten des Bischofs von Hildesheim trugen an ihren Mützen die muthsprühende Inschrift: Da nobis pacem domine, Du lieber Herrgott gieb uns Frieden, ein Wunsch, den diese Armee bei nur einigermaßen ausgebildeter Selbsterkenntniß zu hegen die vollkommenste Berechtigung hatte.

Die Mainzische Armee bestand auf dem Papier aus 2800 Infanteristen 50 Husaren und 120 Artilleristen, eine Zahl, die auf 32,000 Einwohner nicht viel bedeutet, wenn man bedenkt, daß diese Bevölkerung regiert wurde durch 2200 weltliche Beamte und 2928 Personen geistlichen Standes. Auch kamen auf die 2970 Mann nicht weniger als 12 Generale. Die Werke der wichtigsten deutschen Festung waren in englische Gartenanlagen verwandelt und standen unter der Aufsicht des Hofgärtners, der darüber entschied, ob die Ingenieur-Offiziere die Wälle betreten durften oder nicht.

Ich will meine Schilderung der deutschen Reichsverhältnisse hier abbrechen. Wohin wir unsere Blicke auch wenden mögen, wir finden nur Klägliches und Unerfreuliches, und wenn wir heute mit einer gewissen Ruhe dieser Zustände gedenken können, so geschieht das lediglich, weil wir sie gründlich überwunden haben.

Aber der Gedanke drängt sich uns unwiderstehlich auf: Welche geistige Kraft muß einer Nation innewohnen, die unter solchen politischen Verhältnissen mit allen Culturvölkern um die Palme in dem Wettstreite der Künste und Wissenschaften ringen konnte. Und welche eine unvertilgliche Lebenskraft muß unsere Nation beseelen, die, nachdem sie von den Völkern Europas längst zu den Todten gezählt wurde, jetzt wieder den ihrer Stärke und Intelligenz gebührenden Platz in dem Rathe Europas eingenommen hat. Der Wunsch, den unser großer Volksmann Martin Luther schon im sechszehnten Jahrhundert sehnsüchtig geäußert hat, ist uns späten Enkeln froh in Erfüllung gegangen. „Deutschland“, so sagt er, „ist ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlt ihm aber an einem Reiter! Gleichwie nun ein stark Pferd ohne einen Reiter, der es regieret, hin und wieder in die Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug an Stärke und Leuten; es mangelt ihm aber an einem guten Haupte und Regenten.“

Der deutsche Hengst hat endlich seinen Reiter gefunden. Möge er nie wieder in die Irre gehen!





Der Zukunftsstaat.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Achern liegt in einer sehr schönen Gegend Deutschlands, etwa unter demselben Breitengrade wie Straßburg, südlich von Baden. Im Jahre 1864 zählte es 2579 Einwohner; dagegen weist es nach der letzten Volkszählung des Jahres 1881 bereits die erfreuliche Zunahme von 566 Einwohnern auf, sodaß die Gesamteinwohnerzahl sich auf 3145 belief. Auf die siebenzehn Jahre vertheilt, macht dies also eine jährliche Zunahme der Bevölkerung von dreiunddreißig, in Schaltjahren sogar von vierunddreißig Seelen.

Die Einwohner von Achern beschäftigen sich mit der Herstellung von Papier, Cigarren, Senf, und mit Obst- und Weinbau. Einer unter ihnen aber strebt höheren Zielen nach. Adolf Huber hat in Achern ein dreiactiges Schauspiel veröffentlicht, das den Titel führt: „Der Socialistenstaat.“*) Fern von den zerstreuenenden Einflüssen des großstädtischen Treibens hat Adolf Huber darüber nachgedacht, wie der Zukunftsstaat wohl beschaffen sein würde, wenn die Vertreter der socialdemokratischen Grundsätze zur Herrschaft gelangen und das Staatsschiff steuern sollten.

Dieses Schauspiel ist von dem Verbote, das gegen die socialistischen Schriften erlassen worden ist, nicht getroffen worden. Und mit Recht. Denn der Dichter von Achern ist ein gut gesinnter Mann mit starkem monarchischem Gefühle, und es wäre wohl zu wünschen, daß sein Buch in den Arbeiter-

*) Achern, R. Vott'sche Buchdruckerei 1882.

kreisen, welche sich von socialistischen Arbeiterführern das Paradies auf Erden versprechen lassen, die weiteste Verbreitung fände. Für die Zukunftsdichtung ist die Zeit der Handlung natürlich nicht angegeben. Der Dichter soll ja ein Prophet sein. Die alten Römer hatten für Dichter und Seher dasselbe Wort: vates. Schiller besaß dies prophetische Gemüth, als er den „Tell“ schrieb. Wer erinnert sich nicht der begeisterten, aus dem Drange des Herzens hervorgetriebenen Zurufe, die im Sommer 1870 in unsern Schauspielhäusern ertönten, wenn das Schiller'sche Freiheitsdrama zur Aufführung kam? Ein Jauchzen ging durch das ganze Haus, wenn von der Bühne herab die Worte gesprochen wurden:

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt —“

Die in der Vorahnung des Geschehenden niedergeschriebenen Verse schienen in ihrer vollwichtigen Bedeutung für den Tag erst gestern geschrieben zu sein. Nach vollbrachter That prophezeien, wie es jetzt manche unserer Dichter thun, — das ist freilich gar nichts, das kann am Ende Jeder. Wenn ein Cherusker-Hermann im Jahre 1883 verkündet, daß Deutschland später einig sein werde, wenn Moses Mendelssohn im Jahre 1869 auf der Berliner Bühne prophezeit, daß in Berlin eine prächtige Synagoge gebaut werden wird, — das ist kein Kunststück! In der dichterischen Vorahnung des Geschehenden aber, wie wir dies eben bei Schiller, wie wir es bei Meist finden, — da zeigt sich der wahre Jacob von Apollon Gnaden! Und nach diesem Ruhme geizt auch der Schwan von Achern.

Sollte sein Stück etwa um das Jahr 2050 gegeben werden, zur Zeit, da sich eine vernünftige Reaction gegen die herrschende Regierungspartei der Socialdemokraten geltend machen dürfte, dann erst würde man erkennen können, wieviel Zutreffendes und Richtiges in diesem merkwürdigen Stücke ist! Unser heutiges Geschlecht ist allerdings noch nicht im Stande, dieses Werk nach seinem vollen Werthe zu beurtheilen. Wir sehen daher auch von jeder Kritik ab in unsrer Zeit, da uns nur Staunen und Zustimmung ziemt.

Versuchen wir nun, uns klarzumachen, wie sich in der Phantasie des Dichters der Zukunftsstaat aufbaut.

Herr Adolf Huber nimmt an, daß die Entwicklung unsrer Zustände nothwendigerweise dahin führt, den Mittelstand zu vernichten: eines schönen Tages wird es nur noch eine geringe Anzahl von Ueberreichen geben, die alles besitzen, und die große Masse des Volkes, die nichts besitzt. „Die ausgebildeten Verkehrsmittel, die Maschinen, das Capital, das laissez faire et laissez aller und eine schrankenlose Freiheit vernichteten nach und nach den Handwerker, den Bauern, den kleinen Gewerbetreibenden, den goldenen Mittelstand. Aller Besitz concentrirte sich in immer größeren Massen (und wuchs lawinenartig an. Unsere unpraktischen Theoretiker, das Ideal eines platonischen Staates im Herzen tragend, übernahmen die Leitung der Massen, die ursprünglich nur Verbesserung ihrer materiellen Lage erstrebten, und

stellten diesen die Phantasiegebilde als ausführbar dar, bis endlich die Umwälzung mit unüberwindlicher Kraft sich vollzog, und alle nun meinen, das langersehnte Paradies auf Erden gefunden zu haben. Man erlaubte der Schuljugend, den Lehrjungen eine schrankenlose Freiheit und sah mit verächtlichen Armen zu, bis alle Autorität untergraben war.“

Das ist der einzige Hinweis auf die Entstehung der Verhältnisse, denen wir in diesem Schauspiel begegnen. Aus einigen andern Andeutungen ersehen wir, daß der König entthront und mit seiner ganzen Familie und allen seinen Anhängern in die Verbannung geschickt ist. Einem einzigem Königstreuen hat man gestattet, im Lande zu bleiben, und das ist der frühere Minister Bennis. Früher war Bennis auch Graf, jetzt ist er natürlich einfacher Bürger wie alle andern. Der Chef des Socialistenstaates heißt Hagen, vielleicht eine zarte Anspielung auf Richter-Hagen. Der socialistische Polizeidiener heißt, gerade wie der frühere Sekretär der Socialdemokraten, Bracke, die nächsten Rathgeber des Chefs heißen, wie sich das von selbst versteht, Brand und Sturm.

Die ersten beiden Acte spielen in einem Dorfe, dem sogenannten Besendorfe. Dorthin ist auch der frühere Minister und Graf, der jetzige Bürger Bennis, versetzt worden und mit den Seinigen von staatswegen zum Besenbinden wie alle übrigen angewiesen. Wenn der Vorhang sich hebt, erblicken wir Bennis, seine Frau und Tochter Helene mit Besenbinderei beschäftigt. Frau Bennis klagt darüber, daß sie zu diesem „Berufe“ wenig Geschick zeige. Die Regierung hat nämlich einen allgemeinen Umzug angeordnet, die Großstädter und Residenzler sind nach kleinen Nestern geschickt worden, und die Kleinstädter und Dörfler wohnen jetzt in den Palästen der Metropole. Es erscheint der Polizeidiener Bracke und meldet, daß von der achtkündigen Arbeitszeit an jedem Werktag drei Stunden auf Besenbinderei und fünf auf die Landwirthschaft zu verwenden sind. Jede erwachsene Person muß täglich zwanzig Besen fertigen, für je fünf ordnungsmäßig abgelieferte Besen vergütet der Staat eine Mark.

Ich frage mich, wozu alle diese Besen für den Zukunftsstaat? Die Familie Bennis allein liefert deren täglich sechzig, das macht im Jahre an die achtzehntausend Stück — wofür sie also täglich nach dem Regierungsanschlage zwölf Mark zu erheben hat, für eine Familie von Besenbindern ein recht anständiges Einkommen. Wenn ich nun von meinem eigenen Bedarf an Besen auf die Allgemeinheit schlicke, so dürfte die Besenlieferung dieser drei Personen allein schon genügen, um den Bedarf einer großen Stadt zu decken — achtzehntausend! — und das geht immer so weiter, alle Jahre achtzehntausend Besen von einer einzigen Familie! Und wo bekommt das Dorf das erforderliche Material her? Es müßte ja aus dem ganzen Staate nach dem Besendorfe zusammengebracht werden — aber das ist schließlich Sache des Socialistenstaates. Unsere Wiener Freunde dürften wahrscheinlich zu der Ansicht hinneigen, daß die „Besendorfer“ von Hause aus mehr Talent zur Pianofortefabrikation als zur Besenbinderei mitbringen.

Das, was die Familie dem Boden abgewinnt, gehört ihr, soweit sie es zu ihrer Ernährung braucht; den Ueberschuß aber darf sie nicht umtauschen, geschweige denn verkaufen — es wird ja überhaupt nichts mehr verkauft — sondern sie muß denselben als Staatseigenthum an das öffentliche Magazin abliefern. Es giebt nämlich kein Eigenthum mehr, außer an Genußmitteln; alle Güter gehören der Gemeinsamkeit. „Es giebt keinen Handel, keine Börse, keine Pacht, keine Kaufstädte, keinen Markt, kein Geld, keine Dienstboten mehr.“ Hier ertappe ich den Dichter bei einem kleinen Widerspruch: er sagt, „es giebt kein Geld mehr“, und dennoch erhält man für fünf ordnungsmäßig abgelieferte Besen vom Staate eine Mark, und da jede erwachsene Person täglich zwanzig Besen liefern muß, wird jeder Besenbinder mit vier Mark täglich honorirt. Also giebt es in dem Staate, in dem es kein Geld giebt, doch Geld.

Sämmtliche Einwohner sind unmittelbare Staatsbeamte. Der Staat weist jedem Einzelnen seine Beschäftigung an, bestimmt den Aufenthaltort, regelt die Production und den Consum. Der Staat wird durch Erwählte des Volkes regiert, und das Staatsoberhaupt heißt Socialistenchef. Mit dem Lohn, den der Staat für die Besenbinderei zahlt, kann sich die Familie Wennigs im öffentlichen Magazin Genußmittel verschaffen; dort werden die Preise für alle Gegenstände groß angeschrieben, und diese sind im ganzen Reiche dieselben. Uebrigens wird den Bürgern das Leben leidlich sauer gemacht. Der frühere Minister erzählt uns, daß er am Abend das Holz zum Anfeuern spalten müsse, dann die zwei Kühe zu füttern und den Kuhstall zu reinigen habe. Frau Wennigs kocht, Helene füttert die Hühner und holt Wasser im Kübel. Das junge Mädchen muß übrigens auch dreschen und klagt darüber, daß sie keinen Takt halten könne. Sie möchte lieber die Kühe melken — „wenn die Frisur dabei nicht so in Unordnung gerieth!“ Ja, ja, da sieht man die frühere Aristokratin, die Weltbame, die sogar im Socialistenstand noch an ihre Frisur denkt, während sie Kühe melkt!

Im Uebrigen herrscht aber eine tolle Wirthschaft in diesem Staate. Die Waaren im öffentlichen Magazin sind ganz niederträchtig schlecht. Die verstaatlichten Bäcker, denen der Trieb des Erwerbens natürlich fehlt, schlafen bei Tage und bei Nacht und geben den Kunden entweder halbgebakenes oder verbranntes Brod. Die weise Hierarchie fehlt sogar in der Schlächtereier: dort sind sechs Wurschen beschäftigt, von denen keiner sich dem andern unterordnet. „Will der eine Kalbfleisch ausschauen, so schlachtet der andere einen Hammel, verlangt man eine Wurst, bekommt man Ochsenzunge; die eine Hälfte liegt beständig zu Bett, weil sie von der andern halbtodt geprügelt worden ist.“

Da die Waaren im ganzen Reiche möglichst gleich vertheilt werden sollen, so gelangen an einen Ort gute, mittlere und schlechte; so ist also in Besendorf vorzügliches Leder, mittelmäßiger Kleiderstoff und verdorbener Stoffe zu haben. Der Kleinbetrieb ist abgeschafft und durch den Großbetrieb

erzeugt. Die Schuhmacher, Schreiner und Schneider am Orte besorgen nur Ausbesserungen, neue Gegenstände aber kommen aus den großen Fabriken.

Dieses Princip der gleichmäßigen Vertheilung unter Alle führt natürlich zu den tollsten Consequenzen, und der scharfsinnige Dichter versteht nicht, dieselben zu ziehen. Mit bitterer, tief einschneidender Ironie läßt er Helene Bennigs sagen, was sie bei ihrem letzten Einkauf mitgebracht habe: „im Sacktuch einen Tropfen Rosenöl, einen Fingerhut mit Champagner gefüllt, eine Hummerscheere, ein zollgroßes Stück Hobelpelz, ein erbsengroßes Stück Trüffel, ein sechszehntel Elle Seidenzeug.“ Was folgt daraus? — Es folgt daraus, daß die gleichmäßige Vertheilung der selteneren und kostbareren Dinge unter die Allgemeinheit ein Unsinn ist. Was soll Helene mit einer Sechszehntel Elle Seidenzeug anfangen? Das reicht doch noch nicht einmal für ein sehr tief ausgeschnittenes Kleid.

Aber auch die Vergnügungen werden verstaatlicht. Sie sind aber auch danach! Der Minister darf am Sonntag Nachmittag Kegelschieben oder turnen — man denke sich einen Minister, der die Rauchwelle macht! Helene nimmt an den öffentlichen Gesängen Antheil, die ich mir auch nicht sehr schön denken kann, wenn ich mir klarmache, daß jeder Staatsbürger mit-singen darf. Die Frau aber darf den staatlich regulirten Sonntags-Kaffee-platz mitmachen.

Der Staat, der alle Stellen besetzt, kann sich der Auffassung nicht entziehen, daß es hienieden schwerere und leichtere, angenehmere und unangenehmere Beschäftigungen giebt, und um auch in dieser Beziehung die grundsätzliche Gleichheit zum Ausdruck zu bringen, hat er die weise Vorkehrung getroffen, daß die verschiedenen Bürger in ihren Beschäftigungen abwechseln. So werden also Helene und Therese, die Tochter des früheren Ministers und des socialistischen Bürgermeisters, zeitweilig vom Besenbinden losgesprochen und als Stellnerinnen angestellt; denn der socialistische Staat sorgt für Aneipen mit angenehmer Bedienung. Die Wirthin unterweist die jungen Damen in ihrem neuen Beruf. Früher durfte auch das Porzellan und Glas, das vom Staate geliefert wurde und dem Staate gehörte, zerbrochen werden; aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange; alle Seidel wurden natürlich zer schlagen — wozu sie erst reinigen? Die Getränke bekamen einen Stich, das Fleisch wurde schimmelig. Das System hat man also doch wohl oder übel ändern müssen. Der Staat richtet die Wirthschaften ein; aber der Consument muß dafür Checks zahlen, die er für gelieferte Waaren vom Staate empfängt, und der Wirth liefert wiederum die Checks an die Regierung ab, die ihm darauf neue Waaren liefert. Es kommt also schließlich auf dasselbe heraus, wie die gewöhnliche Zahlung und der gewöhnliche Erwerb mit der üblichen Münze; aber es ist socialistisch verwickelter. Der Wirth hat also ein gewisses Interesse daran, mit den Waaren, die er vom Staate bezieht, haushälterisch zu sein; dagegen verschleudert er alles, was er aus dem eigenen Haushalte bezieht, da er ja den Ueberschuß doch dem Staate abgeben muß. Und so kommt

es, daß die Frau Wirthin, welche die jungen Mädchen unterweist, ihnen unter Anderm auch sagt: „Wenn das Feuer im Heerd nicht hell auffladert, so wirft man Butter hinein.“ Da sieht man so recht deutlich die verderblichen Folgen dieses Systems! Mit Butter wird geheizt! Ueberhaupt hält es die Frau Wirthin mit der Butter. Als sie den jungen Mädchen ankündigt, daß der Socialistenchef, Hagen, in ihr Haus einkehren werde, und daß man demselben ein freundliches Gesicht zu machen habe, sagt sie in einem schönen volksthümlischen Bilde: „Vor seinem Anblick schon sollten sie schmelzen wie der Butter an der Sonne“.

„Der Butter“ scheint süddeutsch zu sein, wie sich denn überhaupt in dem Werke unseres Dichters das freundliche Süddeutsch oft in gar schalkhafter Weise bemerklich macht. Ich will gern zugeben, daß der Unterschied zwischen „begleiten“ und „belleiden“ schwer zu machen ist; unser Dichter sagt daher auch: „Mein Vater begleitete eine einträgliche Aufseherstelle.“ Er spricht ferner von Jemandem, der früher eine hervorragende Stelle „begleitete“. Daß er aber auch den Chef der Socialisten, den berühmten Redner Hagen, in seinem Geburtsort von Bilbern seiner Jugend „umgaulen“ läßt, erscheint mir doch etwas zu gewagt. Auch die Imperativform: „Gebe mir eine Antwort“, dürfte bei zopfschaften Grammatikern auf einigen Widerspruch stoßen.

Was bedeuten indessen diese Kleinigkeiten gegenüber der Großartigkeit der Auffassung und Durchführung des Ganzen. Der Dichter von Achern hat eben immer nur diese Gesamtheit im Auge gehabt; er hat den Zukunftsstaat schildern wollen, und das ist ihm gar meisterlich gelungen. Muß uns nicht ein Grauen befallen, wenn wir hören, wie es der Zukunftsbauer treibt? — Wie sagt der Kaspar in diesem Werke? — Er sagt: „Wir gehen in's Wirthshaus, trinken, rauchen, spielen und laufen den Mädchen nach und freuen uns über unsere eigene Wichtigkeit.“ Wohin soll das führen? Gerechter Himmel! Und das genügt diesem Zukunftsbauern Kaspar noch nicht einmal. Er meint, die allgemeine Gleichheit müsse immer noch gleicher werden. Denn der Bürgermeister thue schon, als ob er etwas Besonderes wäre, und es gäbe nicht eher Ruhe und Zufriedenheit, als bis der ideale Zustand des Schlaraffenlandes mit den gebratenen Tauben in der Luft und den gebackenen Forellen im Wasser hergestellt sei und „alle zehn Minuten ein Schaukelfessel am Wege stehe“. Nun bitte ich einen Menschen! Ein Schaukelfessel! Die gewöhnliche Ruhebank ist für diesen verwöhnten Bauern nicht einmal mehr ausreichend. Und bei solchen Ansichten im Volke soll die allgemeine Wohlfahrt gedeihen! Wohin soll das führen? frage ich noch einmal.

Es führt zur allgemeinsten Unzufriedenheit; und auch der socialistische Bürgermeister ist im Innern schon von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes überzeugt und giebt zu, daß das Geld doch sein Gutes hatte. Und wie Recht hat der Mann! „Das vielgeschmähte Metall“, sagt er, „diente doch zur Veredelung des menschlichen Sammeltriebes.“ Nicht bloß

das; das Geld gewährt auch noch andere Annehmlichkeiten, die ich hier der Kürze halber lieber nicht aufzählen will. Bei der völligen Gleichberechtigung verlangt die Waschfrau, die sich früher bei ihrem dünnen Cichorienkaffee wohl fühlte, feinsten Mokka, der Maurer, dessen Tabakssorte in weitesten Kreisen bekannt ist, die edelsten Cigarren der Havana, der Holzhader ziegenlederne Stiefel und Battisttaschentücher. — Und Alles beschwert sich beim Bürgermeister! Die Bauern haben kein Interesse mehr daran, Haus, Stall und Feld zu pflegen; sie lassen die Thiere, die der Allgemeinheit gehören, Hungers sterben, sie lassen die Ernte verregnen und freuen sich, wenn das Wasser in die Garbenwagen plätschert, da die Ernte ihnen ja doch nicht gehört.

So siehst's auf dem Lande aus. Wie nun in der Stadt?

Wie kommt man überhaupt in die Stadt? Mit dem Postwagen! Denn die Eisenbahn ist nicht mehr sicher genug. Der Weichenwärter dünkt sich ja eben so viel wie der Bahnhofsvorstand, der Feizer so viel wie der Betriebs-Director, und das Fahren auf der Eisenbahn ist eine Tollkühnheit, die man mit den Pflichten gegen sich selbst kaum noch vereinbaren kann. Und kommt man mit der Post endlich in der Stadt an, so kann man sein Gepäck selbst in den Gasthof tragen: „denn das ehrsame Geschlecht der Hausknechte ist ausgestorben“, und die Droschkentutscher, Staatsbeamte gleich allen Bürgern, schlafen lieber, als daß sie die Stadt befahren. „Sie erschrecken den Fahr lustigen mit solcher Fluth von Schimpfwörtern und knallen ihm so nahe um die Ohren“, daß dieser lieber auf Schusters Kappen seiner Behausung zugeht.

In den Gasthöfen ist es gerade so schlimm. Es giebt keine Trinkgelber mehr, und man kann sich denken, wie entsittlichend die Beseitigung dieses nützlichen Mißbrauchs wirkt. Die Kellner sind unverschämt, die Zimmermädchen lachen dem Fremden in's Gesicht und machen sich über dessen lange Nase lustig.

Nicht erfreulicher ist das Bild auf der Straße. Die Schauläden der Kaufherren sind verschwunden, die Waaren lagern nur noch in den großen Staatsmagazinen. Da die Menge Alles, was von der allgemeinen Gleichheit abweicht, „mit Schmutz und faulen Eiern bewirft“, so trägt Jedermann ein weites, sackartiges Gewand. „Wie wandelnde Mumien durchziehen selbst junge Damen die Straße.“ Die Regierung hat zwar das Bestreben, die Bürger zu unterhalten, aber es gelingt ihr schlecht. Bei den großen öffentlichen Wahlzeiten wurden Musikvorträge und Vorlesungen aus den Klafftern gehalten, die Gäste fanden jedoch die Dubesei langweilig und die Klaffter noch langweiliger, und sie warfen den Musikern und Vorlesern die „Neste“ an die Köpfe.

Aber auch diese Gleichheit soll den Radicalen noch nicht genügen. Sie verlangen anstatt der achtfündigen Arbeitszeit die zweistündige. Und sie haben noch ganz andere Pläne. Die Kinder sollen den Eltern weggenommen, um durch den Staat erzogen zu werden. Vielleicht soll auch die Anzahl der

Kinder gefeßlich gleichmäßig festgestellt werden. Die Einrichtung der Ehe hat sich überlebt, und an ihre Stelle wird die freie Liebe treten. Endlich soll die Verbrüderung mit den Nihilisten, Petroleusen und Communisten aller Länder feierlich ausgesprochen werden; denn es hat sich herausgestellt, daß der Socialismus in den engen Bezirken der Nationalität nicht gedeihen kann. Sein Vaterland muß größer sein. Die Staatsform der Zukunft ist vielmehr der kosmopolitische Socialismus. Von den Wohlthaten dieser alle Staaten umschließenden Gleichheits Herrschaft sollen indessen die Schwarzen, die ja doch auf eine höhere Culturstufe nicht zu heben sind, ausgeschlossen bleiben. Von diesen schwarzen Afrikanern sollen einige Millionen in die Culturstaaten gebracht werden, um dann für die Verwöhnteren die unangenehmen Arbeiten zu verrichten. Endlich soll, nachdem das Privateigenthum aufgehört hat, auch das Staatseigenthum aufhören. Die Erde gehört Allen und keiner besonderen Nation.

So entwickelt sich der Zukunftsstaat wie er dem prophetischen Gemüthe des Dichters von Achern vorschwebt. Herr Adolf Huber verläumt es nicht, auch hier auf die logischen Folgerungen hinzuweisen. Der Sprecher der Radicals verlangt bei ihm ganz folgerichtig die Regelung nicht bloß der öffentlichen, sondern auch der privaten Vergnügen.

Nun denke man sich einen verstaatlichten Gleichheitsstat! Natürlich gibt es keine Vorhand mehr, da diese dem Princip der Gleichheit widersprechen würde. Das Spiel müßte so eingerichtet werden, daß auf jeden der drei Spieler von den 120 Points immer 40 Augen kommen würden, damit die Gleichheit eine vollständige sei. Es wäre zu erwägen, ob nicht die verhassten Könige aus dem Kartenspiele überhaupt zu entfernen seien; jedenfalls würde das „Ecarté“, als aristokratisches Spiel, in dem der König den größten Werth hat, unbedingt zu verbieten sein. Beim Makao müßte dafür gesorgt werden, daß der Banquier und der Mitspieler jedesmal Schlag neun haben. Ueberhaupt dürfte es noch der Gegenstand einer lebhaften Untersuchung werden, ob es zu dulden ist, daß die einzelnen Karten einen verschiedenen Werth haben. Beim Gleichheitsstat müßte die eine Karte so viel zählen, wie die andere. Die Spieler müßten zusammen ausspielen, sie müßten sich in jeden Stich theilen, und zuletzt dieselbe Anzahl von Points haben. Ich kann mir ein solches Spiel zwar nicht sehr lustig denken, aber es wäre das einzig logische Spiel im Staate der vollkommenen Gleichheit.

Das Stück hat auch eine Handlung; aber diese ist weniger bedeutend, und ich brauche nicht darauf einzugehen. Vielleicht haben wir das Vergnügen, es früher oder später auf einer unserer bedeutenden Bühnen dargestellt zu sehen, denn es ist gar nicht lang: mit kurzen Zwischenacten könnte es ohne wesentliche Striche ganz bequem in sieben bis acht Stunden abgespielt werden. Der Verfasser hat sich das Recht der Uebersetzung nicht vorbehalten.



Die Natur

als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung.

Von

Karl W i e d e r m a n n.

— Leipzig. —

Schiller in seiner schönen Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ hat sehr feinsinnige Betrachtungen darüber angestellt, wie es komme, daß der Grieche, den eine so schöne Natur umgab, der unter seinem glücklichen Himmel so vertraut mit der freien Natur lebte, der sogar diese Natur in seiner Mythologie vergöttlichte und personificirte, — daß dieser selbe Grieche gleichwohl so gar Nichts zeige von dem sentimentalischen, schwärmerischen Zuge nach der Natur hin, der uns Modernen eigen sei. Den Schlüssel dieses anscheinenden Räthsels glaubt Schiller darin zu finden, daß der Grieche, weil sein ganzes Leben ein naturgemäßerer und darum der Natur näherstehendes war, nicht nöthig gehabt und darum auch nicht das Bedürfniß empfunden habe, die Schranke zwischen sich und der Natur aufzuheben, aus der Entfremdung von ihr herauszukommen, sich ihr zu nähern, während wir Modernen, in Unnatur und Ueberkultur verfallen, uns nach der verlorenen Natürlichkeit zurücksehnten und, weil wir diese Natürlichkeit nirgends sonst fänden, als in der leblosen, im ruhigen Gleichmaß festgeordneter Geseze sich bewegenden Natur, deshalb mit einer ganz besonderen, gesteigerten, fast krankhaften Empfindung an diese uns anschließen.

Diese Bemerkungen Schillers enthalten gewiß sehr viel Wahrheit, doch aber vielleicht nicht die ganze Wahrheit. Schon Alexander von Humboldt in dem reizenden Capitel seines „Kosmos“ (2. Band), welches die

Ueberschrift führt: „Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und der Völkerstämme“, hat darauf aufmerksam gemacht, daß Schiller zu sehr generalisirt, wenn er einfach Alterthum und moderne oder christliche Welt einander gegenüberstellt. Die ältesten Dichtungen der Hebräer und Snder — zweier Völker, denen man moderne Ueberfeinerung und Abwendung von der Natur nicht vorwerfen kann — athmen, wie Humboldt anmerkt, tiefes Naturgefühl. Schiller selbst kommt in Verlegenheit, wie er es erklären solle, daß Ossian, der doch anscheinend auch eine ziemlich primitive und heidnische Zeit repräsentire, einer so überschwänglich elegischen Naturempfindung huldige.

Nun, was diesen letztern anbelangt, so wissen wir jetzt, daß der vermeintliche alte Varde in Wahrheit eine Ausgeburt des empfindsamen achtzehnten Jahrhunderts war. Dahingegen möchte der Einwurf Humboldts schwerer abzuweisen sein.

Jedenfalls ist die Verschiedenheit in dem Verhältniß des Menschen zur Natur, die uns in der antiken und der modernen Literatur entgegentritt, nicht bloß auf ein einziges, sondern auf mehrfache Momente zurückzuführen. Ein anderweites derartiges Moment (abgesehen von dem Gegensatz von „Natur“ und „Cultur“) ist schon in dem erwähnten trefflichen Aufsatze von Humboldt angedeutet. „Vergessen wir nicht,“ sagt Humboldt, „daß die griechische Landschaft den eigenthümlichen Reiz einer innigeren Verschmelzung des Starren und Flüssigen, des mit Pflanzen geschmückten oder malerisch felsigen, luftgefärbten Ufers und des wellenschlagenden, klangvollen Meeres darbietet. Wenn anderen Völkern Meer und Land, das Erd- und Seeleben wie zwei getrennte Sphären der Natur erschienen sind, so wird dagegen den Hellenen, und nicht etwa bloß den Inselbewohnern, sondern auch den Stämmen des südlichen Festlandes, fast überall gleichzeitig der Anblick dessen zu Theil, was im Contact und durch Wechselwirkung der Elemente dem Naturbilde seinen Reichthum und seine erhabene Größe verleiht.“

Durch diese seltene Günst seiner täglichen Umgebungen war bei dem Griechen das Naturgefühl gleichsam gesättigt. Er bedurfte keiner Ergänzung, keiner Ausfüllung einer empfundenen Lücke. Nicht, wie der Bewohner eines weiten Flachlandes, brauchte er sich nach dem Anblick malerischer Berg- und Felsbildungen, nicht, wie der vom Meere fernlebende Binnenländer, brauchte er sich nach den großartigen Eindrücken der Wasserwelt zu sehnen. Und diese Bevorzugung des Griechen in Bezug auf einen allseitig befriedigenden Naturgenuß trifft nicht bloß zu gegenüber den nordischen Völkern, „bei denen nach einer vielfach geäußerten Meinung,“ wie Humboldt sagt, „eine alte Sehnsucht nach den anmuthigen Gefilden von Italien und Griechenland, nach der wundervollen Leppigkeit der Tropenvegetation hauptsächlich einer langen, winterlichen Entbehrung alles Naturgenusses zuzuschreiben sein soll,“ er trifft auch zu gegenüber jenen Völkern, „die zwischen den Wendekreisen inmitten einer immer grünen und blüthenreichen Natur leben“, und die gleichwohl, wie Humboldt bemerkt, „sich zur naturbeschreibenden Poesie noch

mehr hingeneigt fühlen, als die im unwirthbaren Norden verbreiteten germanischen Stämme“. Die Erklärung hierfür findet Humboldt, dieser universellste Kenner und Beobachter der Natur nahezu aller Welttheile, darin, daß es auch innerhalb des gleichen Klimas oft Contraste gebe, welche kaum minder stark auf das Naturgefühl wirken, als die klimatisch weit auseinandergelegener Gegenden. „Großartige Contraste aber — der Jahreszeiten, der Vegetation, der Höhe, — sind“, sagt Humboldt, „überall die anregenden Elemente dichterischer Phantasie.“

Wieder ein anderer Umstand, welcher eine empfindsame Sehnsucht nach der Natur und ihrer ruhigen Schönheit nahelegt, ist der Aufenthalt in großen, volkreichen, vielbewegten Städten, auch wenn diese Städte selbst mitten in einer reichen Naturumgebung liegen. So erklärt sich die elegische Stimmung, mit welcher ein doch auch antiker Dichter, Horaz, die stillen Reize seines Tusculum schildert, in das er gern aus dem geräuschvollen Rom sich flüchtete, so erklärt sich dessen halb „sentimentalischer“ Ausruf: *Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis*, während allerdings der durch und durch überfeinerte Dvid in seinem Exil am Schwarzen Meere — trotz der mancherlei großartigen Schönheiten jener Gegend — sein Rom ebenso wenig vergessen konnte, wie die von Napoleon aus Paris verbannte geistreiche Madame de Staël inmitten der Alpenwelt ihres Coppet die geselligen Genüsse der Weltstadt an der Seine. Der Grieche seinerseits war auch darin bevorzugt, selbst vor dem Römer. Seine Städte, auch die am reichsten mit allen Schätzen der Kunst und Kultur begabten, waren weitaus nicht so ausgedehnt und so geräuschvoll, wie das völkererschlingende Rom, zogen ihn daher nicht so wie dieses von der Natur ab, gestatteten ihm fortwährend engere Fühlung mit dieser.

Einen weiteren Grund des in der modernen Zeit, im Vergleich zur antiken, viel stärkeren Naturgefühls will Humboldt im Christenthum erblicken. „Während die Gefühle abstarben,“ sagt er in dem mehrerwähnten Aufsatz, „welche das klassische Alterthum belebten und den Geist auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft, nicht auf Beschauung der Außenwelt hinlenkten, gewann eine neue Sinnesart Raum. Es verbreitete sich allmählich das Christenthum . . . Die christliche Richtung des Gemüths war die, aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und Güte des Schöpfers zu beweisen. Eine solche Richtung auf Verherrlichung der Gottheit und ihrer Werke veranlaßte den Gang nach Naturbeschreibungen.“

Dieser Auffassung Humboldts möchte ich nur theilweise beitreten. Eine Hinlenkung des Menschen auf die Natur lag der christlichen Weltanschauung eigentlich wohl ferner, insofern dieselbe den Menschen über alles Sinnliche, also auch über die Natur weit hinaus in das „Reich Gottes“ verwies. In ihren strengeren Richtungen hat sie denn auch in der That vielfach den Menschen mehr von der Natur hinweg-, als zu ihr hinzuleiten gesucht. Wir werden weiterhin Luthers Klage und Anklage gegenüber dem Papstthum hören, daß

dieses zu wenig „Gott in seinen Creaturen, in den Blümelein u. s. w. verehrt habe“; wir werden dann wieder sehen, wie ein Theil der Nachfolger Luthers selbst, die Hyperorthodoxen, in den gleichen Fehler verfielen, die Erde als ein „Sammertal“ zu verschreien und damit auch die Freude an der Natur den Gläubigen zu verleiden. Und andererseits werden wir uns überzeugen, daß es auch in der christlichen Dichtung ganze große Partien giebt, welche in Bezug auf Naturgefühl sich ganz ähnlich wie die antike Welt verhalten.

Wenn Humboldt aus der frühesten christlichen Zeit eine oder zwei Naturschilderungen anführt (beide von einem und demselben Verfasser, Basilius dem Großen), die, wie er ganz richtig bemerkt, „mit solchen der modernen Zeit innig verschmelzen“, d. h. die gleiche sentimentale oder empfindsame Stimmung athmen, so ist das wohl als eine individuelle Ausnahme, nicht als Ausfluß einer allgemeinen Regel zu betrachten.

Wohl führte das Christenthum von einer andern Seite her den Menschen auf eine nähere Fühlung mit der Natur, dadurch nämlich, daß es den Menschen des thatkräftigen Handelns entwöhnte, also das vollendete, was durch den Verfall des Griechens- und Römertums ohnehin, wie Humboldt treffend anmerkt, bereits begonnen war. Der von der Außenwelt abgezogene, auf sich selbst und sein inneres Seelenleben hingewiesene Zögling des Christenthums war jedenfalls eher, als der in einer stets regen Thatenwelt sich bewegende Grieche oder Römer, für sanftere Gefühle, also auch Naturgefühle, empfänglich. Diese innigen Beziehungen zur Natur, welche z. B. die ersten christlichen Einsiedler um den Preis ihrer Abwendung von der Menschenwelt erlangten, hat sehr schön Ebers in seinem „Homo sum“ geschildert.

Eine solche Thatenlosigkeit im Gegensatz zu der Thatenlust des klassischen Alterthums bestand nun freilich nicht zu allen Zeiten in der christlichen Welt, denn trotz der spiritualistischen und individualistischen Richtung, welche das Christenthum dem Menschen gab, drang doch eine mehr thatkräftige Lebensrichtung und eine rege Betheiligung an allgemeinen Interessen allmählig wieder durch, so in den Zeiten des Mittelalters, so in den Zeiten der Blüthe des Städte- und Bürgertums. Wohl aber war dieselbe die Signatur, und zwar in eminentem Maße, gerade derjenigen Epoche unserer vaterländischen, der deutschen Geschichte, die offenbar Schiller bei seiner Abhandlung im Auge hatte. Das achtzehnte Jahrhundert hatte vorwiegend den Stempel der Thatenlosigkeit. Der Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts war das directe Gegentheil des thatkräftigen, mit seinem ganzen Thun und Sein einem bewegten öffentlichen Leben, einem sein ganzes Denken erfüllenden Gemeinwesen zugewendeten Griechen. So ist es kein Wunder, wenn auch die ganze Empfindungsweise des Deutschen im achtzehnten Jahrhundert eine der des Griechen durchaus gegensätzliche war. Ganz besonders gilt dies von der Zeit, in welche Schillers Jugend fiel, der sogenannten „Sturm- und Drangperiode“. Goethe hat Ursache und Wirkung dieser Erscheinung trefflich charakterisirt, wenn er

sagt: „Zu bedeutenden Handlungen nicht angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, wurden wir einer literarischen Revolution zugetrieben“.

Diese „literarische Revolution“ war eben die „Sturm- und Drangperiode“, und eine der hervorragendsten Seiten dieser Periode wiederum war eine schwärmerische, beinahe krankhafte Sehnsucht nach der Natur, ein, mit Schiller zu reden, „sentimentalisches Naturgefühl“. Und zwar nicht so sehr eine Sehnsucht nach großen, gewaltigen Natureindrücken, nach dem Anblick des tosenden Meeres oder der im Abendroth glühenden Alpenfirnen, als vielmehr eine Sehnsucht nach der Natur im Kleinen, nach einem stillen, abgeschlossenen Thal, einem murmelnden Silberbach, ein paar alten Linden, einem mondbeglänzten See u. dgl., wie das in so vielen elegischen Dichtungen des vorigen Jahrhunderts, bei Hölty, Salis u. A. sich zeigt. Dem Sohne der „Sturm- und Drangperiode“ war es keineswegs etwa um einen Kampf mit der Natur, um kühne Abenteuer zur See oder halbbrechende Wagnisse im Erstiegen von Berges- und Felsenhöhen zu thun (Goethe's Winterreisen im Harz und in der Schweiz machen davon eine Ausnahme, fallen aber auch schon hinter die Zeit seines eigentlichen „Sturmes und Dranges“) — nein, thatenlos, müßig, ganz nur in Empfindung aufgelöst wollte er nun im Schooße der Natur schwelgen und träumen.

Wir können uns diesen Contrast der antiken und der modernen, mit andern Worten einer thatkräftigen und einer thatenlosen Denk- und Lebensweise, sowie der daraus resultirenden verschiedenen dichterischen Behandlung der Natur, nicht besser veranschaulichen, als wenn wir ein paar Naturschilderungen einerseits aus einer der größten antiken Dichtungen, der Odyssee, andererseits aus einer Dichtung, welche den empfindsamsten Zug des achtzehnten Jahrhunderts am treuesten abspiegelt, nämlich „Werthers Leiden“, einander gegenüberstellen.

Man könnte meinen, die Odyssee, als das poetische Gemälde einer zehnjährigen Irrfahrt ihres Helden, einer Irrfahrt, auf welcher derselbe so viele Länder gesehen, so viele Meere durchschifft hat, müsse überreich sein an Landschafts- und Seebildern aller Art. Wer vollends etwa, ohne die Odyssee selbst gelesen zu haben, nur die prachtvollen, formen- und farbenreichen Bilder kennt, zu denen dieses gewaltige Epos den Meister der stilisirten Landschaft, Preller, begeistert hat, der möchte sich schwer einreden lassen, daß dem nicht so sei. Und doch finden sich in all' den 24 Gesängen der Odyssee kaum ein Duzend eigentlicher Naturschilderungen, und auch diese sind sämmtlich von knappster Kürze, dienen nur zur Staffage von Handlungen oder von Situationen menschlicher (beziehentlich, was bei den Griechen auf dasselbe hinauskam, göttlicher) Wesen. So im 5. Gesange, wo Hermes auf des Zeus Gebot die Nymphe Kalypso in ihrer Höhle aufsucht. Da wird zuerst geschildert, wie Hermes über die bewegten Wogen dahinfährt:

„Ueber Pieria stürmt' er hinweg, dann sank er vom Aether
Nieder auf's Meer und legte die Woge dahin wie die Wäde,
Die auf der Fischjagd über die graufigen Schlünde der öden
See dicht schießet dahin und häufig die Schwingen mit Schaum reißt.
So durchbrauste der Gott unzählige wallende Wogen.
Aber, nachdem er gelangt zu der ferngelegenen Insel,
Stieg er empor an's Land aus dem weißfarbigen Meere.“

Wie anschaulich, wie plastisch, aber auch wie knapp gefaßt ist das Alles, wie lediglich darauf berechnet, ein Bild von dem Gehen und Kommen des Gottes zu geben!

Es folgt eine Schilderung der Umgebungen der Grotte der Kalypso, ebenso plastisch anschaulich, aber auch ebenso knapp und rein thatsächlich gehalten:

„Ein frisch gründer Hain umwuchs küßlich die Grotte,
Pappel und Erle zugleich und balsamreiche Cypressen.
Allda nisteten im Gezweig langflügelige Vögel,
Habicht und Kauz und das Wassergeschlecht breitzüngiger Krähen,
Welche geschäftig umher auf der Salzfluth treiben ihr Wesen.
Dort auch rankte sich üppig ein jugendlich blühender Weinstock
Nings um das Grottengewölb' und prangt' in der Fülle der Trauben.
Auch vier Quellen ergossen gereicht ihr blinkendes Wasser
Nachbarlich neben einander und wanden sich hierhin und dorthin,
Wo sanftschwellende Wiesen umher mit Viosen und Eppich
Grüntem.“

Auch hier Alles so einfach wie möglich; kaum ein ausschmückendes Beiwerk; Nichts, um das Bild in's Breite auszumalen oder besondere Entzündungen anzuregen. Offenbar setzte der Dichter — und er durfte das — bei seinem Publikum eine hinlängliche Kenntniß der vorgeführten Einzelheiten der Natur und genug einfachen Naturjinn voraus, um derartige Ausschmückungen und Anregungen, wie sie der moderne Dichter anzubringen liebt, entbehren zu können. Daher faßt er auch den Eindruck des Ganzen nur in den kurzen Worten zusammen:

... „Selber ein Gott, der dorthin läme des Weges,
Weilte bewund'rungsvoll und freute sich herzlich des Anblicks.“

Und ebenso kurz schildert er den Eindruck, den dieses Landschaftsbild auf den Hermes wirklich macht:

„Dort mit Bewunderung stand und schaute der Argostöbter.“

Sofort wird vom bloßen Anschauen wieder zum Handeln übergegangen:

Als er jedoch nun Alles genug in der Seele bewundert,
Trat er hinein in das weite Gewölb'.“

Noch viel unmittelbarer sind Naturbild und menschliche Handlung verknüpft in der Schilderung des mit den Wogen kämpfenden Odysseus (in demselben Gesange):

„Während er also noch sprach, schlug fürchterlich hoch anrauschend
Eine gewaltige Woge herab und wirbelt' das Floß um,
Weit vom erschütterten Floß enttaumelt' er selbst, aus den Händen
Fuhr ihm das Steuer dahin, entzwei brach krachend der Mastbaum
Unter dem fürchtbaren Stoß durch einander toben der Winde.“

Und weiterhin:

„Während er dies noch im Herzen erwog, da trieb ihn entzogen
Eine gewaltige Woge der Erberbütt'rer Poseidon:
Fürchtbar, schwer, hoch übergewölbt; um schlag sie und trauf sie.“

Odysseus stürzt sich in's Meer und sucht (getragen vom Zauberschleier
der Deukothea) schwimmend das Land zu erreichen.

„Da nun legte sich endlich der Sturm, und es ruhete windlos
Stille die Luft; da sah er das Land auch ganz in der Nähe,
Scharf auslugend vom Kamm der hoch ihn hebenden Woge.
Eifriger schwamm er und rang mit den Füßen, das Land zu erreichen.
Als er jedoch so weit noch war, wie ein Stimmruf schallet,
Da vernahm er des Meer's dumpfbrausendes Tojen an Klippen.
Denn laut donnernd brach sich die mächtige Wog' an dem rauhen
Festland, fürchtbar brandend und Alles in Salzschaum hüllend.“

Als (im 6. Gesange) Athene zum Olympos zurückkehrt, wird dieser
„ewige Sitz der Götter“ in nicht mehr als drei Versen geschildert:

„Niemals rühret ihn Sturm, nie nezt ihn strömender Regen,
Nie umstiebt ihn der Schnee; nein, heitere Bläue umgiebt ihn
Wolkenlos, und leuchtender Glanz umfliehet den Gipfel.“

Im 9. Gesange, wo Odysseus an der Kyklopininsel landet, wird in
wenigen kräftigen Zügen ein äußerst lebendiges Bild der Scene entworfen,
auch hier Natur und menschliche Handlung in engem Verbande; ebenso
im 12. Gesange bei der Durchfahrt des Schiffes zwischen Scylla und
Charybdis. Hier gestaltet sich die Natur selbst in der Schilderung Homers
zur bewegten Handlung.

Angstvoll fuhren wir jezo hinein in den schrecklichen Engpaß,
Denn hier drohete Scylla und dorten die grause Charybdis,
Fürchterlich jekt einschlüpfend das salzige Wasser des Meeres.
Wenn sie die Wog' ausbrach, alsdann wie ein siedender Kessel
Währte sie ganz aufbrodelnd im trüben Gewißl, und emporflog
Dampfender Gischt bis zum Gipfel der Felshöh'n, beide besprühend.
Wenn sie darauf einschlüpfte das salzige Wasser des Meeres,
Währte sie ganz in sich selber sich wirbelnd hinab, um die Felswand
Scholl ihr grauses Gebrüll, und tief auf blähte der Abgrund,
Schwarz von Schlamm.“

So sehen wir bei Homer überall die Natur entweder als Staffage
menschlicher Handlungen, oder im Kampfe mit dem Menschen, oder selbst wie
ein belebtes Wesen ihre elementaren Kräfte entfaltend; nirgends aber finden
wir den Dichter oder seine Helden schwärmend und schwelgend in einem bloß
passiven, müßigen Anblick und Genuß der Natur.

Wie ganz anders in der modernen Dichtung! Werther schildert sogleich
in seinem zweiten Briefe dem Freunde sein Stillleben in der einsamen
Landschaft:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen
gleich dem süßen Frühlingmorgen, die ich mit dem ganzen Herzen genieße.“

Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühl von trüblichem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich habe nicht gezeichnet, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchbringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum schleichen, ich dann im hohen Graße am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig reden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Palmen, die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mäuschen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruh'n, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: „ach könntest du das ausdrücken, was so warm in dir lebt! Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt und Herrlichkeit dieser Erscheinungen.“

Wie Werther sich hier mit einem gewissen befriedigten Wohlgefühl gänzlich in die Anschauung der Frühlingslandschaft versenkt, so trauert er später mit der absterbenden Natur im Herbst. „Wie die Natur zum Herbst sich neigt, so wird es Herbst in mir und um mich her; meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen.“

So erscheint Werther ganz mit der Natur Eins, gewissermaßen selbst wie ein Stück vegetativer Natur, nicht, wie der Mensch beim griechischen Dichter, als ein über der Natur stehendes, sie beherrschendes oder mit ihr ringendes freithätiges Wesen.

Uebrigens sind es nicht die Griechen allein, bei denen wir jene „naive“ Anschauung von der Natur antreffen, vermöge deren zwar der Mensch der Natur nahe steht und engbefreundet ist, ihre Schönheiten bewundert, an ihren gewaltigen Elementarkräften seine Willenskraft erprobt, aber nicht, wie in der „sentimentalischen“ Naturdichtung, völlig darin auf- und untergeht: ein ganz ähnliches Verhältniß des Menschen zur Natur begegnet uns in den Dichtungen unfres deutschen Mittelalters. Als in den „Nibelungen“ König Gunther mit Siegfried nach Brunhildens Land kommt, fragt er den Völkern ganz einfach, woß „das herrliche Land“ sei, ohne daß versucht würde (was ein moderner Dichter sich schwerlich versagt hätte), dieses „herrliche Land“ ausführlich zu schildern. Der Auszug der Mannen zur Jagd ist mit einem einzigen Verse abgethan:

„Da ritten sie von dannen in einen tiefen Wald.“

Von dem Geräusch der Jagd wird auch nichts Weiteres erzählt, als „Der Berg und der Tann davon widerklingen.“

Der Brunnen, zu dem Siegfried geht, um zu trinken, erhält die einfachen Beiwörter: „kühl, lauter und gut“, und als Siegfried dort den tödtlichen Streich empfangen, heißt es ebenso kurz und ohne viel Malerei:

„Die Blumen allenthalben vom Blute waren nah.“

Die gleiche naive Einfachheit der Naturschilderung finden wir auch in der „Gubrun“.

Die Minnesänger, oder doch manche davon, waren trotz ihrer höflich-ritterlichen Sitte und Lebensweise liebevolle Bewunderer und sorgsame Beobachter der Natur. Aber ihre Naturschilderungen haben nichts Schwermüthiges, Sentimentales; sie dienen nicht dazu, etwa den Dichter für die Entfremdung von der Natur, in der er für gewöhnlich leben muß, zu entschädigen oder zu trösten, sondern es sind meist ganz heitere Aus- und Einblicke in das frische Naturleben, höchstens mit einem etwas elegischen Anstrich da, wo die Natur zum Gleichniß seelischer Zustände des Dichters, besonders unglücklicher Liebe, benützt wird. Walther von der Vogelweide, der hier in erster Linie zu nennen sein möchte, feiert die Maienwonne, aber sofort wendet sich sein Lied der Minne zu; er preist den Sommer und freut sich „wie schön die Haid' in ihrer bunten Farbe lacht“, aber der Sommer ist ihm vornehmlich nur ein „Tröster seiner Klagen.

„Ich will Dir sagen, was mir fehlt:
Der mir ist lieb, dem bin ich leid.“

Oder er vergleicht die Schönheit der Natur mit der Schönheit der Frauen:

„Wenn die Blumen aus dem Grase bringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche;
Wollt Ihr hören, was ich dem vergleiche,
So sag' ich: was mir wohlter doch
Schon öfter an den Augen that
Und immer thut, erschau' ich's noch.
Denkt, ein schönes, edles Fräulein schreite
Wohlgelleidet, wohlbekrönt hernieder,
Sich unter Leuten fröhlich zu ergeh'n,
Hochgemuth im fürstlichen Geleite
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzusehen.
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so Wonnicliches haben,
Als ihr viel minniglicher Leib,
Wir lassen alle Blumen steh'n,
Und blicken nach dem werthen Weib.“

Das Gleiche wiederholt sich in dem Spruch „Frauenpreis“, wo er

Lilien und Rosen und kleiner Vögel Sang für farblos und ohne Klang erachtet,

„wenn man ein schönes Weib erschaut.“

In dem berühmten Spruch „Wahlstreit“ gebraucht Walthar von der Vogelweide wiederum die Natur als Gleichniß oder Vergleichsobject, diesmal für eine ernstere Sache als die der Liebe. Es handelt sich um die Macht und Ehre des deutschen Reichs:

„Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging, den Fischen lauschen;
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Walb, Laub und Rohr und Gras und Feld;
Was kriechet oder flieget,
Was Wein zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' Euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß,
Das Wild und das Gewürme;
Da streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thu'n sie Eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte (Gericht),
Sonst würden sie zu nichte;
Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nur die Müde hat ihr Haupt,
Und du der Ehre bist beraubt!“ u. f. w.

Der mehr volkstümliche Nidhart besingt den Frühling, weil er dem kalten Winter ein Ende macht, der Vögel Gesang und der Blumen Pracht; aber das Alles ist nur die Einleitung und Einladung zum „Tanz unter der Linde“. Ein ander Mal klagt er, daß der Winter wieder den Sommer vertreibe, den Vögeln Schweigen gebiete; allein auch das ist nur ein Uebergang, ein Vorpiel zu einer Klage über seine unglückliche Liebe, die ihn seine Tage freudlos verschwenden lasse. Genug, überall ist hier der Verkehr des Dichters mit der Natur ein durchaus naiver, von elegischer Weichheit und Ueberempfindsamkeit freier.

Nicht anders in unsrer bürgerlichen Dichtung des sechszehnten Jahrhunderts. Hans Sachs in seinem berühmten Gedicht auf Luther („Die wittenbergisch Nachtigall, die man icz höret überall“) geht aus einem heiter und lebhaft angelegten Naturbilde ohne Weiteres in ein Bild menschlicher Zustände über:

„Wacht auf, es naht gen den Tag!
ich hör' singen im grünen Dag
ein wunnliche nachtigel:
ihr Stimm durchklinget berg und tal.
Die nacht neigt sich gen occident,
der tag geht uf von orient.

her durch die trüben wolken get,
 daraus die lichte sunn tut blicken,
 der mondeschein tut sich verdrücken;
 der ist icz worden bleich und finiter,
 der vor mit seinem falschen glintzer
 die ganze Hertz schof hat geblendet,
 das sie sich haben abgewendt
 von ihren Hirten und der weib,
 und haben sie verlassen beid',
 sind gangen nach des mondeschein
 in die wilbnus den Holzweg ein."

Natürlich ist damit die Heerde der Christen gemeint, die sich vom reinen Evangelium, der Sonne, ab- und dem gleißenden Monde, dem Papstthum, zugewendet habe!

Sonst pflegt Hans Sachs wohl auch gern und oft eine ganz kurze, einfache Naturschilderung voranzuschicken, ehe er seine eigentliche Dichtung — einen Schwank, Spruch oder dgl. — beginnt. Den Uebergang gewinnt er in der Regel so, daß er, auf einer Wiese oder in einem Walde spazierend, an ein Brünlein oder eine schattige Stelle kommt, da einschläft und nun das träumt, was er dann in dem Spruch oder Schwank verkündet. So in seinem „Lobspruch der Stadt Nürnberg“. Oder er schildert (wie in dem „Baldanderst“) eine Naturscene mit Sturm und Regen, Blitz und Donner, wo mitten drin ihm der „Baldanderst“ leibhaftig erscheint. Oder er belauscht allerhand Gethier und erzählt Schwänke davon. Von einer Sehnsucht nach der Natur, von einer Naturschwärmerei ist bei ihm Nichts zu spüren.

Wenn der Nürnberger Schuster solchergestalt Natur und Menschenwelt in meist etwas äußerlicher Weise in Verbindung bringt, so weiß dagegen Fischart in seinem epischen Gedicht „Das glücklich Schiff“ beide so innig mit einander zu verweben, daß daraus das lebendigste poetische Gesamtbild entsteht. Ich meine jene prächtige Stelle, wo der Rhein, auf dem die Züricher dahin gen Straßburg fahren, selbst gleichsam mithelfend und ihre Fahrt begünstigend eingeführt wird:

„Des freuten sich die Reif'geferten,
 Als sie den Rhein da rauschen hörten,
 Und grüßten ihn da mit Trommeten:
 „„Nun ha'n wir deine Hülf' von nöten,
 O Rhein, mit deinem hellen Fluß,
 Dien' du uns nur zur Fördernuß!
 Laß uns genießen deine Gunst,
 Dienviel du doch entspringst bei uns.““
 Der Rhein mocht' dies kaum hören aus,
 Da wand er um das Schiff sich kraus,
 Machi' um die Ruder ein weit Rad,
 Und schlug mit Freuden ans Gestad',
 Und ließ ein rauschend' Stimm' da hören,
 Drauß' man mocht' diese Wort' erklären:

„Frisch dran, ihr liebe Eidgenossen,“
 Sprach er, „frisch dran, seid unverdrossen!
 Fahrt fort, fahrt fort, laßt euch nichts schrecken
 Und thut die Lenden danach strecken!
 Die Arbeit trägt davon den Sieg,
 Und macht, daß man hoch daher flieg!“

Die Schiffer hören die Stimme und rudern um so eifriger:

„In gleichem Zug', in gleichem Flug,
 Der Steuermann stand fest am Pflug,
 Und schnitt solch' Furchen in den Rhein',
 Daß das unterst zu oberst schein'.
 Die Sonn' hat auch ihr Freud' damit,
 Daß so tapfer das Schiff fortschritt,
 Und schien so hell in d' Ruder 'rinnen,
 Daß sie von fern wie Spiegel schienen.
 Das Gestad' scherzt' auch mit dem Schiff',
 Wenn das Wasser dem Land zulief,
 Denn es gab einen Wiberton,
 Gleich wie die Ruder thäten go'n.
 Ein' Fluth die andre trieb so g'schwind,
 Daß sie ei'm unterm Gesicht verschwind;
 Ja, der Rhein wurf auch auff klein Wellen,
 Die dazum um das Schiff zu g'sellen.“

Das Volkslied zeigt denselben Zug einer zwar starken und innigen, aber durchaus nicht überschwänglichen, insbesondere nicht schwermüthigen Naturempfindung:

„Herzlich thut mich erfreuen
 Die frühlich' Commerczeit,
 All' mein Geblüt erneuen,
 Der Mai viel Wollust geit. u. s. w.

Das ist ein in den deutschen Volksliedern aus jener Zeit viel variiertes Thema.

Was ich hier im Einzelnen ausgeführt, finde ich bestätigt in Form einer allgemeinen Betrachtung von einem der gründlichsten Kenner unserer alten vaterländischen Dichtung, Wilhelm Grimm. In einem Briefe an Alexander von Humboldt, den dieser in dem mehrerwähnten Aufsatze in seinem „*Roßmos*“ mittheilt, sagt Grimm:

„Die vaterländischen Dichter jener Epoche haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als: den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den alten Meistern gewiß nicht; aber sie hinterließen uns keine andere Aeußerung dieses Sinnes, als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorgängen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmten. Weber in den Nibelungen noch in der Gudrun findet sich die Schilderung einer Naturscene

— selbst da, wo dazu Veranlassung war. Aus den Werken der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts würde man Verweise genug von tiefem Gefühl für die Natur sammeln können, aber der Gedanke an unabhängige Naturschilderung war auch ihnen fremd; sie hemmten nicht den Fortschritt der Handlung, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stillzustehen.“

Das macht, jene Zeiten hatten mit den antiken darin eine Aehnlichkeit, daß auch in ihnen das thatkräftige, lebensfrische Element vorherrschte, und so kam es, daß der warme Naturjinn damals nie ausartete in krankhafte Naturjchwärmerei.

Dagegen trat an die deutsche Poesie und das deutsche Gemüthsleben bald nach jener Zeit (noch im sechszehnten Jahrhundert) eine andere, entgegengesetzte Gefahr heran, die nämlich, daß Interesse und Verständniß für die Natur dem deutschen Volke über Gebühr geschwälert und verkümmert würde. Diese Gefahr kam von drei verschiedenen Seiten. Zuerst von einem Theile der Geistlichkeit, welcher, in allzu einseitig spiritualistischer Auffassung der christlichen Lehre, die Erde für ein „Jammerthal“, die Natur und alles Sinnliche überhaupt für unheilig, vom Fluche des Sündenfalls betroffen, höchstens für ein nothwendiges Uebel erklärte, dem der Mensch nicht gänzlich entfliehen könne, von dem er aber so viel als möglich sich hinwegwenden müsse. Woher hätte bei einer solchen Lebensanschauung, die mit allem zelotischen Eifer von den Kanzeln herab gepredigt ward, dem Menschen die rechte Freude an der Natur und ihren sinnlichen Schönheiten kommen sollen? Zwar unfrem großen Reformator Luther lag eine derartige Einseitigkeit fern. Wie er ein geistig und körperlich durch und durch gesunder Mensch war, so mußte er auch sowohl in seinem Leben als in seiner Lehre das rechte Gleichgewicht zwischen Ueber sinnlichem und Sinnlichem wohl zu treffen. Ihm erschien es als ein nicht geringer Vorzug gerade der neuen, reformirten Lehre, daß sie Gott auch in der Natur verehere. „Wir sehen die Creaturen recht an, mehr denn im Papstthum“, sagt er in seinem Schreiben „an die Bürgermeister und Rathsherrn von allerlei Städten in deutschen Landen“ (in Betreff des Schulwesens); „wir beginnen, Gottes herrliche Werke und Wunder auch aus den Blümelein zu erkennen; in seinen Creaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, auch in einem Pfirsichlern, der, obwohl seine Schale sehr hart ist, doch zu seiner Zeit sich aufstun muß.“ Und darum empfahl er namentlich auch für die Schule den Unterricht in der Naturkunde.

Allein seine Nachfolger, und gerade solche, welche sich mit seinem Namen am meisten brühten, wichen darin von dem löblichen Vorbild, das er gegeben, völlig ab. Wie sie die Muttersprache gering achteten, die er zu Ehren gebracht, so legten sie auch auf die Natur und die Naturstudien wieder eine Art von Bann, als verunreinigte die Beschäftigung damit ein wahrhaft frommes, christliches Gemüth.

Als ein gewissermaßen principieller Protest gegen diese theologische Mißachtung, ja Verdamnung der Natur (allerdings ein ziemlich später) ist die, freilich vielfach sehr ins Kleinliche verfallende, Naturmalerei der sogenannten niedersächsischen Schule, eines Brodes u. A., anzusehen. Ausdrücklich nannte Brodes sein bündereiches Werk voll Schilderungen der Natur in ihren Einzelheiten „Irdisches Vergnügen in Gott“; bei jedem Blümchen, das er zergliedert, bei jedem Fruchtkeime, den er entdeckt (gleich als hätte er Luthers Worte vor Augen), ja bei den kunstreich gefügten Knöchelchen eines beim Mittagsmahl zerlegten Kalbskopfs, ebenso wie beim andächtigen Ausblick zum unendlichen Firmament, überall weist er darauf hin, wie in den größten sowohl als den kleinsten Naturgebilden sich Gottes Allmacht, Weisheit, Güte herrlich offenbare, wie also die Natur als eine Offenbarung Gottes auch vom Dichter zu pflegen und zu verehren sei.

Diese didaktisch-moralisch-religiöse Anatomisirung der Natur war nun freilich keine echte Naturpoesie. Sie hatte Nichts von dem Quietismus und der Ueberschwänglichkeit der späteren Naturschwärmerei; aber sie hatte auch Wenig von der einfach gesunden Naturempfindung, wie wir sie bei den Alten, wie wir sie im deutschen Volkslied, bei den Minnesängern, bei Fischart u. A. antrafen. Ihr Werth und ihre Bedeutung lagen vorzugsweise nur darin, daß sie eben factisch und praktisch protestirte gegen jene einseitige theologische Naturverachtung, und daß sie damit einer besseren, einer wirklich poetischen Behandlung der Natur den Weg bahnte. Schon bei Haller finden wir zu einer solchen wenigstens den Anfang gemacht. Das Tendenzlose, was die Brodes'sche Naturbeschreibung hatte, tritt hier zurück; die Anschauung und Schilderung großartiger Naturscenen, wie sie dem Dichter seine Umgebungen in der Schweiz boten, erscheint freier von didaktischem Weitwerk, mehr als Selbstzweck, und, was gleichfalls ein Vorzug dieser Haller'schen Naturpoesie ist, Natur und Menschengeschichte sind eng aneinander gerückt: die gewaltige Alpenwelt wird vielfach zur Staffage einer großartigen, von dem begeisterten Sohne der Schweiz mit warmen Tinten ausgemalten vaterländischen Vergangenheit.

Doch ich muß noch einmal zurückkommen auf die Hindernisse, welche sich der Ausbildung des Natursinns eine Zeit lang in Deutschland entgegenstellten. Neben dem Hyperspiritualismus der Orthodoxie gehörte dahin auch eine gewisse Richtung der Naturforschung, welche während des größten Theils des siebzehnten Jahrhunderts eine weitverbreitete Herrschaft auf den deutschen Universitäten ausübte. Ich meine den Cartesianismus. Bekanntlich suchte Descartes so viel als möglich alle Naturerscheinungen auf rein materielle, so zu sagen, greif- und meßbare Factoren zurückzuführen. Nicht bloß die Thiere erklärte er für eine Art von Maschinen (Automaten), sondern selbst die seelischen Vorgänge im Menschen wollte er aus mechanischen Processen im Körper (der Bewegung der sog. spiritus animales nach dem Gehirn hin und von ihm weg) ableiten. Das hatte vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus seine gute Berechtigung, und die neueste Physiologie und

Psychologie ist, wenn ich nicht irre, vielfach — nur mit größerer Sicherheit und Schärfe der Forschungen und der Experimente — auf den Weg zurückgelehrt, den schon Descartes, wenn auch erst tastend und tappend, betrat. Allein für die Naturanschauung und das Naturgefühl — von seiner gemüthlichen und namentlich seiner poetischen Seite — war eine solche Mechanisirung der Natur wenig vortheilhaft. Die Natur erschien hier gewissermaßen erstarrt, entgeistigt, dem warmpulsirenden Herzschlag des empfindenden Menschen, vollends des Dichters, entfremdet. Wenn Lerche und Nachtigall Nichts sind, als aufgezogene und sich mechanisch abspielende Uhrwerke, wo bleibt da das Herzerwärmende ihres Gefanges, das uns Wohlverwandte und Sympathische dieser kleinen Wesen, von denen wir doch annehmen, daß sie das, was in ihren Wohllauten uns rührt, auch selbst empfinden?

Auch dagegen erfolgte ein Rückschlag, und zwar durch Leibniz. Indem dieser allen Naturwesen — von dem untersten, dem starren Stein, bis zu dem höchsten, dem vernunftbegabten Menschen — statt der bloß mechanischen Grundelemente, der Atome, geistige oder doch geistesähnliche unterlegte, bewegende und beziehungsweise lebendige Kräfte, sog. Monaden, vergeistigte er in demselben Maße die ganze Natur, wie Descartes sie entgeistigt hatte. Daß er wissenschaftlich nicht durchweg mit seinen Monaden zurechtzukommen wußte, daß er sich nicht immer consequent blieb, vielmehr doch wieder einen Unterschied und Gegensatz anerkannte zwischen geistigen und körperlichen Substanzen — das ist eine Sache, welche die Wissenschaft und seine Stellung zu ihr angeht. Für die poetische Anschauung und Darstellung der Natur war Leibnizens Monadenlehre und seine auf ihr fußende „Theodicee“ (die Verherrlichung der Weisheit Gottes in der Gesamtheit der Welt) von folgenreichster Bedeutung. Sein Vorgang erschien — bei dem hohen Ansehen, das er genoß, — für die Dichter wie ein Freibrief, die „beste der Welten“ und somit auch die zu dieser gehörende Natur wieder mit sympathischeren Gefühlen anzusehen, als bisher meist geschehen war. Ein Beweis dafür ist der Eifer, womit Dichter der verschiedensten Richtungen, Haller, Gottsched, Uz, in episch-didaktischen Dichtungen sich der Leibnizischen Ideen bemächtigten und sie poetisch verwertheten.

Das größte von allen Hindernissen eines unbefangenen Verkehrs mit der Natur war jedoch die seit dem dreißigjährigen Kriege immer mehr in Deutschland sich ausbreitende Herrschaft einer, hauptsächlich von Frankreich herüber verpflanzten, höfisch-conventionellen Sitte. In der nothwendigen Consequenz dieser lag es, nicht bloß alles Natürliche in Tracht, Haltung, Sprache u. j. w. strengstens zu verbannen und durch ein erkünsteltes à la Mode-Wesen zu ersetzen, sondern auch den Menschen möglichst von der Natur abzuschneiden, ihr zu entfremden, ja die Natur selbst zu verkünsteln und zu verhungern. Da durfte kein Baum und kein Strauch so wachsen und sich ausbreiten, wie seine Natur es mit sich brachte; gestutzt, in künstliche Formen

und Figuren gewaltsam umgebeugt, mußte er gleichsam den gebietenden Herrschaften ebenso seine Devotion bezeugen, wie es die Hofleute thaten, indem sie ihr natürliches Haar unter Perrücken versteckten oder mit Puder färbten, ihre natürliche Sprechweise zu einem Flüsterton herabstimmten, die angestammte Muttersprache mit einem angekünstelten Wälsch vertauschten. Ganze Hecken wurden zu fürstlichen Namenszügen verschnitten. Ja, so weit ging man in dem grundsätzlichen Widerwillen gegen die von Gott geschaffene Natur, in der mehr als albernem Sucht, an deren Stelle überall Kunst — und welche Kunst! — zu setzen, daß viele der großen Herren ihre Residenzen gestiftentlich aus romantischen Naturumgebungen in reizlos flache Gegenden verlegten (von Heidelberg nach Mannheim und Schwetzingen, von Baden-Baden nach Karlsruhe u. s. w.), damit nur ja der verschöndelte Rococostyl ihrer Schlösser, Pavillons u. s. w. voll und ganz zur Geltung komme, nicht etwa in seinem Eindruck gestört werde durch die aufdringlich herantretenden Contouren gemeiner Natur!

Diese Art von Unnatur — die ärgste von allen — war nun aber auch diejenige, gegen welche sich die stärkste Opposition erhob. Und, wie es zu geschehen pflegt, daß ein Extrem das andere hervorruft, so erging es auch hier. Die so lange vernachlässigte, ja mißhandelte Natur rächte sich dadurch, daß nun ein Uebermaß von Streben nach Natürlichkeit und nach Versenkung in die Natur Platz griff. Jene bis in's Krankhafte gesteigerte Naturschwelgerei, welche Goethe in der oben angeführten Stelle des „Werther“ so vortrefflich abspiegelt hat, war die fast unausbleibliche, leicht erklärliche Folge der vorausgegangenen naturwidrigen und der Natur entfremdeten Denk- und Lebensweise zunächst der vornehmen, aber auch der diesen meist slavisch nachahmenden bürgerlichen Klassen. Hätte es damals schon, wie heutzutage, ein kräftig entwickeltes öffentliches Leben gegeben, so hätte sich wohl auf dem Boden eines solchen, im Gegensatz zum und im Kampf mit dem verkünstelten Wesen der Höfe, eine tüchtige bürgerliche Sitte, ein inniges und doch nicht überpanntes Gefühlsleben herausgebildet. Wie damals die Zustände in Deutschland waren, mußte beinahe unausbleiblich (auch wenn nicht Rousseau das Signal dazu gegeben hätte) die Opposition gegen die Einseitigkeit einer conventionellen Ueberfeinerung und Aftercultur in die andere Einseitigkeit einer grundsätzlichen Flucht aus der Culturwelt überhaupt, eines Sichversenkens in das abgezogene Stillleben der Natur umschlagen, mußte jene richtige mittlere Linie verfehlt werden, auf der sich mit so großer Sicherheit sowohl die antike als auch unsere mittelalterliche Poesie bewegt hatte, jene harmonische Verbindung von Natur und Cultur, Natur- und Menschenkraft, landschaftlichem Reiz und menschlicher Handlung.

Es entstand nun — um mich der Worte W. Grimms zu bedienen — eine „abgesonderte Naturschilderung“ mit dem Zwecke, den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth darzustellen, beziehungsweise einen solchen hervorzu- bringen; es entstanden besondere Gedichte über den „Frühling“ (voran das von

Erwald von Kleist) und andere Jahreszeiten; es entstand die weichliche Schäfer- und Idyllenpoesie mit ihren Myrtills und Damons, Chloen und Daphnen; es entstand ein schwärmerischer Naturcultus — so, wenn z. B. die Jünger des „Göttinger Hainbundes“ in einem schattigen Thal um hochstämmige Eichen, an den Händen sich fassend, einen Kreis schlossen, die Hüte mit Eichenlaub bekränzt, oder wenn die Gebrüder Jakobi, der Dichter und der Philosoph, bei einer Fahrt durch die herrliche Rheinlandschaft sich zärtlich die Hand drückten, „eine Thräne seliger Nührung im Auge,“ und „die Gegend segneten mit dem heiligen Kusse der Freundschaft.“ Auch Klopstock schlägt zumeist einen elegischen, schwermüthigen Ton an, wenn er die Natur besingt. Sein Naturgefühl ist indeß mehr noch Naturandacht als Naturschwärmerei. In den Mitteln der Erregung einer solchen Naturandacht weicht er wesentlich von Brodes ab, übertrifft ihn bei Weitem, indem er nicht wie Dieser von außen her an der Oberfläche hin tastend, mechanisch, die einzelnen Naturerscheinungen aufzählt und beschreibt, vielmehr gleichsam von innen heraus das so zu sagen dynamische Walten und Weben der Natur in wenigen sinnigen Zügen mehr ahnen läßt als eigentlich schildert. So in der Ode: „Die Sommernacht“:

„Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit dem Dufte von der Linde
In den Kühlungen weh'n — u. s. w.“

So in der Ode „Friedensburg“:

„Steh' den ruhenden See, wie sein Gestalt sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämmerung birgt.
Sieh' des schattenden Wald's Wipfel! Sie neigen sich
Vor dem kommenden Hauch lauerer Lüfte . . .“

Ein anderes Mal schlägt er stärkere Töne der Naturandacht an; so wenn er in der „Frühlingsfeier“ singt:

„Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelschöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten und in Entzündung vergeh'n —
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten,
Hallelujah! Hallelujah! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.“

Aber dann alsbald auch wieder sanftere:

„Lüfte, die um mich weh'n und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche.
Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül,
Wolken strömen herauf.
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, wirbeln die Winde;
 Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
 Sichtbar, wie Du es Sterblichen nur sein kannst,
 Ja, das bist Du, sichtbar, Unendlicher!“

Bisweilen stimmt Klopstock auch die Töne religiöser Andacht zu Tönen rein menschlichen Empfindens herab, so in der Ode: „Mein Wäldchen“, wenn er neben die rauschenden Eichen die lispelnde Trauertweide pflanzt. Etwas mehr heitere Landschaftsbilder finden wir nur selten bei ihm, eigentlich nur in der Ode „Der Zürchersee“ und da, wo er den Eislauf und seine Freuden besingt. Hier ist zugleich beide Male die Landschaft mit menschlichen Handlungen und Bewegungen in Verbindung gebracht. So in der Ode „Der Zürchersee“:

„Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
 Zürich im ruhigen Thal freie Bewohner nährt,
 Schon war manches Gebirge,
 Voll von Reben, vorbeigeflohn.
 Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh'.
 Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
 Schon verrieth es berebter
 Sich der schönen Begleiterin.
 Jetzt nahm uns die Au in die beschattenden
 Röhlen Arme des Wald's, welcher die Insel trönt.
 Da, da kamest du, Freude,
 Vollen Maßes auf uns herab.“

Und im „Eislauf“:

„O Jüngling, der den Wasserlothurn
 Zu beselen weiß und flüchtiger tanzt,
 Laß der Stadt ihren Kamin, komm' mit mir,
 Wo des Krystalls Ebne dir winkt!
 Sein Licht hat er in Düste gehüllt;
 Wie erhellst des Winters werdender Tag
 Sanft den See! Glänzender Reif, Sternen gleich,
 Streute die Nacht über ihn aus.
 Wie schweigt um uns das weite Gefild!
 Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
 Fern verrieth deines Lothurns Schall dich mir,
 Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.“

Schade, daß Klopstock beide Male den unbefangenen Genuß des Naturbildes stört, indem er Reflexionen einstreut, die uns davon hinweg zu abstracten Gedankengängen leiten!

Den stärksten Gegensatz zu Klopstock und seiner Schule, ebenso zu den Dichtern der „Sturm- und Drangperiode“, bildet in Bezug auf Naturempfindung Lessing. Man ist so weit gegangen, ihm allen Natursinn abzusprechen. Das ist jedenfalls zu viel behauptet. Wenn er auch wirklich einmal, wie Horn erzählt, bei einer Fahrt durch eine schöne Frühlingslandschaft zu seinem darüber entzückten Begleiter gesagt hätte: „Ich beneide Sie um diese

Freude, kann sie aber nicht theilen. Ja, wenn der Frühling einmal roth blühte, da wäre es doch etwas Neues“, wenn er das auch wirklich gesagt hätte, so bliebe noch immer die Auslegung übrig, daß er nur der Uberschwänglichkeit seines Begleiters einen Dämpfer aufsetzen oder ein Paradoxon (wie er das wohl bisweilen liebte) habe aussprechen wollen. Auffallend ist, daß in seinen Briefen aus Italien (während seiner Reise dort mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig i. J. 1775) kein Wort über die Schönheiten der Landschaft oder des italienischen Himmels vorkommt. So viel ist gewiß: von jener Naturschwärmerei, die in den Kreisen der Göttinger herrschte, die im „Werther“ anklingt, hatte Lessing auch nicht eine Spur. Die Lyrik seiner Jugend ist vorwiegend epigrammatisch, satirisch, höchstens einmal anakreonisch schalkhaft, aber alles eher als sentimental. Je mehr er zum Mann reifte, um so mehr befestigte sich in ihm die Ansicht, die er dann so entschieden in seinem „Laokoon“ vertrat, daß die Aufgabe der Poesie vorzugsweise in der Darstellung von Handlungen bestehe. Wie hätte er da an der thatenlosen Versenkung in bloße Naturempfindungen Gefallen finden können? Will er doch, in Consequenz seiner scharfen Unterscheidung zwischen Poesie und Malerei, selbst der einfachen Naturdarstellung, auch wenn sie ohne empfindsamen Reizgeschmack ist, beinahe jede Berechtigung absprechen! Eine Haller'sche Naturbeschreibung, die er für ein Meisterstück in ihrer Art erklärt, scheint ihm dennoch unermöglich, dem Leser ein lebendiges, anschauliches Bild von dem geschilderten Gegenstande zu geben. Nur wenn der Dichter die Natur in Bewegung, nach der Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Erscheinungen, darstellt (wie Homer dies thut), nicht als ein in die Breite gehendes Bild läßt er eine solche Beschreibung gelten. Auch Kleist (bekanntlich Lessings persönlicher Freund) habe, sagt Lessing, gerade auf seinen „Frühling“ sich das Wenigste eingebildet.

Daß Lessing in dieser Verbannung jeder Art von Malerei aus der Poesie zu weit gegangen, ward schon von Herder behauptet und ist jetzt wohl allgemein anerkannt; daß er aber von der allzu hoch gespannten Naturempfindung, zumal wenn sie in krankhafte „Empfindsamkeit“ (ein von Lessing zuerst gebrauchtes Wort) ausartete, nichts wissen wollte, darin hatte er von seinem Standpunkte aus, der sich hier vollkommen dem der antiken Dichtung anschließt, sicherlich Recht.

Auch Goethe kam von der schwärmerischen Naturempfindung, der er im „Werther“ huldigte, bald zurück. Ihm war die Natur später immer nur eine geliebte Freundin und Begleiterin des Menschen auf seinem Lebensgange, die Schilderung landschaftlicher Schönheiten nur die Würze zu der Darstellung menschlicher Handlungen und Begebenheiten. In dieser Art von Naturschilderung ist er Meister. Mit wenigen Strichen weiß er immer das Bedeutendste und Anmuthigste der sich darbietenden Naturscenen hervorzuheben und — ohne aufdringliche Reflexionen, ungesucht — die entsprechende Em-

mpfindung landschaftlicher Reize in dem Leser zu erregen, mag er nun in warmen Farbentönen das Land schildern, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,

oder mag er die Flucht eines nordischen Winters vor dem Frühling in wenigen, aber anschaulichen Zügen uns vergegenwärtigen, wie in jener prachtvollen Schilderung im „Faust“:

„Vom Eise befreit sind Ströme und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick:
Im Thale grünnet Hoffnungsglück:
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück;
Von dort her sendet er fliehend nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur“ u. s. w.

In Goethes Reisebildern aus der Schweiz, vom Harz, aus dem sonnigen Italien — ist die Naturschilderung immer auf das Knappste beschränkt und überall dem Gesamtbilde, welches er von des Reisenden Thun und Treiben entwirft, organisch eingefügt, niemals aber darauf angelegt, in dem Leser eine abgesonderte Reihe von Empfindungen anzuregen.

Was Schiller anbelangt, von dessen Betrachtungen über das Verhältniß des Dichters zur Natur ich in diesem Aufsätze ausging, so war er, ob schon seiner Geistesrichtung nach durchaus ein „sentimentalischer“, kein „naiver“ Dichter, dennoch, schon wegen seiner vorwiegenden Veranlagung zum Dramatiker, weit mehr auf die Darstellung belebter Handlungen, als auf eine müßige Beschauung der Natur bedacht. Abgesehen von einigen seiner frühesten Jugenddichtungen, in denen er, zumeist nach fremden Vorbildern, der herrschenden Sitte theils religiös-didaktischer Naturbeschreibung, theils elegischer Naturempfindung huldigt, finden wir bei ihm nur wenige Spuren eingehender Beschäftigung mit der Natur, der Landschaft, und auch diese immer in eigenthümlicher Behandlung. In seinem „Spaziergang“, zum Theil auch in der „Glocke“, versucht er, Natur und Cultur in ihren Wechselwirkungen und in den Uebergängen von der einen zur andern darzustellen. In seinen Balladen „Der Taucher“, „Die Bürgschaft“, „Die Kraniche des Ibycus“, sind einzelne Naturscenen (und zwar in meisterhafter Schilderung, kurz, krapp und doch mit packender Anschaulichkeit) in die Handlung verwoben. Wer gedächte nicht jener prachtvollen Darstellung des Meeresstrudels im „Taucher“?

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Wisch,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.“

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gährender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Hölle Raum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.“

Ebenso ergreifend ist in der „Bürgschaft“ das mit wenig Strichen gezeichnete, aber die ganze furchtbare Gefahr der Situation uns vor Augen führende Bild des Vollenbruchs, der die Brücken hinwegreißt:

„Da giehet unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißt die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes trachenden Wogen.“

In den „Kranichen des Ibycus“ wird zuerst ein heiteres Landschaftsbild, — als scharf kontrastirende Einleitung zu der gleich darauf folgenden schauerlichen Katastrophe — in den wenigen Versen vorgeführt:

„Schon winkt auf hohem Bergesrüden
Akororinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauer ein.
Nichts regt sich um ihn her: nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Gejchwader zieh'n.“

Mit welcher überraschender Naturwahrheit Schiller die großartige Scenerie eines „Tell“ angelegt, ist bekannt — um so überraschender, weil er selbst niemals in der Schweiz gewesen, vielmehr diese Naturbilder lediglich den Schilderungen Goethes abgelauscht hatte.

Die unmittelbar nach und zum Theil schon gleichzeitig mit unseren großen Klassikern zur Herrschaft gelangten beiden Richtungen deutscher Poesie, der Jean Paul'sche Humor und die Romantik, traten der Natur, der Landschaft, wieder näher, eine jede in ihrer Weise. Jean Paul liebt es, farbenprächtige oder stimmungsvolle Naturbilder vor uns hinzuzaubern, um unsere Seele bald in aufjubilender Freude, bald in sanfter Wehmuth aufzulösen, uns bald die erhabene Größe, bald die heitere oder auch düstere Schönheit der Natur ganz und voll empfinden zu lassen. Vor Allem sein „Titan“ ist reich an solchen Naturbildern. Ich gedenke hier nur jener lebensvollen Schilderung von Neapel und dem Golf bei Nacht:

„Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palästen hinauf, bis das hohe St. Elmoschloß weiß aus dem grünen Strauße blickte.

Mit zwei Armen umfaßte die Erde das schöne Meer; auf ihrem rechten trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Bogen und seine Schiffe, und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphing lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Aether der Vulcan, und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen. Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilippo hinab, die Stadt verfinsterte sich; das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich an's Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentiner Küste trieb die stillen Wellen auf; heller schimmerte Sorrentos Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren: Besußs Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange, reine Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt."

Doch schadet Jean Paul öfters der Einfachheit und Gleichmäßigkeit seiner Landschaftsbilder, wenn er mitten in solche hinein Vorstellungen oder Ausdrücke wirft, die nicht aus dem Bilde selbst herausgewachsen, nicht das natürliche Resultat einer objectiven Beobachtung des Gegebenen, sondern vom Dichter künstlich hinzugebacht, wohl gar aus einer der Situation fremden Gedankensphäre in jene hineingetragen sind. So, wenn er den Krater des Besußs „den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel werfen," oder wenn er die Inseln im mittelländischen Meere „wie zerstreute Dörfer nacheinander erscheinen und die Vorgebirge wild in das Meer dringen und waten läßt". Auch hat er nicht immer Geduld genug, seine Schilderung durch ihren eigenen Eindruck ruhig auf den Leser wirken zu lassen; er kann es sich nicht versagen, den Dolmetscher zu machen und in emphatischen Worten uns die landschaftlichen Schönheiten, die er darstellt, selbst anzupreisen. Dadurch werden seine Gemälde bisweilen stilllos, überladen, unklar, ja barock. Das gilt theilweise selbst von der vielgerühmten und in der That in vielen Beziehungen prachtvollen Schilderung der Isola Bella gleich im Eingange des „Titan":

„Die Nachtigallen schlugen begeistert auf dem Triumphbogen des Frühlings. Albanos Herz wuchs in der Brust, wie eine Melone unter der Glocke, und er hob sie immer höher über der schwellenden Frucht. Auf einmal bedachte er, daß er so den Tulpenbaum des prangenden Morgens und die Kränze der Insel und, wie eine italienische Seidenblume, Staubfäden für Staubfäden, Blatt für Blatt zusammentrage, siehe, da befahl ihn sein alter Durst nach einem einzigen erschütternden Guß aus dem Füllhorn der Natur, er schloß die Augen, um sie nicht eher zu öffnen, als oben auf der höchsten Terrasse der Insel vor der Morgensterne" . . . „Als sie endlich die höchste Terrasse erstiegen hatten, sagte Schoppe: ‚Seht!‘ Aber Albano sagte: ‚Nein, erst die Sonne!‘ Und der Morgenwind warf die Sonne leuchtend durchs dunkle Gezweig empor und sie flammte frei auf den

Gipfeln. „O Gott!“ rief Albano selig erschrocken, als alle Thüren des neuen Himmels aufsprangen und der Olymp der Natur mit seinen tausend ruhenden Göttern um ihn stand. Die Alpen standen wie Riesen der Vorwelt, wie in der Vergangenheit verbunden, beisammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen. Die Riesen trugen blaue Gürtel und Wälder; zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge, und zwischen den Gewölben aus Neben spielte der Morgenwind mit Cascaden wie mit wassertastenen Bändern, und an den Bändern hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel und im Laubwerk, und Kastanienwälder faßten ihn ein. Auf allen Höhen brannten Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen ihr Widerschein; ein schöpferisches Erdbeben schlug wie ein Herz unter der Erde und trieb Gebirge und Meer hervor. O, als er dann neben der unendlichen Mutter die kleinen wimmelnden Kinder sah, und als der Morgenwind ferne Schiffe zwischen die Alpen hineinjagte — und als Isola Madre gegenüber sieben Gärten aufthürmte und ihn von seinem Gipfel zu ihnen im wagrechten, wiegenden Flug herüberlockte, und als sich Fasane von der Madre-Insel in die Wellen warfen, — da stand er wie ein Sturmvogel mit aufgeblättertem Gefieder auf dem blühenden Forst, seine Arme hob der Morgenwind auf wie Flügel, und er sehnte sich, über die Terrasse sich den Fasanen nachzustürzen und im Strome der Natur das Herz zu kühlen.“ Wie bestechend auch diese Schilderung ist, doch möchte man mit Lessing ausrufen: „Weniger wäre hier mehr!“

Den Romantikern ist die Natur, auch die sogenannte leblose, ja diese am meisten, ein belebtes und beseeltes Wesen. In Blumen und Bäumen, in rauschenden Wasserquellen, selbst im starren Gestein ahnen sie das geheimnißvolle Walten guter oder böser Elementargeister. Die ganze Natur ist ihnen ein duftiges Märchen, eine aufgeschlossene Geisterwelt, wie Tieck singt:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Bunderbare Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!“

Im magischen Waldebunkel erschließt dem Ofterdingen von Novalis die mythische „blaue Blume“ ihren Kelch voll berauscheden Duftes. „Waldeinsamkeit, die mich erfreut,“ tönt es in Tiecks „Phantafus“ immer und immer wieder in den mannigfachsten Variationen. In de la Motte Fouqués anmuthigem Märchen „Undine“ treten die Wassergeister, Undine und ihr ungeschlechter Oheim Kühleborn, leidhaftig hervor und greifen in das Schicksal der Menschen ein.

Diese romantische Belebung und Vergeistigung der Natur durch Bevöllerung derselben mit allerhand märchen- und zauberhaften Wesen (eine Art von Uebertragung der heiteren griechischen Mythologie mit ihren vielen

Naturgöttern ins nordische Spul- und Nebelhafte) war indeß doch sehr verschieden von der Naturchwärmerci der Sentimentalitätsperiode. Diese letztere nahm es mit der Verfenkung in die Natur ziemlich ernst, als mit einem tiefen Bedürfniß des Gefühls; der Romantil war es bei ihrem Dichten und Träumen von Elfen, Nixen, Kobolden doch nur um ein lustiges Spiel der Phantasie zu thun. So hat diesen romantischen Naturcultus auch ein Nachzügler der Romantik, Heine, in seinen Harz- und Nordseeliedern — bald in neckisch-lieblichen, bald in großartigen Bildern, bald aber auch schalkhaft parodirend behandelt.

Die schwäbische Dichterschule, insbesondere Uhland, von Haus aus auch etwas romantisch angehaucht, hat sich im Ganzen doch in ihren Dichtungen mehr einem innigen und sinnigen, als einem phantastischen oder schwärmerischen Verkehr mit der Natur zugeneigt.

Doch ich breche ab, um diesen Aufsatz nicht über Gebühr auszudehnen. Aus dem gleichen Grunde habe ich mir auch Vergleichen zwischen unseren deutschen und auswärtigen, besonders englischen Dichtern in Bezug auf Naturpoesie versagt, wie nahe dieselben immerhin lagen. Auch über die verschiedenartige Behandlung der Natur und des landschaftlichen Elements in unserer modernen Romandichtung wäre Mancherlei zu sagen, doch mag dies für eine spätere Gelegenheit aufgespart sein. Nur Folgendes sei hier noch bemerkt: Viele unserer modernen Roman- und Novellendichter scheinen mir darin zu fehlen, daß sie sich allzu sehr und allzu oft in — um noch einmal die Worte W. Grimms zu gebrauchen — „abgesonderten“ Naturschilderungen ergehen, statt solche Schilderungen lediglich da anzubringen, wo es gilt, die rechte Stimmung für die Erfassung menschlicher Handlungen in dem Leser vorzubereiten. Wie dieses letztere geschehen könne und mit wie großem Erfolge, davon haben von den älteren der modernen Dichter namentlich B. Auerbach und G. Freytag sehr nachahmenswerthe Proben geliefert. Ich erinnere u. A. an den Eingang von Auerbachs „Sträflinge“, an Emerentias nächtliche Wanderung gen Tübingen in dessen „Ivo“, an Freytags Schilderung des über dem Schloß des Freiherrn heraufziehenden Gewitters in „Soll und Haben“, an die tiefergreifende Scene, wo der Freiherr mit dem furchtbaren Kampf in seiner Brust durch die sommerlich heitre Abendlandschaft wandelt und an Aehnliches mehr.





Briefe von Richard Wagner

an

W. Fischer.

Die nachfolgenden, bisher ungedruckten Briefe Richard Wagners sind sämmtlich an den im Jahre 1859 verstorbenen Chordirector und Regisseur der Dresdener Hofbühne, W. Fischer, gerichtet und entstammen der Zeit des ersten in Noth und Elend verbrachten Pariser Aufenthaltes Wagners, (1841—42), der Dresdener Capellmeisterzeit (—1849) und der Zeit der Verbannung aus Deutschland. Fischer eine liebenswürdige, bescheidene Natur, war vielleicht der erste Deutsche der fest an die große Zukunft Richard Wagners glaubte. Seinem Schutze empfahl Wagner von Paris aus seinen zur Aufführung in Dresden angenommenen „Rienzi“, und die ersten der nachfolgenden Briefe behandeln fast ausschließlich das Thema der bevorstehenden, von Wagner sehnlichst erwarteten Aufführung seines Werkes. „Fischer meldete allerhand Bedenken“, so schreibt Wagner selbst in dem Nachrufe, den er dem verstorbenen Freunde im Jahre 1859 widmete. „Zweifelhaft über den Grund oder Ungrund dieser Bedenken machte ich mich endlich selbst nach Dresden auf, und woher die von Fischer bezeichneten Bedenken rührten, ward mir schnell klar, als er den persönlich ihm noch Unbekannten mit so freudigem als herzlichem „Willkommen!“ umarmte. Diese erste Wohlthat vergesse ich nie: sie war die erste, allererste Ermuthigung, der erste Ausdruck enthusiastischer Theilnahme, die den gänzlich unbelannten, von Noth hart bebrängten jungen Künstler auf seinem Lebenspfade berührten.“ Wagner war damals 29 Jahre alt, Fischer sehr viel älter und trotzdem entspann sich zwischen den beiden Künstlern von so grundverschiedenem Wesen sehr bald eine herzliche Freundschaft, der Wagner durch das brüderliche „Du“, welches er später, als Capellmeister, dem ihm

als Chordirector untergeordneten Freunde antrug, auch äußerlich Ausdruck verleihen wollte. Fischer lehnte das „Du“ ab mit dem Hinweise auf das dienstliche Verhältniß, als aber Richard Wagner in Folge des Mai-Aufstandes Dresden verlassen mußte und nach der Schweiz geflüchtet war, trug ihm Fischer seinerseits diese vertraulichere Benennung an in der Uebersetzung, daß er dem fernem, geächteten Freunde eine Stütze im Vaterlande sein könnte. Und das ist Fischer in der That geworden und treulich geliebt bis zu seinem letzten Athemzuge. Die nachfolgenden Briefe, welche bis vor kurzer Zeit dem Sohne des Adressaten, dem pensionirten Hofschauspieler Fischer in Dresden angehörten, gaben ein getreues Bild von den intimen Beziehungen Wagners zu seinem väterlichen Freunde. „Einst war ich seine Freude, nun seine Sorge“, so schreibt Wagner über die Gefinnungen Fischers gegen ihn nach der Flucht von Dresden. „Und wie sorgte er um mich! Als sich das ganz Unerwartete wie ein Wunder zutrug und meine Opern, die fast kaum den Bezirk Dresdens überschritten hatten, sich über ganz Deutschland verbreiteten, da ging seine Sorge allmählich in Besorgniß über, und wo ich, der Jugendliche, erlag, da trat der rüstige Alte ein, nahm mir alle Mühe ab, überwachte die Copien und Einrichtungen meiner Partitur, correspondirte, trieb an, hielt ab — damit ich nur Ruhe hätte, wieder arbeiten und meiner Kunst mich hingeben könne. — Wahrlich, es ist ein Trost, daß es Solche giebt! Es ist ein unschätzbares Wohlgefühl, einem Solchen begegnet zu sein!“

Die Briefe zeigen den Menschen Wagner von Seiten, die ihm in der öffentlichen Meinung fast gar nicht zugestanden werden, und ihre Veröffentlichung dürfte deswegen ein nicht ausschließlich musikhistorisches Interesse beanspruchen.

I.

Sehr geehrter Herr! Wohl muß ich zweifeln, daß Sie sich meiner unbedeutenden Person entsinnen sollten aus einer Zeit, wo ich als junger Mensch mich eben erst mit tollem Enthusiasmus auf die Musik geworfen hatte, nichtsdestoweniger aber doch schon soviel Besinnung hatte, um würdigen zu können, was Sie damals als Chordirector am Leipziger Theater leisteten. Ich habe seitdem wieder einmal Gelegenheit gehabt, die Früchte ihres Fleißes und Ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit zu bewundern: es war dies bei einer Aufführung der „Jüdin“ in Dresden; dieselbe Oper hörte ich seitdem in Paris, und während meiner Betrachtungen über den Unterschied der Dresdener und der Pariser Ehre konnte ich nicht umhin, Ihrer abermals zu gedenken, wenn es mir auch (um die Pariser Oper leid that, die bei diesen Untersuchungen allerdings nicht sonderlich davon kam.

Der Zufall und das Glück haben gewollt, daß ich in den Stand versetzt werden sollte, Ihre großen Verdienste zu meinem Vortheil in Anspruch zu nehmen. Die General-Direction des Dresdener Hoftheaters hat mir vor einiger Zeit die definitive Annahme einer von mir eingesandten Oper „Rienzi“ angezeigt und die Versicherung zugesagt, dieselbe sobald wie möglich aufzuführen zu lassen. Ich weiß durch einen meiner Freunde, daß auch Sie — von mir unaufgefordert — meinem Vorhaben und meinen Wünschen Ihre freundliche Theilnahme gewidmet haben, und da ich überzeugt bin, daß bei der Abstimmung über die Annahme meiner Oper auch ihre Stimme eingeholt

worden ist, so habe ich mir nach dem günstigen Resultate zu schmeicheln, daß Ihr Urtheil mir nicht ungeneigt war. Nach allen diesen Voraussetzungen habe ich mich wahrhaft glücklich zu schätzen, daß es mir nun vergönnt ist, mich hoffnungsvoll um Ihre Gencigkeit und Protection zu bewerben. Wenn auch die Oper, an deren glücklichem ins „Leben“ treten Sie einen so außerordentlich wichtigen Antheil haben werden, nicht meine Erstlingsarbeit ist, wenn ich mich zu der Art und Weise der darin vorherrschenden Auffassung der dramatischen Musik erst nach vielfachen Versuchen in anderen Weisen bestimmte, und wenn ich mich somit nothgedrungen fühle, gegen die bei der Unbekantheit meines Namens ganz natürlich sich aufdrängenden Meinung, daß ich mit meinem Rienzi eben erst einen ersten Versuch bringe, zu protestiren, so müßte ich doch mehr als blind und anmaßend sein, wenn ich nicht von vornherein aus freien Stücken darauf aufmerksam machen wollte, daß ich bei der Beurtheilung meiner Arbeit zunächst auf Nachsicht rechne. In diesem Sinne trete ich auch vor Sie, mein sehr geehrter Herr, indem ich erkläre, wie ich selbst während meiner fünfjährigen Praxis als Musikdirector auf das Ueberzeugendste die Erfahrung gemacht habe, welches Uebergewicht die praktische Erkenntniß dem Urtheile giebt, und daß ich mich daher mit voller Ergebung Ihnen anvertraue, dem Jeder die vielseitigste Erfahrung zu allererst zugestehen muß. Bei den mannichfachen Schwierigkeiten, auf die Sie vielleicht nicht ohne Anlust beim Einstudiren meiner Oper stoßen werden, seien Sie — ich bitte Sie darum — im Voraus des vollsten und herzlichsten Dankes versichert, den Jemand, von der Größe der Verpflichtung so überzeugt wie ich, — nur zollen kann. — Meine besondere Ansicht über die Besetzung der Chöre bei Theilungen u. s. w. werde ich nächstens mittheilen; was Sie davon praktisch finden werden, werden Sie benutzen, während in Allem, was Ihnen ungleich gereifteren Ansichten zuwider läuft, ich mich, wie es sich von selbst versteht, gänzlich denselben unterordne.

Möge es mir gelingen, Ihre Theilnahme zu erhalten und Ihre Achtung mir zu erwerben! Seien Sie versichert, daß Beides nicht der unansehnlichste Preis sein würde, den ich mir bei meinem jetzigen Vorhaben feurigst zu erstreben wünsche!

Mit der wahrsten Hochachtung und Ergebenheit Ihr wohlverpflichteter Diener
Richard Wagner. Paris, 7. September 1841.

II.

Reudon, 14. October 1841.

Verehrtester Herr, in der Hoffnung, daß die wenigen Zeilen, die ich vor ungefähr einem Monate in einem Briefe an Herrn Heine*) für Sie beilegte, an Sie gelangt sind, nehme ich mir die Freiheit, mich abermals an Sie zu wenden, und zwar diesmal mit der ausführlicheren Bitte, mir Ihre gütige Theilnahme, sowie Ihren gewichtigen Beistand angedeihen zu lassen. In Ihren, wie in den Händen des Herrn Capellmeister Reiffiger liegt ein gutes Stück meiner Zukunft: es sind die besten Hände, was die Kraft betrifft, und es handelt sich nur noch darum, mich Ihres Willens zu versichern: es liegt mir ob, mir die Innigkeit desselben zu erwerben, — da ich mich nun aber bei dieser Werbung unmöglich auf Verdienst stützen kann, so hoffe ich einzig dazu zu gelangen, indem ich Sie recht herzlich um Nachsicht ersuche. In diesem Sinne möchte sich also meine Bitte sehr kurz zusammenfassen lassen — sie heißt: Nachsicht und Geduld. — Ihr von allen Seiten als höchst hiedler und rechtlich gepriesener Charakter, verehrtester Herr, ist es, auf den ich meine ganze Zuversicht setze, nicht weil ich auf Anerkennung von Verdienst rechnen dürfte, sondern weil von einem Charakter, wie der Ihrige, wirk-

*) Heine, Kostümier des Dresdner Hoftheaters und Freund Wagners.

liche Güte und Bonhommie nie als getrennt betrachtet werden kann. Versichern Sie sich also meinerseits, daß ich mich mit unbedingtem Vertrauen Ihnen hingebe, daß ich die Erfüllung eines großen Theils meiner besten Hoffnung mit aller Zuversicht von Ihnen erwarte, so glaube ich auch Ihrer gütigen Nachsicht und Theilnahme gewiß sein zu können. In dieser Voraussetzung nun erlauben Sie mir, nochmals und umständlicher, als dies leztthin geschehen ist, auf den Gegenstand meiner Hoffnungen zurückzukommen. Durch einen Brief des Herrn Hofrath Winkler*) bin ich versichert, daß auch Herr von Lüttichau**) seine Zustimmung dazu gegeben habe, daß zunächst nach bewerkstelligter Aufführung des neuen Reijiger'schen Werkes es an das Einstudiren meiner Oper gehen solle. Zu meiner größten Freude sehe ich also in dieser Bestimmung den ernstesten Willen, das mir gegebene Versprechen zu verwirklichen und es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als mich und meine Wünsche in Bezug auf die vorzubereitende Aufführung, denjenigen, in deren Hände das Schicksal derselben gelegt ist, dringend und inständigst zu empfehlen.

Im Anfange hatte ich mir vorgenommen, meine Wünsche und Ansichten in Betreff der Besetzung und der Einrichtung mehrerer fraglichen Specialitäten meiner Oper zu Papier zu bringen, um sie sowohl Ihnen als Herrn Capellmeister Reijiger vorzulegen. Bald jedoch fand ich, daß ich Ihnen mit der Zumuthung des Durchlesens dieses kleinen Promemoria eine gänzlich unnütze Mühe bereiten würde, da ich erstlich durch den Uebelstand, daß ich nicht an Ort und Stelle bin, gezwungen gewesen wäre, meine Ansichten nur sehr problematisch und unklar auszusprechen und am Ende mich doch nur über Dinge verbreitet haben würde, die Ihre Einsicht sogleich mit dem ersten Blicke am besten zu ordnen im Stande sein wird.

Daß meine Oper für die Aufführung große scenische und musikalische Schwierigkeiten darbietet, kann ich nicht in Abrede stellen, und daß ich zumal Ihnen, verehrtester Herr, als Regisseur und Chordirector eine große Arbeit aufbürde, sehe ich zu meinem Bedauern ein. Mein Trost ist jedoch, zu wissen, mit welcher Künftigkeit und Thätigkeit Sie gewohnt sind, an die Lösung von vielleicht noch schwierigeren Aufgaben zu gehen; es kommt nur darauf an, ob Sie mit Lust oder Unlust daran gehen. Ihnen Lust zu erwecken, kann wohl meine Arbeit selbst nicht durchgehends fähig sein, und hier mein sehr geschätzter Herr, ist daher der Punkt, wo ich mich ausschließlich an Ihre Nachsicht wenden muß. Vielleicht ist aber auch die Rücksicht, daß Sie die Arbeit eines vaterländischen Componisten unter den Händen haben, im Stande, Ihnen einen gewissen Grad von Liebe zur Sache einzusflößen; — vielleicht aber zeigt sich auch hier und da Ihrem praktischen Blicke manche Partie, die durch gehörige in das Licht Stellung zu heben ist, und die Lust an dergleichen Verfahren erweckt somit nach und nach auch Lust zu meiner Arbeit selbst.

Ich sprach soeben von Schwierigkeiten. Als eine der größten derselben betrachte ich die geschickte Vertheilung der Männerchor's in die verschiedenen Parteien des Volkes und der Nobili. Da ich die gegenwärtige Stärke des Dresdener Chores nicht kenne, ist es mir unmöglich, darüber Vorschläge zu machen. Die Aufgabe ist die, die Nobili, — welche im ersten Theile der Introduction des ersten Actes sogar wieder unter sich getheilt sind, nicht gar zu schwach zu besetzen, ohne dadurch dem Volks-Chore jedoch die Kraft zu entziehen. Hierin sowie in so vielen anderen und ähnlichen Punkten überlasse ich mich am liebsten lediglich Ihrer Einsicht und bin überzeugt, dabei am Besten zu fahren.

Die Chöre, welche außerhalb der Bühne gesungen werden, nämlich der Chor im

*) Hofrath Winkler (Th. Hell), damaliger Vice-director und Secretair des Dresdner Hoftheaters.

**) Herr v. Lüttichau, der Intendant des Dresdener Hoftheaters.

Lateran (erster Act—) und der kleine Chor: *vae tibi maledicto* (vierter Act—) werden wohl nothwendig vom Sänger-Chor der Kreuzschule gesungen werden müssen:*) ich habe wenigstens beim Entwurfe beider Scenen nur auf dieses Auskunftsmittel gerechnet, da der erste Chor zumal imposant besetzt sein muß, was bei einer Theilung des Theater-Chores unmöglich sein würde.

Eine andere Schwierigkeit bietet die große tragische Pantomime**) im Finale des zweiten Actes dar: — meinen Ansichten nach können die Hauptpersonen derselben: Lucretia, Brutus, Tarquinius und Colatinus, unmöglich anders, als durch Mitglieder des Schauspieler, welche im recitirenden Drama ähnliche Charaktere durchzuführen gewohnt sind, besetzt werden. Die Realisirung dieses meines Wunsches wird wahrscheinlich auf große Schwierigkeiten und Hindernisse stoßen, — deshalb lege ich Ihnen, verehrtester Herr, dieselbe dringend an das Herz und ersuche Sie inständigst, Ihr Gewicht gütigst daran setzen zu wollen, damit meine Bitte wenigstens im Wesentlichen erfüllt werde.

Nur will ich unter vielem Anderen, was mir noch besprechenswerth erscheinen dürfte, des Chores der Friedensboten im Anfange des zweiten Actes erwähnen. Da dieser Chor, um rein gesungen zu werden, gewiß nicht leicht ist, dürfen natürlich wohl nur die musikalischesten und mit den besten Stimmen begabten Mitglieder des weiblichen Chores ausgewählt werden; bei dem guten Bestand des Dresdener Chores steht zu erwarten, daß die Zahl nicht zu sehr geschwächt werde. Nichtsdestoweniger ist jedoch bei Chorgesangen ohne Begleitung selten anzunehmen, daß bis zum Ende nicht etwas im Tone gesunken würde! Es wäre deshalb gut, wenn daran gedacht würde, hie und da von den Coullissen aus die rechte Tonhöhe zu unterstützen***) was meiner Ansicht nach wohl am besten geschehen könnte, wenn ein geschickter Accompagnateur es ubernahme, auf einem etwas entfernt gestellten Positive zur rechten Zeit den Gesang zu unterstützen.

Mein Gott, ich sehe ein, daß, wollte ich auf diese Art fortfahren, ich endlich all meine thörichte Weisheit in Besprechung meiner Grillen auskramen würde. Damit aber müsste ich Ihnen nothwendig lästig fallen, was ich um Alles in der Welt vermeiden will, da ich Ihrer guten Laune gar zu sehr bedarf. — Wollten Sie mich unendlich glücklich machen, so würden Sie die große Güte haben, mich recht bald einmal mit einigen Zeilen beehren zu wollen; seien Sie versichert, daß ich dankbarst die Auszeichnung zu würdigen wissen würde.

Für alle Fälle aber empfehle ich mich Ihrem gütigen Wohlwollen und nochmals Ihrer Nachsicht, als Ihren unterthanigsten Diener Richard Wagner. (Nr. 8, avenue de Meudon  Meudon prs Paris.)

P. S. Würden es vielleicht Ihre Geschäfte erlauben, mir noch vor dem 25. dieses Monats zu schreiben, so würde mich Ihr geehrter Brief noch unter der angegebenen Adresse treffen; nach diesem Zeitpunkt jedoch, würde ich Sie ersuchen, ihn unter folgender Adresse abzuschicken: Nr. 14, rue Jacob à Paris.

*) Der Kreuzschulerchor wirkte früher im Hoftheater mit, Wagners Erinnerung an diese Thatfache datirt aus seinem mehrjährigen Besuche der Kreuzschule.

**) Die Pantomime wurde später gänzlich gestrichen.

***) Es ist interessant, festzustellen, wie sich Wagners Ansichten in diesem Punkte im Verlaufe der Zeit geändert haben. Als im Jahre 1882 während der Parival-Aufführung in Bayreuth die Acapella-Chöre trotz aller Proben nicht ganz rein zu Gehör gebracht werden konnten, empfahl Franz List, die Sänger durch ein Harmonium hinter der Scene unterstützen zu lassen, Wagner lehnte diese Zumuthung aber entschieden ab.

III.

Hochgeehrtester Herr, gestern den 7. d. Mts., erhielt ich durch die Post aus Nancy Ihren werthen Brief, der mir, dem Inhalt nach, durch Herrn Leury persönlich hätte zukommen sollen; wahrscheinlich hat sich dieser Herr dort etwas verweilt und den Brief deshalb vorausgeschickt.

Dieses vorangestellt, beeeile ich mich nun, Ihnen meinen innigsten Dank für die große Theilnahme und Rücksicht auszudrücken, von welcher mir Ihre verehrten Zeilen zeugen. Seien Sie versichert, daß ich mich dadurch wahrhaft erfrischt fühle, und daß ich schon darüber klar in mir werde, von welcher Größe die Verpflichtung ist, für die ich Ihnen einsten schulden soll. Die Hoffnungen, die Sie mir für meine Arbeit machen, beruhigen mich unendlich und ich halte sie mit um so größerem Vertrauen fest, als sie mir von Ihnen, dem allgemein als hieher und offen bekannten Mann, erweckt worden. Ebenso verbunden bin ich Ihnen dafür, daß Sie mich mit so großer Sorgfalt auf die Unverhältnisse und die Mängel bei der Realisirung meines Vorhabens hinweisen; dadurch bestätigt sich mir Ihre Theilnahme aber auf das Vollkommenste und seien Sie versichert, daß ich mich Ihnen deshalb doppelt verpflichtet fühle. Da dies letztere aber eben der Punkt ist, über den Sie — und zwar in meinem eigenen Interesse — zunächst meine umständlichere Mittheilung und Beantwortung wünschen, so erlaube ich mir auch, ihm hauptsächlich den Inhalt dieser Zeilen zu widmen.

Vor Kurzem wird Herr Heine — wie ich hoffe — Ihnen mehrere Stellen meines letzten Briefes an ihn mitgetheilt haben, welche hauptsächlich für Sie, mein verehrtester Herr, bestimmt waren. Es betraf die Differenz in der Angabe der Zeitdauer, meiner Oper, in der ich — meiner leztthin darüber angestellten Beobachtung nach — mit Ihnen bin. Herr Heine schrieb mir, daß Sie dieselbe auf 5 Stunden anschlügen, während ich nur 4 Stunden berechne. Gern hätte ich nun gewünscht, Sie hätten diese Nachricht erhalten, noch ehe Sie daran gingen, mir zu schreiben, weil sie natürlich einen großen Einfluß auf Ihre Ansicht in Bezug auf das Kürzen meiner Oper gehabt, vielleicht sogar eine Aenderung derselben in manchen Theilen bewirkt haben würde. Ich kann nun, wenn ich darangehe, mich abermals ausführlich über diesen Punkt Ihnen mitzutheilen, nicht anders, als hiermit diese meine Wahrnehmung, die Zeitdauer betreffend, allem Nachfolgenden voranzustellen, denn ich rechne es in der That für ein großes Glück, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß Sie hierin in einem nicht unbedeutenden, wenn auch leicht begreiflichen Irrthume begriffen waren — weil ich sonst — bewährte sich Ihre Angabe als richtig, gar nicht gewußt hätte, wie es anzufangen sei, meine Oper um eine ganze Stunde zu kürzen.

Nehmen wir, mein geehrtester Herr und Gönner, nun gemeinschaftlich an, daß eine Aufführung meines Rienzi (d. h. allerdings ohne Zwischenacte) so wie er jetzt ist 4 Stunden dauern würde, so fällt ein Hauptpunkt der Befürchtung hinweg, nämlich derjenige, daß meine Oper bedeutend länger spielen dürfte, als die Hugonotten u. A. Wäre es aber gelungen, dem dramatischen Fortgange in der Handlung meiner Oper ein solches Interesse zu geben, daß nicht zu fürchten stehe, die Zuschauer möchten sich langweilen, so dürfte ich vielleicht annehmen, daß in meinem Rienzi diese Theilnahme für das Fortschreiten der Handlung das allerdings gewiß höhere Kunstinteresse aufwiegen würde, welches das Publikum z. B. im letzten Acte der Hugonotten wahrhält. Ein Blick auf den Umfang der verschiedenen Acte meiner Partitur zeigt Ihnen aber auch, daß die letzten Acte — für welche bei langen Opern doch eigentlich immer nur zu fürchten ist — fast unverhältnismäßig kürzer, als die ersten sind — ein Umstand, den wir wohl auch mit in Anschlag bringen müssen. — (Glauben Sie ja nicht, daß ich dies erwähne, weil ich etwa in dem thörichten Wahn befangen wäre, es gelte hier, Sie zu meinem Vortheile zu überreden; — im Gegentheile weiß ich ja, wie liebevoll Sie gegen mich gesinnt sind, und es kann daher nur meine Absicht sein, mich in

einem Austausch meiner Ansicht mit der Ihrigen, über die Natur der Sache in das Klare zu bringen. — Ich halte es für nöthig, das zu bemerken, weil ich untröstlich sein würde, wenn Sie meinen Entgegnungen ein solch unrichtiges Motiv unterlegen zu müssen glaubten — und fahre daher fort: —)

Aus der Stelle Ihres werthen Briefes, worin Sie mir sagen, daß Sie im Gefühl der großen Länge der Nummern selbst zu streichen gesucht, nirgend aber den passenden Punkt gefunden hätten, wo dies zu bewerkstelligen sei, ersehe ich immer mehr, daß es nicht die einzelnen Längen — zu breite Ausdehnungen — Wiederholungen oder überflüssige Zierrathen sind, über die Sie sich zu meinem Besten beklagen, sondern eben nur die zu große Länge, und was diesen Punkt betrifft, muß ich Ihnen mittheilen, wie ich mich selbst beim Componiren durch einen Ueberblick der Masse des Stoffes gezwungen sah, mich gewisser rein musikalischer Ausführungen selbst da zu enthalten, wo sie vielleicht sogar von guter Wirkung gewesen wären. Um mich hierüber deutlicher zu machen, führe ich z. B. die erste Chorstelle zu Anfange des ersten Finales: „Gegrüßt, sei hoher Tag“ — an; welche gute Gelegenheit ein ausgeführteres jubelndes Chorstück zu schreiben wäre hier nicht dem Stoffe nach vorhanden gewesen? Im Finale des zweiten Actes, die Scene, in welcher über die Nobili Gericht gehalten wird — welcher Stoff für ein größeres Ensemblestück? — Im vierten Acte, wo Rienz der Kirche naht und in dumpfen Gefängen die Anklündigung des Bannspruchs vernimmt — die Verschworenen in ihrer Unentschlossenheit — Adriano im Kampfe mit sich — das Volk mit dem Schauer ringend — wie hätte ich dies Alles benützen können, um eines jener großen Finales zu schreiben? Es kostete mich in der That viel Ueberwindung, hier davon abzusehen, mich eines musikalischen Weiteren auszulassen und so glaube ich, werden Sie eben auch gefunden haben, daß ich mich nie über die Gebühr bei einer Situation aufhielt, daß ich im Gegentheile eher mich gezwungen sah, scharf von einem zum andern überzugehen. Desto nothwendiger wurde es nun aber, daß ich in den von der Situation bedingten großen Finales, mich endlich öfter auch rein musikalisch ausließ und die beiden Adagiofäße des zweiten und dritten Finales, sowie die rauschenden Schlußfäße derselben verlangten durchaus eine ausgeführtere Behandlung, um dem musikalischen Flusse sein Recht widerfahren zu lassen.

Aus jener Stelle ihres Briefes nehme ich nun ab, daß Sie mit mir gefühlt haben, sowie, daß eigentliche Längen (Dehnungen und leicht zu streichende Wiederholungen) — fast zu meinem Leidwesen — nicht viel vorhanden sind, — zu meinem Leidwesen, weil ich das Geschäft des Kürzens dadurch sehr erschwert sehe. — Glauben Sie mir, daß es mir unendlich viel lieber gewesen wäre, Sie hätten mir dergleichen Dehnungen und Wiederholungen recht streng nachgewiesen und ich hätte nichts weiter zu thun gehabt, als Ihren Winken bereitwillig nachzukommen.

Indeß, betrachten wir die Sache einmal wieder von der andern Seite. — Ist eine Dauer von 4 Stunden bei einer lebhaft und unaufgehalten fortschreitenden Handlung nun wirklich so unerträglich, zumal wenn es eben nicht an gedehnten Einzelheiten liegt? — Sie und da wird doch etwas zu streichen sein, und ich selbst theile auf dem anliegenden Blatte meine darauf bezüglichen Vorschläge mit; — ferner, wie ich aus Allem ersehe, wird Pantomime und Ballet doch bedeutend eingeschränkt werden müssen, wodurch dann wiederum etwas Zeit abgeht, und dann — recht offenerzig: haben Ihre Opern noch nie bis 10¼ oder 10½ gespielt?? Mir ist es, als ob die „Jüdin“ wirklich nicht länger gedauert habe.

Nun zu etwas Anderem! Meine Vorschläge zur Theilung der Chöre befinden sich ebenfalls auf dem beigefügten Blatte. Sehr schade ist es, daß ich mich in Bezug auf die Mitwirkung der Kreuzschüler verrechnet habe; existirt denn aber nicht ein anderer größerer Chor, dessen Mitwirkung, wenn auch nur für den Kirchen-Chor im ersten Acte anzusprechen wäre? Ich dünkte, ich hätte von einem solchen Sängervereine gelesen.

Was die Pantomime und das Ballet anbetrifft, machen Sie mir große Angst; allerdings, ehe Beides nur ganz mangelhaft dargestellt werden sollte, müßte es lieber sehr beschränkt werden. Ist es aber denn wirklich nur so schlecht beschaffen damit in Dresden? Ich komme immer nur wieder auf die „Jüdin“ zurück, denn dies ist die einzige moderne Oper, deren ich mich deutlich erinnere; ich sah sie im Sommer 1837 bei Ihnen, und gestehe, daß ich das nicht unbedeutende Ballet darin gar nicht übel gefunden habe, sowohl was Arrangement als Ausführung betraf. Auch in den Hugenotten, so höre ich, soll man nichts vermissen und für alles gut gesorgt sein. — Die Pantomime versteht sich, muß gänzlich ausbleiben, sobald nicht Schauspieler von Bedeutung die 3 Hauptrollen in derselben übernehmen. Ich schreibe deshalb in diesen Tagen an die General-Direction und will versuchen, ob es möglich ist, durch sie die fraglichen Mitglieder des Schauspiels zu bewegen, in meiner Pantomime mitzuwirken. Sollte ich dies nicht erreichen, so bleibt, wie gesagt, die Pantomime aus und meine für diesen Fall, wie für andere Fälle geeigneten Vorschläge habe ich ebenfalls auf dem beigefügten Promemoria mitgetheilt.

Indem ich Sie überhaupt auf das letztere verweise, erwähne ich hier nur nochmals, daß ich darin Alles angeführt habe, was allenfalls zu streichen wäre, daß dies aber immer nur kurze Stellen betrifft, die in Wahrheit nicht viel in der Zeitdauer meiner Oper mindern werden. Dagegen aber überlasse ich Ihnen und Herrn Reiffiger, ganz und gar zu streichen, was sie ohne entchiedenen Nachtheil streichen können, d. i. **Sängen**, wo Sie dieselben finden; ich für mein Theil bin der Aller-Unfähigste, zumal der Aller-Befangenste bei einem ähnlichen Geschäft, und glaube nichts Besseres thun zu können, als es Ihnen nochmals an das Herz zu legen.

Im Uebrigen, was Sie für die Beschleunigung bewirken können, thun Sie doch, ja! Es ist noch nichts ausgeschrieben; wann soll es da an das Studiren gehen, welches doch gewiß eine bedeutende Zeit hinwegnehmen wird, da ich recht gut weiß, wie schwierig Vieles in meiner Oper ist! Sollte es denn noch gar so lange hinausgerückt werden? Da nun einmal *Emma di Vergy* und andere italienische Opern wieder aufgenommen werden müssen, kann dann nicht der *Guittaroro* bis nach dem *Rienzi* warten? Lassen Sie doch wenigstens sogleich an das Ausschreiben gehen, damit zum Mindesten die Sänger ihre Partien erhalten; große Stücke werden doch nicht zu streichen sein und die kleineren Sprünge, die sich oft noch in den Gesangsproben auffinden lassen, sind ja dann immer noch leicht zu bemerken. Nun, ich baue ganz auf Ihre Güte.

Beigefügtes kleines Blatt enthält also das besprochene kleine Promemoria; ich habe es abgefordert geschrieben, damit Sie nach Belieben und Gutdünken davon Anwendung machen, z. B. Herrn Reiffiger Mittheilung davon machen können. Wenn Sie mir doch das Opfer bringen wollten, mir recht bald wiederum zu schreiben, wie Sie meine Vorschläge aufnehmen und was Sie in meiner Sache beschließen! Recht sehr bitte ich, daß Sie, da es doch so ganz in meinem Interesse geschieht, mir Ihre lieben Briefe nur geradewegs unfrankirt zuschicken, jedoch, das bedarf ja wol keiner Erwähnung.

Nochmals meinen herzlichsten, innigsten Dank für Ihren werthen Brief, für Ihre Güte und freundschaftliche Gesinnung; ich werde nie aufhören, mich zu bestreben, Ihrer Auszeichnung würdig zu erscheinen. Mit der Bitte, Herrn Heine meine gerührtesten Grüße zuzustellen und mir Ihre unschätzbare Freundschaft erhalten zu wollen, empfehle ich mich Ihnen Hochachtungsvollst und dankbarst als Ihren allerergebensten Diener
Paris (14, rue Jacob), 8. December 1841. Richard Wagner.

1. Vorschläge zur Besetzung.

Rienzi: Herr Eichatschek. — Adriano — Mad. Schröder-Devrient. — Irene — Ute Wißt. — Stefano Colonna — mir am liebsten durch einen Herrn Rezi zu besetzen

(— wird dies angehen?). — Orsini — Hr. Wächter. — Cecco del Vecchio — Hr. Risse. — Baroncelli — Hr. Schuster. — Cardinal (Filippo de Gardia) — Hr. Vestri. — Friedensbote — Mad. Hellwig (die ich jedoch nicht kenne; ist ihre Stimme leicht ansprechend und frisch?) Für die untergeordneten Rollen kann ich eben unmöglich die Besetzung genau angeben, da mir dieser Theil des Personals gegenwärtig fremd ist, und überlasse dies daher gänzlich der Einsicht der Regie. —

2. Vorschläge zur Theilung des Chores und dergl.

1. Act: Nr. 1. Introduction. Anhänger der Colonna und Orsini, jede Partei zu 8 Chorsängern, — Chor des Volkes 22 Männer: — Sehr gut! — Nach dem Abgange der Chorsänger der Partien der Nobili, gewinnen diese hinlängliche Zeit, um sich (vielleicht durch das einfache Umwerfen eines Mantels —) umzukleiden, und den Chor des Volkes mit welchem die Introduction schließt und in welchem die Männerstimmen prädominiren, zu verstärken.

Nr. 4. Finale. Ist es keine Möglichkeit, für den in der Laterankirche zu singenden Gesang: „Erwacht, ihr Schläfer“ einen besonderen Sängerkhor anzuwenden, so giebt es nur folgende zwei Auswege:

Entweder: Der Chor des Volkes: „Gegrüßt sei, hoher Tag“ — wird nur von 22 Männern und 12 Frauen auf der Bühne gesungen, die Masse des Volks aber bedeutend durch Figuranten und Statisten verstärkt; 16 Sängern und 10 Sängern singen dann den Chor im Lateran, — bei der Stelle: „Seht wie er glänzt“, wo sich dieser Chor musikalisch in zwei Partien theilt, würden die fünf nach einander eintretenden Stimmen als Soli doppelt besetzt werden, wogegen der übrige Theil die aushaltenden Noten zu singen hätte. Diese Sängern müßten sich dann natürlich so schnell wie möglich dem Chor auf dem Theater anschließen. Da die Frauenstimmen dabei aber am Schwächsten besetzt werden würden, so müßte die Sängern des Friedensboten, sowie vielleicht noch eine andere, in der Oper nicht beschäftigte, Solofängern dieselben zu verstärken die Gefälligkeit haben. —

Oder: — Sämmtliche Chorsänger und Sängern erscheinen zuerst auf dem Theater, um den Chor: „Gegrüßt sei, hoher Tag!“ zu singen. Während des ziemlich langen Orgelvorspiels müßten sich dann 18 Männer und 18 Damen von der Bühne entfernen, um im Hintergrunde den Kirchenchor zu singen, was bei der großen Bewegung auf der Scene wohl zu masquieren wäre, müßten die Männer bei ihrem Abgange durch ebensoviele Statisten, die abgehenden Damen durch ebensoviele Figurantinnen unvermerkt ersetzt werden; durch irgend eine geeignete Gruppierung (— das Volk läßt sich bei dieser Gelegenheit auf die Knie nieder —) wäre dies wohl zu bewerkstelligen; auch könnte man annehmen, das Volk ströme ab und zu. Die Hauptsache ist natürlich, daß die Bühne nicht leerer werden darf. Für diesen Fall würde ich nun ein kleines Orgel-Nachspiel hinzufügen, während welchem die abgegangenen Sängern Zeit gewinnen, sich zu der Chor-Stelle: „Kienzi! Kienzi!“ wieder auf der Bühne einzustellen; die früher für sie eingetretenen Figurantinnen würden nun auch auf der Scene bleiben und durch die zurückkehrenden Chorsängern bekäme das Ganze den Anschein, als ob die Masse des Volkes noch anwache. Dies Auskunfts-mittel wäre mir das Erwünschteste.

Act II. Nr. 6. Terzett und Chor der Nobili: 16 gute Sängern.

Nr. 7. Finale. Der erste Chor ist von sämmtlichem Personale mit Verstärkung zu singen, — die Nobili dürfen natürlich nicht vorangestellt werden.

Die Gesandten müssen jedenfalls durch Figurantinnen repräsentirt werden. Es bleibt hierbei die Aufgabe des Kostüm-Zeichners, die einzelnen Gesandten durch Tracht und sonstige Abzeichen so erkenntlich wie möglich zu machen; jedem dieser Gesandten muß ein kleines Gefolge von Herolden u. s. w. beigegeben und ihr Aufzug so glänzend, wie möglich gemacht werden; jeder von ihnen stellt sich Kienzi vor und über-

reicht ihm ein Schreiben. Dadurch könnte der Marsch wohl ausgefüllt werden, ist die Musik aber dennoch zu lang, würden die 24 Takte in g-dur auszulassen sein.

Muß die Pantomime ganz hinwegfallen, so bliebe nur der in altrömischen Kostüme auszuführende kriegerische Tanz, F-dur $\frac{2}{4}$, der Kampf mit den Rittern in mittelalterlicher Tracht, die Erscheinung der Friedensgöttin mit den antik und mittelalterlich gekleideten Jungfrauen und das letzte große Ballet-Stück, als festlicher Ensemble-Tanz, die Vereinigung des neueren mit dem älteren Rom versinnlichend, zum Schluß mit der Entfaltung und Segnung der Fahnen (weiß und blau mit silbernen Sternen) — auszuführen. Der kriegerische Tanz nur von Männern dargestellt, wird nicht schwierig sein; ich entsinne mich, früher in Jessonda einen ähnlichen Tanz von dem in Dresden liegenden Militär vortrefflich ausgeführt gesehen zu haben; ich kann mir nichts Besseres, als etwas dem Ähnliches wünschen. — Der Schluß-Ensemble-Tanz würde auch meistens nur in einer Art von Reigen bestehen; die Solotänzerin wird dennoch darin Gelegenheit finden sich zu zeigen, — ich verweise sie auf den $\frac{6}{8}$ Takt G-dur, — die zwei Solotänzer jedoch auf den $\frac{3}{4}$ C-dur.

Die Bassstelle: *misereat dominum* kann hinter dem herabgelassenen Vorhange von den Nobili selbst gesungen werden; denn die Mönche selbst sieht man nur, als sie nichts mehr zu singen haben und können somit von Statisten repräsentirt werden.

Im Laufe des Finales wie früher 16 Nobili, 22 Männer als Volk.

Act III. Nr. 8 Introduction. Voller Männerchor mit Verstärkung.

Nr. 10. Finale. Schlachthymne. Die Bewaffneten sind zum bei weitem größten Theil durch Figuranten darzustellen und vielleicht nur 22 Sänger dazu zu verwenden, damit wenigstens 16 zu den Priestern (— oder der Censur wegen, ältern kampfunfähigen Bürgern —) übrig bleiben, welche natürlich aber die Hymne mitsingen; diese nämlich geleiten den Kriegszug von der Scene hinweg und kehren später mit ihm zurück, um mit den Frauen zusammen den kleinen Chor („Willkommen, Rom's siegreiche Söhne“) zu singen, in welchen natürlich die Krieger nicht mit einstimmen können, wenngleich es nicht sehr auffallen wird, wenn auch einige aus dem Kriegszuge die genannte Chorstelle verstärken.

Act IV. Nr. 11. Terzett und Chor. Zu den Verschworenen die 22 Theater-Choristen.

Nr. 12. Finale. Im Zuge sind die Männer nur von Figuranten und Statisten darzustellen. Gesang der Priester im Innern der Kirche „*vae, vae, tibi maledicto*“ sämtliche Bassisten des Hülfschores. Die Stelle des Cardinals: „Zurück, dem Reinen nur“ wird von denselben verstärkt.

Act V. Nr. 16. Finale. Chor des Volkes: sämtlicher Theater-Chor mit Verstärkung, die zur Schluß-Gruppe auftretenden Nobili sind nur von Figuranten darzustellen.

3. Vorschläge zu Kürzungen.

Act II. Nr. 5. Introduction. Einleitung zum Chor der Friedensboten: — Nach dem 30. Takte vom Anfange, können die nächsten 27 Takte ausgelassen werden; der Gesang begänne also mit: „Ihr Römer hört die Kunde.“ — Soll bei der Wiederholung dieses Chores, als die Friedensboten abgehen, etwas hinwegfallen, so mögen es die 8 Takte sein von „in düst're Felsen-schluchten“ — bis „denn Friede ist gekommen“ — wiewohl sich dieß, schon des Textes wegen, nicht gut ausnehmen wird.

Nr. 6. Terzett und Chor. Die Reprise vom Schluß ist auszulassen — vielleicht auch etwas in der Mitte des Ensembles, — hier müßte ich aber Herrn Kapellmeister Reißiger bitten, für mich zu streichen, weil ich dabei zu besangen bin, um den rechten Punkt zu finden. Am Unliebsten wäre es mir, wenn die Stelle der Bässe: „Geschworen ist ihm Tod u. ausbleiben müßte, weil dadurch Adriano geschmälet würde.

Nr. 7. Finale. Im Marsch der Gesandten sind 24 Takte G-dur auszulassen.

Sollte die Pantomime dargestellt werden, so kann Derjenige, der sie anordnet, am besten die Striche angeben. Für diesen Fall müßte dann natürlich auch der Tanz der Frauen, Es-dur $\frac{3}{4}$, wiewohl wahrscheinlich nur als Solotanz mit Gruppierungen, ausgeführt werden. — Darin würde dann das ganze As-dur, 32 Takte und von dem folgenden Es-dur ebenfalls die ersten 31 Takte ausbleiben. — Fällt die Pantomime ganz hinweg, so wird mit dem kriegerischen Tanze F-dur $\frac{3}{4}$ das Ballet eröffnet werden; für diesen Fall müßte ich, der Tonart wegen, anstatt des Recitativs des Heroldes eine kurze Instrumental-Einleitung vorangehen lassen, — sie wird aus höchstens 8 Takten bestehen. Folgender Strich ist aber in diesem Balletstück zu machen: Nach den ersten 96 Takten fällt das D-dur, B-dur und F-dur gänzlich aus und es geht sogleich nach dem G-dur $\frac{6}{8}$ über. Wenn das dritte Balletstück, d. i. der große Schluß-Ensemble-Tanz nicht ausgeführt werden kann, so ist nach dem G-dur $\frac{6}{8}$ das Tempo 1mo C-dur $\frac{4}{4}$ auszulassen, und mit dem E-dur $\frac{3}{4}$ weiterzugehen. Schlußsatz des Finales. Hier ist es mir wiederum, trotz der Ausdehnung dieses Stückes, unmöglich einen schicklichen Punkt zum Streichen aufzufinden. Höchstens im Presto, wo noch dem 43. Takte 24 Takte gestrichen werden können, was jedoch nicht viel ausmachen wird nur die Schlußkraft hinwegnimmt.

Act III. Nr. 8. Introduction. Zum Schluß derselben kann die Reprise von 7 Takten wegfallen.

Nr. 10. Finale. Schlußsatz. Allegro molto: Es-dur. Nach den ersten 82 Takten können 8 Takte gestrichen werden, die nächsten 54 bleiben, dann kann es wieder um 16 springen. Im più mosso können nach den ersten 16 Takten die nächsten 18 ausbleiben.

Act IV. Nr. 11. Terzett und Chor. Im Ensemble vom più strotto an können die ersten 8 Takte wegfallen; in der Stimme des Adriano müßte dann der letzte Takt vor dem più strotto in den 8. den zu streichenden umgeändert werden.

Nr. 12. Finale. Der Marsch zum Anfang — ohne Reprise.

Act V. Nr. 13. Gebet des Rienzi. Hier bitte ich Herrn Kapellmeister Reiffiger im Vor- und Nachspiele nach Belieben zu streichen.

In der Einleitung der Ouverture kann ich ebenfalls das Solo der Violoncelle und Contrabässe kürzen; jedoch wünschte ich das nicht eher zu thun, als bis ich mich in einer Orchester-Probe überzeugt habe, daß die von mir angegebenen Nuancen im Vortrage nicht hinreichend sind, dieser Stelle das Ermüden zu nehmen, was bei einem ganz glatten Spiele ohne Zweifel nicht ausbleiben kann.

Paris, 8. December 1841.

Richard Wagner.

IV.

Geehrtester Freund und Gönner, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren werthen Brief vom 25. Januar. So wenig trostreich auch die unmittelbare Veranlassung desselben war und so sehr mich in allen meinen Plänen dies endlose Hinausschieben der ersten Aufführung meiner Oper stört, so müßte ich doch auf der andern Seite gegen mich selbst wüthen, wenn ich den von Ihnen angeführten Gründen nicht vollstes Gehör geben wollte. Wie es stand, muß ich Ihnen meine aufrichtige Erkenntlichkeit an den Tag legen, daß Sie sich — wie ich mir ja schmeicheln muß: aus Gencigkeit gegen meine Arbeit — endlich bestimmt erklärten, mein Rienzi dürfe unter so übel bewandten Umständen noch nicht herauskommen und seien Sie versichert, daß ich — sei es auch zu meinem augenblicklichen Leidwesen — hierin den triftigsten Beweis Ihrer wahrhaft freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich erkenne und mich dessen herzlich freue. Denn allerdings ist es mir vor allen Dingen von der namenlosesten Wichtigkeit, daß die erste Aufführung meiner Oper möglichst tadellos und vollkommen in allen Theilen sei. Ich

habe es zu lange verschoben, etwas für meinen Ruf zu thun, und zwar aus dem einzigen Grunde, daß ich eine schlechte Aufführung meiner Compositionen, wie sie an Provinzialtheatern nothwendig nur hätte bewerkstelligt werden können, für den entscheidenden Tod des Lebendigitgeborenen ansehen mußte und erkannte, wie manches beachtenswerthe Talent bereits dadurch seinen frühen Untergang gefunden habe, daß es seine Productionen entstellt und unkenntlich zur Welt schicken mußte. Seit acht Jahren — seit wann ich mich für gerüstet hielt, vor das Publikum zu treten; — habe ich daher ununterbrochen geschwiegen und jede Gelegenheit, eben nur unvollkommen aufzutreten, stets von mir gewiesen; desto mehr muß es mir also darauf ankommen, daß dieser endliche erste Auftritt so gelungen wie möglich sein möge; deshalb war ich so sehr erfreut, durch das Fürwort meiner Dresdner Freunde meinen *Rienzi* zur Aufführung auf der dortigen Hofbühne angenommen zu sehen. Seines Publikums und der etwa entscheidenden Stimme desselben wegen konnte mir Dresden natürlich wenig wichtig, oder doch weniger wichtig als Berlin oder Wien sein: außerordentlich wichtig ist es mir jedoch der Darstellung wegen, die — ich weiß es mit Sicherheit — nirgends vollkommener von Statten gehen kann, als auf dem dortigen Hoftheater. Es ist mir in Bezug auf Dresden daher fast gleichgiltiger, wie meine Oper dort aufgenommen, als wie sie dort **gegeben** werde. Entnehmen Sie aus diesen meinen Gesinnungen, ob ich den Dienst zu schätzen weiß, den Sie mir leisteten, als Sie erklärten, die Aufführung meiner Oper könne jetzt noch nicht stattfinden.

Daß Sie sich jedoch endlich genöthigt sehen, einen solchen Ausdruck zu thun, dies, gestehe ich, ist mir allerdings weniger erfreulich. Ich ersehe aus der ganzen Zögerung, aus der völligen Unbeachtung, mit welcher die General-Direction meine Oper behandelte, daß ich in Dresden vielleicht wie verrathen und verkauft wäre, wenn Sie allein — wenigstens von der General-Direction unmittelbar — sich meiner Sache nicht angenommen hätten. Die Charakterlosigkeit des Herrn Intendanten ist mir rein unbegreiflich; eine Oper zur Aufführung annehmen, und zwar keineswegs aus persönlichen Rücksichten, sondern weil sie ihm doch jedenfalls als vorstellungswerth empfohlen war — nachher aber diese Oper gänzlich außer Acht zu lassen, ist — sobald bei dem Letzteren keine anderen, unbekanntes Motive zu Grunde legen — meiner Einsicht der Dinge nach ein vollkommen unsinniges Verfahren, so oft dies auch in der Praxis vorkommen und sich begreifen läßt. Der in diesem Benehmen ausgesprochene Zweifel mußte nothwendig **vor** der Annahme beseitigt sein. Leider habe ich mich bei meinem gänzlichen Mangel an Renommée nicht zu beklagen: im Gegentheil muß ich es für ein seltenes Glück schätzen, wenigstens in Ihnen einen warmen Freund gefunden zu haben. Die Takt und Haltlosigkeit der deutschen Repertoire ist indeß eine traurige Wahrheit, die man, sobald man z. B. einen Blick in die Föhrung französischer Theater thut mit wirklicher Scham anerkennen muß. — Niemand kann jedoch gewiß mehr darunter leiden, als Leute wie Sie, geehrtester Freund, und deshalb habe ich jedenfalls nicht nöthig, mich gegen Sie über dies degoutirende Kapitel eines Breiteren auszulassen. Schlimm, daß es so ist.

Jedoch, — zurück zu meinem *Rienzi*. — Gebe der Himmel, daß er nun wenigstens zu dem von Ihnen mir mitgetheilten Zeitpunkt herauskommt. Halten Sie ja darauf, daß nach der Rückkunft der Mad. Devrient ja nichts anderes vor meiner Oper studirt werde, denn selbst wenn dies bestimmt ist, bin ich immer noch großen Ungewißheiten ausgefetzt: wie leicht kann Mad. Devrient unwohl zurückkommen — was kann nicht mit Herrn Tichatschek passieren. An diesen Herren habe ich vorigen Herbst einmal geschrieben, natürlich aber keine Silbe Antwort erhalten; wie ist seine Gesinnung? — kennt er seine Partie? oder glauben Sie, daß ihm diese recht sein wird? — Sie schreiben mir, daß Sie, trotz des langen Hinausschubes, die Güte haben wollten, die Vorarbeiten zu *Rienzi* langsam fortgehen zu lassen, das ist schön, denn auf diese Weise werden wir nicht wieder überrascht werden. Vor Allem nehme ich an, daß meine Oper zum Schreiben gegeben ist und für diesen Fall ersuche ich Sie, zunächst die Partitur

copiren zu lassen, da mein Manuscript das einzige ist und ich es bald gebrauchen werde, indem ich nur den Compositions-Entwurf zurückbehalten habe. Hofrath Winkler schreibt mir vom 17. Januar von der großen Splendibität, mit welcher die General-Direction beschlossen habe, Rienzi in Scene gehen zu lassen; zwei Decorationen sollten ganz neu gefertigt werden und der Costüm-Anschlag sei auf 537 Anzüge berechnet. Nun, es hat jetzt noch Zeit und wir werden uns bald darüber sprechen. Hat sich nämlich bei mir und in meinen Plänen durch die neue Hinauschiebung meiner Oper auch noch manches geändert, so ändere ich jedoch meinen Reiseplan nicht. Erstlich verlangt es mich seit fünfjähriger Entfernung von Deutschland nach meinem lieben Vaterlande; dann wünschte ich aber auch meine Frau die Teplitzer Badetur gebrauchen zu lassen, sodas ich mich hinlänglich bestimmt fühle, auch dem Verlangen nachzugeben, mich mit Ihnen und unfrem Freunde, Herrn Heine, persönlich zu besprechen. Gegen Ostern denke ich von hier abzureisen. Jedoch ersuche ich Sie (— so unwichtig Ihnen dies auch erscheinen wird —) meine Absicht, Sie in Dresden zu besuchen, vorläufig unter Ihnen und Herrn Heine allein bekannt sein zu lassen, ich glaube gute Gründe zu dieser Bitte zu haben.

Ueberhaupt grüßen Sie doch ja Herrn Heine von ganzem Herzen; — möchten Sie mir beide, meine theuern Freunde, doch noch einmal hierher schreiben, um mich dadurch hoch zu beglücken. Auch wünschte ich gern zu wissen, wie sich Marichen befindet.

Leben Sie wohl, mein geehrtester Freund, bewahren Sie mir Ihre Geneigtheit und Theilnahme und seien Sie überzeugt, das ich meine Verpflichtung gegen ihre große Güte nie aus dem Herzen verlieren werde.

Mit dem gerühresten Danke, bin ich Ihr treuergebenster Richard Wagner.
Paris, 5. Januar 1842. 14 rue Jacob.

Herr Kraß, der sehr erfreut über ihre Grüße war, danket Ihnen verbindlichst und empfiehlt sich Ihnen von Neuem! Ich hatte noch im Sinne an Mad. Devrient zu schreiben; — wenn ich es mir überlege, glaube ich aber, ich kann sie billiger Weise mit meinem Briefe verschonen und ersuche Sie daher, mich Ihrer Güte demüthigst zu empfehlen.

V.

Mein hochgeehrtester Freund und Gönner. Da Sie mich kennen und bereits auf das Unerhörteste durch meine Plagereien gelitten haben, wird es Sie auch nicht verwundern, wenn ich Sie jetzt abermals in der Uebung der himmlischsten Tugend der Geduld, wach erhalte. Ich gebe zu, das Sie das Opfer meiner Bestreßbarkeit sind; allein bedenken Sie, das, wer hier auf Erden unzählige Leiden erduldet, im Jenseits dafür unverhältnißmäßig viel Freuden zu erwarten hat. Und schon hienieden bleibt der Lohn nicht ganz aus; aus reinem Mitgefühl für Ihre Leiden habe ich z. B. beschlossen, vor Ende dieses Monats nicht nach Dresden zurückzukehren: nehmen Sie an, das Ihnen dadurch die Freude bereitet wird, mich drei Wochen weniger zu Gesicht zu bekommen, als meinem früheren Vorsatz nach Sie zu befürchten hatten! Ich bereite Ihnen die Freude, bis Ende dieses Monats nichts persönlich mit mir zu thun zu haben, somit dürfte es Ihnen denn aber auch billig erscheinen, mir einige Erkenntlichkeit zu bezeigen, d. h. mir zu gestatten, das ich Sie diesmal schriftlich etwas turbire. Erlauben Sie mir daher für heute die Frage: „Sind Mad. Devrient und Herr Tschatschek bereits in Dresden eingetroffen und sind die Partien meiner unseligen Oper vertheilt? Um Sie ernstlich mit meiner Stimmung bekannt zu machen, muß ich Sie versichern, das — bleibt es dabei, das vor meiner Oper keine andere neue einstudirt werden soll — ich gewiß Niemand bedrängen und zur Beschleunigung der Aufführung aufforden würde, (von der es mir ziemlich gleichgiltig wäre, ob sie einen Monat früher oder später zu Stande käme —), sondern lediglich, da durch den Uebelstand, das die vierzehntägige

Abwesenheit Tichatscheks in der letzten Hälfte des September dem späteren Studium meiner Oper verderblich sein würde, wir gewissermaßen in Zwang versetzt werden, bis spätestens Anfang September fertig zu sein, so muß ich von der Wichtigkeit, die ein recht frühes und ungestörtes Beginnen des Studiums für uns hat, so durchdrungen sein, daß mir zu verzeihen ist, wenn ich in einige Unruhe deshalb verfallte.

Mit weiteren Fragen sollen Sie, mein verehrtester Freund und Gönner, diesmal nicht bebrängt werden; mein schlechter Verstand fühlt sich nur durchaus nicht disponirt, Ihnen gute Lehren zu geben und somit füge ich nur noch die einzige Frage nach dem Befinden Ihrer werthen Frau Gemahlin hinzu, welche ich zwar in der Besserung, keineswegs jedoch schon ganz hergestellt verließ.

Unser vortrefflicher Freund, Herr Heine, befindet sich hoffentlich recht wohl: ich hoffe, er wird für die Schonung, die ich ihm dadurch beweise, daß ich ihm jetzt nicht ebenfalls schreibe, erkenntlich sein und mir dafür seine vollste Protection angedeihen lassen; haben Sie doch die Güte, ihn herzlichst von mir zu grüßen.

Sollte Mad. Devrient schon angelangt sein, so bitte ich Sie ebenfalls, mich ihr ehrsüchtigsvoll zu empfehlen; möge sie mir günstig gesinnt sein und bleiben!

Von Ihrer außerordentlichen Leutseligkeit darf ich wohl erwarten, daß Sie mir ein Paar beruhigende Zeilen hierher zukommen lassen? Ich erwarte sie als einen neuen Beweis der unverdienten Gewogenheit, die Sie mir nun einmal geschenkt haben und für die ich Ihnen Zeit meines Lebens zu dem gerührtesten Dank verpflichtet bin; seien Sie versichert, daß zum Mindesten dieses Gefühl nie in mir erlöschen wird, sollte auch meine Kraft zu gering sein, Ihnen wirklich zu danken.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Ihrer Frau Gemahlin Wohlsein bin ich für immer Ihr dankbarst ergebener Richard Wagner. („Zur Eiche“ in Schönau bei Teplitz.) Teplitz, 7. Juli 1842.

VI.

Lieber Freund! Aus Gründen, von denen ich Sie vor allem dem Glauben zu bitten schenke, daß es mir durch einen eingetretenen Fall ungemein viel darauf ankommt — die zu den Proben dazu nöthigen Vormittage von jedem Dienste frei zu sein, habe ich Herrn Reissiger soeben ersucht, das bevorstehende Chorbenefizconcert statt meiner zu dirigiren und ihm deshalb die Partitur von Händel ebenfalls sogleich zugesandt. Es wird in der Sache dadurch gewiß nicht das Mindeste geändert werden, ob Reissiger oder ich das Orchester leitet. Jedenfalls aber liegt mir daran, daß Sie nicht irgendwie auf den Gedanken kommen möchten, als stecke eine Art von Ungefälligkeit meiner Seits dahinter. — Dagegen schließt mich wohl Ihre Gesinnung von mir! Der Ihrige Richard Wagner. Dresden 3. Nov. 1842.

VII.

Adresse: Herrn Alexander Müller, Professor der Musik in Zürich.

Zürich, 10. August 49.

Bester Freund! Leider muß ich Ihnen den Kummer machen, mich noch nicht aufgehent zu sehen: im Gegentheil habe ich Ihnen zu versichern, daß ich nur einen aufrichtigen Schmerz empfinde, nämlich den, von den wenigen aber mir so theuern Freunden mich getrennt zu wissen, die ich trotz meiner Wildheit mir in Dresden gewonnen. Ja lieber, guter alter Fische! Sie sähe ich gern bald einmal wieder, um Ihnen so recht für Ihre treue redliche Freundschaft zu danken! Nun einmal sehe ich Sie doch wieder und wenn es zur ersten Aufführung einer neuen Oper in Paris wäre, wohin wir Sie per Dampf expediren. Bleiben Sie mir nur gut und denken Sie auch immer das Beste von mir, so bleiben wir auch in der Ferne immer zusammen und sehen uns dereinst froh wieder.

Meine Frau*) wird Ihnen wohl dann und wann von mir etwas mitgetheilt haben: ich melde Ihnen daher nichts Weiteres von mir, wüßte auch nicht recht, was, außer daß ich fleißig bin, frisch und munter für die Zukunft arbeite. Nur eine große Bitte habe ich. Sie können sich wohl leicht denken, daß mein Hauptkummer die Sorge um meine arme Frau war. Jetzt ist sie denn soweit, daß sie endlich zu mir kommen kann und täglich erwarte ich daher einen Brief von ihr, der mir ihre unmittelbare Ankunft anzeigen soll. Täglich warte ich vergebens und ich beginne mich zu ängstigen, ob ihr nicht etwas zugestoßen sei? Lieber Fischer, wären Sie nun wohl so gut, so gleich einmal nachzusehen, ob meine Frau noch in Dresden ist, und mir sogleich ebenfalls zu berichten, wenn sie etwa nicht wohl wäre? Treffen Sie sie noch, so sagen Sie ihr nur, ich hätte ihr jetzt nicht wieder geschrieben, weil ich eben täglich die Anzeige ihrer Ankunft erwartet hätte, sonst würde ich ihr mitgetheilt haben, daß sich meine Aussichten immer verbesserten, und daß ich aus Weimar gute Nachrichten hätte und auch hier für das Nächste Alles so besorgt hätte, daß sie gänzlich ohne Sorge sein dürfte: 300 Gulden seien mir von einem Freunde auf die Partitur des Lohengrin vorgeschossen; außerdem wurde ich von mehreren Verehrern angegangen, im Herbst vor einem Privatpublikum — jedoch gegen einen hohen Preis — meine neuesten Operndichtungen vorzulesen, — dann auch ein Concert mit einer Auswahl von meinen Compositionen zu geben. So sei für das Nächste vollkommen gesorgt und bis zum Winter sei Liszt jedenfalls mit dem zu Stande, was sich jetzt nur verzögert habe! Kurz, sie solle guten Muthes sein und schnell kommen!

Ja die arme Frau ist meine einzige Sorge: aber die herrliche Schweiz soll, so hoffe ich, ihre Wunderkraft an ihr bewähren. —

Nun grüßen Sie aber den armen Heine aus tiefstem Herzensgrund von mir Nächstens — sagen Sie ihm — würde ich ihm schreiben; dann füge ich aber auch wieder ein Briefchen an Sie bei, lieber Fischer. Sehr würden Sie mich verbinden, wollten Sie mir eine Nachricht von sich und Heine zukommen lassen: ach Gott, wenn ich an Euch denke, da thut mir es recht schmerzlich weh, so weit von Euch entfernt zu sein. Nun denken wir nur recht oft aneinander und lassen wir dann und wann etwas von uns hören! Adieu, lieber, treuer Freund! Seien Sie meiner dankbarsten Erinnerung für immer versichert und schließen Sie auch mich aus einem freundlichen Angedenken nicht aus! Wenn Sie Etwas über mich beruhigen kann, so wiederhole ich Ihnen nochmals, daß, ist erst meine Frau wieder bei mir, ich Nichts bedaure, Nichts zurückwünsche, außer die wenigen lieben Freunde, unter denen Sie und Heine — fast einzig — begriffen sind. Im Uebrigen bin ich froh und glücklich, müßte ich mich auch noch so sehr begnügen, meine Freiheit gerettet zu haben und meine besten Kräfte nicht mehr so fruchtlos vergeuden zu müssen, wie dies unter dem widerlichen Dresdener Hofintendanten-Despotismus der Fall war. Ich lebe nun ganz meiner Kunst. Also leben Sie wohl, seien Sie ruhig über mich und erhalten Sie mit Ihrer Gesundheit mir Ihr freundschaftliches Andenken. Ihr Richard Wagner.

VIII.

Mein lieber Bruder Fischer! Wohl hätte ich Dir sogleich Deinen Herzensbrief, in dem Du mich zu Deinem Bruder machtest, beantworten sollen, um Dir meine Freude darüber auszudrücken; konnte ich aber nicht mit Recht annehmen, daß ich dieser Freude Dich nicht zu versichern hatte, daß Dein eigenes Herz es Dir besser sagen würde, als Feder, Tinte und Papier es vermögen, wie dankbar und froh ich Deine Ergießungen aufgenommen, wie glücklich sie mich gemacht? Grüße, Küsse und Ausrufe hat Dir Heine mitgetheilt, auch wohl wie es sonst mit mir steht. Ganz neuerdings kannst Du auch Manches von ihm über mich hören, was ich daher nicht hier zu

*) Wagners erste Gattin, geb. Minna Planer, von der er nach 25jähriger Ehe geschieden wurde, für die er aber ein warmes menschliches Interesse bis zu ihrem Ableben bewahrt hat.

wiederholen habe; es ist mir daher lieb, von mir nicht viel reden zu brauchen und dafür will ich nun Dein Loblied singen:

Wie kommt es, daß wir Beide zusammenhielten und noch zusammenhalten, trotz so manchen Unterschiedes? Daß Du meines Gleichen in anderen Beziehungen zu allen Teufeln wünschst, mich aber liebst und mir Gutes gönnst? Daß ich Bielen, die in Manchem Dir ähnlich sind, unbarmherzig immer zu Leibe gehen möchte, jetzt aber nichts lieber wünschte, als Deinen dicken Leib recht inbrünstig umarmen zu können? Das will ich Dir genau sagen: es kommt daher, weil Alles, was bei uns einem am andern nicht gefällt, nicht dessen innerstes Wesen, sondern nur durch äußere Lebensverhältnisse gerade so gefügte Besonderheiten sind, die in der Berührung mit diesem Leben gerade diese oder jene Außenseite annehmen, mit der wir in diesem Leben uns an einander rennen und stoßen: wenn man nun so recht heftig zusammengeprallt ist, so tritt der Moment ein, wo entschieden werden muß, ob man sich vollends ganz von einander abstoßen soll: und wie mir wird auch Dir es oft in Deinem Leben vorgekommen sein, daß wir bei einmaligem Zusammenstoß mit gewissen Leuten gefunden haben, wie es besser sei, diese Leute nun ganz bei Seite liegen zu lassen, weil wir eben bei der Gelegenheit erkannt haben, daß unser ganzes inneres Grundwesen verschieden ist, daß der Eine aus warmem Herzensantriebe, der Andere aus verzehrendem Egoismus handelt. Wo es uns aber gelüstet, immer einmal wieder zusammen zu rennen, daß die Haare darum herfliegen, da geschieht es gerade deswegen, weil es uns reizt, den Menschen recht ohne Haare zu sehen, denn wir wissen, daß gerade dieser Mensch uns grundverwandt ist, und die Haare, die man fahren läßt, sind nichts anderes, als die durch Verschiedenheit des Alters, der Erziehung, Lebensrichtungen, Stellungen u. s. w. uns angeflogenen Außenseiten, die bei solch hitzigem Anstoß dahin gehen, woher sie gekommen sind, — gewissermaßen zum Teufel. —

Ich habe Dich oft einen Philister genannt: nun haben wir aber auch z. B. Reiffiger einen Philister genannt. Bist Du Reiffigers Genosß und ihm ähnlich? Bewahre der Himmel! Dir ist Reiffigers Grundwesen so zuwider wie mir, — und warum? Eben weil das Philisterwesen sein Grundwesen ist, — weil er — bei aller Begabtheit — charakterlos, neidisch, feig und unterwürfig ist; weil so ein Mensch, der schwach und ohne Muth ist, nicht etwa um einer Sache willen, sondern um seines lieben Ich's wegen, das er selbst nicht zu vertheidigen vermag, Alles so erhalten wissen will, wie es ihm und seiner Laune eben am bequemsten ist. Adieu! zu solchen Leuten gesellt sich, wer ihnen gleich ist, aber Niemand anders kann mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. — Nun liebster Bruder Fischer, das ist doch gerade Dein volles Gegenheil! Was hat uns denn immer zusammengehalten, als die Liebe (und Freude an unserer Kunst)? Der Eine verstand sie so, der Andere so, aber immer verstanden wir sie doch aus dem Herzen heraus; — sie war uns doch immer der Zweck und nicht das Mittel. Dich hatten nun Dein Leben, Dein Alter und Deine Erfahrungen dahin gestellt, daß Du, der schlechten Kunstwirthschaft unserer Zeit gegenüber, an das Erhalten des Guten denkst, was Du für Dich daraus gerettet hast: Du lässest die Lumpen links und rechts liegen und sammlest das Gesunde, wo es Dir noch begegnet, um Dich daran, wie aus einer Erinnerung her — zu erquicken und Dich persönlich vor der allgemeinen Fäulniß zu bewahren. Bei aller Liebe zur Sache wirkst Du hierbei doch aber etwas Egoist; Du denkst: ei was! lassen wir den Dreck, Dreck sein, für mich halte ich mich noch daran, was gut und herztärend ist. Du wärst in Gefahr, hierin ein ganz eigensüchtiger Mensch, ja ein wirklicher Philister zu werden — wenn nicht ein Anderer, jüngerer und wilder Kerl käme, — der den Dreck nicht Dreck sein lassen will und mit beiden Händen aufzuräumen sucht. Der macht nun für jetzt lauter Gestank um Dich her; Du ärgerst Dich und willst dem Ruhestörer zu Leibe gehen: nun fliegen die Haare, Du erkennst Deinen Mann und kannst am Ende nicht anders, als den Ruhestörer von Herzen so lieb zu gewinnen, als Du mich. So ist's: uns trennen nur zufällige Dinge, wie Alter und Neuherrlichkeiten des Lebens, vielleicht auch selbst

der Fähigkeiten: nicht aber das, was uns beiden nothwendig ist und das ist das innere Wesen. Du liebst dasselbe, was ich liebe. Du siehst es nur etwas anders, als ich, weil Du eine ganz andere Brille hast; Du willst endlich Ruhe haben und ich will endlich Unruhe haben. Daß Du mich aber lieben kannst, das rettet Dich vom phüliströsischen Egoismus, in den Dich der Teufel gern hineinziehen möchte, vor dem Dich aber Dein frisches, warmes, wahres Herz bewahrt. Für mich aber kann gar nichts befeligender sein, als daß gerade so ein alter, ehrlicher Kerl, wie Du, mich liebt, und so schließe denn auf den Grad der Erwidrerung Deiner Liebe meinerseits. Nimm Dir Urlaub und überzeuge Dich davon, wenn Du es nicht glauben willst.

Wie mir's geht, wird Dir Heine sagen. Der Ernst des Lebens meldet sich, d. h. ich weiß nicht recht, wovon ich eigentlich leben soll: das ist ja so heut zu Tage der „Ernst des Lebens“ und etwas Anderes versteht man nicht darunter. Dich interessirt meine Pariser Oper so sehr? Ja es ist auch gar nicht übel, nur im besten Falle ist dies immer eine Angelegenheit, die sich nicht so schnell macht. Das erste beste französische Textbuch kann ich nicht componiren: von meinen Textideen paßt keine für Paris, wenigstens nicht, wie es jetzt ist. Wenn es dort so wäre, wie es sein sollte und wie es sehr wahrscheinlich auch bald einmal sein wird, da wüßte ich schon was: Du wirst erschrecken, wenn Du es hörst, deshalb laß Dir's von Heine mit einigen Kostümverzierungen beibringen. Den Plan, Dich selbst als Chordirector zum Opernstoff zu nehmen, habe ich bereits aufgegeben. — Wenn mir es möglich ist, d. h., wenn ich Geld habe, reise ich im Januar nach Paris: da soll im Conservatoire-Concerte die Overture zu Tannhäuser gespielt werden, vielleicht vereinige ich mich auch bei dieser Gelegenheit mit meinem Dichter über einen Plan. Große Lust zu Paris habe ich nicht, denke ein wenig darüber nach und Du wirst begreifen, warum? Ich denke bei Paris eigentlich nur an meine Gläubiger. —

Heute ist hier ein Concert, worin das große Duett aus dem 2ten Acte des fliegenden Holländer gemacht wird, auch eine Fantasie für Klavier und Clarinette über Tannhäuser. — Im Uebrigen lebe ich hier so, wie es immer meine Gewohnheit war, d. h. sehr häuslich und zurückgezogen und froh bin ich, daß ich meine gute Frau bei mir habe. Mein Umgang besteht aus lauter hier ansässigen Schweizern; daß deutsche Flüchtlinge hier sind, merke ich kaum. Schön ist's hier und arbeiten möchte ich nach Herzenslust, wenn ich erst mein Auskommen ein wenig gesichert weiß. Viel habe ich im Kopfe was zu seiner Zeit wohl auch schon noch den gehörigen Weg zur Oeffentlichkeit finden soll. Meine letzte Schriftstellerarbeit habe ich dieser Tage vollendet: nun geht es nur noch an künstlerische Werke.

Dein Portrait hat sich meine Frau nicht nehmen lassen: es hängt über dem Nähtisch ihr gegenüber, und freut mich immer, so oft ich's ansehe. Ach Gott! wie wird's denn nur noch mit dem lieben Deutschland werden? Ich weiß von aller Welt nichts, denn vor Allem lese ich fast gar keine Zeitungen mehr. Ob wir uns denn bald wieder einmal zu sehen bekommen? — Lassen wir wenigstens oft von einander hören: das ersetzt doch etwas!

Hoffen wir! Wer das Herz auf dem rechten Fleck behält, dem gehört die Zukunft: wer verzagt, der hat sein Theil hin und trägt es immer mit sich herum — nämlich in den Hosen. Wenn ich erst einmal verzage, dann — leb wohl Welt! Besser tod als lebendig! — Lieber Bruder, — sollten die Dinge bleiben wie sie sind, und Du wirst einmal pensionirt, so laß Dich bei uns in der Schweiz nieder! —

Leb wohl für heute! Nimm einen herzlichen Kuß und behalte mich lieb, — was Dir ganz gut steht, — besonders in meinen Augen! Minna grüßt ganz ungeheuer! Leb wohl! und laß bald hören Deinen treuen Bruder

Zürich, 20. November 1849.

Richard Wagner.

(Fortsetzung folgt.)



Illustrierte Bibliographie.

Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Zimmermann. Herausgegeben von Adolf Strodtmann. Illustriert von Ernst Dösch. Berlin, G. Grote.

Man darf es wohl als ein Zeichen des Absterbens betrachten, wenn eine Dichtung mit Anmerkungen versehen herauskommt. Nur der Faust hat das überstanden — hat, Dünker und Löper zum Troste, in den letzten Jahren eine förmliche Verjüngung seiner Anziehungskraft an den Tag gelegt. Aber im Allgemeinen schreibt der Commentator wohl dem Buche auch gleich seinen Todtenschein. In gewissem Sinne ist das gewiß natürlich; wo sich das Bedürfniß nach Erklärungen geltend macht, da kann die Dichtung nicht mehr so unmittelbar wirken, wie wenn das Verständniß bei dem Leser von vorn herein da wäre. Allein es spricht hier doch noch ein anderer Umstand mit, der einer Eigenthümlichkeit unseres Volkes entspringt. Wir haben in Deutschland kein eigentliches Publikum von literarischer Bildung; für die überwiegende Masse der sogenannten Gebildeten ist Literatur ein Nebenbing: im besten Falle der Zeitvertreib müßiger Stunden, aber kein Gegenstand, der ernsthaft genommen zu werden verdient. Es gilt nicht für eine Schande, in literarischen Dingen unwissend zu sein. Haben wir in Bezug darauf nicht die beschämendsten Erfahrungen gemacht. Unter den Blicken der Nation, auf dem Landtage, dem Orte der allergrößten Oeffentlichkeit, hat ein Cultusminister es ruhig ausgesprochen, daß er den Simplicissimus, den Roman, der als Muster seiner Gattung klassisch ist, nicht kenne — ganz unbefangen, offenbar ganz frei von der Vorstellung, daß ein Mann von Bildung, und zumal ein Mann in seiner Stellung dergleichen Dinge kennen müsse. Man hat ihm dieses Geständniß nicht geschenkt, aber darum ist dasselbe nicht minder bezeichnend, und Mancher von den Spöttern hätte dabei wohl eine Mahnung im eigenen Busen empfinden dürfen. Solche kleine Vorfälle wiederholen sich übrigens häufig genug. Neulich erst hat man im Reichstage von der Schönen Melusine in einem Tone gesprochen, der keinen Zweifel daran aufkommen

ließ, der Nedner hatte diese herrliche Blüthe der Volksdichtung, die doch wohl auch klassisch ist, so zu sagen — für eine Schöpfung gleich Nennchen der schönen Pfarrererküchlin und ähnlichen Erzeugnissen, die ihr Titel schon hinreichend kennzeichnet. Thatsachen woran man sehen kann, wie langsam selbst die mächtigste Behandlung auf das Wesen eines Volkes wirkt. Seit mehr denn hundert Jahren haben wir eine Literatur — an der Lessing und Goethe gearbeitet haben — und noch heute gilt diese Literatur bei ernsthaften Leuten kaum für salonfähig. Noch heute hat — wir wiederholen es — diese Literatur, wohl einzelne Leser, aber kein Publikum. Noch heute besitzt sie nicht die allgemeine Achtung, die ihr als dem Abschlusse jeder Kunst zukommt. Um jene heranzuziehen, dazu gehört eine gewisse Tradition — und wir werden wohl noch Jahrzehnte vergehen sehen, ehe diese sich eingebürgert hat.

Diese Betrachtung steht mit dem Buche, das den Gegenstand dieser Anzeige bildet, in näherem Zusammenhange, als vielleicht zunächst ersichtlich ist. Immermanns Münchhausen ist ein schlagendes Beispiel dieses Mangels an Tradition — oder an Bildung im deutschen Publikum. Ein Buch das seiner Zeit den größten Erfolg gefunden hat, und das man dann hat verstümmeln müssen, um dem späteren Geschlecht wenigstens



Carlos der Schmetterling.
Aus Immermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

einen kümmerlichen Rest schmachhaft zu erhalten. Kalte Hochzeitschüsseln! — Es giebt ja noch genug Leute, die das Erscheinen des Münchhausen erlebt haben; und wenn man es von denen nicht hörte, so braucht man nur einmal einen Blick in die Briefwechsel jener Zeit geworfen zu haben, um sich zu überzeugen, wie gewaltig der Eindruck war, den der Roman in den Kreisen der Gebildeten hervorbrachte. Unendliches Gelächter erscholl über die Opfer dieser Satire; und in dem Munde der Zeitgenossen findet man noch lange — was immer ein Zeugniß großen Erfolges gewesen ist — Wendungen und Anspielungen daraus als geflügelte Worte. Nach langem Taften und Nachbilden hatte Immermann endlich seine persönliche Note angeschlagen; man erwartete das Größte von dem Manne, der grade auf der Höhe der Kraft stand — da rafft ihn plötzlich ein überraschender Tod hinweg. Verhängnißvoll auch für sein Werk. Es war vergriffen, und der Verleger — es ist bezeichnend und könnte sich auch heute noch ereignen — wagte lange nicht, eine neue Auflage zu veranstalten. Jahre vergingen, ehe es dazu kam, und die rechte Stunde war wohl verstrichen. Die Leute, die einst nach Exemplaren davon verlangt hatten, mochten sich mittlerweile wohl getröstet haben — andere Interessen hatten sich vorgebrängt; schon damals scheint der Münchhausen „Literatur“

geworden zu sein — nicht mehr recht lebendig für seine Leser. Es hat etwas Tragisches; wenn man den Dichter so um das Fortleben in seinem Hauptwerke betrogen sieht. Und dann kam noch das Letzte, für die klein gewordene Gemeinde seiner Verehrer der härteste Schlag. Immermanns Witwe, jene Marianne, von der man sich erzählte, sie gleiche in eigenthüm-



Emerentiens erste Liebe.
Aus Immermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

lichen Zufalle völlig der Lisbeth aus dem Oberhofe, in der Immermann sich ahnend das Bild der künftigen Braut geschaffen — sie gab ihre Zustimmung zu der Verstümmelung des Romans, zur Herausgabe jenes Bruchstücks, das jetzt eigentlich allein noch gelesen wird. Sagt man doch kurzweg der Oberhof, als ob es einen Münchhausen nie

gegeben hätte. Das ist der armen Frau damals schwer verübelt worden, mehr vielleicht als billig; denn nach Briefen, die man hie und da noch findet, scheint sie eine ernste, tiefe Natur gewesen zu sein, deren Schmerz über den Verlust des Gatten, obwohl wortlos, man doch zu vernehmen und als würdig zu erkennen glaubt. Ob sie dem



Der Syndikat.
Aus Zimmermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

Andenken des Verstorbenen genützt oder geschadet hat durch die Herausgabe des Bruchstückes — das ist heute wohl eine müßige Frage. Jedenfalls wird man ihr anerkennen müssen, daß sie ihm zu dienen dachte, indem sie wenigstens einen Theil rettete, da sie das Ganze verloren gab.

Andererseits ist wohl kein Zweifel, daß das eigentliche Kunstwerk damit geschädigt worden ist. Es ist immer ein waghalsiges Unternehmen mit Scheere und Kleistertopf über ein so reiches, so durchdachtes Werk herzufallen. Man braucht es sich bloß zu vergegenwärtigen, wie roh und unkünstlerisch es wirkt, daß man sich den Gaben der Handlung, ja hier und da den Einschluß der wichtigsten Motive aus nüchternen Anmerkungen zusammenstoppeln muß. Und dann gilt doch auch noch ein Gesichtspunkt, den eine Aesthetik, die wohl noch nicht ganz verschimmelt ist, die Oekonomik einer Dichtung nennt. Die Geschichte von Oswald und der blonden Lisbeth und von dem Raube des Schwertes Caroli Magni — das ist Alles sehr schön, das ist auch so noch eine Zierde unserer Literatur — aber es ist doch auch nur eine Geschichte, wie andere mehr. Und in dieser Vereinzelnung kommt die Bedeutung dieses Theiles, besonders die literarhistorische, viel zu wenig in Betracht. So ist es die alte Geschichte von dem jungen Königssohn und dem schönen Schäferkinde — ein wenig anders gefaßt, aber doch auch schon etwas altfränkisch. Und die Zugabe ist eine einfache Dorfgeschichte, die sich heute wohl gar der erste beste Blaustrumpf noch hinzuschreiben getraute. Es fehlt eben der Theil, in dem man die rechte historische Beleuchtung gewinnen kann, über dem Einem erst Bewußt wird, was das heißen wollte, in jener ungewissen, noch mit Absterbendem ringenden Zeit, so etwas zu schaffen. Etwas, was damals neu, unerhört war.

Als das Meisterwerk seiner Periode bildet der Mönchhausen die Landmarke einer neuen Gattung in der erzählenden Literatur. Er ist das erste bleibende Denkmal des neuen Realismus. Und zugleich ist er der letzte Roman großen Stiles, der zum Mindesten seiner Anlage nach neben den Pantagruel, den Don Quixote u. s. w. gesetzt werden muß. Unter Zimmermanns Hand ist der unsterbliche Jagdjunker und sein Preis zum Urtilbe alles Ungefunten und Verlogenen in unserm Jahrhundert geworden, ein ungeheuerliches Herrbild in dem kaum ein Zug fehlt. Es ist hier nicht der Ort zu einer eingehenden Würdigung dieses Unternehmens. Nur das möge gesagt sein, daß das bisherige Urtheil über den Mönchhausen wohl nicht für alle Zeit gültig bleiben wird. Jene halbe, verlausulirte, fast widerwillige Anerkennung ist schwerlich Gerechtigkeit. Oder ist es wahr, was ein Literaturhistoriker gesagt hat, dem satirischen Theile fehle es an Poesie? Ist es denn nichts, seine Gestalten bis auf die nebensächlichsten so unfehlbar hinzustellen, wie es hier geschieht, solche unvergleichliche Typen zu schaffen, wie den Baron und Emerentia und Carlos den Schmetterling und wie sie alle heißen — wenn das nichts echt Poetisches ist, so ist es recht täuschend nachgemacht. Was eher fehlen mag, das ist die rechte Freiheit, der Uebermuth — alle diese Capriccios sind nicht toll genug, der Verfasser ist zu feinführend und gebildet und zeichnet nur zu oft mit feinen Strichen, wo ein grober Abriß weit wirksamer wäre.

Es ist ein jämmerlich Ding um den Wit. Kein anderes Erzeugniß des Menschengeistes veraltet so schnell und unverehont. Und vollends die literarische Satire! Wie viel Meisterwerke dieser Gattung können wir herzählen, wenn wir nur bis auf Lessing zurückgreifen — und wie wenige sind noch frisch. Je gründlicher eine mit ihrem Opfer ausgeräumt hat, desto gegenstandsloser ist sie für uns geworden. So geht es auch dem Mönchhausen. Wie furchtbar ist er mit Semilajo und mit Raupach und mit all' jenen Thebanern umgegangen, die damals das Entzücken Deutschlands bildeten! Aber was sind uns Semilajo und Raupach! Namen ohne Inhalt, an die sich keine Vorstellung knüpft — so todt, daß man sich immer erst selbst daran mahnen muß, dieses unbarmherzige Pöhnren sei kein Windmühlentritt, sondern seiner Zeit eine ernsthafte und angemessene Sache gewesen.

Beim Mönchhausen liegen die Umstände sogar besonders übel. Jene Zeit geheimnißte gern, und Zimmermann hat auch darin das Seinige gethan. Er ist dadurch geradezu dunkel geworden. Schon 1840 hat man sich ernsthaft gestritten, wer mit

dem Ehinger gemeint sei — ohne zu einer Lösung zu gelangen. „Zinnermann hat das Geheimniß mit in das Grab genommen“, seufzen die Alten. Für uns ist gerade das nicht eben ein Verlust; aber diese ganze Richtung schwächt doch die Kunstwirkung. Geheimnisse und Räthsel gehören nun einmal nicht in einen Roman.

Bei uns in Deutschland, wo sich schon Schlegel beklagen mußte, daß Niemand es verstehe, den Mißgigang als Kunst zu betreiben, haben wir wenig jener Spintifirer, die über allerlei verstaubten Räthseln zu brüten lieben. Für den Selbstsamleitskrämer echter Zucht, wäre gerade im Münchhausen ein reiches Gehege. Als Frucht jahrzehntelangen Schreibens könnte dieser dann eine jener Ausgaben veranstalten, wie man sie besonders in Frankreich liebt, und von denen unsere Hempel'sche Goethe-Ausgabe nur ein verpöbeltes Abbild ist. Ein Liebhaberbuch in entsprechender Ausstattung — nicht auf dem bei uns so häufigen lappigen Papier mit Holzschnitten in Duzendbänden — mit grünlichen und dabei doch anmutigen Vorreden und Erläuterungen, gelehrt und doch spielend, wie nur der Liebhaber schreiben kann. Vielleicht ist Strodtmann, dem wir die vorliegende Ausgabe nachträglich noch zu danken haben, ein solcher Spintifirer gewesen. Aber die müßigen Augenblicke dazu mögen dem Vielbeschäftigten wohl nur lärglich zugemessen gewesen sein — und dann ist wohl auch Deutschland nicht der rechte Boden für solche Ausgaben: jedenfalls ist ganz etwas anderes daraus geworden, als oben angedeutet wurde. Wie weit Strodtmann dabei selbst theilhaftig gewesen, ob er die Arbeit druckfertig hinterlassen, wofür allerdings das Vorhandensein der Einleitung spricht — darüber kann man nur Vermuthungen hegen.

Es ist schließlich auch eine Frage, die nur den persönlichen Verehrer Strodtmanns etwas angeht. Wir nehmen das Buch, wie es geboten wird, und halten es auch so für eine höchst dankenswerthe Gabe. Sein Wesen trifft man vielleicht ziemlich genau mit der Bezeichnung „Ausgabe für Frauen.“ Es soll dadurch nicht herabgesetzt werden, es soll nur gesagt werden, daß dabei ungefähr die Kenntnisse und das Verständnis einer gebildeten Frau als Maßstab angenommen worden sind. Dem entspricht zum Beispiel der Umstand, daß Fremdwörter aus klassischen Sprachen erklärt werden. Und dann auch die ganze Art der Anmerkungen. Fehler oder Mißverständnisse sind kaum auszufügen, auch ist wohl auf alles Wesentliche Bezug genommen — aber für einen Mann sieht das Alles etwas dürrig aus: es fehlt die eigentliche die Fülle des Materials, es wird eben erklärt und weiter nichts. Das macht den Eindruck, als würde man in einer Wachsfigurenbude herumgeführt, und man findet sich vielleicht in der Erwartung, womit man das Buch zur Hand genommen, enttäuscht. Doch das ist nun einmal nicht zu ändern und so klagen wir lieber unsere Erwartung an. Wer hieß uns in Deutschland, wo die Männer glauben, wahrhaftig Besseres zu thun zu haben, als daß sie alte Bücher lesen — lesen sie doch kaum die neuen — wer hieß uns da etwas anderes erwarten, als eine Ausgabe für Töchter höherer Stände. Seien wir diesen wenigstens dankbar, wenn sie einen Augenblick ihrem Eheren untreu werden, und streuen wir ihnen Rosen auf den Pfad in das Nebelland der vierziger Jahre. Wünschen wir dem alten Schall Münchhausen, daß er sich einige Freundinnen unter ihnen erwerbe. Im Grunde ist seine Rede ja gar so schwer nicht, und sie ist nichts weniger als trocken. Es steckt eine Fülle echten Humors darin, allerdings von der stillen Gattung, die nicht lärmend lacht. Aber es ist entschieden ein Verlust für Jeden, nicht mindestens Carlos den Schmetterling zu kennen und sein zartes Verhältniß zu Emerentien, vorbehaltslos „fernerweiter guter Verköstigung“. Schließlich ist es ja doch dasselbe gesunde Gefühl und volle Talent, das den Oberhof geschrieben hat. Und dann lohnt es sich doch wohl auch einer kleinen Mühe einiger Stunden, die Dichtung vollständig kennen zu lernen, welche man einmal den einzigen Roman von wirklichem Kunstwerthe genannt hat, den unsere Zeit hervorgebracht habe. Den einzigen! ein großes Wort, über dessen Anwendbarkeit man doch wenigstens sich eine Meinung zu bilden versuchen muß. Aus dem Oberhof allein aber kann man kein Urtheil

schöpfen, dazu muß man auch das Gegenbild der Idylle kennen, die Fassung, die jene Perle hebt.

Zum Schluß sei wenigstens mit einem Worte noch der Illustration dieser Ausgabe gedacht. Sie entspricht dem, was man von den Groté'schen Ausgaben zu erwarten gewöhnt



Müller von Streef auf dem Helikon.
Aus Zimmermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

ist, sie leistet vielleicht sogar noch etwas mehr. Es mag wohl ein Entschluß dazu gehört haben, an diese Aufgabe zu gehen, nachdem Gautier seinen Theil derselben in so vorzüglicher Weise gelöst und soviel Anklang gefunden hat, daß man seine Auffassung beinahe als typisch betrachtet. Ernst Dofsch, der Zeichner der hier vorliegenden Illustrationen,

ein Düsseldorf, braucht indeß sein Unternehmen nicht zu bereuen: seine Blätter vertragen es, neben die seines Vorgängers gelegt zu werden. In dem satirischen Theile findet er vollends ganz frischen Stoff, in dem er sich behaglich ergehen kann. Hier entfaltet er viel gute Laune und einen Sinn für das Historische, der angenehm



Auf dem Schredenberge.
Aus Zimmermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

berührt. An der Auffassung der Persönlichkeiten würde man hier und da mäkeln können — aber es ist ja eine alte Erfahrung, daß die Auffassung es nie Allen recht machen kann. Vielleicht giebt es in der ganzen Illustrationskunst nur einen einzigen Typus, gegen den sich kein Widerspruch erhoben hat, der maßgebend geworden ist, und den alle späteren Zeichner festgehalten haben: das ist Schrödters

Don Quixote. Im Uebrigen — von Cornelius bis auf Kaulbach und Seiß und Doré und alle die Andern: Keinem ist der Vorwurf erspart geblieben, seine Auffassung sei verfehlt. Es giebt nicht einmal ein Gretchen. Und so mag es denn hingehen, wenn Hofsch den alten Baron behaglicher und den Schulmeister Agesel besser genähert gesehen hat, als ein Anderer sich die Weiden vielleicht gedacht hat. Gegen Carl Buttervogel wird schwerlich jemand etwas einzuwenden haben. Sieht er nicht ganz so aus, als schriebe er gerade in sein berühmtes Tagebuch: „Abends zwölf harte Eier gegessen äußerst selig zu Bette gegangen?“ Die junge Emerentia, die sich vor dem Rußnader als einstige Geliebte des Fürsten von Hesselkronn träumt, und die Gealterte, vor dem vermeintlichen Prätendenten, der Baron im Schwärmen für die Luft-Verdichtungs-Actien-Gesellschaft und Mynher von Stref im heilikonischen Kaufsch — nach gefeilter Holländer Weise — das Alles sind hübsche, durchaus gefällige Bilder, die alte Freunde Müinchhausens kaum enttäuschen und vielleicht neue anlocken. — Die Holzschnitte (von H. Raeseberg und G. Treibmann) sind vorzüglich in ihrer lichten, scharfen Weise. Alles ist nur gerade angelegt, ohne nach Effecten zu haschen, Alles ist deutlich, sauber und richtig. Die Ausstattung ist die bekannte: guter Durchschnitt, wie es die Verlagsbuchhandlung zu geben pflegt, nicht prächtig, aber auch nicht schäbig-elegant, keine bunten Leisten aber guter Druck, der Einband in dem ewigen schreienden Roth, aber wenigstens haltbar und nicht allzureich vergoldet. —ck.

„**Rochbrunn, Wiesbadener Thermalwasser,**“ so lautet die Ueberschrift einer umfassenden, diesem Hefte in Form eines Prospectes beigelegten Darstellung, mittelst deren die „Städtische Cur- und Brunnen-Direction Wiesbaden“ die Aufmerksamkeit der Leser von „Nord und Süd“ auf die Wunderkraft der Wiesbadener Thermen hinführen will. Das Studium dieses Prospectes sei allen dringendst empfohlen, deren Gesundheitszustand eine Wiesbadener Cur „angezeigt“ sein läßt, und allen jenen „malados imaginarios“, denen es ohne eine Badereise „nicht wohl ist.“ Diese Letzteren werden in der reizenden Umgebung der Taunusstadt, in dem Behagen, welches diese selbst bietet, in der Fülle anregender „Veranstaltungen“ seitens der Cur-Direction, nicht minder wie die ernsthaft Leidenden zu dankbaren Freunden Wiesbadens werden. Wir, die wir in beiderlei Eigenschaft das Glück hatten, der Segnungen des Ortes theilhaftig zu werden, tragen gleichfalls nur den Hohn der Dankbarkeit ab, wenn wir, anschließend an die Ankündigung der Cur-Direction, an dieser Stelle einem Hinweise auf die herrlichen Wirkungen Wiesbadens Raum geben.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen u. s. w. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Von dem ansprechenden Werke liegt die 23. Lieferung vor, die Insel Wight, das Paradies des Landes, behandelnd. Francis Brömel hat einen sehr hübschen Text dazu geschrieben über Färingsford-House, Tennysons Landsitz, über Carisbrook, das Gefängniß König Karls, und über manches andere Interessante. Die Illustrationen sind wiederum sehr schön. —ck.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58²⁰ R.

Mühlbrunn . . 44⁵⁰ R.

Schlossbrunn . 44⁰⁰ R.

Theresienbrunn . 48³⁰ R.

Neubrunn . . . 49³⁰ R.

Marktbrunn . . 39⁰⁰ R.

Russ. Kronquelle 28³⁰ R.

Felsenquelle . 47⁰⁰ R.

Kaiser Karls-Qu. 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

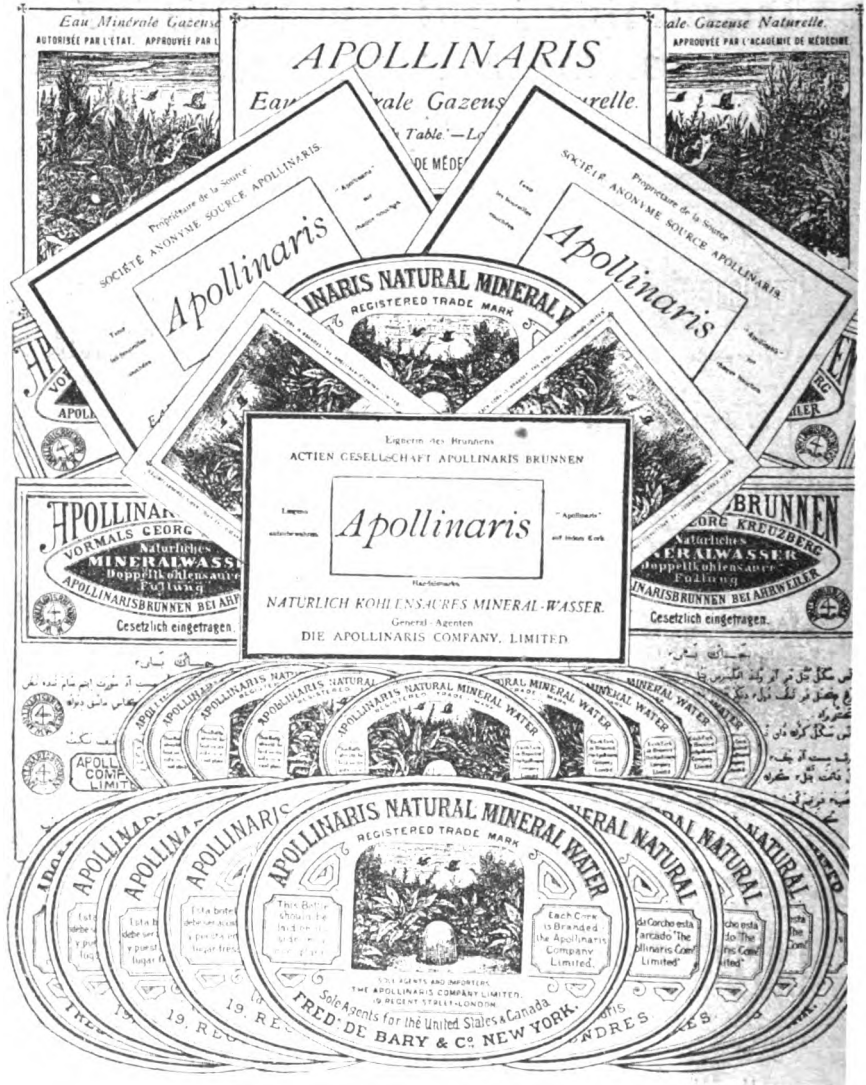
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-Preussen.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

W. C. Willenbüch

Band 26. — Heft 77.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

August 1883.

Inhalt:

	Seite
Ernst Wichert in Königsberg.	
Fanchon.....	145
U. Brückner in Dorpat.	
Joseph II. in Rußland i. J. 1780.....	196
Anton Theobald Brück in Osnabrück.	
Lachen und Weinen.....	215
Wassili Wereschagin.	
Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge. (Schluß.)....	228
f. v. Duhn in Heidelberg.	
Ueber die Wanddecoration eines römischen Hauses im Garten der Farnesina.....	245
Briefe von Richard Wagner an W. Fischer.....	254
Bibliographie.....	271

Hierzu ein Portrait von Ernst Wichert. Radirung von
Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Max Cohen & Sohn. (Fr. Cohen) in Bonn. (La Madonna di San Sisto.)
A. G. Lieberkind in Leipzig. (Zur Mitnahme in Bäder und Sommerfrische.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

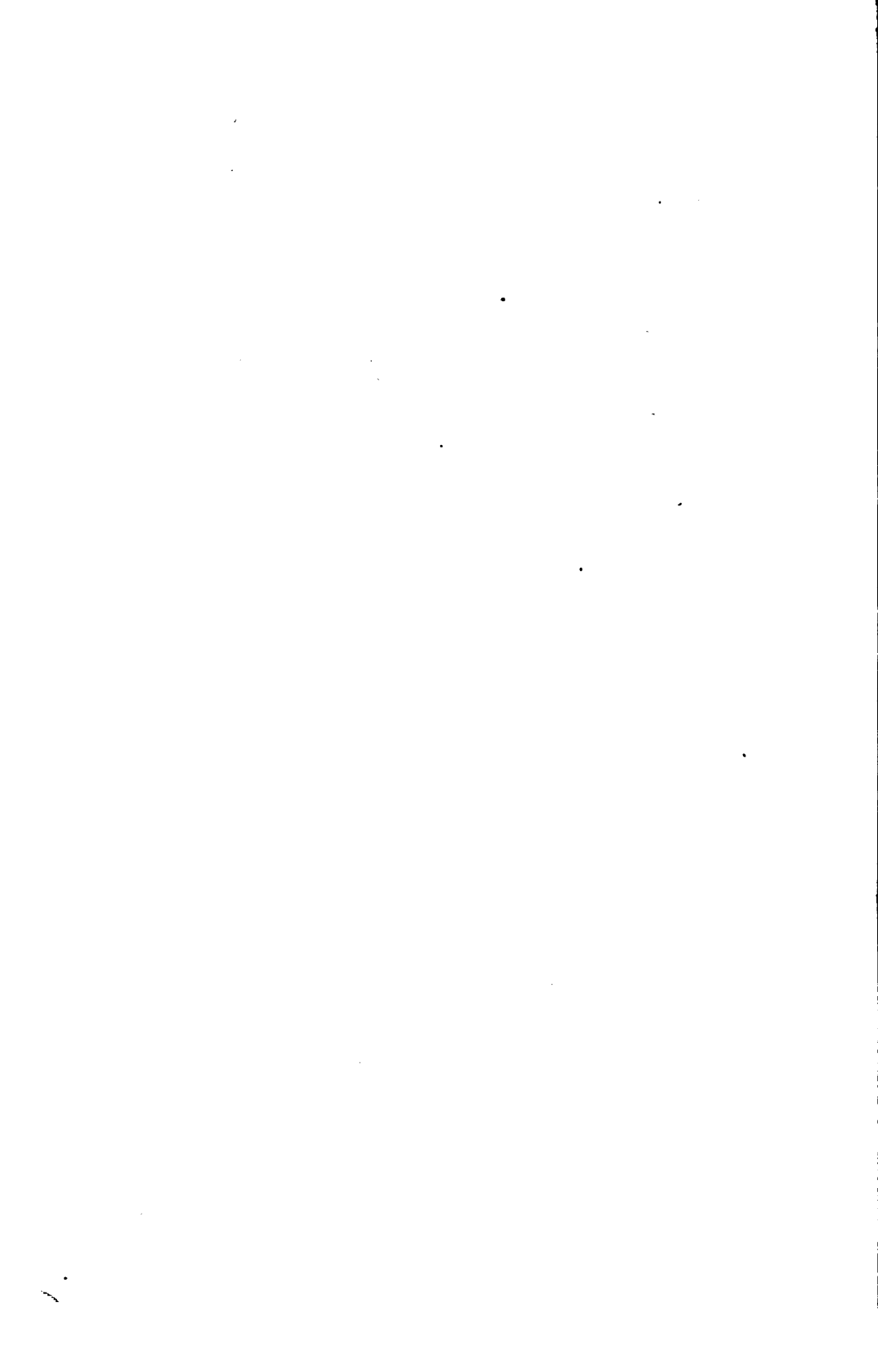
XXVI. Band. — August 1883. — 77. Heft.

(Mit einem Portrait in Abtragung: Ernst Wichert.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





f a n c h o n .

Novelle

von

Ernst W i c h e r t .

— Königsberg —

Die nördlichste Stadt Preußens, das freundliche Memel, hat bekanntlich einmal vorübergehend die Ehre gehabt, die Residenz der preußischen Königsfamilie zu sein.

Freilich in der allerunglücklichsten Zeit, von der die preußische Geschichte zu berichten hat, und sehr zur Unehre der Monarchie Friedrichs des Großen, deren Glanz im Jahre 1807 gänzlich verblühen schien, nachdem in den Julitagen Kaiser Alexander seinen Verbündeten im Stich gelassen und zum Abschluß des traurigen Tilsiter Friedens mit Napoleon genöthigt hatte.

Bergebens hatte die Königin Louise sich vor dem Eroberer gedemüthigt. Nicht einmal Magdeburg konnte sie ihren Söhnen erbitten. An die Rückkehr nach Berlin war nicht zu denken, bevor das Land, soviel davon dem Könige verblieben, von den feindlichen Truppen befreit werden konnte. Eine ungeheure Kriegsschuld war erst zu berichtigen. Der Grundstein zu einem ganz neuen Staatswesen mußte gelegt werden.

Aber die kleine Seestadt am Ausfluß des kurischen Haffs in die Ditsche war nun einmal Residenz und richtete sich darauf so gut ein, als es eben gehen wollte. Noch jetzt zeigt man dort dem Fremden mit patriotischem Stolz die Häuser, die damals wohlhabende Kaufleute dem Königspar, den jungen Prinzen und dem dürftigen Hofstaat einräumten. Sie waren nichts weniger als schloßartige Bauten.

Seit jenen stürmischen Wintertagen, an denen die unglückliche franke Königin, im offenen Wagen, auf der Flucht die alte Poststraße über die kurische Hehrung passirt hatte, fehlte es derselben nicht an Lebhaftigkeit des Verkehrs. Der Aufenthalt der Königsfamilie, der Minister und militärischen Chefs in

Nemel bedingte ein fortwährendes Zu- und Abreisen der verschiedensten amtlichen Persönlichkeiten. Auch wurde damals auf dieser Straße die Verbindung zwischen Petersburg und dem Westen hergestellt. Von den Strapazen und Schrecken der im günstigsten Falle immer noch zweitägigen Tour durch die Sandwüste zwischen den zwei großen Wassern, meist in der Schälung der See, die sofort wieder die Wagenspur auslöschte, mitunter über unverlässlichen Triebsand, konnten die Reisenden, namentlich zur Herbst- und Winterzeit, nicht genug erzählen. War endlich der Fährkrug gegenüber der Stadt erreicht, so hatten sie oft noch halbe und ganze Tage zu warten, bis sie mit ihrem Gepäck über das stürmische Tief gesetzt werden konnten. Bei solcher Gelegenheit soll dort einmal August von Rokobue zu seiner und seiner Leidensgefährten Trost und Erheiterung das vielgesungene Gesellschaftslied: „Es kann doch nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond“ gedichtet haben. Doch das ist nicht unbestritten.

Jetzt an einem heiteren und warmen Augusttage sah das Landschaftsbild, das man von dem hochgelegenen Fährkrug aus überblickte, keinesweges trübselig aus. Der preussische Offizier, der dort vor der Thür stand, schien es wenigstens nicht mit Mißfallen zu betrachten. Richtete er das Glas, das er von Zeit zu Zeit dem in strammer Haltung einige Schritte hinter ihm haltenden Burtschen abnahm, auch vorwiegend in der Richtung der Poststraße, von woher er offenbar Jemand erwartete, so hatte er doch auch Augen für das freundliche Städtchen drüben, für die mit dem schlanken Leuchthurm besetzte Landspitze nach der See hinaus, für den Mastenwald auf dem die Stadt durchziehenden Dangeluß, die Citabelle und die durch eine Reihe von Schneidemühlen und vorgelegte Holzgärten weithin kennliche Uferlinie des kurischen Haffs. Die Sonne senkte sich schon dem Meere zu und überhauchte die wenig bewegte Wasserfläche und die Sandberge der Nehrung mit einem rosigen Schein, während der graublaue Schatten auf der Rückseite der letzteren sich immer mehr vertiefte.

Endlich ließ sich aus weiter Ferne ein Posthorn vernehmen. Es dauerte noch recht lange, bis die mit Bierem bespannte Kutsche durch den Sand zwischen den nächsten Dünen herankam. Es folgten einige Weichaisen mit halbem Berdeck und ein paar offene Bauerfuhrwerke, die mit allerhand Kisten und Kasten beladen waren, aber auch Passagieren einen kümmerlichen Sitzplatz boten. Die Gesichter der Reisenden erheiterten sich merklich, als sie endlich den ersehnten „Sandkrug“ vor sich hatten. Auf verhältnißmäßig rasche Beförderung über das Tief glaubte man heut rechnen zu können.

Der Offizier musterte aufmerksam die Ankommenden. In der eigentlichen Kutsche fand er nicht, was er suchte. Aber aus der zweiten Weichaise winkte schon von Weitem eine mit weißem Lederhandschuh bekleidete Hand. Raum hielt der Wagen, als ein Kamerad in Reiteruniform den grauen Mantel zurückschlug, seine lange Gestalt unter dem Berdeck her aufredte und ohne den Tritt zu berühren hinausprang. Die steifen Beine wären zusammen-

gedrückt, wenn ihn der Freund nicht aufgefangen und an seine Brust gedrückt hätte. „Bist Du's wirklich. Tobst?“ rief derselbe.

„Bist Du's wirklich, Erhard? antwortete die kräftige, jetzt freilich etwas trodene Stimme des andern.

„Es ist wahrhaftig ein Wunder zu nennen, wenn nach allen diesen Sährlichkeiten ein paar alte Freunde einander wiedersehen.“

„Aber wie erfährst Du, daß ich —“

„Auf der Commandantur. Man sagte mir, daß Du von Deinem General angemeldet seist. Du bringst Brieffschaften.“

„Ja wohl. Steht aber vermuthlich verdammt wenig Erfreulichs darin. Unser Regiment ist so gut wie aufgelöst.“

„Hat sich aber tapfer bei Heißberg geschlagen.“

„Und später bei Friedland auch, soviel davon noch zu Pferde saß. War doch alles umsonst. Na — davon wird noch bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Punsch zu erzählen sein.“ Er bog die langen Beine in den Knieen und streckte sie wieder, um die Beweglichkeit herzustellen. „Verdammte Fahrt in der Marterkutschke,“ rief er, indem er rechts und links den Schnurrbart ausstrich. „Will lieber achtundvierzig Stunden zu Pferde sitzen. Man weiß zuletzt nicht mehr, ob man noch seine zwei Stelzen am Leibe hat. Reißt Schritt für Schritt durch den tiefen Sand, und die Aussicht bald auf das blaue, bald auf das grüne Wasser — dabei die Hitze Mittags . . . puh!“

„War wenigstens das Nachtquartier gut?“

„Erbärmlich. Wenn nicht noch auf den Stationen und hin und her sonst unterwegs etwas Amusement mit den Schauspielern gewesen wäre . . .“ Er grüßte lachend zu dem Bauerwagen hinüber, der eben vor dem Krüge hielt und auf dem zwischen einem wohlbeleibten und einem hageren Herrn ein auffallend bunt costumirtes Dämchen saß. Das Gesicht verschwand beinahe in der weiten Rundung des Strohhuts, von dem ein blauer Schleier beständig den Hageren umwehte, aber die Augen leuchteten munter vor. Sie winkte mit dem gelbseidenen, von der Sonne verblichenen Schirm und streckte, als das Fuhrwerk stand, hilfesuchend die beiden Hände mit den starkdurchlöchernten aber mit zierlichen Schleichchen ausgepuzten Filethandschuhen vor. „Retten Sie, Herr von Barnekow,“ rief sie, „retten Sie!“ Es war in der That nöthig. Der Dicke hatte das Strohgefäß tief niedergedrückt; sie mußte in Folge dessen an ihm einen Halt suchen, während der Hagerer, der nun den Leiterbaum losließ, sie, auf der schrägen Fläche hinabgleitend, von der anderen Seite einklemmte. Der Offizier eilte denn auch zu und befreite sie aus ihrer schwierigen Lage. Sie trat nun mit den zierlichen Händeschuhen ohne Weiteres über den Dicken hinweg auf die Leiter und sprang ihm lachend in den Arm. „Mademoiselle Philippine,“ stellte er vor, „Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin vom Stadttheater zu Königsberg, unübertrefflich als Kammerzose und in Hosenrollen.“ Sie tippte ihm mit dem Schirm auf die Schulter, blinzelte coquett bald zu ihm, bald zu seinem

Gefährten hinüber und sagte: „Die Herren sollen hoffentlich in Memel Gelegenheit erhalten, mich zu bewundern. — Nun Dickerchen,“ wandte sie sich an ihren Begleiter im Wagen, „soll ich eine Winde holen lassen? Er braucht für seinen Paß einen starken Resonanzboden. Daß die Gagen nicht fett machen, sieht man an unserem Hauser. Er spielt aber auch das Fach der unglücklichen Liebhaber.“

„Sie sind in Memel dringend erwartet,“ versicherte der andere Offizier. „Ich weiß das zuverlässig, da ich mit dem Regisseur Steinberg und einigen andern Mitgliedern unseres Miniatur-Hoftheaters in demselben Hause wohne. Man kann mit dem jetzigen, allzu beschränkten Personal, nichts Rechtes spielen. Namentlich nach hübschen Operetten ist aber das Verlangen groß.“

„Hat man denn wirklich noch die Courage, das Schauspiel zu besuchen?“ fragte Herr von Barnekow.

„Was fängt die Gesellschaft mit sich an sieben Abenden in der Woche an?“ entgegnete jener. „Du glaubst nicht, was sich jetzt Alles in dem kleinen Städtchen zusammenstopft! So und so viel Prinzlichkeiten, Engländer, Russen, Schweden von den Gesandtschaften, höchste Militär- und Staatsbeamte und so weiter bis hinab zu allerhand abenteuerndem Gesindel, das in solchen Fällen nie fehlen kann. Und der Hof lebt sehr zurückgezogen. Eine Schauspielvorstellung hin und wieder einmal wird als wahre Erquickung empfunden. — Bisher war nur das Lustspiel vertreten; nun verspricht man uns auch die Operette, nach der allseitig Begehr ist. Man hofft durch sie auch den König, der sie sonst stets gern hatte, von seinen grämlichen Gedanken abzuziehen.“

Er wendete sich den Postfuhrwerken zu. „Ist Dein Gepäc abgeladen?“ fragte er.

„Es wiegt nicht schwer,“ antwortete Barnekow lachend. „Der kleine Koffer mit Wäsche und Paradeuniform, die Hutschachtel — das ist alles.“

„Raupe!“ commandirte der andere. „Die Sachen des Herrn Lieutenants!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Der Bursche griff sogleich zu und belub sich mit dem Gepäc.

„Wir können ohne Aufenthalt hinüber,“ fuhr jener fort. „Es ist nicht nöthig, daß wir warten, bis das große Fährbot klar ist. Der Rheber Hewelke, bei dem ich wohne, hat mir sein hübsches Segelboot zur Verfügung gestellt. Er ist ein sehr nobler alter Herr, obichon er nur platt spricht. Wir haben allenfalls noch Wind genug.“

„Prächtigt vorgesorgt, Freund Gosselau,“ rief der Gast, „vornwärts also!“

„Willst Du das Dämchen mitnehmen?“

„Bewahre! Das Amusement war für die kurische Mehrung gut genug. Gefälligkeiten sind nicht weitab von Verbindlichkeiten.“

„Wie Du willst. Gehen wir denn.“

Die Zolle war bald erreicht. Die beiden Matrosen wendeten sie geschickt und gaben das große Segel dem Winde frei. Demoiselle Philippine winkte

vom Sandberge hinab mit dem Sonnenschirm und rief: „Grüßen Sie Memel!“ Die Herren verstanden die Worte nicht mehr deutlich.

Eine Viertelstunde darauf landete man am Bollwerk drüben.

„Ich habe Dir vorläufig Nachtquartier im goldenen Anker besorgt,“ sagte Herr von Gosselau. „Man ißt dort auch recht gut zu Mittag.“

„Besten Dank.“

„Die Sachen nach dem goldenen Anker, Raupe.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Barnefow gähnte. „Ich bin rechtschaffen müde,“ bemerkte er. „Hoffentlich läßt das Bett nichts zu wünschen.“

Gosselau sprach mit dem Wirth. „Du kannst gleich auf Dein Zimmer gehen, Jost,“ sagte er, „wenn Du willst.“

„Begleitest Du mich dahin?“

„Ich denke, Dir ist's lieber, wenn ich Dich heut allein lasse.“

„Du kannst Recht haben. Ehrlich währt am längsten.“

„Also gute Nacht denn. Schlafe Dich aus. Morgen essen wir hier zusammen. Punkt ein Uhr.“

„Gute Nacht, Kamerad.“

Herr von Gosselau ging nach seinem Quartier im Hewelkeschen Hause. Es war ein langes einstöckiges Gebäude mit einem erhöhten Mittelbau von drei Fenstern über der Hausthür, zu der man über einen Balkon gelangte. Er wurde von einem hölzernen Sprossengeländer eingefast und hatte rechts und links für ein Bänkchen Raum. Hier bekappte Linden schlossen sich zu beiden Seiten an. Zu der einen Ecke des Balkons saß der alte Hewelle und rauchte aus einer langen Stalkpfeife Zack. Schon über die Straße sah man ihm den verwitterten Seemann an. Von Minute zu Minute erhob er ein wiehernendes Gelächter, wahrscheinlich über die Späße der beiden Herren, die in der offenen Thür standen und sich durch ihr lebhaftes Mienenspiel als Schauspieler zu erkennen gaben. Sie hatten es offenbar darauf abgesehen, ihm Spaß zu machen, und das gelang mit leichter Mühe. Nebenher hatte er aber auch sein Vergnügen daran, zu der reizenden jungen Dame hinüberzuspielen, die auf dem andern Bänkchen saß, den Kopf mit dem üppigen Lockenhaar in die Hand gestützt hatte und zu der grünen Linde hinausträumte, während Knie über Knie der kleine Fuß in dem zierlichsten Pantöffelchen zu irgend einer Melodie den Takt wiegte. „O! wondre mi man,“ rief der Rheber, seine Pfeife abklopfend, „dat Sei so ernst bliwe könne, Wamselle.“

„Ich hörte nicht zu,“ entgegnete die junge Dame mit wohlklingender Stimme. „War's denn so lächerlich?“

„I, da mott de Dittel lache,“ behauptete Hewelle. „Vi so ne Schnurre! De ene wet noch emmer mehr, wie de anre. Karline! Bring mi mal drei Glas Grog rut. De Herres wart sunst de Kehl to dreg.“

„Wenn wir hier lauter Theaterfreunde hätten, wie Herrn Hewelle,“ meinte das Fräulein, „da wären wir trotz der Kriegsnoth geborgen.“

Der Alte hob den Kopf. „Na, Mamsell Luch,“ antwortete er; „en jeder heft sin affunderliches Pleschär. Dats nu schon all de Jahre so gewese, sit mine Ollē todt iz on de Kinderesch ut dem Huse: sänd de Schauspelers na Memel gekome, häwe se bi mi gewohnt. Von da Konst verstah ik nich vel, aber lache do et gern. Du nu gor, wenn et dabi min Pip rote kann. Von so 'ne Schnurre wart mi ni to vel. Besenne se sät man op wat Niget, Herr Steinberg.“

Der Grog kam und wurde mit Dank angenommen. Der Principal Steinberg mußte auch gleich eine Geschichte zu erzählen, wie man ihm einmal in einem süddeutschen Städtchen ein wunderliches Getränk gebraut hatte, das Grog sein sollte, bis er dahinter kam, daß man davon noch nie gehört hatte. Der Rheder wollte sich ausschütten vor Lachen. „Ja, ja,“ bestätigte er, „de Dummheit es grot.“ Indessen näherte sich der Lieutenant dem Hause und grüßte schon von Weitem die junge Dame. Luch wurde sichtlich unruhig und strich mit der Hand über ihre Scheitel hin, zupfte auch den Rock über den Knien glatt aus. „Ich bringe Ihnen gute Nachricht, Herr Steinberg,“ rief Gosselau. „Sie sind angekommen.“

„Gott sei Dank!“ sagte der Principal. „Wie viele, wenn ich fragen darf, Herr Lieutenant.“

„Drei, so viel ich weiß. Mademoiselle Philippine und zwei Herren, ein dicker und ein dünner.“

„Deren Namen Sie nicht interessirten,“ bemerkte das Fräulein lächelnd.

„Sie haben wirklich keinen Grund zur Eifersucht, schönste Lucile,“ scherzte der Offizier.

„Ich kenne sie,“ sagte Steinberg, der ganz ernst geworden war und in Gedanken seinen Uberschlag zu machen schien. „Zur Noth wird's ausreichen. In Königsberg hat man wahrscheinlich auch keinen Uberschuß an Personal. Ich hoffe, Lucile, wir können nun endlich morgen die vielbegehrte Fanchon geben.“

„Das wäre prächtig,“ rief das hübsche Kind, jetzt sehr lebhaft. „Fanchon ist meine Lieblingsrolle.“

„Weshalb?“ fragte Herr von Gosselau.

„Ah! — Sie ist arm und wird durch ihre kleinen Lieder reich. Sie liebt einen armen Teufel von Maler und schenkt ihm ein schönes Schloß. Und dann erzählt sie, daß er ein Herr von hohem Adel und Oberst in der französischen Armee ist, und will aus Edelmuth ihrer Liebe entsagen. Aber er läßt es nicht zu, und sie werden glücklich. Ist das nicht hübsch?“

„Auf dem Theater.“

„Ja, freilich. In der Wirklichkeit passirt so etwas nicht. Aber ich kann mich so hineindenken. — Und wenn ich Eduard wäre, ich heirathete Fanchon auch.“

„Wenn sie so reizend gespielt würde, wie wir's von Demoiselle Lucile zu erwarten haben.“

„Ach, um eine Eloge war mir's gar nicht zu thun, Herr Lieutenant.“ Sie wandte sich schmollend ab, zeigte ihm aber gleich wieder das nun recht schelmische Gesichtchen. „Würden Sie ein Bürgermädchen heirathen, und wenn es noch so liebenswürdig wäre und sich ehrlich noch so viel Geld verdient hätte?“

„Wer weiß?“

„Ja, wer weiß! Oh, die Herren preußischen Offiziere! Man kennt sie.“ Hewelke schmunzelte. „So'n Leherrnake! Dat es ok to vel verlangt.“

„Sie müssen morgen in's Theater gehen, Herr Hewelke,“ sagte die Schauspielerin. „Nach der Vorstellung wollen wir weiter von der Sache sprechen.“

„Na, wi wulle sehne,“ antwortete der Rheder gutmüthig. „Aber et mol ock to lache gewe.“

Das wurde ihm versprochen.

Noch komischer, als Steinberg, wußte Feddersen zu erzählen, der neben ihm mit seinem großen und robusten Körper an das Thürgerüst gelehnt stand und nun behaglich seinen Grog schlürfte. Er gebot über ein mächtiges Organ, zwang dasselbe aber mitunter zu einem wunderbar säuselnden Ton. Der Mund war ihm etwas schief gezogen und er hatte auf der Bühne Mühe, ihn in gerader Lage zu erhalten. Hier ließ er sich gehen, und gerade seine komischen Uebertreibungen, die ihm die strenge Königsberger Kritik vorzuwerfen liebte, thaten die beste Wirkung bei Hewelke. Ueberhaupt war er in Memel dauernd in bester Laune, da ihn hier die größere Beliebtheit seines berühmten Rivalen Schwarz, der in Königsberg geblieben war, nicht zu ärgern brauchte*).

Steinberg mochte fünfzig Jahre zählen. Er war ein Sohn der bekannten Caroline Schuch, hatte Theologie studirt, war dann aber auf den Wunsch seiner Mutter ohne besondere Neigung zur Bühne gegangen. Als Schauspieler hatte er's denn auch nie zu etwas gebracht; als sich aber vor nun fünf Jahren die Schuch'sche Gesellschaft theilte, übernahm er die Königsberger Direction und verschaffte durch pflichttreue, unermüdlige Thätigkeit und geregelte Geschäftsführung seinem Theater den besten Ruf. Wegen seines offenen und redlichen Wesens war er bei den Mitgliedern allgemein sehr beliebt. Er hatte sich deren Achtung auch nicht verscherzt, als er im vorigen Herbst, da nach den traurigen Kriegsereignissen das Theater eine Weile leer blieb und gänzliche Stockung des Geschäfts zu befürchten war, seine Zahlungsunfähigkeit erklärte und sich von der verantwortlichen Direction zurückzog. Das Theater stand seitdem unter Administration der Regisseure Strödel und Veinhöfer. Ein Theil des Personals war entlassen, mit einer kleinen Truppe zog Steinberg im Sommer nach Memel, um dem Hof, wie er gern hervorhob, in seiner Abgeschiedenheit heitere Abende zu bereiten. Seine Kasse kam dabei

*) Ueber ihn und mehrere andere Mitglieder der Truppe findet sich das Nähere in Hagens Geschichte des Theaters in Preußen.

nicht zu kurz, was ihr aber auch nach manchem schweren Ausfall in letzter Zeit zu gönnen war.

Der junge Mann, der eben in langsamem, gravitatisch abgemessenem Schritt von einem Spaziergange nach dem Leuchthurm zurückkehrte, war Fleischer, Schauspieler und Sänger in einer Person, wie dies damals als die Regel gelten konnte. „Guten Abend, Schulmeister,“ lönte es ihm vom Balkon entgegen. Es war das sein wohlverdienter Spitzname, da er die griechischen Klassiker in der Ursprache zu lesen verstand und den jungen Leuten bei der Bühne Vorträge über Aesthetik hielt, auch ein wenig schriftstellerte. „Hast Du den Mäven zu ihrer Erbauung den Schiffs-katalog aus der Fliaz vorgelesen?“ erkundigte sich Feddersen im tiefsten Daß und mit komischem Pathos.

„Nach' keine schlechten Witze, Schiesmaul,“ verwies ihn Fleischer pedantisch.

„Wat äs dat fer'n Schiffs-katalog?“ erkundigte sich der alte Mäveder, den alles lebhaft interessirte, was auf Schifffahrt Bezug hatte. Steinberg gab ihm eine Erklärung, die Fleischer „empörend“ fand, schnitt aber eine weitere Auseinandersetzung mit der Anzeige ab: „Du kannst morgen Deinen Martin in der Fanchon spielen. Aber vergiß nicht, daß Herr Hewelle lachen will.“

„Sie sind also da?“ rief Fleischer erfreut.

„Unser lustiges Pinchen, Altdorf und Häuser.“

Das mittlere Fenster über ihnen war geöffnet worden. Eine wohlbeleibte ältere Dame lehnte sich hinaus, Madame Herbst, würdige Vertreterin der Mütterrollen. „Ist denn meine Tochter noch nicht nach Hause gekommen?“ fragte sie hinab.

„Sie rudert wahrscheinlich noch mit Nelkenbusch auf dem Tief,“ antwortete Feddersen. „Sie haben nun einmal ihr Vergnügen daran, sich Blasen in den Händen zu holen.“

„Aber so spät!“ bemerkte Madame Herbst. „Es ist unschicklich.“

„Für eine Liebhaberin?“ spöttelte Feddersen. Demoiselle Herbst spielte dieses Fach.

„Ludewig ist am Ende keine schlechte Partie,“ meinte Steinberg. „Er übernimmt jede Rolle, wie ihr wißt.“

Dieser Wiß wurde gehörig belacht. Er war freilich nur den Schauspielern recht verständlich. Nelkenbusch, dessen Theatername Ludewig war, stand nämlich in dem Ruf, Alles gut zu spielen und nichts so gut, als es bestenfalls gespielt werden konnte, die Kritik gab ihm das Prädicat „brauchbar“.

„Lucile!“ rief Madame Herbst ein wenig geärgert.

„Mamachen —?“

Die junge Dame hatte an dem Gespräch keinen Theil genommen, sondern mit Lieutenant von Gosselau geplaudert, der auf der Treppe stand und sich mit beiden Armen so auf's Geländer stützte, daß er ihr in die großen, lichtbraunen Augen sehen konnte, was denn auch seine angenehmste Beschäftigung zu sein schien.

„Soll ich Dir Deinen Schawl hinabwerfen? Es wird kühl.“

„Ich fühle es gar nicht, Mamachen.“

„Und morgen hast Du eine heifere Stimme. Wenn man eine so gefährliche Prinzessin ist —“

Es flatterte ein Stück gestreiftes Zeug hinab. Gosselau fing es geschickt auf und legte es Lucile um die Schultern, vielleicht geschäftiger bei diesem Dienst, als es die Galanterie forderte.

Madame Herbst war trotz der vertraulichen Anrede „Mamachen“ kein Verwandte der jungen Schauspielerin. Sie durfte aber wohl Mutterrechte beanspruchen, da sie sich einmal des kaum dreijährigen, ganz verlassenen Kindes angenommen hatte, als sie irgendwo am Rhein engagirt war. Sie hatte das überaus zierliche Mädchen später zu ihrem Beruf erzogen. Mehr wußten die Collegen und Colleginnen von dem Sachverhalt nicht. In dieser Gesellschaft war man daran gewöhnt, einander auf guten Glauben zu nehmen.

Nun langten auch die drei Erwarteten an, sämmtlich mit Sachen aller Art bepackt. Auf einem Handwagen, der ihnen nachgefahren wurde, lagen mehrere Holzkisten und Lederkoffer. Sie wurden mit so lautem Jubel empfangen, daß der Offizier es für gerathen hielt, sich auf sein Zimmer zurückziehen. Demoiselle Philippine umarmte Alle stürmisch, auch der alte Hewelle bekam einen herzhaften Kuß. „Habt Ihr denn für uns noch Platz?“ fragte sie Steinberg.

„Na, det ward schwar gane,“ meinte der Rheber, sich hinterm Ohr tragend. „De Inquartierung brukt alto vel Platz. „Ober — wenn de Herres met mine olle Segelkammer serlew nehme wölle, ser dat Mamselle findt söl wol noch wat von Stowe bawe (oben) neben der Madame Harwit. Karline! Rämm mal all din Verstand tosamme.“

Raupe half das Gepäck hineintragen. Er that sich auf den Umgang mit den Schauspielern etwas zu gut, übernahm auch mit Erlaubniß seines Herrn hin und her einmal eine stumme Bedientenrolle, wenn Noth am Mann war. Steinberg pflegte ihm nach solchen Leistungen befriedigt auf die Schulter zu klopfen und Feddersen mit schiefem Munde das Lob zu ertheilen: „Sehr brav executirt! Verräth Talent.“ Besonders die Damen gefielen ihm ausnehmend.

Es war schon ziemlich dunkel, als auch die beiden Ruderer ankamen. Madame Herbst schalt sie tüchtig aus. Ihre Tochter entschuldigte sich, daß sie doch nicht über das Wasser habe fortlaufen können, und Ludwig sei nicht eher gelandet.

„O, Nellenbusch!“ rief Feddersen pathetisch, was alle zum Lachen reizte.

Der Principal lud die ganze Gesellschaft auf sein Zimmer zu einer Bowle Punsch ein, die glückliche Ankunft der Ersehnten zu feiern. Hewelle war mit Vergnügen dabei, Lucile aber zog sich ganz still zurück. Sie liebte die lärmenden Lustbarkeiten nicht, und schon der Dampf des spirituosens Getränks verursachte ihr Kopfschmerzen.

Am nächsten Vormittag wurden kleine, auf ein löschblattartiges Papier gedruckte, Theaterzettel in die Häuser getragen, auf denen allen höchsten und hohen Herrschaften, dem Adel und verehrten Publico angekündigt ward, daß die Königsbergischen Schauspieler sich die Ehre geben würden, an diesem Abend im Schauspielhause allhie

Fanchon
 oder
 Das Leyermädchen
 Operette in drei Aufzügen,
 nach einem französischen Vaudeville bearbeitet von
 August v. Rozebue,
 Musik vom Kapellmeister Himmel —

zur Aufführung zu bringen. Es wurde am Schluß versichert, daß das Personal bedeutend verstärkt sei und die Direction keine Kosten gespart habe, das beliebte Singspiel würdig auszustatten.

Memel besaß wirklich, wie auch einige andere Städte der Provinz, ein Schauspielhaus, das freilich zu seinem eigentlichen Zwecke nur selten und für kurze Zeit benutzt zu werden pflegte, wenn eine die russischen Ostseeprovinzen bereisende Gesellschaft den Ort passirte, oder ein Theil des Königsbergischen Schauspiels auf die Wanderung ging.

Raupe brachte den Zettel seinem Herrn herein, als er noch bei der Toilette beschäftigt war, und bat zugleich etwas schüchtern um die gnädige Erlaubniß, heute mitwirken zu dürfen. „Es sind ein Bißchen viel Personen in dem Stück,“ meinte er, „und sie brauchen noch einen Bedienten, der auch zugleich die Tische und Stühle abräumt, wenn sich das Theater verwandeln soll.“

„Du wirst doch noch Schauspieler werden,“ scherzte der Lieutenant.

„Das möcht' ich schon gern,“ sagte Raupe schmunzelnd, „und der Herr Feddersen redet mir auch gut zu. Wenn ich's aber thäte, so legte sich meine alte Mutter in's Grab, und das möcht' ich ihr doch nicht anthun. Es ist schade, Herr Lieutenant.“

„Nun, mache Deine Sache geschickt,“ mahnte Goffelau, „daß Du nicht ausgelacht wirst. Und Du trittst mir auch nicht, wie neulich, in Deinen Soldatengamaschen auf. Verstanden? Das schickt sich nicht. Wenn sie Dich als Bedienten brauchen, mögen sie Dir Schuhe und Strümpfe geben.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Ist mir auch lieber. Darf ich also zur Probe gehen?“

„Meinetwegen. Wann fängt sie an?“

„Um neun ein halb Uhr präcise.“

„Gut! Sprich aber vorher im Goldenen Anter an und melde Dich bei Herrn von Barnekow, ob er für Dich einen Auftrag hat.“

„Zu Befehl!“

Raupe drehte sich tadellos auf dem Absatz und marschirte hinaus. Goffelau starrte, bevor er das Haus verließ, im oberen Geschoß den Damen

einen Besuch ab, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er fand das Wohnzimmer zwar nothdürftig aufgeräumt, alle Stühle aber mit Garderobestücken behängt. Madame Herbst stand hinter einem Plättbrett und bügelte die Bänder an einem Häubchen, das ihre Tochter als Adele, des Gewürzkrämers Bertrand Tochter, tragen sollte. Demoiselle Herbst steckte inzwischen aus buntfarbigem seidnen Bändern und Spitzen eine Art von Turban zusammen, der bestimmt war, ihrer Mutter als Frau von Roussel ein vornehmes Aussehen zu geben, paßte ihr denselben auch wiederholt auf, ohne sie in ihrer Arbeit zu unterbrechen. Philippine schleppte aus ihrer Kammer einen Koffer herbei und fing ihn an bis zum Grunde zu durchwühlen. „Nichts, nichts, nichts,“ rief sie in komischer Verzweiflung, „auch hier nichts. Ich weiß nun nicht mehr, wo das Ding sich versteckt haben könnte.“ Man schien zu wissen, um was es sich handelte; denn es wurde nicht weiter gefragt. Lucile war nicht im Zimmer. Es hieß, sie habe sich eingeschlossen und repetire vor der Probe ihre Rolle. Eigentlich nur ihretwegen war Gosselau gekommen; er legte daher nicht einmal den Hut ab. Steinberg stürmte herein und fragte aufgeregt: „Nun, ist sie da?“ — „Keine Spur davon,“ versicherte Philippine. „Es ist unverantwortlich!“ schalt der Principal, „man hat seinen Kopf zum denken.“ Philippine zuckte die Achseln.

„Vermissen Sie etwas?“ fragte der Lieutenant.

„Ja wohl; ein nothwendiges Kleidungsstück zu heute Abend. Es scheint eine ganze Kiste vergessen oder unterwegs verloren zu sein.“ Steinberg durchsuchte selbst nochmals den Koffer und warf ärgerlich allerhand bunten Kram über sich.

„Höchst fatal,“ bemerkte der Lieutenant. Der längere Aufenthalt drohte sehr ungemüthlich zu werden, er empfahl sich rasch und ging.

„Wenn die Uniform nicht da ist,“ sagte Steinberg aufstehend und die Flittern abschüttelnd, „kann heute nicht gespielt werden. Ein recht angenehmer Ausfall!“

„Sie ist nicht zu finden,“ versicherte Philippine. „Eingepackt wurde sie aber sicher in Königsberg, ich habe selbst mit dem Requisitenzettel dabei gestanden. Es war ja auch der Treppenhut und die Weste beigelegt. Die Kiste muß wirklich vergessen sein.“

Steinberg fuhr mit allen zehn Fingern in's Haar. „So muß schleunigst abgefragt werden. Ruft mir Lucile! Ich hatte heute auf den Besuch der allerhöchsten Herrschaften gerechnet, die Königin soll sich wohler befinden. Nun ist's jedenfalls nichts damit.“

Lucile kam, das Haar in Papillotten, die Rolle in der Hand. „Aus Deiner Fanchon wird heut nichts, Kind,“ rief Steinberg ihr entgegen.

Sie zeigte ein sehr erschrecktes Gesicht. „Aber warum nicht, Herr Director?“

„Die Uniform des Oberst von Francarville fehlt.“

„O! das ist doch aber kein Grund —“

„Kein Grund, kein Grund? Der triftigste Grund. Der ganze Effect im zweiten Act beruht darauf, daß Eduard in der glänzenden Uniform eines französischen Obersten auftritt. Daraus ergiebt sich der Conflict. Man muß die Umwandlung mit Augen sehen. Melkenbusch spielt nicht ohne die Uniform.“

„Aber ich kann doch so nicht um meine Fanchon kommen, deretwegen ich schon die ganze Nacht nicht habe schlafen können. Ist denn nicht irgend ein Ersatz —“

„Wie soll man eine solche Uniform ersetzen? Unsinn!“

„Laßt mich nachdenken. Es laufen ja hier so viel Uniformen herum.“

„Keine französische.“

„Freilich. Aber man nimmt's damit nicht so genau. Das Stück spielt ja auch nicht in der Gegenwart.“

„Aber es muß doch etwas da sein, was ungefähr wie eine französische Uniform vor der Revolution aussieht.“

„Man darf, denke ich, darin nicht zu pedantisch verfahren. Halt! ich hab's. Unser Lieutenant besitzt eine sehr schöne Paradeuniform; er hat sich neulich von mir darin bewundern lassen.“

„Herr von Gosselau?“

„Den meine ich. Wir trennen von einem unserer Staatsröcke für Chevaliers die Treppen ab und stecken sie dort auf, verändern die Aufschläge, heften einen Orden auf die Brust. Dann glaubt uns Jeder gern, daß Herr von Francarville am besten weiß, wie er sich zu kleiden hat.“

„Aber wir können doch Herrn von Gosselau nicht bitten . . .“

„Bewahre! das würde er übel nehmen. Aber es geschieht der Uniform ja nichts. Wir verschaffen sie uns heimlich —“

„Heimlich?“

„Nun, zum Beispiel durch Raupe, der ja zu seines Herrn Garderobe den Schlüssel hat.“

„Sehr gut. Aber man kann doch nicht wissen . . .“

„Ich werde alles verantworten,“ rief Lucile eifrig. „Um die Freundschaft des Herrn Lieutenant für mich wär's schlecht bestellt, wenn er mir deshalb auch nur ein schiefes Gesicht zeigen sollte.“

„Also die gestrenge Demoiselle Lucile hat sich hier einen Freund angeschafft?“ spöttelte Philippine.

Lucile erröthete leicht. „Ach! es ist dabei an gar nichts Unrechtes zu denken,“ sagte sie. „Herr von Gosselau ist ein Ehrenmann, und ich nehme sonst von seiner Freundschaft keine Gefälligkeit in Anspruch.“

„Aber Raupe wird nicht wollen,“ gab Steinberg zu bedenken.

„Er wird Alles thun, was wir von ihm verlangen,“ versicherte Lucile, „wenn ich vernünftig mit ihm rede. Er ist mir sehr ergeben und strahlt immer vor Freude, wenn ich einmal eine Bitte an ihn richte.“

„Noch ein Verehrer,“ wisperte Philippine.

„Was meinen Sie zu der Sache?“ wandte Steinberg sich an Madame Herbst.

Die alte Dame hob ein wenig die Schulter. „Ja — wenn Lucile die Uniform besorgen will . . .“ antwortete sie. „Das Ausstecken der Treffen ist eine Kleinigkeit.“

Der Principal schien noch nicht ganz schlüffig. „Gehn wir denn zur Probe,“ sagte er nach einer Weile. „Ich will mit Neffenbusch reden.“

„Zur Probe, zur Probe!“ rief Lucile sehr glücklich. Während sie sich im Nebenzimmer fertig ankleidete, hörte man singen:

In Savoyen bin ich geboren,
Wadre Eltern, aber arm,
Haben mich für Paris erkoren
Aus der Geschwister munterem Schwarm.
Ich verließ, mein Herz war schwer,
Alles, was mir lieb und theuer,
Brachte nicht mit mir hierher
Als meine Lieber — fünfzehn Jahr —
Die Hoffnung und meine Leier.“

„Bravo, bravo!“ applaudirte Madame Herbst. „Das Mädchen wird doch noch auf der Bühne ein großes Glück machen.“

„Wenn's nicht von einem Korsaren weggekapert wird,“ ergänzte Philippine. „Wenn man so hübsch und sitzsam ist —! Ich sage nichts mehr.“

„Ist auch das beste,“ schloß die würdige Theatermutter. —

Der Lieutenant von Gosselau hatte den Vormittag über militärische Geschäfte zu besorgen. Punkt ein Uhr aber fand er sich im Gasthof zum goldenen Anker ein. Der Kamerad erwartete ihn schon im Speisesaal, den er von Zeit zu Zeit mit dröhnenden Schritten durchmaß, ohne auf die Herren in Civil Rücksicht zu nehmen, die an einem kleinen Tisch saßen und Zeitungen lasen. Der eine davon — er trug den langen braunen Tuchrock mit hochaufstehendem Kragen zugeknüpft bis zum Jabot — blickte mit seinen großen glänzenden Augen wiederholt etwas unwillig auf, wenn der Offizier wieder vorbeitrappte und ihm das Licht abfieng. Barnekow sah verdießlich aus, als ob er schlecht geschlafen hätte.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte Gosselau, dem dieß nicht unbemerkt bleiben konnte.

„Ah! ich habe mich über die ganze Welt geärgert,“ entgegnete jener so laut, daß es im Saale zu hören war. „Daß man hier in Memel so verzagt wäre, hatte ich mir draußen gar nicht vorgestellt. Habe meine Briefe abgegeben und dabei schon die ganze Misere kennen gelernt. Diplomatifiren, immer diplomatifiren — es wird langweilig. Vor Napoleon haben sie einen Respect, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeimus. Leise auftreten, ganz leise, damit er um Himmelswillen nicht merkt, daß es noch ein Preußen in der Welt giebt. Pfui!“

„Leise auftreten, ist nun Deine Sache gerade nicht,“ bemerkte Gosselau

in scherzendem Ton, aber doch zugleich in der Absicht, dem Kameraden einen Wink zu geben. Es hatten sich noch mehrere Tischgäste eingefunden, und man spitzte die Ohren.

„Zum Teufel! Ich bin Soldat,“ antwortete Barnekow. „Das wird doch wohl noch erlaubt sein zu sagen. Wer die Ehre hat des Königs Rock zu tragen, sollte gewisse Dinge nicht aussprechen und auch nicht hören können.“

„Aber was hat Dich denn so aufgebracht, Sobst?“

„Wie spricht man von der Armee Friedrich des Großen? Mit Achselzucken — mit einem schulmeisterlich überlegenen Lächeln — wie von einer abgelebten Schöpfung! Ich denke, sie hat sich ganz respectabel bewährt bei Eylau und Friedland und sonst überall, wo sie Führer von altem Schrot und Korn hatte. Was von Einzelnen gesündigt ist, das sollte man nicht der Organisation in die Schuhe schieben. Aber da gilt's nun als militärische Weisheit, von Reformen zu sprechen, die sie von Grund aus zerstören müssen. Da ist mehr als einer jetzt obenauf, der ein Arcanum zu besitzen meint, wie Preußen geholfen werden kann. Daß man als guter Patriot vor Allem zur alten strammen soldatischen Zucht zurückstreben muß, scheint Niemand zu begreifen.“

„Wir sollen von unseren Feinden lernen.“

„Sollen wir? Da mag man uns doch gleich zu Franzosen machen.“

„Du übertreibst, Sobst. — Komm, setzen wir uns.“

Die Tischgäste hatten sich versammelt, mehrere derselben bereits ihre Plätze gewählt. Nach alter guter Gewohnheit fehlte an der Tafel unten der Wirth selbst nicht, die weiße Serviette unter das Doppellinn gesteckt. Zu beiden Seiten saßen einige deutsche und englische Schiffscapitaine, russische Kaufleute, Herren einer schlesischen Deputation, Hofbeamte unterer Grade; auch Uniformen waren vertreten, theilweise freilich in recht zweifelhafter Beschaffenheit. Es waren mehrere Couverts über den Bedarf aufgelegt, und die beiden Offiziere konnten ihre Plätze so wählen, daß zwischen ihnen und der übrigen Gesellschaft Stühle frei blieben, worauf denn auch Barnekow sein Augenmerk zu richten schien. Ihnen gegenüber saß der Herr mit dem braunen Rock und sein Begleiter, der das pedantisch herhabene Aussehen eines alten Bureaubeamten hatte. Die Aufwartung wurde von zwei sauberen Mädchen in lithauischer Tracht besorgt.

Barnekow löffelte eine Weile still seine Suppe, musterte aber dabei die Tischgenossenschaft. „Giebt's denn hier in Memel kein anständigeres Local für unser einen?“ fragte er seinen Nachbar.

„Was hast Du daran auszusetzen?“ lautete die Rückantwort.

„Oh! die Gesellschaft ist sehr gemischt.“

„Ein adliges Casino kann man freilich in der kleinen Seestadt nicht beanspruchen. Aber man ist hier recht gut. Im Uebrigen muß man bedenken, daß der Ort auf einen solchen Zufluß von Gästen nicht eingerichtet ist.“

„Ich wundere mich, daß die Kameraden nicht zusammenhalten.“

„Es geht eben jetzt alles auseinander.“

„Wahrhaftig, so scheint's.“

„Wie geht's bei Dir zu Hause, Erhard?“ erkundigte sich Barnekow, dem der frische Dorsch mit gebräunter Butter und gehackten Eiern sehr gut zu munden schien. „Hast Du Nachricht?“

Die Güter sind von russischer und französischer Einquartierung arg mitgenommen,“ antwortete Gosselau. „Mein alter Vater kränkelt, meine Schwester Malwine, die bei Gena ihren Mann verloren hat, ist für ihn keine erheiternde Gesellschaft. Mein jüngster Bruder, der bei den Gardehusaren stand, hat einen Schuß ins Bein bekommen und geht noch an der Krücke. Meines guten Alten liebster Wunsch ist, daß ich nach Hause komme und die Wirthschaft übernehme.“

„Und Du willst nicht.“

„Zu jeder anderen Zeit würde ich unbedenklich meinen Abschied fordern. Jetzt wiederstrebt mir's, dem König einen Offizier zu entziehen, den er selbst nicht entlassen will.“

„Brav, Erhard.“

„Es mag Thorheit sein, da zur Zeit so viele tüchtige und verdiente Offiziere zur Disposition stehen, die meine Stelle besser füllen würden, als ich's vermag. Aber, wie gesagt, es widerstrebt mir innerlich. Ich habe das meinem Vater auch geschrieben, und als alter Militair begreift er's ganz gut.“

„Du hast mir von Annette nichts gesagt.“

„Sie hat jetzt die ganze Wirthschaft zu beaufsichtigen. Für ihre siebzehn Jahre wahrlich keine leichte Aufgabe.“

„Ein prächtiges Mädel!“ rief Barnekow. „Warte nur, ich hole sie mir doch noch einmal.“

Es trat wieder eine Pause im Gespräch ein. An anderen Stellen des Tisches wurde mit halber Stimme politisirt. Einzelne Schlagworte waren weiterhin vernehmbar. Auf Barnekow schienen sie eine aufregende Wirkung zu äußern. Er fiel wieder in seinen früheren Gedankengang zurück. Besonders reizten ihn offenbar einige Aeußerungen des Herrn im braunen Rock gegenüber, der von Aufhebung der Gutsunterthänigkeit, Ablösung der Lasten und dergleichen Dingen in ruhiger aber sehr bestimmter Weise sprach. Wie Jobst den fastigen Rinderbraten mit Messer und Gabel bearbeitete, merkte sein Kamerad, daß er sich wieder auf eine Attaque vorbereitete. „Ah! diese Schreiberseelen überall!“ brach er denn auch sehr bald los. „Woburch ist Preußen groß geworden? Durch seine Armee. Mit dem Degen in der Faust haben wir uns unsere Stellung erkämpft, und nur mit dem Degen in in der Faust werden wir auch jetzt wieder das Land zu seinen alten Ehren bringen.“

Das kluge Gesicht drüben lächelte kaum merklich. „Gewiß, gewiß,“ ließ sich die wohlklingende Stimme etwas lauter vernehmen. „Aber sagen Sie

mir doch, mein Herr Offizier, wie ist es einem von Hause aus armen Lande möglich geworden, sich eine solche Armee zu erziehen und zu erhalten, die einmal die Bewunderung Europas gewesen ist?"

Herr von Barnekow maß den unberufenen Frager mit stolzprüfendem Blick. Er schien zu überlegen, ob er ihn überhaupt einer Antwort werth erachten sollte. Aber das große, klare Auge des Mannes, die hochgewölbte Stirn, die kühngebogene Nase, der Mund mit den feingeschnittenen Lippen gaben ihm bei aller bescheidenen Haltung etwas geistig Vornehmes, das Beachtung forderte. Der Offizier mochte glauben, sich bei der Tischgesellschaft etwas zu vergeben, wenn er sich nun schweigend verhielt. „Einmal die Bewunderung Europas gewesen," wiederholte er in spöttischem Ton. „Sie sagen das, um anzudeuten, das sich die Zeiten geändert haben. Jetzt freilich —"

„Es kann Niemand von der Tapferkeit der Armee ginstiger denken, als ich," fiel der Braune ein, „Niemand das Unglück, das sie durch unfähige Führer betroffen, tiefer beklagen. Aber haben Sie die Güte, mir auf meine Frage zu antworten."

„Ich lasse mich ungern examiniren," rief Barnekow aus.

„So erlauben Sie, daß ich selbst die Antwort gebe," fuhr der Andere mit großer Gelassenheit fort. „Es war der Geist strenger Sparsamkeit und kluger Wirthschaftlichkeit, der allezeit unsere schwachen Kräfte stärkte. Was unsere weisen Regenten zur Hebung der Landwirthschaft, zur Förderung von Industrie und Handel thaten, das hat auch ihrer Armee Frucht getragen. Sie brauchte einen so kräftig in Cultur genommenen Boden, um wachsen und leistungsfähig werden zu können."

„Ja — ja — ja," stimmte man von verschiedenen Seiten zu.

Der Offizier warf ärgerlich den Kopf auf. „Und was soll damit gesagt sein, mein Herr?"

„Daß es auch jetzt nach unserem tiefen — vielleicht nicht ganz unbedienten — Fall unsere erste und nächste Aufgabe sein muß, das Land wirthschaftlich wieder herzustellen, um es in den Stand zu setzen, eine achtunggebietende Armee auf die Beine bringen und ernähren zu können, vor deren ruhmreichen Thaten mir dann nicht bange ist. Wie macht's ein tüchtiger Landwirth, dem durch eine Ueberschwemmung die Hälfte seiner Aecker versandet und versumpft ist? Er sucht den Theil, der ihm bleibt, mit allen Kräften wirthschaftlich zu heben, um sich den alten Ertrag allmählig wieder einzubringen und die Mittel zu verschaffen, auch das Eingebüßte zurück zu gewinnen. Dazu ist viel Arbeit nöthig, jahrelange Arbeit — und ohne eine wesentliche Neuerung in der Wirthschaftsweise läßt sich das Ziel nicht erreichen."

Herr von Gosselau hatte als Sohn eines Landwirths Verständniß für diesen Vergleich. „Das läßt sich hören," sagte er, wenigstens mit halber Zustimmung.

Barnekow zupfte sein Härtchen. „Sie sprechen wie ein Professor," bemerkte er leichtthin. „Solche Rathgeberweisheit ist billig. Gegen das Arbeiten

habe ich nichts, aber von den Neuerungen halte ich wenig. Es ist schon genug Unruhe von Frankreich her zu uns herübergekommen, die hat uns unsere gute alte Wirthschaft verdorben.“

„Wir leben nun einmal in der Zeit und mit der Zeit,“ entgegnete der Braune ernst. „Nicht im eigensinnigen Zurückbleiben dürfen wir das Heil suchen, sondern im beschleunigten Fortschritt. Sollen die wirthschaftlichen Kräfte gesteigert werden, so ist ihre Entfesselung nothwendige Vorbedingung. Darauf zielen die Reformpläne der Patrioten.“

„Das sind dieselben Redensarten,“ rief der Reiteroffizier etwas brüsk, „denen ich heute schon überall begegnet bin. Neue Wirthschaftsweise — Entfesselung der Volkskraft — Emancipation der Bauern — Beseitigung mittelalterlicher Einrichtungen — städtische Freiheiten — was nicht noch? Fehlt nur noch Aufhebung des Adels und Einziehung der Kirchengüter, so sind wir glücklich so weit gekommen, wie die Franzosen anno 89. Bei uns freilich meinen die Philister ihr Revolutiöndchen in Schlafrock und Pantoffeln machen zu können.“

„O — o — oh! Es handelt sich um friedliche Reformen, für die der König gewonnen werden soll. Seine besten Generale, Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, sehen ein, daß wir auf einem anderen Wege nicht zu einer Neuorganisation des Heeres gelangen.“

„Da haben wir's!“ rief Barnekow. „Auch an die Armee wagen sich diese Federfuchser!“

„Auf dem Papier werden sich die neuen Regimente sehr gut ausnehmen,“ spöttelte nun auch Gosselau. „Was meinen die Herren Kameraden?“

Er wendete sich dabei an die anderen Offiziere am Tisch, die nun gleichfalls ein paar Worte einwarfen.

Der Civilist ließ sich dadurch nicht im mindesten beunruhigen. „Meine Herren,“ sagte er, „mit dem tapferen Dreinhauen allein ist es heut zu Tage doch nicht gethan. Die Ritterlichkeit oben und die Dressur unten helfen nicht mehr zum Siege, wie vor fünfzig Jahren. Ich denke, der Offizier sollte sich nicht schämen dürfen, der Feder gewachsen zu sein, und der gemeine Soldat, der begeistert für König und Vaterland kämpft, wird auch der Uebermacht nicht weichen.“

„Danke für gütige Belehrung,“ bemerkte Barnekow spitz, sich über den Tisch hin tief verbeugend, was ihm ein beifälliges Lachen der Kameraden einbrachte. „Sie haben wohl eine Zeit lang in der Ministerial-Kanzlei gearbeitet?“

„Wieso?“

„Ah! Sie könnten vom Chef etwas gelernt haben. Herr von Schön ist ja wohl so etwas.“

Der Civilist neben dem Braunen, der sich bisher ganz schweigsam gehalten hatte, rückte nun auf seinem Stuhl hin und her und ließ ein Räuspern vernehmen. Sein Nachbar legte jedoch die Hand auf seinen Arm und schien

ihn dadurch zu weiterem Schwelgen veranlassen zu wollen. „Kennen Sie Herrn von Schön?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete der Offizier, „habe nicht die Ehre. Der Name ist mir aber heute wohl zehn Mal genannt, und immer in Verbindung mit solchen schnurrigen Aeußerungen. Unbegreiflich, daß ein Mann mit seinen Gesinnungen hat geheimer Staatsrath werden können. Ich halte ihn für den schlimmsten Jacobiner.“

Der ältere Herr drüben fuhr nun doch von seinem Stuhl auf. „Mein Herr Offizier —“ rief er mit krähender Stimme, der man seine Entrüstung anmerkte.

„Lassen Sie, lassen Sie!“ bat sein Nachbar und zog ihn zurück.

„Wenn ich der König von Preußen wäre,“ fuhr Barnekow fort, „ich ließe so gefährliche Leute hinter Schloß und Riegel setzen.“

„Aufhängen, aufhängen,“ sagte der Braune lachend.

„Es wäre jedenfalls kein Schade für's Land,“ meinte Herr von Gosselau, der sich verpflichtet fühlte, seinem Kameraden zu secundiren, obschon er selbst vorher über die Gefährlichkeit des Präsidenten von Schön noch niemals nachgedacht hatte.

Nun mischten sich aber auch andere Tischgäste in's Gespräch. Herr von Schön werde als ein kluger und sehr braver Mann gerühmt — er sei ein Patriot — er habe in der schlimmsten Kriegsnoth die besten Dienste geleistet — er sei mit den Ideen des Herrn von Stein vertraut — sage unerschrocken selbst dem König die Wahrheit. Und anders müßte es ja am Ende doch werden, der jetzige Zustand sei unerträglich. Die Unterhaltung fing auf diese Weise an lärmend zu werden. Die beiden Offiziere standen auf und schoben ihre Stühle unter den Tisch. „Gefegnete Mahlzeit,“ sagte der Wirth, sich devot verneigend. Sie grüßten flüchtig die Gesellschaft und entfernten sich.

Es war noch früh am Tage. Was mit sich anfangen bis zum Theater, das erst um sechs Uhr beginnen sollte? Die Zeit war mit Rücksicht auf den Hof um eine Stunde später ausgerückt, als sonst gewöhnlich. Gosselau schlug ein Nachmittagschläschen im Hewelle'schen Gartenhause vor. Es stand dort ein großes Sopha mit Pferdehaarbezug. Jeder legte sich in eine Ecke und streckte die Beine über einen Stuhl. Wären nur die Fliegen nicht so lästig gewesen!

Die Hitze blieb groß. Trotzdem wurde ein Spaziergang nach dem Leuchthurm unternommen. Gosselau versicherte, daß man bei dem dort angestellten Wächter einen Krug kühles Bier bekommen könne. Noch in der Stadt begegneten sie dem Wagen der Königin. Die hohe Frau sah zum Erschrecken bleich und angegriffen aus. Man wußte, daß sie Pyramonter Brunnen trank, und hoffte davon Besserung. Neben der Königin saß die kleine Prinzessin

Alexandrine, damals vier Jahre alt; sie hielt ein Körbchen mit Blumen in der Hand. Auf dem Rücksitze hatte eine der jüngeren Hofdamen Platz genommen. Die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß hatte sich kürzlich den Fuß verstaucht und verließ ihre Wohnung überhaupt selten; aber die Majestäten ließen keinen Tag vorübergehen, ohne der alten Dame einen Besuch abzustatten. Gosselau waren diese Umstände bekannt, wie der ganzen Stadt, die an allen Hofereignissen den lebhaftesten Antheil nahm. Die Königin erwiderte den Gruß der Offiziere auf's Huldreichste. Sie fahre wahrscheinlich zur Prinzessin Radziwill, meinte Gosselau, mit der sie jetzt sehr befreundet sei; vielleicht auch zur Prinzessin Wilhelm. Es dauerte nicht lange, so kamen die beiden ältesten Prinzen auf kleinen Pferden geritten. Sie hatten den Wagen bald erreicht.

„Das Königspaar geht auch viel zu Fuß,“ erzählte Gosselau. „Man begegnet ihnen auf der Landstraße manchmal Abends ganz allein, nicht einmal einen Lakai haben sie hinter sich; der König liebt diese einsamen Gänge, und die Königin soll sie benutzen, um ihn durch heitere Gespräche geistig und gemüthlich zu erfrischen. Diese Frau hat wahrlich eine große Seele.“

Am Leuchtturm gab's das erwünschte Bier aus dem tiefen Keller. Der Wächter wollte „von Personen, die es wissen könnten“, gehört haben, daß vierzig englische Schiffe den Sund passirt hätten. Die Engländer wollten gegen Rußland etwas unternehmen. „Unsere Rheberei liegt brach“, sagte er seufzend. „Weiß Gott, wann für Memeler Hölzer wieder das Wasser offen sein wird. Wenn die vielen Fremden nicht etwas Geld in Umlauf brächten, säh's mit uns traurig aus.“

Vor dem Theater standen viele Menschen. Es glich freilich mehr einem Stall, als einem Musentempel, war aber im Innern ganz behaglich eingerichtet. Im Parterre saßen Damen und ältere Herren auf Stühlen, die jüngeren — Civilisten und Offiziere — standen meist in dem Raum vor der Estrade, auf der jetzt in der Mitte Logen eingerichtet und mit Teppichen bekleidet waren. Die Majestäten selbst hatten, wie man erfuhr, absagen lassen, aber Herren und Damen vom Hofe und von den Gesandtschaften, Generale und hohe Beamte nahmen dort Platz. Auf einer Galerie darüber sammelte sich allerhand schaulustiges Volk, das für wenig Geld sein Vergnügen haben wollte. Aus einem schmalen Raum zwischen dem Podium und den Sitzreihen ragten die Köpfe von sechs oder acht Musikanten auf. Dieses Orchester war von Steinberg mühsam zusammengebracht und zu seinen Zwecken eingeschult. Während das Haus sich füllte, spielten sie muntere Tänze, um Stimmung zu machen.

Dann begann das Stück ziemlich pünktlich. Die Bühne sollte einen reichverzierten Saal bei Fanchon darstellen. Aber es war nicht viel davon zu bemerken, woran sicher nicht allein die schwache Beleuchtung die Schuld trug. Aber, wie vorgeschrieben, hing über einem Sessel eine Leher und ein Triangel am Bande.

„Fanchon“ — so giebt Kogebue selbst den Vorbericht, der auch auf dem Zettel abgedruckt war — „ist arm aus Savoyen nach Paris gekommen. Ihr Talent, ihre Herzlichkeit, zeichnen sie vor ihren Landsleuten aus. Man zieht sie vor, belohnt ihre Lieder reichlich. Es ist zur Sitte geworden, an den Heiraths-, Fest- und Namenstagen Verse von ihr zu empfangen und singen zu hören. Die ersten Häuser belohnen sie als Künstlerin. Ihre feinen Sitten, ihre Tugenden verschaffen ihr Bewunderung und Reichthum. Sie bewohnt ein großes Haus, sie empfängt Besuche der großen Welt, aber sie fährt doch fort, in der Tracht ihres Landes, jene kleinen Lieder für großen oder geringen Ertrag zu singen, welche alle Stände für sie einnehmen. Sie hat die Gutmüthigkeit der armen Thalbewohner im Glanze der großen Welt behalten. Ihr schöner Erwerb wird für die Verwandten in ihrer Heimath verwendet und für die Dürftigen, die in Paris ihr vorkommen. Je mehr sie für die Leidenden thut, je reicher belohnt sie das Schicksal; denn mit jedem Tage, nimmt das große Interesse an diesem seltenen Herzen zu.“

Diese Anzeige hatte Sewelle sich mindestens drei Mal vorlesen lassen. Das erste Mal sagte er etwas sceptisch: „Es so wat in de Welt möglich?“ Nach dem letzten Mal meinte er: „Na et kann ja sünd. Wi ware ja sehne“. Seine Erwartung sollte gespannt werden, Fanchon erschien nicht sogleich. Aber er war sehr zufrieden mit den komischen Eröffnungsscenen. Der Tapezierer Martin (Sr. Fleischer) schleppte mit seinem Gesellen Augustin ein Canapée herein und sang sein Antrittslied:

„In Europa kennt man mich
 Von der Seine bis zur Spree,
 Denn kein Meister, schafft wie ich
 Solch ein trefflich Canapée.
 Warme Kissen, weich wie Moos
 Bieten lockend ihren Schoos —“

Er sang's ganz trefflich. Es kam heraus, daß Martin des Gewürzkrämers hübsche Tochter Abele heirathen will, die aber heimlich mit Augustin ein Verhältniß hat. Das Kammermädchen Florine, von Demoiselle Philippine mit neckischem Humor ausgestattet, und der Diener Champagne trieben mit dem Alten ihre Späße.

„Arm oder reich,
 Fanchon ist immer sich gleich“

sang Florine ihrer Herrin zum Lobe, und Sewelle meinte: „Na, de mot et doch wete.“

Nun trat der junge Maler Eduard auf (Sr. Ludewig); er hat sein Bild als Medaillon für Fanchon gemalt und kommt, es ihr zu überreichen. Florine braucht nicht erst von ihm zu erfahren, daß er Fanchon liebt. Und nun endlich erscheint sie auch selbst, um es sehr beglückt in Empfang zu nehmen. Lucile sah in ihrer phantastischen Tracht, das liebliche Gesichtchen von Locken umrahmt, reizend aus und erntete schon ihren Beifall, bevor sie

noch ein Wort gesprochen hatte. Herr von Gosselau war ganz Auge. „Kannst Du Dir etwas Zierlicheres denken? fragte er seinen Samaraden wiederholt.

Der Abbé de Lattaignant, der für Fanchon die Couplets macht, mit denen sie alle Welt bezaubert — von dem dicken Altdorf höchst drastisch repräsentirt — erschien und sang zum großen Gaudium der Zuschauer:

„Aus einer Fastenpredigt, ach!
Bin ich so eben entwischt,
Die mir ein mag'rer Jesuit
Erbaulich aufgetischt.“

Er kommt sich nun bei Fanchon von der Strapaze erholen. Sie fertigt ihren alten Diener Vincent ab, der heimlich ihre Wohlthaten vertheilt und, um nicht erkaunt zu werden, sich in eine Livree der vornehmen Frau von Roussel gesteckt hat. Die Dame, hat er erfahren, soll darüber sehr ungehalten sein. Nach dem hübschen Duett zwischen Fanchon und Eduard, der sich ganz wie ein armer Maler trägt, dessen Wünsche allzu kühn sind, plagt der Husaren-Offizier Saint Val (Sr. Feddersen), herein. Er hat eine Rose in der Hand, ein Diener — wahrhaftig, Haupe steckt in der Livree —! trägt ihm einen Korb voll Rosen nach. Eben hat er ein kleines Abenteuer erlebt, nämlich ein junges Mädchen befreit, das ein vornehmer Wüstling entführen wollte. Es ist vorläufig bei seinem Verwalter untergebracht. Nun wird er ein Duell ausfechten müssen. Eduard bietet sich ihm zum Secundanten an. Fanchon befiehlt, daß das Mädchen zu ihr gebracht werde. Der Act schließt lustig genug mit einer sehr tumultuarischen Scene, in der Bertrand, Martin und Augustin das Unglück bejammern, daß ihnen ihre Tochter und Braut geraubt sei, Fanchon und Florine trösten. Das Publikum weiß ja, daß Abele gerettet ist und sieht daher beruhigt den Vorhang fallen.

Der Beifall war sehr lebhaft. Herr von Gosselau ließ nicht vom Klatschen ab, bis Fanchon sich zuletzt noch einmal allein präsentirte. Er war überzeugt, daß sie ihm speciell ihren Dank zugenickt habe. Barneow ließ sich nicht so leicht enthuasiastirmen. Im Zwischenact musterte er die Gesellschaft in den Logen.

Dabei mußte ihm wohl plötzlich etwas Merkwürdiges aufgefallen sein. Er stieß Gosselau an und deutete nach der breiten Mittelloge hin. „Sieh einmal, wer da sitzt.“

„Ah! Unser Tischopponent.“

„Ganz recht! Wie kommt der dahin?“

Wirklich saß der Herr in dem einfachen braunen Rock, den auch jetzt nicht einmal ein Orden schmückte, dort mitten unter den Generälen und Diplomaten, eifrig nach rechts und links conversirend.

Im Parterre stand eine größere Zahl von Offizieren zusammen. Es waren darunter auch einige, die zu regelmäßigen Dienstleistungen bei den höchsten Herrschaften commandirt waren und die Leute kennen mußten, die

zu den Hoflogen Zutritt hatten. Gosselau sprach einen derselben an. „Wer ist der Herr dort neben dem Engländer?“

„Der mit dem interessanten Kopf?“

„Im braunen Rock ohne Orden.“

„Kennen Sie den nicht?“

„Ich bin, wie Sie wissen, erst kurze Zeit hier.“

„Und der kommt freilich nicht viel aus seinen vier Wänden heraus, ist auch oft in Geschäften längere Zeit in Königsberg. Der Geheime Staatsrath von Schön. Er sitzt im Conseil.“

„Schön —?!“

„Warum setzt Sie das so in Verwunderung?“

„O, es ist Nichts . . . Wirklich ein interessanter Kopf.“

„Ich danke für freundliche Auskunft.“ Gosselau wendete sich zu Barnekow zurück. „Hast Du gehört, Jobst?“

„Zum Teufel, ja! Aber wer konnte das vermuthen.“

„Wahrscheinlich aß er dem Herrn zu Gefallen, der neben ihm saß, einmal in diesem Gasthof.“

„Du hast ihn unter Schloß und Riegel setzen wollen.“

„Und Du gar aufhängen.“

„Eine fatale Geschichte! Ich wünschte nicht, daß er jemals Gelegenheit erhielte, uns an dieses Tischgespräch zu erinnern.“

„Es war aber auch unverantwortlich, daß er sich nicht vorstellte,“ knurrte Barnekow. „Zwar — was ich gesagt habe, das habe ich gesagt — es ist meine ehrliche Meinung. Aber in der Form hätte man höflicher sein können.“

„Und den persönlichen Angriff vermeiden.“

„Ja wohl. Es ist sehr verdrießlich. Die Sache läßt sich nicht gut machen.“ Er zog den Schnurrbart zwischen die Zähne und biß darauf. „Uebrigens kann es ihm gar nichts schaden, einmal geradeaus die altpreussische Wahrheit gehört zu haben.“

Hinter den Coulissen wurde das Zeichen mit der Glocke gegeben. Nach der Wiederholung ging der Vorhang auf. Die Scene war unverändert.

Florine bezeugte ihre Neugier, zu erfahren, ob das Duell stattgefunden haben werde. Als König würde sie das Geseß geben:

„Hört! es ergeht von Amors wegen

An alle Liebende das Gebot:

Nur für die Geliebte zieht den Degen,

Nur für die Geliebte schießt Euch todt.“

Dann brachte Vincent Abele, und so hatte auch Demoiselle Herbst Gelegenheit, sich dem Publikum in sehr niedlicher Toilette zu zeigen. Saint Val und Eduard kamen Hand in Hand zurück und versicherten, daß das Duell glücklich verlaufen sei. Auch Lattaignant hatte sich eingefunden und sang seine Arie, die beginnt:

„Auf alle Namenstag' im Jahr
Halt ich die Verse bereit —“

und schließt:

„Wird Alles gedankenlos spendirt
An Jene und an Diese:
Doch wenn das Herz den Reim dictirt,
Steht im Kalender Louise!“

eine Hulldigung der schönen und liebenswürdigen Königin, die sogleich verstanden und wüthend applaudirt wurde.

Für Gosselau war eigentlich doch nur Fançon auf der Bühne. Ihre Erscheinung entzückte ihn, und nun erhielt sie auch vollauf Gelegenheit, sich durch treffliches Spiel auszuzeichnen. Sie bleibt mit Eduard allein, den sie zu beglücken bemüht ist. Sie überrascht ihn mit der Nachricht, daß sie nach Savoyen zurückkehren werde. Aber ihr Maler solle sie begleiten. Sie hat für ihn einen reizenden Landsitz erstanden und zeigt ihm den Contract. Mit dem Zugeständniß ihrer Liebe hält sie nicht länger zurück.

„Die Liebe theilet unbefangen,
Was Einem nur das Glück beschied,
Und zwischen Geben und Empfangen
Macht Liebe keinen Unterschied.“

Nun ist Eduard sicher, ihr Herz gewonnen zu haben. Es scheint ihm Zeit, sich ihr zu entdecken. Ehe es jedoch dazu kommt, tritt seine Tante, Frau von Roussel, ein und erkennt ihn. Er eilt bestürzt ab.

Da steht nun das reizende Naturkind neben der stolzen Aristokratin. Frau von Roussel beleidigt Fançon, erkennt aber bald so überzeugt ihren inneren Werth, daß sie sich zu einer freundlichen Abbitte entschließt. Das Publikum jubelt natürlich Beiden Beifall, Fançon steht nun auf der Höhe seiner Gunst, aber auch die gnädige Frau findet nach dieser Wendung um so mehr Anerkennung, je abscheulicher sie sich vorher benommen hat. Die Bürgerlichen fühlen sich geehrt durch das Zugeständniß, daß edle Gesinnung auch den niedrigsten able; die Aristokratie giebt lächelnd zu, daß man den besondern Fall gelten lassen könne. Und es schwirrt gerade jetzt in dieser trüben Zeit, etwas von Annäherung der Stände, von Ausgleich zwischen Adel und Bürgerthum, überall in der Luft. Man liest aus dieser Scene noch viel mehr heraus, als hineingeschrieben ist.

Die Handlung dreht sich dann eine Weile um Adele. „Ich fürchte, Saint Val,“ sagt Fançon, da Bertrand und Martin gewaltig spectaculiren, „Ihre Etourderie verwickelt mich da in eine böse Geschichte.“ Der beruhigt sie: „Fürchten Sie nichts,“ und der Abbé fragt: „Haben Sie nicht zwei tapfere Ritter? Einen Husaren-Rittmeister und einen Canonicus zu Rheims?“ Da öffnet sich weit die Mittelthür und Eduard erscheint als Oberst von Francarville in glänzender französischer Uniform. „Ich höre hier Lärm,“ sagt er, und Fançon, schnell Alles begreifend, ruft: „Gott!“

Raum aber waren diese Worte gesprochen, als sich im Parterre — da

wo die Offiziere dicht zusammenstanden — eine ganz sonderbare Bewegung zeigte. „Zum Teufel! was hat denn der Kerl an?“ ließ Barnekow sich vernehmen.

„Wer — was? Oh — Der französische Oberst —“ tönte es hier und dort.

„Ist das eine französische Uniform?“ fragte Herr von Gosselau und riß die Augen auf.

„Ein netter Franzose das! Den blauen Rock hat er gestohlen.“
Lautes Gelächter.

„Das ist eine Unverschämtheit!“

„Eine Frechheit sonder Gleichen!“

„Eine Beleidigung!“

„Lassen wir uns das gefallen?“

Die Degen rasselten, die Sporenstiefel trappten auf den Boden.

„Fort mit der Uniform!“

„Fort mit dem Franzosen!“

„Hinaus mit ihm!“

Barnekow schrie, so laut er konnte. Gosselau wollte nicht weniger empört gelten. Der Lärm wurde größer und größer. Ein Theil des Publikums zischte, ein anderer betheiligte sich an dem Ruf: „Fort mit dem Franzosen!“ Die Mehrzahl wußte offenbar gar nicht, um was es sich handelte. Einige von den Offizieren suchten zu beschwichtigen. Barnekow blieb dabei: „das dürfen wir uns nicht bieten lassen — die Uniform wird entehrt — fort mit dem Franzosen!“

Auf der Bühne stand das Spiel still. Ludewig war sichtlich bleich trotz der Schminke. Fanchon schickte vergeblich bittende Blicke ins Parterre. Endlich eilte Steinberg-Vertrand hinter die Coulißen und gab ein Zeichen.

Der Vorhang fiel. Nun wurde lebhaft geklatscht.

Dergleichen Theaterstandale waren in damaliger Zeit gar keine Seltenheit. In Königsberg wurden sie meist von den Studenten besorgt, aber auch die Offiziere betheiligten sich mitunter dabei. Das Theater war der einzige öffentliche Ort, an dem das Publikum als solches seine Meinung äußern durfte. Kein Wunder, daß oft der geringfügigste Anlaß von der Bühne her benutzt wurde, ostensibel Beifall zu rufen oder Mißbilligung zu äußern. Pfeifen und Scharren mit den Füßen galt in letzterem Fall für ein sehr geeignetes Mittel, sich verständlich zu machen. Die Schauspieler waren daran gewöhnt, für ihre Rollen büßen zu müssen. Man ließ den Lärm vorübergehen und spielte weiter. Auch jetzt kam das Publikum rasch zur Ruhe. Man war überzeugt, die Herren Offiziere hätten eine patriotische Kundgebung gemacht, indem sie den französischen Oberst auf der Bühne nicht sehen wollten. Das schien Vielen ganz achtungswerth, andere lachten über die Kinderei, die meisten ärgerten sich über die Unterbrechung und freuten sich, daß sich der Vorhang sehr bald wieder hob.

Der Oberst von Francarville stand noch da in seinen hohen Stiefeln und rothen Hosen. Aber er hatte die Uniform aus-, auch über die Weste den Rock gezogen, den er als Maler getragen. Nun klatschten die Offiziere. Das Publikum zeigte sich sehr vergnügt. Die Schauspieler schienen bei bester Laune. Die lustige Handlung hatte ihrem Fortgang bis zum Actschluß, wo zu Ehren André's, eines aus Savoyen angelangten Bruders der gastfreien Fanchon, die Gläser klingen.

An den Spectakel von vorhin schien im Zwischenact Niemand außer den Offizieren mehr zu denken. Und auch sie besprachen die Sache im scherzenden Ton. Herr von Gosselau wurde durch die Thürhüterin herausgerufen. In dem schmalen Corridor stand Raupe, wieder im Soldatenrock, aber noch mit einigen schwarzen Schminkestreifen auf Stirn und Kinn. Er hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen, als ob etwas schwer darauf lastete, und schien auf den Beinen nicht ganz fest zu stehen. „Was fehlt Dir denn, Kerl,“ fragte der Lieutenant, „Du siehst ja gottsjämmerlich aus.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant,“ stotterte Raupe.

„Und was willst Du von mir?“

„Ich — ich . . . gar nichts, Herr Lieutenant. Es ist ja doch unverzeihlich. Aber Demoiselle Lucilie . . .“

„Nun?“

„Sie läßt den Herrn Lieutenant recht schön bitten, wenn das Theater aus ist, auf sie zu warten oder —“

„Auf sie zu warten? Hat sie das wirklich gesagt?“

„Ja — oder sie zu Hause ein halbes Stündchen mit Ihrem Besuch zu beehren. Sie hat dem Herrn Lieutenant etwas sehr Wichtiges zu sagen.“

„Mir? Das ist ja reizend. Bestelle nur, daß ich's nicht vergessen werde.“

„Bist Du durstig, Raupe?“ Er zog die seidene Börse vor und gab ihm eine kleine Silbermünze. „Thu Dir etwas zu gut. Den Korb mit Blumen im ersten Act hast Du ganz geschickt getragen.“

Dem armen Menschen zitterte die Hand, mit der er nach dem Geldstück griff. „Ach Gott, Herr Lieutenant,“ stotterte er, „wenn Sie wüßten . . .“

„Schon gut, Raupe, schon gut,“ beruhigte ihn Herr von Gosselau und trat wieder in's Parterre. —

Die Operette wurde ohne weiteren Unfall zu Ende gespielt. Adele bekommt ihren Augustin, und Fanchon darf den Edelmann gegen den vornehmen Herr von Francarville, der seiner Liebe treu bleibt, nicht zu weit treiben.

„Künnst auch die Liebe Muth mir leihen,
Zu wandeln den bestoch'nen Sinn,
Wird wohl die Welt mir je verzeihen,
Was ich gewesen, was ich bin?“

So fragt sie schüchtern. Gosselau, der nur noch an das so überraschend angebotene Rendezvous dachte, antwortete in seinem Herzen: Ja, Du reizendes

Geschöpf, man verzeiht Dir alles. Glücklich der, den Du mit Deiner Liebe beglückst!

Nach dem letzten Fallen des Vorhangs sagte er Barnetow, daß er ihn nicht begleiten könne: er habe noch ein wichtiges Geschäft zu besorgen. Dann ging er hinter dem Theater auf und ab, Fanchon zu erwarten.

Einer nach dem andern von den Schauspielern verließ das Pfortchen. Goffelau wurde von keinem angesprochen, wenn auch flüchtig, vielleicht etwas scheu, gegrüßt. Er wunderte sich darüber. Endlich kam auch Madame Herbst mit ihrer Tochter und Philippine. Ein Dienstmädchen trug den Korb mit Garderobestücken nach. Gleich nach ihr trat Lucile neben Steinberg hinaus. Er schloß die Thür.

„Der Offizier ging ihnen entgegen. „Ah, Herr Lieutenant —“ sagte Steinberg anscheinend in einiger Verlegenheit, „es ist wirklich sehr freundlich, daß Sie . . . sehr freundlich. Lucile wollte ihnen eine Eröffnung . . .“

Er wußte also darum; daß ernücherte ein wenig seine Stimmung.

„Ich bin bereit zu hören,“ antwortete er. Der Principal entfernte sich darauf schnell um die Ecke des Theaters. Er war mit Lucile allein.

„Sie haben mir erlaubt, Sie nach Hause zu begleiten, Lucile,“ begann Goffelau nicht ohne Schüchternheit, da ihm die Situation doch sonderbar vorkam.

„Ja,“ sagte sie, „ich ließ darum bitten, und es ist sehr gütig, daß Sie so lange auf mich gewartet haben. Es ist mir lieb, Sie auf diesem Gange sprechen zu können, wo wir jedenfalls ungestörter sind, als im Zimmer der Mama Herbst.“

Er bot ihr den Arm. „Darf ich also bitten?“ Sie legte den ihren ohne Bedenken hinein.

„Machen wir einen kleinen Umweg, wenn es Ihnen recht ist,“ sagte sie. „Wir sind sonst allzubald zu Hause.“

„Mit dem größten Vergnügen. Der Abend ist wunderschön.“

Er bog in eine Straße ein, die aus der Stadt hinausführte. Sie ließ es geschehen. Es war ihm ein ganz eigen wonniges Gefühl, sich das schöne Mädchen in so vertraulicher Nähe zu wissen. Einer ähnlich großen Günst hatte er sich noch nicht zu erfreuen gehabt. Wäre sie nur nicht zugleich so überraschend gewesen, daß Zweifel aufstauen mußten, wie sie gemeint sei. Eine Minute lang wartete er, ob sie ein Gespräch beginnen werde. Da dies nicht geschah, bemerkte er: „Ihre Fanchon war ganz allerliebste, Lucile.“

„Fanden Sie das wirklich?“ fragte sie, indem sie sich wie in freudiger Bewegung über sein Lob dichter an ihn schloß.

„O! Sie haben das ganze Publikum bezaubert.“

„Das will nicht so viel sagen, wenn die Rolle selbst wie diese sympathisch wirkt. Die Menge läßt sich dann schnell hinreißen und nimmt's mit dem Spiel nicht genau. Aber Ihr Urtheil ist mir von Werth — Sie haben

sich schon manchmal recht kritisch geäußert. Waren Sie wirklich mit mir zufrieden?"

„Können Sie fragen? Sie hatten gerade die Gestalt und den Ton für dieses Naturkind, das sich mit himmlischer Unbefangenheit in der Gesellschaft bewegt, als könnten deren Huldigungen nie eine Gefahr werden. Diese Fanchon war aus ihrem innersten Kern heraus dem Dichter und Componisten nachempfunden, deshalb ganz Wahrhaftigkeit, ganz Herzenswärme. Man begriff, daß sie das Entzücken aller Welt sein mußte — die Schauspielerin schien gar nichts dazu zu thun, als das liebenswürdige Geschöpf zu sein, das sie spielte. Wie bescheiden sprach sich ihre Großmuth aus, wie großmüthig erschien ihre Bescheidenheit! Dieser Eduard war zu beneiden . . . ich beneidete ihn.“

Lucile lachte. „Dann hat Fanchon ihre Schuldigkeit gethan. Eine vollkommene Illusion hervorzurufen, als sei das Dargestellte schöne Wirklichkeit, das ist die vornehmste Aufgabe der Schauspielkunst. Ich danke Ihnen für Ihr Lob, es thut mir sehr wohl.“

Er drückte sanft ihren Arm an seine Brust und sah zärtlich auf die kleine Hand hinab, deren feine Umrisse über dem dunkelblauen Tuch trotz der späten Abenddämmerung gut erkennbar blieben. Eine ganz aristokratische Hand, mußte er unwillkürlich denken, — Frau von Roussel hätte daran nichts auszusetzen gehabt. Wo das Mädel sie nur her hat?

Eine kleine Weile gingen sie schweigend weiter zwischen den einstöckigen Häuschen, neben denen meist ein aufgetakelter Mast oder wenigstens eine Flaggenstange anzeigte, daß sie von Seeleuten oder deren Familien bewohnt wurden. Die Straße war um diese Zeit fast menschenleer. „Es war überhaupt eine recht gelungene Vorstellung.“ bemerkte Herr von Gosselau, um die Unterhaltung weiter zu führen.

„Ja wohl,“ antwortete sie, und nach einer kurzen Pause: „— wenn nur nicht die häßliche Störung gewesen wäre!“

Der Lieutenant war so sehr mit allen seinen Gedanken bei seiner Begleiterin, daß er im Augenblick ihre Anspielung gar nicht unterzubringen wußte. „Der arme Kellenbusch!“ sezte sie hinzu, „es war für ihn sehr peinlich.“

Nun erinnerte er sich. „Ah, richtig!“ rief er. „Es war aber auch eine sehr unbedachte Herausforderung, ein ganz unverantwortlicher Leichtsin. —“

Nicht mehr weit von hier öffnete sich die freie Landstraße. „Rehren wir um,“ bat Lucile. „Zu einem Spaziergang da draußen ist es doch schon zu spät — und ich denke, der Rückweg reicht nun auch aus.“

Er legte seine Hand auf die ihre. „Noch eine kurze Strecke, Lucile!“

„Gut! Bis zu den Bäumen dort. Aber dann muß es genug sein. — Also die Herren Offiziere waren im Ernst erzürnt . . .?“

„Und mit allem Recht. Einen Franzosen in preussische Uniform zu stecken!“

„Aber sie war ja verändert —“

„Doch zu wenig.“

„Niemand sonst hat es bemerkt. Die Herren hatten auch so scharfe Augen!“

„Farbe, Schnitt, Knöpfe, Patten — das hatte sich doch nicht weggeschaffen lassen. Wo haben sie die Uniform nur herbekommen? Der Offizier, der sie geliehen hat, kann große Unannehmlichkeit haben.“

Sie drückte leise seine Hand. „Aber nun ist's wirklich Zeit umzukehren.“ Er gehorchte.

„Wollen Sie mir nicht böse sein, Herr von Gosselau, wenn ich Ihnen ein recht großes Geständniß mache?“, fragte sie mit dem lieblichsten Tone ihres weichen Stimmchens, den Kopf zu ihm wendend.

„Sie, Lucile? Wie wäre das möglich?“

„Hören Sie nur! Ich muß mich schwer anklagen. Demoiselle Philippine war beauftragt, die Costüme zur Oper Fanchon aus der königsberger Garderobe mitzubringen. Steinberg zweifelte nicht, daß Alles beisammen sei. Am Morgen ermittelte sich's, daß der Uniformrock des Christen Francarville fehlte. Sie können sich vorstellen, was das für ein Schreck war!“

„Freilich.“

„Steinberg wollte nicht spielen lassen. Aber die Bettel waren bereits ausgetragen — es fehlte nichts, als die dumme Uniform — und ich . . . ich sollte ihretwegen um meine Fanchon kommen.“

„Das wäre sehr fatal gewesen.“

„Nicht wahr? Da zerbrach ich mir nun den Kopf, wie zu helfen sei, und hatte richtig auch eine Erleuchtung. Nehmen wir die Gala-Uniform eines preussischen Offiziers, verpußen wir sie ein Wischen —“

„Das war Ihre Erfindung, Lucile —?“

„Meine gloriose Erfindung, Aber ich bin noch lange nicht mit meiner Weichte zu Ende.“

„Nun? Ich bin begierig.“

„Ja, wie sollten wir den schönen Plan nun realisiren? Es war gar kein Zweifel, daß die Herren Offiziere unserer Bekanntschaft sämtlich Bedenken tragen würden, eine Uniform zu diesem Zweck herzuliehen.“

„Ganz richtig. Und nun gar für einen Franzosen!“

„Daran hatte ich wirklich nicht gedacht, daß der Franzose ein Stein des Anstoßes sein könnte. Ist das zu entschuldigen?“

„Und Sie haben sich also die Uniform verschafft, ohne daß der Eigentümer davon wußte?“

„Ja — ja. Aber nun kommt das Aller schlimmste.“ Sie schmiegte sich dicht an ihn und sah bittend zu ihm auf. „Es war Ihre Uniform, Herr von Gosselau.“

„Meine —!“

Sein Arm zuckte so hastig zurück, daß sie einen Schmerz in der Hand empfand. „Ach! nun sind Sie doch böse,“ sagte sie Weinerlich.

Er biß die Lippe. „In der That, Lucile“, antwortete er nach kurzem Bedenken, „das ist mir sehr unangenehm. Wenn man nachforscht — erzählt . . . man wird nicht glauben, daß der Schauspieler dreist genug gewesen, ohne Erlaubniß —“

„Aber Sie können ja alle Schuld auf mich werfen“, fiel sie ein, „und das sollen Sie auch. Deßhalb hat ich Sie ja gerade um diese Unterredung —“

Er seufzte. „Deßhalb!“

„Um Ihnen meine Schuld bekennen zu können, um zu verhindern, daß irgend ein Anderer dafür verantwortlich gemacht wird. Raupe wollte ja durchaus nicht —“

„O, der Schlingel! Aber er soll mir's büßen.“

„Sehen Sie! Da fängt die Ungerechtigkeith schon an. Ich habe ihm die Uniform abgeschmeichelt, und wenn Sie ihm nur ein einziges böses Wort dafür geben, daß er meinen Bitten nicht widerstanden hat, so sollen Sie selbst nie im Leben mehr ein gutes von mir haben. Der arme Mensch war auch halb todt vor Schreck, als der Spectatel losging. Mich schelten Sie nur, so viel Sie wollen. Ich will Alles geduldig ertragen und froh sein, daß ich die Fançon gespielt habe.“ Sie faltete über seinem Arm die Hände. „Ach, lieber Herr Lieutenant, schelten Sie tüchtig, wenn es denn sein muß. Aber gleich — und schelten Sie sich ganz aus, bis wir nach Hause kommen. Es ist noch ein Stück Weges bis dahin.“

Nun mußte er lachen. „Sie sind eine kleine Hexe, Lucile“, sagte er wieder freundlich. „Ein Anderer hätte sich das nicht erlauben dürfen — Ihnen verzeiht man Alles.“

„Ach, wie gut Sie sind! Und Raupe soll also Nichts geschehen?“

„Wenn Sie für ihn bitten! Aber was machen wir nun? Das Beste ist, wir schweigen ganz still und hängen die Sache nicht selbst an die große Glocke. Ich bin ja nun informirt. Am Ende ist's auch ein rechter Quark. Morgen denkt wahrscheinlich kein Mensch mehr daran. Ich werde bei den Kameraden das Meinige thun, alles überflüssige Gerede zu hindern. Der Einzige, der vielleicht . . . ah! Barnelow ist mein Freund. Allenfalls weihe ich ihn in das Geheimniß ein. Aber wissen Sie, daß ich Ihnen doch böse bin?“

„Wirklich?“

„Mich in den Glauben zu versehen, daß ich in Ihren schönen Augen Gnade gefunden habe —“

„Herr Lieutenant — so müssen Sie nicht sprechen.“

„Und hinterher erfahren müssen, daß nur meine Uniform . . .“

Er faßte wieder ihre Hand, die sie ihm nun aber sanft entzog. „Wir sind gleich zu Hause“, sagte sie schalkhaft, „und ich habe meinen Zweck erreicht.“

„O, Sie Schauspielerin!“ drohte er.

„Aber ich bin ehrlich und aufrichtig, nicht wahr? Glauben Sie nur: die Schauspielerin ist das Beste an mir.“

„Da hätte ich doch Lust zu opponiren.“

„Jedenfalls das Einzige, was Ihnen Werth haben kann.“ Sie zog ihren Arm zurück. „Und nun haben Sie recht herzlichen Dank für Ihre Bereitwilligkeit, mir den leichtsinnigen Streich zu verzeihen. Gute Nacht!“

Sie ging rasch vor ihm die Treppe hinauf und verschwand in der Hausflur.

Gosselau setzte sich auf die Bank unter der Linde. Es war ihm halb ernst, halb scherzhaft zu Muth. Dieser Oberst Francarville hat also meine Uniform getragen“, murmelte er;“ schade daß er sie ausgezogen hatte, als er seine Braut an's Herz schloß — sie hätte etwas davon abbekommen. Ein reizendes Geschöpf diese . . . Fançon!“

Es schien sich wirklich um den Vorfall im Theater schon nach drei Tagen kein Mensch weiter zu kümmern. Daß bei Hofe davon gesprochen worden, war ganz unwahrscheinlich; man hatte da Wichtigeres zu thun. Die höheren Offiziere, die im Theater waren, mochten auch errathen haben, um was es sich eigentlich handelte, und schon deshalb der Sache nicht einmal die Bedeutung beilegen, die sie bei dem Theil des Publikums hatte, der darin eine patriotische Demonstration sah.

Barnekow wurde schon in den nächsten Tagen mit Brieffchaften nach Riga und Petersburg geschickt. Erst nach Wochen kehrte er zurück. Auch Lieutenant von Gosselau mußte gelegentlich nach Königsberg oder Elbing gehen, wo Marschall Soult sein Quartier hatte und zur Räumung der Provinz wenig Geneigtheit zeigte; die Freunde trafen sich aber immer wieder in Memel.

Herr von Schön mußte ihnen wohl das bissige Tischgespräch nicht übel genommen haben. Wenigstens fehlte es an jeder Andeutung, daß die militärischen Vorgesetzten davon Kenntniß erhalten hatten; eine Rüge wäre sonst schwerlich ausgeblieben. Es wurde Mitte August davon gesprochen, daß seine Frau in Königsberg gefährlich erkrankt und er dahin abgereist sei. Dann hieß es, sie wäre gestorben. Später sah Gosselau ihn eines Nachmittags mit dem General Scharnhorst spazieren reiten. Das geschehe jetzt öfters, erfuhr er. Sie wohnten übrigens Haus an Haus.

Man dachte an nichts Arges mehr. Da, in der zweiten Hälfte des September, ging dann eines Tages plötzlich in Offizierskreisen das Gerücht um, Kaiser Napoleon habe sich höchst ungehalten über einen Schimpf ausgelassen, der Frankreich von preussischen Offizieren im Theater angethan sei. Eine Depesche von der preussischen General-Commission in Berlin sei beim Könige angelangt und habe den hohen Herrn in große Aufregung versetzt.

Man scheine nichts Geringeres, als die Auslieferung zweier besonders theiliger Offiziere an Soult zu sofortiger kriegsrechtlicher Erschießung zu fordern. Jedenfalls sei mit Kündigung des Tilsiter Friedens gedroht, wenn Frankreich nicht volle Genugthuung werde. Es käme nun darauf an, die Meißenschuldigen zu ermitteln.

Merkwürdig war nur, daß diejenigen, die am besten unterrichtet sein wollten, behaupteten, die Beschwerde sei über einen in Königsberg stattgehabten Theaterscandal geführt worden. Dort solle in einem Stück ein französischer Offizier mit dem rothen Bande der Ehrenlegion im Knopfloch aufgetreten und von den preußischen Offizieren im Parterre ausgezischt sein. Andere meinten wieder: in Königsberg solle sich freilich der Vorfall ereignet haben, aber bei Aufführung der Operette Fançon. Man habe die darin auftretenden zwei französischen Offiziere nicht in Uniform auf der Bühne leiden wollen und so lange gezischt, bis sie abgetreten seien. Möglich sei's auch, daß zwei Vorfälle in Rede gestanden und den Zorn Napoleons erregt hätten. Darüber war nur eine Stimme, daß es eine jämmerlichkeit sei, aus dergleichen unbedeutenden Vorkommnissen politisches Capital zu schlagen.

Aber Napoleon war allmächtig. Es kostete ihn nur einen Federstrich, Preußen aus der Zahl der europäischen Staaten auszulöschen. Ein Befehl an Marschall Soult, und die französischen Truppen rückten wieder vor. Widerstand war unmöglich. Wergerte den gewaltigen Kaiser eine Fliege an der Wand, wer dürfte wagen, ihr das Fenster zu öffnen?

Die Sache war richtig. Es war in Berlin von Leuten, die aus Königsberg kamen, von einem Theaterscandal gesprochen worden. Der Vorfall wurde verschiedentlich erzählt, vergrößert, mit mancherlei Zusätzen von Mund zu Mund getragen. Es fehlte nicht an Spionen, die für die französischen Behörden kundschasteten. Es kam den letzteren darauf an, Vorwände zu erhalten, um den Rückzug der Truppen trotz der Abmachungen des Tilsiter Friedens zu verzögern, dem Besiegten den Fuß auf dem Nacken zu halten. General Daru, der von jenen Gerüchten in Kenntniß gesetzt worden war, hatte in einer Note an Napoleon Ende August einfließen lassen: „ein Ereigniß von geringer Bedeutung, das sich in Königsberg zugetragen, verdiene gleichwohl Erwähnung, da es die Stimmung der preußischen Offiziere charakterisire. Man habe im Theater Fançon, das Leyermädchen, gegeben, ein Stück, in welchem zwei Offiziere in französischer Uniform vorkämen. Kaum hätten die preußischen Offiziere die Schauspieler auftreten gesehen, so hätten dieselben so lange gepöfien, bis diese die Scene verlassen und die Costüme gewechselt hätten. Der Hof scheine sich darauf beschränkt zu haben, diese Unbesonnenheit als übertriebenen Dienstfeifer anzusehen“.

Napoleon fand für gut, Lärm zu schlagen. Am 9. September schrieb sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Daru: „Mein Herr! Sr. Majestät der Kaiser und König haben geruht mir Ihr Schreiben an Sie vom 28. August mitzutheilen. Der in demselben berichtete Vorfall,

der sich im Theater zu Königsberg zugetragen, hat den Unwillen Sr. Majestät erregt. Wenn die preußischen Offiziere, die sich denselben zugezogen haben, sich nur gegen den Kaiser persönlich strafbar gemacht hätten, würde seine große Seele ihn die Beleidigung haben vergessen lassen. Aber die französische Armee, Frankreich selbst sind mit nicht weniger Feigheit als Ingrimms beschimpft worden. Das ist ein Attentat, welches seine Majestät unmöglich verzeihen kann. In Folge dessen beantragt der Kaiser Sie, mein Herr, an die Commission des Königs von Preußen eine Note zu richten, in der exemplarische Justiz gegenüber den Urhebern des Attentats verlangt wird.

„Diese Note soll das Betragen der preußischen Offiziere im richtigen Lichte und die Beschimpfung, die sie sich erlaubt haben, als ein Verbrechen darstellen, das um so größer erscheint, als schon viele Kriege aus weniger legitimen und schwerwiegenden Ursachen entstanden sind.

„Sagen Sie, die Gesinnung des Königs sei zu bekannt, als daß die Urheber jenes Attentats von ihm eine Nachsicht erwarten könnten, die den Interessen seiner Völker widerstreiten würde.“

„Fügen Sie hinzu, daß die verlangte Genugthuung erfolgen muß, noch ehe wir die preußischen Provinzen räumen, und daß diese Genugthuung nur dann als eine genügende wird angesehen werden können, wenn zwei der Hauptschuldigen bestraft werden und die Größe der Bestrafung der Größe der Beschimpfung gleichkommt.“ *)

Es verstand sich von selbst, daß Daru sich beeilte, mit ganzer Schärfe den Inhalt dieser Worte zur Kenntniß der preußischen Friedenscommission in Berlin zu bringen, und daß von deren Vorsitzendem, General Sack, sofort ein Courier nach Memel expedirt wurde, des Königs Entschlüsse auf dieses unerhörte Ansinnen Napoleons zu erbitten. Da es darauf ankam, zunächst zu ermitteln, was eigentlich an dem Vorfall Wahres sei und welche Offiziere sich bei demselben betheiligt hätten, so konnte die Sache unmöglich als ein Geheimniß behandelt werden. In wenigen Stunden mußten sämtliche Offiziere in Memel, was ihren Kameraden in Königsberg drohte.

Als Herr von Gosselau diese aufregenden Neuigkeiten erfuhr, hatte er sich eben parademäßig angekleidet, um einen Urlaub zu erbitten. Sein Vater war kränker geworden und verlangte bringender nach seinem Sohn. Er gab sofort sein Vornehmen auf und verfügte sich zu Barnelow, der seit einigen Tagen wieder in Memel war.

Er fand denselben schon unterwegs zu ihm. Beide mußten auf der Stelle, was sie zu einander führte. Das Gesicht des einen war so bleich und ernst, als das des andern, aber die Haltung womöglich noch strammer als sonst. Sie drückten einander die Hand, während die Blicke sich forschend trafen. „Du hast gehört —?“ begann Gosselau.

*) Diese merkwürdige Note findet sich im Originaltext abgedruckt in der Alt-preußischen Monatschrift Bd. XIX. S. 247.

„Dasselbe wollte ich Dich fragen“, entgegnete Barnekow.

„Der Vorfall im Theater —“

„Ganz recht. Er soll in Königsberg passiert sein.“

„Jedenfalls ein Irrthum.“

„Das meine ich auch.“

„Die Verwechslung erklärt sich leicht daraus, daß die Königsberger Schauspieler hier in Memel Vorstellungen geben. Man hat das nicht gewußt, den Zuträger falsch verstanden. Auch sonst fehlt's nicht an Ungenauigkeiten. In der Oper Fançon traten allerdings zwei französische Offiziere auf, aber nicht so, daß sich zu gleicher Zeit der Unwille des Publikums gegen beide hätte richten können. Man hat sich's eben so combinirt. Gemeint ist jedenfalls die hiesige Aufführung der Fançon und die Opposition, die sich gegen den Oberst von Francarville erhob. Es ist geradezu undenkbar, daß sich zu derselben Zeit in derselben Oper in Königsberg ein ganz ähnlicher Vorfall ereignet haben sollte. Die Oper kann dort auch kaum gegeben sein, da sich die Costüme hier befanden.“

„Es erschien mir auch so“, bemerkte Barnekow. „Nur machte mich's irre, daß auch von dem rothen Bande der Ehrenlegion —“

„Ah! das ist nichts. Man wird nicht recht klug daraus, woher diese zwei Lesarten stammen. Wahrscheinlich hat man in Berlin die Sache so und so erzählt. Es ist auch möglich, daß Lucile meine Uniform mit einem rothen Bändchen geschmückt hat, um den französischen Oberst in ihr wahrscheinlicher zu machen.“

„Ja, ja; ich erinnere mich —“

„Siehst Du? Man hat das nicht vergessen zu erwähnen.“

„Es ist eine Niederträchtigkeit“, rief Barnekow, den Säbel gegen das Steinpflaster stoßend, „eine solche Denunciation —! Welcher Schurke da nur im Theater gefessen hat?“

„Die ersten Mittheilungen können ganz harmloser Natur gewesen sein“, meinte Goffelau. „War die Nachricht von dem großen Ereigniß einmal in Königsberg, so verbreitete sie sich leicht wie ein Hedenfeuer weiter. Aber sei dem, wie ihm sei: was soll nun geschehen?“

„Wir melden uns sofort.“

„Das war auch meine Meinung. Auf die Gefahr hin, daß man uns an Marschall Soult ausliefert.“

„Unbedenklich. Uebrigens läßt sich's ja erklären.“

„Das wird wenig nützen. Jedenfalls sind wir unserer Ehre und den Kameraden schuldig, der Untersuchung zuzuvorkommen. Ist überhaupt Jemand schuldig, so sind wir's.“

„Gehen wir also sogleich.“

Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, verhielten beide sich auf dem Wege schweigend; es waren finstere Gedanken, die sie bestürmten, aber sie thaten ihre Pflicht. —

Sie mußten an dem Hause vorüber, in welchem Schön wohnte. Eben trat er aus der Thür, eine Mappe mit Papieren unter dem Arme. Sie sahen ihn und wurden von ihm bemerkt. Er grüßte, indem er den Hut abnahm und sich lächelnd verbeugte. Nachdem er schon einige Schritte gegangen war, sah er noch zurück, als ob er etwas sagen wollte, ging aber weiter. „Hast Du Dir den betrachtet?“ fragte Gosselau. „Du weißt doch, wer's war?“

„Herr von Schön. Er war damals im Theater“.

„Das reine Mephistopheles-Geficht“.

„Ja, er lächelte so eigen, als ob er sagen wollte: ich kenne euch!“

„Nun könnte er wohl Gelegenheit finden, uns den Spott mit Zinsen heimzuzahlen“.

„Mag er!“ sagte Barnekow troßig. „Es geht in einem hin.“ —

An demselben Vormittag fand eine Sitzung des Conseils statt. Zu demselben gehörte außer Schön der Geheime Rath Klewiz, den er wegen seiner unerschütterlichen Ueberzeugungstreue hoch in Ehren hielt, Stagemann und andere. Der Cabinetrath Beyme hielt den Herren Vortrag über die laufenden Staatsangelegenheiten, empfing ihre gutachtlichen Aeußerungen und pflegte sich dann zum Könige zu begeben, um dessen Entschließung einzuholen.

Als sie eben um den Tisch zusammensaßen, kam ein Mann in Reisekleidung unangemeldet in's Conferenzzimmer und hastig auf Beyme los. *)

Derselbe erkannte in ihm einen Secretär von der preussischen Gesandtschaft in Paris, sprach mit ihm leise und sagte dann, offenbar sehr erregt, den Herren Staatsrätthen, er müsse mit den eingegangenen wichtigen Nachrichten sogleich zum Könige.

Nach einer Weile kam er wieder und erzählte, die dumme Geschichte wegen des angeblichen Theaterscandals in Königsberg äußere immer bedrohlichere Folgen. Napoleon habe sich auch bei der Gesandtschaft beschwert. Das Band der Ehrenlegion solle beschimpft sein. Marschall Soult habe die Ordre, über die beiden auszuliefernden Offiziere gleich Kriegsrecht halten und dessen Beschluß executiren zu lassen. Der Gesandte sei verständigt worden, daß der König von Preußen seine Krone in Gefahr bringe, wenn er die sofortige Auslieferung verweigere. Deshalb sei sofort der Secretär abgeschickt worden. „Der König verlangt“, fuhr Beyme fort, „daß wegen dieser Sache sofort extraordinair ein Staatsrath zusammentritt, bestehend aus dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aus zwei Rätthen seines Departements, den beiden General-Adjutanten, den Mitgliedern der Militär-Organisations-Commission Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, und aus den Mitgliedern des königlichen Conseils mit mir. Die Herren haben sich binnen einer halben Stunde bei dem

* Der Vorfall ist von Schön selbst mitgetheilt. Vergleiche: Aus Schöns Papieren Bd. II. S. 561. ff.

Minister Grafen Holz zu versammeln. In einer weiteren Stunde verlangt Se. Majestät die Gutachten.“

Er eilte fort, um die noch erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Als der Geheime Rath von Schön beim Minister eintrat, nahmen die Herren eben Platz. Nur der Sitz auf dem Sopha neben General von Röckeritz war noch frei. Er setzte sich deshalb zu ihm. Auf dem Stuhl nebenan saß der Cabinetrath Beyme, Depeschen und andere Papiere in der Hand haltend. Röckeritz reichte Schön die Hand, neigte sich zu ihm und flüsterte ihm zu: „Man hat übrigens die Schuldigen schon.“

„Wie das“ fragte Schön, anscheinend sehr verwundert. „Man kann doch zwischen gestern und heut noch keine Nachricht aus Königsberg haben.“

„Aber es handelt sich wahrscheinlich auch gar nicht um einen dortigen Vorfall.“

„Also dahinter ist man schon gekommen. hm — hm! Ich vermuthete das gleich. Und die Offiziere —?“

„Zwei haben sich soeben selbst angezeigt. Ein Herr von Barnefow und Lieutenant von Goffelau.“

„Oh! die braven jungen Leute!“ rief Schön so laut, daß auch die Nachbarn es hörten. „Schade, schade um sie.“

Der Minister eröffnete die Sitzung. Cabinetrath Beyme trug die Sache vor und gab als Referent zuerst seine Meinung ab. Er stimme dafür, daß die beiden Offiziere dem Marschall Soult sofort ausgeliefert würden. Die Gefahr sei dringend und groß. Es handele sich um eine Krone, da könnten zwei Menschenleben nicht in Betracht kommen.

Einige traten ihm sogleich bei, andere zögerten sich zu äußern, gaben aber durch ihre Mienen zu erkennen, daß man wohl zu einem anderen Schluß nicht werde kommen können. Die Generale schauten finster drein, widersprachen aber nicht. Es lastete eine dumpfe Schwüle über der Versammlung, die sich ihrer schweren Verantwortlichkeit voll bewußt war.

Da stand Schön auf und sagte mit ruhiger Entschiedenheit: „Ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht, meine Herren.“

Es entstand eine merkwürdige Bewegung unter den Anwesenden. Aller Augen richteten sich überrascht und fragend auf ihn.

„Giebt der König,“ fuhr er unerschrocken fort, „sein unveräußerliches Majestätsrecht auf Rechtspflege über seine Unterthanen auf, so wird Napoleon dies benutzen und ihn vor der Welt preisgeben. Napoleon muß es ehren, wenn geantwortet wird: Der König werde die Sache nach den bestehenden Vorschriften untersuchen und von einem Kriegsrecht aus seinem Militär nach den Gesetzen erkennen lassen. Will man noch mehr thun, so kann der König sich bereit erklären, das kriegsrechtliche Erkenntniß dem Kaiser demnächst mitzutheilen. Das ist aber meines Erachtens die äußerste Concession, die sich mit seiner Würde verträgt.“

Diese Erklärung regte die Versammlung in hohem Grade auf. Es erfolgte mehr oder weniger lebhafter Widerspruch von allen Seiten. Schön vertheidigte seine Meinung mit der Verebfsamkeit, die ihn auszeichnete, wenn er seiner wärmsten Ueberzeugung Ausdruck gab. Er verkannte nicht die Gefahr, aber für eine größere hielt er die moralische Selbstvernichtung. Sein idealistischer Standtpunkt fand keinen Vertreter. Man müsse in der Politik mit den Umständen rechnen, hieß es. Der Minister wünschte dringlich ein einheitliches Votum zu erzielen in dieser für den König so peinlichen Angelegenheit. Es wurden Vermittelungsvorschläge gemacht. Man möge die Sache erst hier untersuchen und die Offiziere dann mit den Acten an Soult schicken — man möge ihm die Acten zum Spruch schicken, aber die Offiziere noch zurückbehalten. Andere fanden noch andere Modificationen. Aber Schön wollte von halben Maßregeln nichts wissen. Zu seinem Nachbar sagte er: „wäre ich nicht Feuer, so würde ich Wasser wie Sie sein, aber Niemand ist das Mittel Ding zwischen beiden: „Dampf“. Räderitz führte ihm in der gutmüthigsten Art zu Gemüthe, daß er doch nicht die Krone auf dem Haupte ihres Königs wankend machen möge. Schön antwortete: „das sei ferne von mir! Der König soll nach meinem Willen seine Krone ferner mit Ehren tragen — ich will sie befestigen.“

Die Debatte wurde sehr lebhaft, nur der Geheime Rath Alewiz theilte sich mit keinem Wort dabei. Da machte der Cabinetrath Beyme bekannt, daß die gesetzte Zeit verlossen sei; die Abstimmung müßte vor sich gehen, und nach dem Befehle Sr. Majestät solle Jeder schriftlich votiren. Die Abstimmung fing vom General Räderitz an. Theils unbedingt theils mit Einschränkungen erklärten alle sich für die Meinung des Referenten. Schön glaubte schon mit der seinigen allein zu bleiben, aber Alewiz schrieb darunter, daß er ihm beistimme. Zwei Stimmen gegen alle!

Das aufgenommene Protokoll wurde geschlossen, Beyme verwahrte es in seiner Mappe und begab sich sofort damit zum König.

Indessen war es im Hause des Rheders Gewelle sehr stürmisch zugegangen.

Die schlimmen Gerüchte hatten ihren Weg auch in's Publikum gefunden und wurden dort mit allerhand Zusätzen herumgetragen, die ihre Wirkung noch beängstigender machten. Marschall Soult sollte von Elbing schon unterwegs sein, um Napoleons unverschämter Forderung Nachdruck zu geben. Es konnte nicht fehlen, daß einige von den Schauspielern, die viel an öffentlichen Orten verkehrten und auch in Militairkreisen Fühlung hatten, unter den ersten waren, die von dieser sie selbst höchlichst interessirenden Sache Kenntniß erhielten. Im Zimmer der Madame Herbst und auf dem Balkon vor der Thüre wurde darüber hin und her gesprochen. Niemand zweifelte daß der Vorfall gemeint war, der sich in Memel zugetragen

hatte. Steinberg meinte bestimmt zu wissen, daß Fanchon in Königsberg gar nicht aufgeführt sei.

Es war aufgefallen, daß Lieutenant von Gosselau im Paradeanzuge ausging, bald nachdem ihn einige Kameraden verlassen hatten, denen man die Unruhe und Besorgniß anzusehen glaubte. Bald darauf erhielt Haupe durch eine Ordonnanz den Befehl, schleunigst zu seinem Herrn zu kommen. Nach kaum einer Viertelstunde kehrte er zurück, offenbar ganz verstört. Er wurde mit Fragen bestürmt. Sein Lieutenant und Herr von Barmekow, erzählte er, seien gefangen genommen. Sie hätten sich in die Citabelle begeben müssen in Begleitung eines hohen Offiziers. Dort sei ihnen in den Kasematten Quartier angewiesen. Er solle nun die Sachen dorthin bringen. Der arme Burisch hatte Mühe, sich das Weinen zu verbeißen. Um was es sich handelte, wußte er ungefähr. „Und das ganze schwere Unglück meinerwegen!“ jammerte er. „Was mußte mich auch der Teufel plagen, Ihnen den Hock herauszugeben.“

„Nein, meinerwegen!“ rief Lucile. „Ich trage die Schuld von Allem. Ich bin auf den Gedanken gefallen, ich habe ihn überredet . . . O, mein Gott! was kann ich thun, die Wahrheit an's Licht zu bringen? Rathet — helft!“ Sie war in größter Aufregung und lief von Einem zum Andern.

„Wir haben allen Grund, uns ganz still zu verhalten,“ meinte Keltensbusch. „Wer weiß, was für Unannehmlichkeiten man uns so schon bereitet.“

„Er fürchtet Napoleon ausgeliefert zu werden.“ höhnte Feddersen, weil er die ominöse Uniform getragen hat.“

„Dann muß Fanchon mit,“ ging er auf den Scherz ein. Aber sein Gesicht sah nicht danach aus, als ob ihm wohl zu Muth war. Fleischer, der Schulmeister, führte eine griechische Sentenz an, die natürlich unverständlich blieb.

Lucile warf Feddersen einen erzürnten Blick zu. „Es muß ernstlich etwas geschehen,“ sagte sie. „Ich habe keine Ruhe mehr, so lange ich lebe, wenn der brave Gosselau und sein Freund . . . ich kann's nicht ausdenken. Wenn sie an Soult ausgeliefert werden, ist ihr Schicksal gewiß. Man wird die Beschimpfung Frankreichs als erwiesen ansehen, ein Exempel statuiren — man wird sie unbarmherzig erschießen. Nein, das darf nicht sein! Was an mir ist . . . Und nun weiß ich's —: ich gehe zur Königin!“]

Sie ließ sich von diesem Entschlusse nicht abbringen, kleidete sich auch sofort an. „Es ist nicht so leicht wie Du glaubst, bei der Königin Zutritt zu erhalten,“ gab Madame Herbst zu bedenken. „Eine Schauspielerin!“

„O, man wird meinen Bitten nicht widerstehen,“ versicherte Lucile.

„Das Sicherste ist, Du wendest Dich an die alte Gräfin Boß,“ fuhr die Mama fort. „Man schildert sie allgemein als eine sehr gütige und einflußvolle Dame. Bei den Majestäten steht sie in größtem Ansehen. Sie könnte Dir wohl eine Audienz verschaffen.“

„Ich will zu ihr,“ rief Lucile, „— sogleich. Es muß das Aeußerste versucht werden.“

Sie eilte fort.

„Nun schlägt das heimliche Feuer in hellen Flammen auf,“ wisperte Philippine. „Was thut sie nicht für ihren Lieutenant!“ —

Lucile erhielt Einlaß bei der Gräfin Voß.

Die hochbetagte Frau saß in einem einfachen schwarzen Seidentleide, das weiße Haar bis unter das Spitzenhäubchen hoch toupirt und die Schultern in einen warmen Shawl gehüllt, im Gartenzimmer am Fenster, durch das die Septembersonne schien. Sie las in einem Almanach. Als Lucile eintrat, erhob sie sich ein wenig und musterte sie mit den großen, klugen Augen. „Treten Sie näher, mein Kind,“ sagte sie, mit der Hand winkend. „Sie sehen recht bekümmert aus. Was haben Sie mir mitzutheilen?“

„O, gnädigste Gräfin,“ rief Lucile, und die Thränen stürzten ihr dabei aus den Augen. „Helfen Sie, wenn Sie können.“

„Beruhigen Sie sich“, mahnte die Oberhofmeisterin, „eröffnen Sie sich mir vertrauensvoll. Wie kann ich helfen?“

„Durch zwei Zeilen an Ihre Majestät. Es hängt Leben und Tod davon ab, daß ich bei der hohen Frau eine Audienz erhalte.“

Die Gräfin lächelte. „Leben und Tod? Sie sind sehr aufgeregert, liebes Kind. Vergessen Sie nicht, daß Sie nicht auf der Bühne stehen, wo solche Exaltation am Platz.“

„Aber es handelt sich in der That um die Freiheit — um das Leben zweier braver Offiziere Sr. Majestät. Man giebt ihnen Schuld, daß sie im Theater die französische Uniform beschimpft haben —“

„Ah, das —!“

„Aber ich weiß es besser. Nicht eine französische Uniform, die preussische erregte ihren Unwillen. Ich selbst habe ja —“

In diesem Augenblick wurde der Wagen der Königin gemeldet. Die Gräfin stand sogleich auf, warf einen Blick in den Spiegel und ging am Stock nach der Thür. „Treten Sie dort in's Cabinet ein, liebes Kind,“ sagte sie. „Ihre Majestät beehrt mich mit einem Besuch. Sie tragen mir die Sache später vor.“

„Wenn Sie gnädigst gleich jetzt ein Wort —“ wagte Lucile ihr zuzuslüstern.

„Wollen sehen, wollen sehen,“ beruhigte die alte Dame. „Gehen Sie nur.“ Die Schauspielerin gehorchte.

Gleich darauf wurden von zwei Lakaien die Thüren geöffnet und hinter der Königin wieder geschlossen. Sie kam allein, einfach wie eine Bürgersfrau gekleidet, auch so von strahlender Schönheit und in majestätischer Haltung. Sie ging auf die Gräfin zu, umarmte sie und führte sie nach ihrem Lehnstuhl zurück. Sie selbst setzte sich ihr gegenüber auf einen Rohrstuhl. „Wie geht's

heut meiner guten, alten Mama?" fragte sie mit weicher und doch hellklingender Stimme.

„O, gut — gut,“ antwortete die alte Dame, die Hand der Königin streichelnd. „Biel leidlicher, als eine achtundsiebzigjährige Frau beanspruchen kann. Der Fuß bessert sich täglich. — Aber meine engelgute Königin! Wie geht's der? Ich sehe Ihr Gesicht wieder so bekümmert — und diese Augen haben wieder geweint. Sie weinen zu viel.“

Die Königin nickte ihr freundlich zu, doch wollte der schmerzliche Zug um den schönen Mund nicht weichen. „Muß ich nicht weinen?“ sagte sie. „Was kann eine Frau und Mutter anders thun, als ihren Gram durch Thränen erleichtern — wenn sie mit sich allein ist, und in den schlaflosen, ewiglangen Nächten! Was wird der nächste Tag wieder bringen? Ich zittere vor jedem nächsten. Das Schicksal trifft uns grausam. Die furchtbarsten Opfer sind gebracht, und es scheint nichts damit erreicht zu sein. Die Franzosen rühren sich nicht von der Stelle trotz der Convention. Immer neue Ausflüchte werden vorgebracht, immer neue Forderungen erhoben. Das arme Volk kommt an den Bettelstab und wir können nicht helfen. O, der König ist so unglücklich! Kaum vermag ich's noch, mit dem Aufgebot aller Kräfte, ihn für kurze Stunden aufzurichten, zu ermutigen, zu erheitern.“ Sie drückte das Tuch auf die Augen. „Und nun diese letzte, schimpflichste Demüthigung!“

Sie erzählte, daß der preußische Gesandte seinen Sekretär geschickt habe, um auf die Gefahr dringlich aufmerksam zu machen, in der man schwebt, wenn Napoleons Zorn nicht besänftigt werde. „Der König ist ganz außer sich darüber,“ schloß sie.

„Ich weiß wohl, daß ich an seiner Stelle nichts gegen die Offiziere thäte,“ rief die alte Dame lebhaft und zitternd vor Erregung, „es möchte mir kosten, was es wolle.“

Die Königin sah sie wie erschreckt an. „Aber was kann für sie geschehen,“ fragte sie leise, „wenn der Kaiser mit brutaler Gewalt . . .? Der König hat an sein Land zu denken.“

„Verzeihen Er. Majestät mein vor schnelles Urtheilen,“ bat die Gräfin. „Ich bin so alt geworden und habe noch immer nicht gelernt, meine Zunge im Zaum zu halten, wenn das Herz sich empört. Und wie sollte es sich über diese dreiste Zumuthung nicht empören? Ach! daß ein König so viel zu bedenken hat!“ Sie überlegte einen Augenblick. „Es darf Er. Majestät nichts vorenthalten werden,“ fuhr sie fort, „was den letzten Entschluß beeinflussen kann. Eben kam die Schauspielerin zu mir, die bei dem unseligen Vorfall die Rolle der Fançon gespielt hat. Sie bat mich dringend, ihr bei meiner gütigen Königin eine Audienz zu vermitteln. Wenn Er. Majestät sie anhören wollten — es wäre vielleicht hier der am besten geeignete Ort dazu.“

„Aber was kann sie wollen . . .?“ fragte die Königin unsicher.

„Sie behauptet, eine wichtige Aufklärung geben zu können,“ entgegnete die Oberhofmeisterin. „Unser Gespräch wurde durch die Ankunft Ew. Majestät unterbrochen, aber so viel ich verstanden habe, stehe gar nicht eine französische, sondern eine preussische Uniform in Frage. Doch, das Mädchen ist noch hier und wenn Ew. Majestät gnädigst erlauben wollen . . .“

Die Königin nickte zustimmend. Die Gräfin öffnete die Thür und sprach hinein: „Kommen Sie, liebes Kind, Ihre Majestät will die Gnade haben, Sie anzuhören.“

„Lucile eilte in das Empfangszimmer und warf sich der Königin zu Füßen. „Gerechtigkeit, Majestät,“ rief sie.

Die hohe Frau trat, über diese stürmische Annäherung erschreckt, einen Schritt zurück. „Stehen Sie auf,“ sagte sie ein wenig unwillig, „stehen Sie auf.“

Da Lucile zögerte, beugte sie sich und hob sie auf. „Sprechen Sie ohne Scheu,“ sagte sie wieder ganz freundlich, „wir werden uns dann um so besser verständigen. Und Sie, Mama, hören von Ihrem Lehnstuhl aus zu.“

Die junge Schauspielerin, die nun in der Haltung einer Bittenden mit gefalteten Händen vor ihr stand, schien auf die Königin einen günstigen Eindruck zu machen. Sie ermuthigte sie auch durch freundliches Kopfnicken. Lucile erzählte nun, sich zur Ruhe zwingend, aber von Zeit zu Zeit mit Thränen kämpfend, wie sich Alles begeben hatte, und beschuldigte sich, die Ursache des Unglücks der Offiziere zu sein. Die Königin hörte aufmerksam zu. „Das also ist der Zusammenhang,“ sagte sie. „Wenn sich Ihre Angaben bestätigen, woran ich nicht zweifle . . . In der That, der Vorfall erscheint dann in ganz anderem Lichte. Nicht wahr, liebe Gräfin? es ist so.“

Die Oberhofmeisterin hatte das Kinn auf die Hand gestützt. „Kein Zweifel,“ antwortete sie. „Handelte es sich nicht um so ernste Dinge, wie ein Auslieferungsverlangen, so könnte man fast ärgerlich darüber sein, die Voraussetzung aufgeben zu müssen, daß das Pfeifen dem Franzosen gegolten hat. — Nun, ich tröste mich,“ setzte sie lächelnd hinzu, da Lucile ängstlich zu ihr hinüberblickte, „daß unsere Herren Offiziere die preussische Uniform auf der Bühne nicht so übel genommen hätten, wenn sie dem Kameraden einer befreundeten Nation auf den Leib gezogen wäre.“

„Es war meine Pflicht die Wahrheit zu sagen,“ erlaubte die Schauspielerin, sich zu bemerken. „Die Auslegung der Frau Gräfin ist gewiß die richtige, und ich fürchte deshalb, die Herren Offiziere selbst verschmähen es, den Sachverhalt, wie sie könnten, aufzuklären.“ Sie erhob flehentlich die Hände. „O, Majestät! Herr von Gosselau ist ein so braver Mann — und sein Freund sicher auch . . .!“

„Sie scheinen viel herzlichen Antheil an dem Geschick des Lieutenants von Gosselau zu nehmen,“ sagte die Königin, diese allzu lebhaftes Intervention unterbrechend.

Lucile erröthete leicht, senkte aber den Blick nicht. „Ich kenne Herrn

von Barnekow nur wenig," entgegnete sie mit bescheidenster Zurückhaltung, „daher mag es wohl den Anschein haben, als ob ich . . . Ev. Majestät dürfen überzeugt sein, daß ich in Allem nur die Wahrheit gesagt habe, und daß ich sie auch zu Gunsten eines ganz Fremden zu sagen mich berufen gefühlt hätte.“

„Brav, brav, mein Kind," sagte die Königin. „Gehen Sie jetzt. Ich weiß nun, was ich wissen soll.“ Sie reichte ihr die Hand zum Abschiede.

Lucile drückte einen feurigen Kuß darauf. „Und ich darf hoffen. Majestät . . .“

„Ich kann kein Versprechen geben," rief die Königin aus. „Jedenfalls soll Marschall Soult Kenntniß von der wahren Sachlage erhalten. Hoffentlich nützt es Ihrem Freunde. Ich will das Weitere mit der Gräfin berathen.“

Sie winkte der Schauspielerin, sich zu entfernen. Lucile verneigte sich tief und ging — nur wenig erleichtert, wie sie sich gestehen mußte.

Wenige Minuten später bestieg die Königin wieder den Wagen, um nach Hause zurückzukehren.

Aus ihrem ganz bürgerlich eingerichteten Wohnzimmer trat sie unangemeldet in das Cabinet des Königs, nachdem sie erfahren hatte, daß er allein sei.

Der König ging, die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten auf und ab. Sein sonst so gutmüthiges Gesicht sah finster aus; er hatte die Lippen zusammengepreßt, als wollte er einen heftigen Schmerz verbeißen. Als die Thür sich öffnete, hob er den Kopf und blickte streng dorthin. „Nicht jetzt, Louise — nicht jetzt," sagte er. „Erwarte den Cabinetrath Beyme — Zeit schon verfloßen — kann jede Minute eintreten.“

Die Königin blieb auf der Schwelle stehen. „Und doch wäre mir's lieb," entgegnete sie mit sanfter Stimme, „wenn Du mich noch vor seiner Ankunft hören wolltest. Es handelt sich gerade um die beiden Officiere —“

Er machte eine unwillig abweisende Bewegung mit der Hand. „Unverzeihlicher Leichtsin — konnten bedenken, daß der Feind im Lande und übermächtig — haben sich selbst ihr trauriges Geschick zuzuschreiben. Nicht für sie bitten, Louise, nicht für sie bitten. Kann ihnen nicht helfen, den Entschluß nicht noch schwerer machen.“

Die schöne Frau trat näher und legte die Hand auf seine Schulter. „Ich komme nicht, für sie eine Bitte einzulegen," sagte sie. „Wie dürfte ich das? Weiß ich doch, daß Du nur dem Zwange der Nothwendigkeit nachgeben wirst, daß weibliches Mitleid hier nicht mitsprechen darf.“

„Also —“

„Was ich über den Vorfall in Erfahrung gebracht habe, wird gleichwohl für Dich nicht ohne Interesse sein. Napoleon glaubt die französische Uniform beschimpft, von preußischen Offizieren. Es läßt sich beweisen, daß nur der Schein —“

„Wie das?“

Die Königin legte ihren Arm in den seinigen und gestattete ihm so, den unterbrochenen Gang durch das Zimmer fortzusetzen. Sie machte ihn mit allen den Umständen bekannt, die ihr soeben selbst vertraut waren. Sie hütete sich wohl, ein Urtheil laut werden zu lassen; wie sie aber die Sache in ihrer freundlichen Weise darstellte, waren die Offiziere kaum noch zu tabeln.

Einen Moment schien sich das Gesicht des Königs wirklich zu erheitern. „Sieht freilich so ganz anders aus,“ sprach er vor sich hin. „Mit Recht nicht zu leiden, daß der Noth eines preussischen Offiziers Komödie spielt. Leichtsinnes Volk die Schauspieler. Ernstlich bestrafen!“ Er brütete eine Weile in sich hinein, während die Königin seine Hand gefaßt hielt und streichelte. Dann blieb er stehen, ließ den Arm sinken und zog die Stirn wieder in finstere Falten. „Aendert doch an der Sache nichts, Louise,“ sagte er, schwermüthig den Kopf schüttelnd. „Napoleon will uns verderben. Jedes Mittel dazu ist ihm recht. Vorwand genügt zu unleidlicher Forderung. Thatsache bleibt stehen, daß ein französischer Oberst auf der Bühne, von preussischen Offizieren ausgepiffen, den Noth wechseln müssen. Grund gleichgiltig. Sollte französische Uniform vorstellen — Publikum nahm sie dafür.“

„Aber die Absicht der Offiziere —“

„Kümmert Napoleon und seine Creaturen nichts. Er will Genugthuung, um mich zu beschimpfen — hat augenblicklich die Macht, seinen Willen durchzusetzen.“ Er drückte die Hand auf's Herz. „Ach! wie das hier schmerzt.“

Der Cabinetsrath Beyme wurde gemeldet.

„Sogleich eintreten,“ rief der König. Er führte die Königin in ihr Zimmer, schüttelte bewegt ihre Hand, küßte sie auf die Stirn und entfernte sich rasch nach seinem Cabinet, die Thür hinter sich schließend.

Beyme überreichte ihm in ehrerbietigster Haltung das Protokoll. „Nach Ew. Majestät Befehl ist schriftlich votirt worden,“ bemerkte er.

„Nun —? Und das Resultat?“ fragte der König, das Papier uneröffnet in der Hand gleichjam wiegend.

„Die große Mehrzahl hat sich für die Auslieferung der Offiziere ausgesprochen, Majestät.“

Der König sah ihn mit einem durchdringenden Blick an. „Große Mehrzahl —“ wiederholte er. „Also nicht einstimmig? Doch nicht einstimmig.“

„Nur zwei Botanten waren anderer Meinung, Majestät, und durch keinerlei Gründe zu überzeugen, daß die Gefahr für die Krone —“

„Will selbst sehen,“ unterbrach ihn der König. Er entfaltete das Blatt und las das Protokoll sehr aufmerksam durch, vielleicht mehr als einmal. Dann trat er an's Fenster und stand dort lange, das Gesicht nach der Straße gekehrt. Endlich wendete er sich zu Beyme zurück, richtete sich hoch auf und sagte mit fester Stimme: „Trete diesmal der Minderzahl bei —“

werde die Offiziere nicht ausliefern — selbst die Sache untersuchen und dann gerichtlich erkennen lassen. In diesem Sinne antworten.“

Der Cabinetsrath stand eine Secunde lang ganz verblüfft da. „Wie Ew. Majestät befehlen,“ murmelte er. Der Entschluß des hohen Herrn schien so fest zu stehen, daß er keinen Einwand wagte.

Er verneigte sich tief und trat ab.

Der König drückte die Hand auf die Brust und athmete in schweren Zügen. So stand er einige Minuten. Dann strich er mit der Hand über die Stirn. Er öffnete die Thür zum Nachbarzimmer und rief: „Louise!“ die Königin warf das Buch fort, in dem sie gelesen hatte, und eilte ihm entgegen. „Wie Dir die Augen leuchten!“ sagte sie. „Was ist geschehen?“

„Hoffentlich zufrieden sein,“ antwortete er. „Offiziere werden nicht ausgeliefert, so lange es einen König von Preußen giebt. Vielleicht unklug, sehr unklug — aber kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen.“

Die Königin umarmte ihn bewegt und lehnte den Kopf an seine Brust. —

Die beiden Offiziere theilten die Gefangenschaft in demselben Raum der Citadelle.

Ueber Langeweile hatten sie nicht zu klagen; die Kameraden gingen aus und ein und schienen recht augenfällig durch ihren Besuch zeigen zu wollen, daß ihre Hochachtung nicht gemindert sei.

Auch der General von Köckeritz fand sich ein und brachte ihnen die gute Nachricht, daß Sr. Majestät beschlossen habe, die Auslieferung zu verweigern. „Wir werden selbst die Untersuchung führen,“ setzte er hinzu, „und bei aller Strenge hoffentlich nichts herausbekommen. Wenn's nur Napoleon nicht krumm nimmt. Ich gestehe ganz offen, daß ich's für Preußen und seinen König in diesem Augenblick höchst gefährlich hielt, ihn zu erzürnen. Ich glaubte Sr. Majestät nicht rathen zu können, sich auf den Rechtsstandpunkt zu stellen, und dieser Meinung waren weitaus die meisten. Der König aber hat sich trotz aller Demüthigung ein starkes Gefühl seiner Würde bewahrt; er hat für gut befunden sich Denen anzuschließen, die daran appellirten. Haben Sie denn eine Ahnung, wem Sie diesen Ausgang verdanken?“

Die Offiziere riefen vergeblich.

„Der Geheime Staatsrath von Schön ist Ihr Retter!“

„Schön?!“ riefen Beide wie aus einem Munde.

„Ja, Schön. Ein sehr merkwürdiger Mensch — nicht Jedem sympathisch und dem König, glaube ich, am wenigsten. So etwas von einem Staatsphilosophen — die Dinge immer von ganz oben her ansehend, und vielleicht mit stiller Verachtung auf uns Tagespolitiker herabblidend, die wir nicht über Ideen verfügen. Aber das Herz hat er auf dem rechten Fleck, das muß man bekennen. Es gehörte viel Courage dazu, die Verantwortlichkeit für ein solches Abweisen auf sich zu nehmen. Aber so ist er: das ist meine

Ueberzeugung und dafür stehe und falle ich. Nun — der König hat ihm Recht gegeben und das ehrt den König nicht wenig. Ich freue mich aufrichtig darüber, obgleich ich glaube, in meiner Weise auch meine Schuldigkeit gethan zu haben. Bedanken Sie sich also bei Herrn von Schön.“

„Das soll wahrlich geschehen, sobald ich frei bin!“ rief Barnekow. „Ich fange an, vor dem Manne einen gewaltigen Respect zu bekommen.“ Er erzählte, was ihm und seinem Freunde begegnet war.

„Ja, das sieht ihm ganz ähnlich,“ sagte der General lachend. „Immer die Sache, die Sache! Das gehört auch so zu seinen Ideen. Für seinen Todfeind hätte er wahrscheinlich genau dasselbe gethan. Oder vielmehr: weder für ihn, noch für Sie, noch für sonst einen, auch nicht einmal für den König von Preußen; sondern weil nach seiner Idee ein Fürst in solchem Fall nicht nachgeben darf, unter allen Umständen nicht. Machen Sie sich also darauf gefaßt, daß er Sie auslacht, wenn Sie ihm danken. Aber das thut nichts — ist doch schicklich, meine Herren.“ —

Für ihre Verpflegung im Arrest war bestens gesorgt. Gemelle hatte es sich nicht nehmen lassen, ihnen einen Korb mit bestem Portwein zu schicken, den er selbst einmal als Capitain mitgebracht hatte, und Gewaaren aller Art beizufügen, wie sie seine Speisekammer hergeben wollte. Nach einigen Tagen kam er dann auch selbst, sich zu erkundigen, ob es ihnen an nichts fehle. Er brachte ein Päckchen besten Holländer Tabak mit, „wenn de Herres od roke wölle.“ Er kam auf jenen Theaterabend zu sprechen und unterließ nicht, seine absonderliche Meinung darüber vorzubringen. „Mi heft et recht gefreut,“ sagte er mit verbissenem Lachen, „dat de Kerl, de Franzos, wat afbekäm. Wat denkt hei säck egentlich, dat hei vel grotetöös, wenn hei söf dem blanke Nock antrect? Fer so ä Mäke, wie de Fanchon, kemmt dat nich in Betracht, denk öf. Es sei dem Moler got — de Oberscht wart ör nich den Kopp verrücke. Dat geschah äm schon ganz recht, dat hei wedder sienem ole Kittel verhole moßt!“

Die Offiziere schüttelten sich vor Lachen. Von dieser Seite hatte bisher noch kein Mensch die Sache angesehen.

Gemelle war sehr befriedigt, als ihm bestätigt wurde, daß der König seine Offiziere nicht ausliefern werde. „Na ja —“ sagte er, „dat's de Mamsell Lucy är Wart.“

Luciles Werk?“ fragte Gosselau sehr verwundert.

„Wir wissen es besser,“ bemerkte Barnekow. „Im Staatsrath hat Herr von Schön für uns gesprochen und der König ist seiner Meinung beigetreten.“

Der alte Seemann zwinkerte mit den kleinen Augen. „Det kann wol sind“, äußerte er sich, „aber wat öf segg, dat segg öf doch. Nämlich: da öös noch wat mang gewese, on dat Beste häwe de Fruenslid to Wege gebracht.“

„Die Früdensleute?“

„Ja wol, ons Mansell Lucy on de Frau Königin.“

Die Herren lachten wieder, aber Hewelke ließ sich nicht beirren. „Wahr is et doch,“ behauptete er. „Na, da hätte se man det Mäke sehne sulle, wi de Nachricht käm, dat de Herr Leutnant von Goffelau in de Festung ingespundt wär on an de Franzose fall rut gegewe ware. Herr Du mein Jeses! Sei stracks op on to de Königin, on heft ör en Fotfall gedan on de ganze Geschichte gesteckt, wi se na de Wirklichkeit sät togetrage hät. Na, on de Königin ös ä gode mitleidige Perschon, det wet wi alle. Sei wart schon öre Herrn Gemohl om'n Bart romgegangen sänd, böt hei geseggt heft: na, wi de willst, Voise.“

Goffelau war ganz ernst geworden. „Also das hat Lucile für mich gethan,“ sagte er, ein wenig verlegen auf seinen Kameraden blickend. „Ein treffliches Mädchen!“

„Ganz so wird die Sache wohl nicht verlaufen sein,“ meinte Barnekow, „Herr Hewelke ist ja nicht dabei gewesen. Aber der Fußfall ist nicht zu bezweifeln —“

„Und ausgeschlossen ist doch ,keinenfalls,“ setzte Goffelau eifrig hinzu, „daß in Folge dessen die Fürsprache der Königin mitgewirkt hat.“ Als Hewelke sich verabschiedete, trug er ihm einen herzlichen Gruß an die Schauspielerin auf.

Es hatte sich seiner eine große Unruhe bemächtigt. In dem kleinen Zimmer auf- und ablaufend murmelte er: „Fanchon — Fanchon!“

Der Freund beobachtete ihn eine Weile und schlug dann eine helle Wache auf. „Was gibts?“ fragte Goffelau ärgerlich.

„Einen närrisch verliebten Rauz,“ rief Barnekow. „Willst Du's leugnen? Diese Lucile —“

„Sprich nicht von ihr“, fiel Goffelau ein. „Du kennst sie nicht — Du weißt nicht, was für ein herrliches Geschöpf sie ist.“

„Sag' ich's nicht? Sie hat Dir den Kopf verdreht, und nun — nach diesem Fußfall bei der Königin — ist's ganz aus.“

„Was heißt das, Jobst?“

„Das heißt, daß einer sich in Acht nehmen soll, einen dummen Streich zu machen.“

„Ah! Fanchon war nur ein Beyermädchen! und Herr von Francarville sogar Oberst in einer der stolzeſten Armeen.“

„Aber ich bitte Dich, Erhard! Das ist ja nichts als eine Erfindung dieses Herrn von Rozebue — wenn's noch seine eigene Erfindung ist.“

„Warum soll's nicht wirklich so passirt sein? Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür.“

„Dagegen!“

„Dafür!“

„Sei verständig! Für eine Liaison ist das Mädchen zu schade.“

„Wer denkt auch an so etwas?“

„Aber woran denkt man denn sonst?“

Goffelau schwieg.

Dieses Gespräch bewirkte eine Verstimmung unter den Freuden, die einige Tage lang anhielt.

Indessen hatte die Untersuchung ihren Fortgang, ganz mit dem Erfolge, der erwartet wurde. Sie wurde hier in den höflichsten Formen, zugleich aber in Königsberg mit dem ganzen Aufwand von Mitteln, über welche Militärjustiz und Polizei zu gebieten pflegen, zu keinem andern Zweck geführt, als um actenmäßig festzustellen, daß durchaus gar nichts geschehen sei, was Napoleons Horn reizen könnte. Im Theater war man auch dort hin und wieder laut gewesen, aber aus ganz anderer Veranlassung und bei Aufführung anderer Stücke. In der Gesellschaft hatte es gelegentlich kleine Reibungen zwischen preussischen und französischen Offizieren gegeben, die in einem Fall auch zum Duell geführt hatten, aber es fehlte ihnen gänzlich der politische Charakter. Mit größtem Geschick wurden alle diese Fäden angeknüpft, um dann ebenso eifrig unter einander verwirrt zu werden. So konnte man nach Berlin und Paris berichten, die Untersuchung sei mit aller Strenge geführt, habe aber in Königsberg kein thatächliches Material ergeben. Alles scheine auf einer leicht erklärlichen Verwechslung mit einem Memeler Vorfall zu beruhen, der aber durchaus harmloser Natur.

Marschall Soult war nicht marschirt. Napoleon hatte sich gemäsiget, als er des Königs ablehnende Antwort erhielt. Nun war vorherzusehen, daß die große Action nach einigen diplomatischen Plänkelleien im Sande verlaufen werde.

Die beiden Offiziere wurden sehr bald ihrer Festungshaft entledigt. Sie durften in ihre Quartiere zurückkehren, blieben aber vorläufig noch zu Hausarrest verpflichtet.

Hewelke ließ an diesem Tage auf dem Dache des Hauses alle seine Flaggen aufhissen. Das Schauspielervölkchen empfing Goffelau mit lautem Jubel. Jeder drängte sich an ihn, um ihm die Hand zu schütteln und Glück zu wünschen.

Nur Lucile hielt sich still zurück. Sie sah recht bleich aus und hatte die Augen niedergeschlagen. Goffelau suchte mit den Blicken doch nur sie. So bald er von den andern frei kam, trat er auf sie zu, ergriff ihre Hand, küßte sie zwei, drei Mal und sagte: „Ich weiß, was ich Ihnen zu danken habe, Lucile. Mein ganzes Leben lang will ich's Ihnen nicht vergessen.“

„D — ich that nur meine Schuldigkeit,“ antwortete sie bescheiden. „Und es war ja auch nichts . . . für einen Freund hätte ich gern viel mehr gethan.“

Er hielt ihre Hand fest. „Sie handelten im Augenblick der Gefahr,“ sagte er, „das war Alles, was überhaupt geschehen konnte, Sie verlor den Kopf nicht und bewiesen sich als ein muthiges Mädchen. Ein Soldat weiß das zu schätzen.“

Uebrigens zeigte sie sich nicht nur beim Empfang so zurückhaltend. Auch später verhielt sie sich auffallend still und fast scheu. Gosselau fand ihr Wesen sehr verändert und sprach sich darüber aus. „Paß!“ meinte Feddersen, „sie ist inzwischen verdammt vornehm geworden.“

„Ja!“ ergänzte Melkenbusch, „wenn man zur Vorleserin der Königin avancirt ist, schmeckt das Theaterspielen nicht mehr.“

„Zur Vorleserin der Königin?“ fragte der Lieutenant verwundert.

„Ihre Majestät hat großes Gefallen an ihr gefunden,“ bestätigte Madame Herbst, „und sich fast täglich von ihr vorlesen lassen. Mitunter ist auch Sr. Majestät zugegen.“ Sie richtete sich in den Schultern aus und legte den Kopf ins Genick. „Wer weiß, was noch geschieht. Lucile ist nicht von schlechten Eltern.“

Das letztere war eine Redensart, an die man sich längst gewöhnt hatte. Sie wurde jedesmal gebraucht, wenn sich für ihr Pflegekind etwas Ungeöhnliches ereignete, was es auch sein mochte. Näher hatte sie sich noch nie darüber ausgelassen, und man legte deshalb ihren Worten auch nicht die geringste Bedeutung bei.

Am nächsten Abend gab Hewelle in seinen Räumen ein Fest. „Aber zu mühte recht lustig sönd!“ commandirte er bei der Einladung.

Für „Spaß“ aller Art war denn auch kräftigst gesorgt. Die Herren und Damen vom Theater declamirten und sangen die schnurrigsten Stücke. In improvisirten Verkleidungen führten zwei und drei ganz komische Scenen auf. Es war wirklich zum Todlachen. Nur Lucile sonderte sich auch jetzt ab und schien an dem bunten Lärm wenig Vergnügen zu haben. Hewelle bat sie, ein Fançon-Liedchen zu singen. Aber das verweigerte sie mit aller Entschiedenheit. „Ich spiele die Fançon nicht mehr,“ sagte sie, „und habe alle ihre Lieder vergessen.“ Gosselau wollte den Grund wissen, aber sie schüttelte schwermüthig den schönen Kopf und schwieg.

Als zur Tafel gebeten wurde, wartete er, bis alle sich gesetzt hatten. Nun zeigte sich's, daß der Platz neben Lucile für ihn offen gelassen war. Das Gespräch wollte doch nicht recht in Gang kommen; er vermißte den vertraulichen Ton, den er sonst von ihr gewohnt war. Gelegentlich sagte sie, ihres Bleibens bei Steinberg sei nicht mehr lange; sie bemühe sich um ein Engagement in Hamburg. Nach den ersten Gängen klagte sie über Kopfschmerz, stand auf und ging fort.

Die Gesellschaft ließ sich deshalb in ihrer Munterkeit nicht stören. Nur Gosselau war verstimmt und nahm wenig Theil daran, obchon ihm die ganze Festlichkeit galt. Er nippte nur von seinem Glase, während die anderen sich rasch zu viel thaten. Es wurde getanzt; der alte Hewelle selbst gab einen englischen Matrosentanz zum Besten. Nun konnte Gosselau sich ohne sonderliches Aufsehen entfernen.

Er ging in den Garten hinter dem Hause. Es war ein kühler Octoberabend bei ganz klarem Himmel und prächtigem Mondschein. Aus dem tiefen

Schatten, den das Gebäude warf, trat er in die silberhelle Lichtregion und durchmaß langsam den breiten Kiesgang, zu dessen beiden Seiten hohe Stauden von Georginen zwischen Astersbeeten standen. Die frische Luft that ihm wohl. Wird sie wirklich fortgehen? mußte er sich immer wieder fragen. Er suchte sich zu überreden, es sei auch am besten so. „Man muß doch wissen, was man will.“

Er gelangte in die Nähe des Gartenhauses. Die Glashür stand offen. Der Mond warf einen hellen Schein auf die weißgeschuerten Dielen. Der hintere Theil des Raumes war um so dunkler.

Als er auf die Schwelle trat, erhob sich vom Sopha eine Gestalt, sodaß er erschreckt zurückfuhr. Es war Lucile.

„Sie sind hier?“ sagte er, sie zurückhaltend, da sie in's Freie wollte. „Ich suchte Sie nicht, aber es ist mir lieb, daß ich Sie so unversehrt finde. Nun sollen Sie mir Rede stehen.“

„Lassen Sie mich fort,“ bat das Mädchen. „Was können wir einander ohne Zeugen zu sagen haben?“

„Wirklich nicht?“ fragte er. „Kann ich mich so arg getäuscht haben? Ich hätte darauf schwören mögen, Sie seien mir ein bißchen gut gewesen.“

„Und wenn . . .“ entgegnete sie leise. „Dann hätte ich um so mehr Grund, Ihre Nähe zu fliehen. Ich bitte, lassen Sie mich gehen. Es kann nicht Ihre Absicht sein, mir Kummer zu bereiten.“

Er ergriff ihre Hand, die eiskalt war und zitterte. „Armes Kind,“ sagte er, „Sie frieren. Wie konnten Sie auch hier so lange in der eisigen Luft . . . Ich glaube, wenn ich nicht gekommen wäre, Sie hätten die Nacht hier zugebracht, um sich völlig zu einem Eiszapfen gegen mich zu erkälten.“

„Glauben Sie das nur,“ antwortete sie, nun am ganzen Leibe zitternd. „Es ist so am besten.“

„Nein, es ist nicht so am besten,“ rief er leidenschaftlich, den Arm um ihre Schulter legend. „Ich liebe Sie, Lucile, und Sie sollen an mich glauben.“

Sie machte sich mit einer heftigen Bewegung los und trat in's Freie hinaus. „Das dürfen Sie mir bieten,“ sagte sie in Thränen ausbrechend, „weil ich eine Schauspielerin bin.“

Er eilte ihr nach. „Würden Sie den Muth haben, Lucile,“ sagte er, „einem Manne zu Liebe, der Sie liebt und Sie zu seinem Weibe begehrt, nicht mehr Schauspielerin zu sein?“

Sie wendete das Gesicht zurück, das jetzt flammende Röthe übergoß. „O Gott —! wär's möglich?“ hauchte sie.

Er ergriff ihre beiden Hände und zog sie an sich. „Ich bin entschlossen, meinen Abschied zu nehmen,“ fuhr er fort. „Ich kann dem Vaterlande jetzt wenig nützen, siehe nur Andern im Wege. Vielleicht kommt einst die Zeit, in der Preußen sich rüstet zu dem großen Kampfe um seine Befreiung von

dem Drucke der Fremdherrschaft, um seine Wiederherstellung. Dann werde ich nicht fehlen, und ich weiß, mein hochherziges Weib wird mir selbst den Degen umgürten. Bis dahin will ich in dem engen Kreise, auf den ich durch das Geschick angewiesen bin, für meine Nächsten vorbereitend thätig sein. Ich übernehme das Familiengut. Der König hat ein Edict erlassen, das die gutsunterthänigen Bauern zu freien Leuten macht. Daß sie es in Wahrheit werden, muß die Aufgabe ihrer früheren Herren sein. Eine schwere und schöne Aufgabe! Nur ein warmes, menschenfreundliches Herz kann sie erfassen und zum Segen für das Land durchführen. Wenn ich aber mit rechtem Muth fremdes Glück fördern will, so muß ich meines eigenen sicher sein. Zu dem Gutsherrn gehört eine Gutsherrin, die seine Gesinnung theilt, die ihm in alle Wege beisteht. Können Sie sich vorstellen, Lucile, eine einfache Landfrau zu werden, die Frau eines Landedelmannes mit beschränkten Glücksgütern, eines ausgehenden Soldaten, der's nicht einmal bis zum Hauptmann gebracht hat? Wollen Sie der Bühne entsagen, die Ihnen so viel rauschenden Beifall eingebracht hat und noch größere Ehren verspricht, um in der Stille ländlicher Zurückgezogenheit den Einen zu beglücken, der Sie liebt? Ach, sagen Sie Ja, theuerste Lucile, sagen Sie Ja, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Nehmen Sie mich hin!“ rief sie. „Wie Sie mir vertrauen, gehöre ich Ihnen. Ich würde ja doch nie mehr mit freiem Herzen der Kunst dienen können, wenn ich jetzt die Wahrheit verleugnete, daß ich ganz die Ihre bin!“

Vom Gartenbalkon schollen laute Stimmen herüber. Die lustige Gesellschaft hatte den Saal verlassen, um sich in der Nachtluft die allzu heißen Köpfe abzukühlen. Die Vordermänner traten schon in das Mondlicht hinaus, lebhaft parlirend und gestikulirend. An ein Entrinnen war nicht zu denken. „Künden wir ihnen das große Ereigniß sogleich,“ sagte Gosselau rasch. „Darf ich, Lucile?“

Sie brückte seine Hand. Er zog ihren Arm in den seinigen und so schritten sie den Freunden entgegen. Natürlich wurden sie wie ertappte Ausreißer mit Lachen und Spottreden empfangen. Als Herr von Gosselau aber ganz ernst blieb, das Mädchen am Arm in die Mitte der lustigen Leute trat und Lucile als „seine Braut“ vorstellte, entstand ringsum eine feierliche Stille. Man schien nicht gleich mit sich einig werden zu können, wie man seine Worte zu nehmen habe. Ernst gemeint konnten sie doch kaum sein; andererseits achtete man Lucile zu hoch, um für möglich zu halten, daß sie sich einen solchen Scherz ohne Widerspruch gefallen lassen werde. Hier und dort ließ sich ein verlegenes Räuspern vernehmen. Nun mußte der Lieutenant laut auslachen. „Ihr könnt wahrhaftig gratuliren,“ sagte er. „Ist die Sache denn wirklich so verwunderlich, daß Ihr gleich sämmtlich die Sprache verliert? Lieber Steinberg, ich kann Ihnen nicht helfen, Lucile

wird nicht mehr spielen. Liebe Mama Herbst, ich bitte um die Hand Ihrer schönen und liebenswürdigen Pflgetochter.“

„Er will mich wirklich zur Frau,“ bestätigte das Mädchen, sich an ihn schmiegend. „Ist's Euch eine Freude, daß ich glücklich bin, so gratulirt immerzu.“

Nun mußte man wohl daran glauben. Auf die plötzliche Windstille folgte ebenso plötzlich ein Sturm des Beifalls. Die Collegen und Colleginnen drängten sich zu, Lucile und ihrem hochherzigen Freunde die Hand zu drücken. Schwelke wollte einen Fuß haben und erhielt ihn. Nur Warnetow schien unbefriedigt. Als er seinen Kameraden einen Augenblick allein haben konnte, zischelte er ihm zu: „Aber wie kannst Du eine solche Thorheit begehen? Du bekommst ja nie und nimmer den Consens.“

„Ich werde ihn nicht brauchen,“ antwortete Gosselau lachend. „Für meine Thorheiten übernehme ich übrigens die volle Verantwortung.“

Die Gesellschaft kehrte in den Saal zurück. Der Rheber ließ noch eine Batterie Flaschen auffahren. Madame Herbst befand sich sichtlich in großer Aufregung. Sie sprach mit Lieutenant Gosselau und mit Lucile, um sich immer wieder versichern zu lassen, daß alles in bester Ordnung sei. Dann verschwand sie.

Nach einigen Minuten kehrte sie zurück mit einem Kästchen in der Hand. „Wenn es denn wahr ist,“ sagte sie, „daß Lucile uns untreu werden will, und daß ein königlicher Offizier, ein Herr von altem Adel, sie als seine Frau heimführen will, so wird dies hier wohl nicht ohne Bedeutung sein.“ Sie überreichte das Kästchen dem Bräutigam mit einer feierlichen Verbeugung und händigte der Braut einen kleinen Schlüssel aus. „Hierin befinden sich die urkundlichen Beweise,“ fuhr sie fort, da nun alle Augen verwundert auf sie gerichtet waren, „daß unsere Lucile ein Fräulein de Brioncourt ist, die Tochter des Chevalier Gaston de Brioncourt, der in der Revolution als ein treuer Anhänger der königlichen Familie seinen ganzen Besitz verlor und aus Frankreich fliehen mußte. Seine junge Frau erlag bald der ungewohnten Noth. Er fristete sich und seinem erst zweijährigen Töchterchen kümmerlich als Sprachlehrer das Leben. In bitterster Armuth bot er meinem damaligen Director seine Dienste an. Er wurde verwendet, so gut es bei seiner geringen Kenntniß der deutschen Sprache anging — als Requisiteur, Inspicient. Ich gewann ihn wegen der vortheilhaften Eigenschaften seines Herzens lieb und nahm mich seines Töchterchens an. Unglücklicherweise steigerte sich ein Brustleiden, das er sich auf der Flucht zugezogen hatte, bald zu einer lebensgefährlichen Krankheit. Als er starb, hinterließ er nichts als das Kind und diese Familienpapiere. Ich habe Lucile wie meine Tochter erzogen. Sie ist arm, ganz arm. Der Schauspielerinn konnte es nichts nützen, daß ein Mann vom ältesten Adel Frankreichs ihr Vater. Der künftigen Frau von Gosselau mag es nicht

gleichgiltig sein, ihrem Herrn Gemahl eine siebenzadige Krone zubringen zu können.“

Gewelle schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen klirrten. „So mo't kame!“ rief er. „Nu entpoppt söl onse Fanchon as ne Baronin. Na, dat wart är nich schade, Kinder. Del frei mi man, dat de Herr von Gosselau dat nich eher gewußt heft. Da bliewt öm nu of de Fanchon sicher.“

Die Freude über diese glückliche Fügung war allgemein. Auch Barnekows Gesicht erheiterte sich jezt. „Nun, dann will ich Dir aufrichtig und von Herzen gratuliren, Erhard,“ sagte er. „Es giebt doch einmal gesellschaftliche Vorurtheile, die sehr mächtig sind. Es mag im besondern Falle sehr löblich sein, sich nicht an sie zu kehren; seinem besten Freunde wünscht man aber doch den Kampf erspart. Also denn auch meinen Segen!“

Seines jungen Liebesglüdes konnte Lieutenant von Gosselau sich zunächst freilich nicht lange erfreuen. Am andern Tage erhielt er einen Brief, in dem ihm von seiner Schwester angezeigt wurde, daß der Vater vom Schlage getroffen sei und vor seinem Ende den Sohn zu sehen dringend verlange. Er nahm sofort Urlaub. Die Bewilligung stieß auf kein Bedenken.

Wenige Wochen darauf hatte er die schmerzliche Pflicht, Lucile den Tod des Vaters melden zu müssen. Schon vorher hatte er ihr geschrieben, daß er sich ihm eröffnet und seine Zustimmung erhalten habe.

Zugleich ging ein Schreiben an seinen Vorgesetzten ein, worin er mit Rücksicht auf die zwingenden häuslichen Verhältnisse um seinen Abschied bat.

Lucile legte Trauer an. Als die Königin sie darin sah, erkundigte sie sich theilnehmend nach den näheren Umständen des Trauerfalles. Lucile erzählte ihr vertrauensvoll, was sich ereignet hatte. „Es war meine Absicht,“ sagte die hohe Frau, „bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich entschließen könnten, die Bühne zu verlassen und dauernd bei mir das Amt einer Vorleserin zu übernehmen. Nun komme ich freilich zu spät. Aber vielleicht finden Sie einen Vermittelungsvorschlag annehmbar. Treten Sie als Schauspielerin in meinen Dienst über, liebe Lucile, und bleiben Sie darin, bis Herr von Gosselau das Fräulein von Brioncourt, die Hofdame der Königin, zur Kirche abholt.“

Lucile küßte dankbar ihre Hand.

Als die Provinz endlich von den französischen Truppen geräumt war und der Hof im Januar nach Königsberg übersiedelte, folgte Lucile der Königin dorthin, immer bemüht, sie durch ihre Kunst des Gesanges und der Recitation zu erheitern. Mit Erhard, der auf seinen Gütern viel zu thun fand, eine leidliche Ordnung herzustellen, unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel. Im Frühjahr aber kam er ihr zu melden: „Das Haus ist zum Empfang der Herrin bereit.“



Joseph II. in Rußland im J. 1780.

Von

A. Brückner.

— Dorpat. —

I.

Das Jahr 1780 zählt zu den wichtigsten Wendepunkten in der Geschichte der internationalen Politik des vorigen Jahrhunderts. Rußland vertauschte das langjährige Bündniß mit Preußen, welches seit der Thronbesteigung des Kaisers Peter III. bestanden hatte, gegen die Allianz mit Oesterreich. Einen Einblick in die Art und Weise, wie diese für die ganze politische Welt entscheidende Wandlung zu Stande kam, gewähren die neuesten Publicationen aus österreichischen und russischen Archiven, welche der folgenden Darstellung zu Grunde liegen.

Von hervorragender Bedeutung für diese Prozesse der Anziehung und Abstoßung auf politischem Gebiete in jener Zeit sind die persönlichen Verhältnisse der Fürsten zu einander. Neben den Interessen der Staaten haben die Sympathieen und Antipathieen einzelner Persönlichkeiten ein entscheidendes Gewicht. Mehr als heute haben vor einem Jahrhundert die Stimmungen und Verstimmungen der Fürsten den Gang der öffentlichen Dinge helfen. Der Reiz, der auf solche Stoffe gerichteten historischen Forschung wird nicht unerheblich erhöht durch das biographische, psychologische Interesse, welches die Durchmusterung des einschlagenden Materials darbietet. Die Vorgänge erscheinen in ihrer dramatischen Lebendigkeit, die wichtigsten handelnden Personen gelangen in zahllosen, inhaltreichen Schreiben zum Worte. Hier und da gewähren diese Correspondenzen Gelegenheit, in die geheimste Gedankenwerkstätte der maßgebenden staatsmännischen Capacitäten zu blicken, die Intentionen, Wünsche, Hoffnungen und Besorgnisse eines Joseph, einer Katharina, eines Friedrich zu belauschen. Zu dem Fesselndsten an dem Schauspiel gehört sodann die Spannung, mit welcher die an so wichtigen

Ereignissen theilhaftig, aber in die eigentlichen Geheimnisse nicht eingeweihten Zeitgenossen den Vorgängen zusehen, die Anstrengung, welche aufgewendet wird, um, wenn möglich, den Schleier zu lüften, welcher über die Vorgänge gebreitet bleibt. Da gewahrt man denn, wie selbst die scharfblickendsten und erfahrensten Politiker in ihrem Urtheil über die Tragweite der Begebenheiten fehlgreifen, wie wenig selbst eine Maria Theresia, ein Friedrich der Große im Stande waren, das Kommende richtig abzuschätzen. Ebensovohl weil uns mehr als den Beobachtern jener Vorgänge von den Einzelheiten derselben bekannt ist, als weil wir die Begebenheiten der Folgezeit zu beobachten und zu würdigen im Stande sind, können wir einen Zusammenhang erkennen, welcher den unmittelbaren, in Mitleidenschaft gezogenen Zeitgenossen um so eher entgehen mochte, als ihre Interessen die Unbefangenheit der Beobachtung beeinträchtigten.

Dieses Alles kann in hohem Maße von der historischen Bedeutung der persönlichen Annäherung gelten, welche zwischen dem Kaiser Joseph II. und der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1780 stattfand. In der Reise, welche der erstere nach Mohilew unternahm, gelangte die sich damals vollziehende große politische Krisis in den Beziehungen Rußlands zu Oesterreich und Preußen zum Ausdruck. Den aphoristischen Angaben aus preussischen Archiven, welche schon früher hier und da gelegentlich ans Licht gezogen wurden, gesellte sich in neuester Zeit als Hilfsmittel für die Erforschung der Geschichte dieser denkwürdigen Kaiserreise die lange Reihe der überaus werthvollen Editionen A. von Arneths aus österreichischen Archiven hinzu. Aber erst die Publicationen der St. Petersburger Kaiserlichen historischen Gesellschaft bieten die Möglichkeit einer allseitigen Controle bei der Beurtheilung der Tragweite des Ereignisses dar. Dem hochverdienten Herausgeber der Briefe Josephs, Maria Theresias u. s. w. verdanken wir die Kenntniß von den Eindrücken, welche der Kaiser in Rußland empfing. Eine willkommene Ergänzung bieten die russischen Archivalien dar, welche uns in die Geheimnisse der Anschauungen und Urtheile der Kaiserin einweihen. Erst durch das Gegeneinanderhalten der den verschiedensten Quellen entstammenden zeitgenössischen Meinungsäußerungen und Berichte gewinnt das Bild von dem Aufenthalte Josephs in Rußland jene Anschaulichkeit, durch welche eine richtige Würdigung der welthistorischen Bedeutung dieser Episode bedingt wird.

II.

Seit dem Hinscheiden der Kaiserin Elisabeth, welches die Weltlage wie mit einem Schlage umwandelte und ganz neue politische Combinationen zur Folge hatte, waren die Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland sehr kühl gewesen. Die Berichte des österreichischen Diplomaten, Grafen Mercy, aus Petersburg vom Jahre 1762, gewähren ein sehr anschauliches Bild der plötzlich durchaus verschobenen Beziehungen der Höfe von Wien und Petersburg zu einander. Daß Katharinas Thronbesteigung den Erwartungen

nicht entsprach, welche der Graf an dieses Ereigniß knüpfte, erfüllte ihn mit dauerndem Groll gegen die Kaiserin. Er meinte bei dem stürmischen und leidenschaftlichen Charakter Katharinas ihrer Regierung kein günstiges Prognostikon stellen zu dürfen; weniger Gutes sei zu hoffen, als Schlimmes zu besorgen, schrieb Mercy im Jahre 1762, weil die Kaiserin sich bei allen ihren Entscheidungen vom Hochmuth leiten lasse und einen dictatorischen Ton annehme*). Für Oesterreich war allerdings von Rußland für lange Zeit nichts Gutes zu erwarten. Ebenso wenig, wie Oesterreichs Haltung während des ersten Türkenkrieges Rußland zusagen mochte, konnte Oesterreich über den entscheidenden Eingriff Katharinas in den bayerischen Erbfolgekrieg Befriedigung empfinden. In der polnischen Frage hatten Preußen und Rußland zusammengestanden, ohne daß dieselbe eine Annäherung Oesterreichs an die beiden anderen Mächte zur Folge gehabt hätte.

Die beiden Frauen, Maria Theresia und Katharina, haßten einander. Die Abneigung der letzteren gegen die Kaiserin Königin war vor dem Jahre 1780 nicht ohne Einfluß auch auf das Urtheil Katharinas über Joseph II. In ihrem Schreiben an Grimm nannte Katharina den Kaiser wohl „l'homme à double face“ oder spottete über seine Abhängigkeit von der Mutter, indem sie ihn als ein „piccolo bambino“ bezeichnete. Man lese folgende Ergießung in einem an Grimm gerichteten Schreiben der Kaiserin aus dem Jahre 1778, wobei man sich der neuerdings von Hillebrand gemachten Bemerkung erinnert, daß die deutschen Stellen in diesen Briefen Katharinas an den Stil der „Frau Math“ gemahnen: „Was aber anbelangt die ehrwürdige liebe Frau Betschwester, so kann ich von ihr nichts anderes sagen, als daß sie große Anfechtungen der Hab- und Herrschsucht leidet. Das Heulen ist ein Beweis der Reue, aber da sie immer behält und ganz vergißt, daß nicht mehr thun, die beste Buße ist, so muß doch wohl was Verstocktes in ihrer Brust ruhen; ich befürchte, daß es des alten Adams Erbsünde sein müsse, die so eine verruchte Comédie spiele, aber was fordert man mehr von einer Frau? Wenn sie ihrem Manne getreu ist, so hat sie ja alle Tugend und im Uebrigen nichts zu schaffen. Von Herr Janus kann man wohl, ohne zu fehlen muthmaßen, daß, wenn er nicht zum großen Mann wird, so wird er sehr böse werden, und seine Bedürfnisse an Leib, Seele und Verstand auf Andere rechnen. Was soll das Gewissensgericht ausrichten, wo in Worten und Geschäften beständige Wocksprünge vorkommen*.)“ Und etwas später in Veranlassung des Tauschprojects: „Die Frau Mama hat nicht schlucken wollen; der Herr Sohn allein hat großen Appetit gehabt und da des Taschenspielers vier Söhne bedürftig sind zu leben, so hat die Kunst das Ihrige zugetragen, wodurch denn liebe Mama zur Passivsünde eingeleitet worden ist, nun aber sind die Bußstunden vorhanden“ u. s. w.**).

*) Magazin d. Russ. hist. Ges. XVIII. 460.

***) Magazin d. Russ. hist. Ges. XXIII. 108 und 113. Auch Voltaire spottete gern über „Mauman“, wie Katharina Maria Theresia zu nennen pflegte.

In demselben Jahre schrieb Maria Theresia an Marie Antoinette in bitterem Tone, auf Rußland sei nicht zu rechnen; dort herrschten die Grundsätze, nach denen der König von Preußen zu handeln pflege; Paul sei noch preussischer als sein soi-disant Vater gewesen sei, und die Mutter Pauls habe nur schöne Worte, hinter denen die „*graeca fides*“ lauere. Sehr unwillig äußerte sich auch in späteren Briefen Maria Theresia über Katharinas Haltung während des bairischen Erbfolgekrieges*).

Ganz anders hatten nahezu zwei Jahrzehnte hindurch Friedrich der Große und Katharina zu einander gestanden. Ihr Briefwechsel, welcher vor Kurzem veröffentlicht wurde, giebt Zeugniß darüber, wie beide einander bedurften, wie beide einander mit Lobsprüchen überhäuften. Aus derselben Quelle aber erfahren wir auch, wie die Interessen Rußlands und Preußens, welche bei Gelegenheit der polnischen Königswahl oder bei der ersten Theilung Polens ganz zusammengingen, auf dem Gebiete der orientalischen Frage einander keineswegs deckten. Es gab u. A. während des Türkenkrieges Zeiten, während deren die freundschaftliche eigenhändige Correspondenz Friedrichs mit Katharina dem Austausch solcher von der Hand von Geheimschreibern herrührenden Briefe Platz machte, welche den Charakter diplomatischer Noten hatten und sehr energische Mahnungen, ja, fast darf man sagen, Drohungen enthielten. Aber solche Differenzen waren denn doch nur vorübergehender Art gewesen. Rußlands Haltung während des bairischen Erbfolgekrieges hatte abermals den Beweis geliefert, daß die beiden Staaten gemeinsamen Boden hatten. In den überschwänglichsten Ausdrücken hatte nach der Intervention Katharinas Friedrich Anfang 1779 ihr für dieselbe gedankt**).

Der englische Diplomat James Harris, welcher 1778 nach St. Petersburg kam, ein erklärter Gegner Preußens, war entrüstet über den Einfluß, welchen Friedrich am russischen Hofe übte, über die Schwäche des Grafen Panin, welcher an dem Bündnisse mit Preußen festhielt, über die hervorragende Rolle, welche der preussische Gesandte in St. Petersburg spielte. Es gewährte dem englischen Gesandten eine lebhaftere Genugthuung, im Laufe des Jahres 1779 eine Abnahme des preussischen Einflusses constatiren zu können. Die Stellung, welche Graf Görz am russischen Hofe einnahm, war weniger günstig als diejenige seines Vorgängers, des Grafen Solms. blieb auch Panin ein unbedingter Verehrer und Anhänger des großen Königs, so stellte sich denn doch bald heraus, daß Katharina gewissermaßen über ihren Minister des Auswärtigen hinweg selbständig Politik zu machen entschlossen war***). Es geschah dieses in dem Maße als in Rußland die orientalische Frage wieder einmal in erster Linie auf die Tagesordnung gesetzt wurde.

*) Arnetz, Maria Theresia und Marie Antoinette, 245, 267 und 273.

**) Magazin der Histor. Gef. XX. 383—384.

***) Diaries and Correspondence of James Harris, Earl of Malmesbury. I. 175, 182, 236, 268, 277.

Immer wieder gelangte dabei der alte Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich zum Ausdruck. Beide Mächte suchten sich die Freundschaft Rußlands zu sichern. Friedrich dachte an die Combination eines Bündnisses zwischen Preußen, Rußland und Frankreich, oder eines Bündnisses zwischen Preußen, Rußland und der Türkei, durch welches letztere Mittel die Existenz der Türkei am ehesten sichergestellt erschien. Joseph II. wiederum suchte während seines Aufenthaltes in Frankreich für die Herstellung einer Allianz zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich zu wirken*).

Ende 1779 kam Graf Cobenzl als österreichischer Diplomat nach St. Petersburg. Er hatte den Auftrag, weder Geld noch Mühe zu sparen, um eine Annäherung Oesterreichs an Rußland zu Wege zu bringen; die freundschaftlichen Beziehungen, welche vor zwei Jahrhunderten zwischen beiden Mächten bestanden hatten, sollten wieder hergestellt werden.

III.

Da tauchte denn der Gedanke einer persönlichen Begegnung Josephs II. mit Katharina auf.

Die Kaiserin unternahm wohl dazwischen gern Reisen in das Innere des Reiches, um Provinzen, welche für sie ein besonderes Interesse hatten, in Augenschein zu nehmen. Wie sie einige Jahre später der soeben in Besitz genommenen Krzem einen Besuch abstattete, so meinte sie im J. 1780 eine Reise nach Weißrußland unternehmen zu müssen. Sie wollte die Gebiets-theile sehen, welche in Folge der Theilung Polens russisch geworden waren. Diese Reise nun, deren Endpunkt die Stadt Mohilew war, sollte zu einer Zusammenkunft Josephs mit der Kaiserin Gelegenheit bieten.

Die Initiative gehörte dabei Joseph II. an, wie wir aus einem Schreiben Maria Theresias an den Grafen Mercy erfahren. Schon im Winter, meldet die Kaiserin Königin dem Gesandten, am 3. März 1780 habe der Kaiser scherzend davon gesprochen, er habe nicht übel Lust mit Katharina in Mohilew zusammenzutreffen. Die Mittheilung dieser „Anekdote“ wird von der Mutter Josephs mit dem Bemerkens gemacht, der Graf Mercy könne sich ja wohl leicht vorstellen, wie wenig ein solches Vorhaben nach ihrem Geschmacke sei; eine solche Zusammenkunft, meinte Maria Theresia, könne leicht auf die anderen Mächte einen übeln Eindruck machen; auch habe ja der Charakter der Kaiserin von Rußland ihr, der Kaiserin Königin, bald den tiefsten Abscheu eingeflößt. Doch sei Joseph, wie gewöhnlich, so auch diesmal von seiner Idee nicht abzubringen gewesen und habe ohne Wissen des Fürsten Kaunitz dem russischen Gesandten in Wien, Fürsten Galizyn, davon Mittheilung gemacht, Galizyn habe sodann an seine Herrin geschrieben und diese habe, ohne auch ihrerseits mit dem Grafen Panin darüber zu reden, in den ver-

*) Herrmann, Gesch. d. russ. Staates VI., 9, 27, 28; Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, 244.

bindlichsten Ausdrücken geantwortet und versprochen, die Sache vorläufig geheim zu halten. Gleichwohl, fügt Maria Theresia hinzu, könne man annehmen, daß Katharina sofort den König von Preußen von dem bevorstehenden Ereigniß in Kenntniß gesetzt haben werde. Maria Theresia war sehr unzufrieden. „Da haben wir“, schloß sie ihre Mittheilung, „wieder einen Verweis dafür, wie wenig ich im Stande bin, den Ideen des Kaisers Halt zu gebieten, obgleich ich stets in der Lage bin, die schlimmen Folgen derselben tragen zu müssen. Der Kaiser macht sich die schönsten Hoffnungen von den Vortheilen einer solchen Zusammenkunft. Er freut sich im Voraus des Aergers, den dieselbe dem Könige von Preußen bereiten wird. Ich bin nicht überzeugt und bedauere lebhaft, daß dadurch Veranlassung geboten wird, den Haß des Königs von Preußen zu steigern und unsere Bundesgenossen in Unruhe zu versetzen“*).

Schon im Februar 1780 war Alles vereinbart worden. Joseph hatte die Angelegenheit mit besonderem Eifer betrieben. In einem offenbar für die Mittheilung an den Fürsten Galizyn bestimmten Schreiben des Kaisers an den Fürsten Kauniß vom 1. März 1780 setzt Joseph auseinander, wie er nicht anders als in der Eigenschaft eines Grafen von Falkenstein nach Rußland zu reisen gedenke; sein Zweck sei lediglich die Bekanntschaft der Kaiserin zu machen; seinetwegen dürfe sie an ihrem Reiseplane nichts ändern, auch nicht ihren Aufenthalt in Mohilew verlängern; er werde es vorziehen, sie nach Smolensk zu begleiten; er wünsche nicht, sie irgendwie in ihren Beschäftigungen zu stören und hoffe nur, daß es dem Grafen von Falkenstein gestattet sein werde, sich unter die Herren vom Gefolge der Kaiserin zu mischen und die Augenblicke zu genießen, welche sie ihm zu schenken geneigt sein werde**).

Es hatte schon früher Beziehungen zwischen Joseph und Katharina gegeben. In einem Schreiben vom J. 1774 hatte der Kaiser, an das Ergebnis der polnischen Theilung anknüpfend, seiner Bewunderung für die Kaiserin einen solchen Ausdruck gegeben, welcher über die gewöhnlichen Höflichkeitsformen hinausging. Es war dieses in persönlich warmem Tone gehaltene Schreiben eine Antwort gewesen auf eine Art diplomatischer Note, welche Katharina an Joseph gerichtet hatte***). Seitdem waren sechs Jahre vergangen. Nun sollten beide einander kennen lernen.

Die Sache konnte nicht lange Geheimniß bleiben und machte alsbald in der diplomatischen Welt Sensation. Harris schrieb am 7. März aus Petersburg an einen Kollegen, der Wiener Hof sei sehr zuvorkommend gegen den russischen und man könne mit Sicherheit erwarten, daß im Sommer in

*) Arneth et Geoffroy, Marie Antoinette. Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le Comte de Mercy-Argenteau. 2. Aufl., Paris 1874. III. 404—405.

**) Arneth, Joseph II. und Katharina S. VI—VII.

***) Ebend. S. 1—6.

der Nähe der polnischen Grenze eine Zusammenkunft zwischen Katharina und Joseph stattfinden werde*). Der Graf Mercy ward sehr bald schon beauftragt, der französischen Regierung von dem Bevorstehenden Mittheilung zu machen. In einem vertraulichen Schreiben an Maria Theresia schildert er den Eindruck, den diese Neuigkeit auf den Grafen Bergennes gemacht habe; der Minister sei „ein wenig erstaunt“ gewesen; man müsse sich bemühen zu verhindern, daß zu viel Gewicht auf die Bedeutung dieses Unternehmens gelegt werde. Im Uebrigen, fügt Mercy hinzu, könne er sich vorstellen, daß Maria Theresia das Vorhaben Josephs mißbillige; es sei ja bei dem bekannten Charakter der Kaiserin keineswegs irgend ein Vortheil davon zu erwarten. Auch Mercy war überzeugt davon, daß Katharina zuallererst den König von Preußen von der bevorstehenden Zusammenkunft benachrichtigt haben werde; nun gelte es den Ränken des Letzteren, welche bei dieser Gelegenheit nicht fehlen würden, zuvorzukommen. Etwas später äußerte Mercy, das Ereigniß werde wohl einige Zeit von sich reden machen, dann aber leicht wieder in Vergessenheit gerathen und ohne Folgen bleiben**). Auch aus dem Briefwechsel Maria Theresias mit Marie Antoinette ist zu ersehen, daß beide Frauen von der Reise Josephs entweder keine oder eine schlimme Wirkung erwarteten. „Diese Reise macht mir schwere Sorge,“ schrieb die Kaiserin Königin an ihre Tochter, als bereits Joseph in Rußland weilte, und Marie Antoinette erwiderte: „Ich verstehe wenig von der Politik, aber ich zweifle daran, daß bei dieser Kaiserin etwas zu holen sei***).

In ganz anderer Stimmung schrieb Joseph an seinen Bruder Leopold im April 1780 von Rußland: „Ich bin sehr gespannt darauf, wie ich dieses Land finden werde. Staat und Volk haben seit Anfang dieses Jahrhunderts ein ganz anderes Ansehen erhalten und sind gewissermaßen neu geschaffen worden. Rußland nimmt sich gut aus, ist groß, reich an Erzeugnissen, hat eine unangreifbare Lage; ich werde, nachdem ich dort gewesen sein werde, viel davon zu erzählen haben.“ An die Mutter schrieb Joseph noch aus Lemberg am 19. Mai, er hoffe bei der heikeln Unternehmung sich ihren Beifall zu erwerben †).

Recht wunderlich nimmt sich Breteuils Bericht aus Wien vom 29. März aus: Joseph habe ohne Wissen und wider den Willen seiner Mutter an die Kaiserin von Rußland geschrieben: er wünsche sie auf ihrer Reise zu sehen; Katharina aber habe beifällig geantwortet, nachdem sie zuerst den König von Preußen höflicherweise befragt und dieser eingewilligt habe ††).

*) Diaries and correspondance I. 285.

**) Arneht et Geoffroy III. 413—314, und 417.

***) Arneht, Maria Theresia und Marie Antoinette, S. 313, 317, 318, 319.

†) Arneht, Maria Theresia und Joseph, S. 241, 245, „so ferai de mon mieux pour mériter son approbation dans cette delicate entreprise.“

††) Raumer's Beiträge zur neueren Geschichte V. 441—442.

So standen die Dinge nicht, daß Katharina für ihre Zusammenkunft mit Joseph einer Erlaubniß Friedrichs bedurft hätte. Wir erfahren vielmehr, daß die Nachricht von dem Vorhaben Josephs in den Kreisen der preußischen Staatsmänner eine nicht geringe Unruhe hervorbrachte. Selbst Panin war nicht gefragt worden, und nun gab es zwischen ihm und dem preußischen Gesandten, Grafen Görz, einen Austausch von Vermuthungen über die zu erwartenden Folgen des Ereignisses. Auch erfahren wir, daß Friedrich durch seine Gesandten, Goltz in Paris und Görz in Rußland, allerlei Gerüchte austreuen ließ, welche den Zweck hatten, Oesterreich zu schaden*). Die Anhänger Preußens suchten übrigens einander zu beruhigen. Als Graf Görz Anfang März dem Grafen Panin seine Bedenken darüber äußerte, daß die beabsichtigte Reise des Kaisers nicht ohne Einfluß auf eine Umwandlung des jetzt herrschenden politischen Systems bleiben dürfte, fiel Panin ihm sogleich in's Wort: „Wenn man im Grunde des Herzens so sehr gegen Oesterreich eingenommen ist, wie wir es sind, so wird das doch sehr schwer halten.“ Und dann brachte er selbst als wirksames Mittel dergleichen nachtheilige Einflüsse zu neutralisiren, den Besuch des Prinzen von Preußen, des Neffen und Nachfolgers des Königs, am Hofe der Kaiserin in Vorschlag. Nur müsse, meinte er, ein Antrag deshalb von dem Könige ausgehen und so beschleunigt werden, daß dieser Besuch des Prinzen nicht etwa als eine absichtliche Demonstration gegen die Reise des Kaisers erscheine. Auch in späteren Unterredungen meinte Panin der Sache keine große Wichtigkeit beilegen zu können: es werde Alles auf eine leere „Demonstration“ und „Ostentation“ hinauslaufen; ein Einfluß auf das bestehende System sei nicht zu erwarten; der etwaige Eindruck werde kein bleibender sein. Denn das einmal angenommene System hänge überhaupt nicht von Persönlichkeiten ab, sondern sei auf die wahren Interessen beider Reiche gegründet.

Trotz alledem meinte Görz die Sache doch nicht so ganz leicht nehmen zu dürfen. So viel, meinte er, stehe doch fest, daß dieses Ereigniß nicht wenig dazu beitragen werde, die Eitelkeit der Kaiserin, des Hofes und der Nation zu vermehren. „Dazu,“ schrieb er am 19. April an den König, „fehlte eben nichts, als das Phänomen, daß der Kaiser von Deutschland, der erste Souverän Europas, der Sprößling dieses sonst so stolzen Hauses Oesterreich, so weit herkomme, um der Kaiserin seine Huldigung darzubringen. Das wird die Art, mit diesem Hofe zu unterhandeln, für die übrigen Höfe immerhin etwas erschweren, und es leidet keinen Zweifel, daß derselbe sich veranlaßt sehen wird, eine solche Herablassung auf einige Zeit durch gewisse Gefälligkeiten zu erwidern. Man wird damit Kofetterie treiben; zu etwas Reellem wird man aber wahrscheinlich dadurch nicht gelangen. Meiner Meinung nach muß man sich während dieses Zwischenspiels mit Geduld rüsten

*) Von solchen „insinuations odieuses“ schrieb Mercy; s. Arnoth et Goffroy III. 426 und 433.

und nur die Augen hübsch offen halten, ohne irgend Unruhe zu verrathen. Man muß fortfahren, dasselbe Vertrauen und dieselbe Anhänglichkeit an das herrschende System zu beweisen und diesem Hofe Zeit lassen, wieder zu sich selbst zu kommen, so wie demjenigen von Wien gestatten, mit seiner ganzen verschlagenen Politik sich endlich zu demaskiren.“ Auch andern Gesandten schrieb Görz weiter, habe Panin die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß die beabsichtigte Zusammenkunft nichts als ein einfacher Besuch des Kaisers sein solle. Daher werde die Allianz zwischen Rußland und Preußen, an welcher die Kaiserin fortwährend festhalte, und wobei sich Rußland so wohl befinde, dadurch auch sicherlich nicht beeinträchtigt werden, sondern nach wie vor fortbestehen.

Auch der König schien beruhigt zu sein. Im April schrieb er an Görz, er hoffe, daß die schönen Erwartungen, welche namentlich der Fürst Kaunitz an die Reise des Kaisers geknüpft habe, in nichts zerrinnen würden. Zu dem Besuche des Prinzen von Preußen in St. Petersburg, welcher für den September festgesetzt wurde, gab der König seine Zustimmung und empfahl übrigens dem Grafen Görz sich nur ganz ruhig zu verhalten und aufmerksam zu beobachten*).

Der englische Gesandte, Harris, wollte indessen doch erfahren haben, daß Friedrich den Fürsten Potemkin durch große Versprechungen zu gewinnen suchte. Er sollte ihm, für den Fall, daß Potemkin während der Zusammenkunft Josephs mit Katharina die preussischen Interessen wahren werde, den Besitz Curlands in Aussicht gestellt haben. Auch von einer Sicherstellung Potemkins für den Fall der Thronbesteigung Pauls sollte die Rede gewesen sein. Man hat diese Mittheilungen des englischen Diplomaten für eitle Prahlerei gehalten und gemeint, daß an derartigen Erzählungen von geheimen Beziehungen Friedrichs zum Fürsten kein wahres Wort gewesen sei**). Uns fehlt die Möglichkeit der Controle dieser Erzählung. An und für sich aber erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß von preussischer Seite, da nun doch einmal die Reise Josephs eine gewisse Bestürzung veranlaßt hatte, der Versuch gemacht worden sei, in Potemkin einen Fürsprecher zu erwerben.

IV.

Es war nicht das erste Mal, daß Katharina einen hochfürstlichen Gast bei sich sehen sollte. Vielmehr war sie es gewohnt, einflußreiche, maßgebende Persönlichkeiten dieser Art zu empfangen. Zweimal hatte der Prinz Heinrich in Petersburg gewohnt, und beide Mal war ein solcher Aufenthalt des Bruders Friedrichs des Grafen in der russischen Hauptstadt von großer politischer Bedeutung gewesen. Von geringerer Wichtigkeit war der Besuch

*) Auszüge aus den Schreiben Görz' und des Königs bei Zinkeisen, Gesch. d. osmanischen Reiches, VI. 257—260.

**) Zinkeisen VI. 258 Note.

des Königs Gustav III. im J. 1777. Später kam Katharina mit dem Letzteren in Frederiksham, mit Joseph II. in Südrußland, mit dem Könige von Polen in Raniow zusammen. Gegen das Ende der Regierung Katharinas erschienen in St. Petersburg der Graf Artois, Bruder Ludwig XVI., der junge König von Schweden Gustav IV.

Keine dieser Begegnungen erreicht an politischer Bedeutung die Zusammenkunft Katharinas mit Joseph in Mohilew. Gleichwohl hatte die letztere den Charakter des Gelegentlichen, Zufälligen. Die Reise der Kaiserin nach Weißrußland hätte auch ohne diese Begegnung mit dem Kaiser stattgefunden. Es war ein Inspection- und Revisionstour.

Neuerdings ist das Tagebuch veröffentlicht worden, welches einer der Begleiter der Kaiserin, Besborodko, während der Reise zu führen hatte. Von ihm rührt auch ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan der administrativen Obliegenheiten her, um deren Erledigung es sich während der Reise handelte. Einer Commission von vier Personen, unter denen uns wiederum Besborodko begegnet, wurde zur Pflicht gemacht, während der Reise der Kaiserin überall Angaben in Betreff der Lage des Gouvernements, der Kreise, der Städte und anderen Ortschaften zu sammeln. Man wollte ein genaues Bild gewinnen von der finanziellen und volkswirtschaftlichen Situation der Gegenden, durch welche man kam. Ueberall wurden statistische Zahlen notirt. Man forschte nach den Zuständen auf den Gebieten des Handels und der Gewerbe, der Jurisdiction und des Cultus. Ueber Schulwesen und Stadtbudgets, über die Ursachen der Verzögerung bei Erledigung der Kanzleigeschäfte, über allerlei Nothstand und Theuerung wurden Erkundigungen eingezogen. Hier wurden rückständige Steuern erlassen, dort suchte man durch kaiserliche Geldspenden den Bau neuer Häuser, die Errichtung von Schulen zu fördern. Viele Tausende von Rubeln sind während dieser Reise für derartige Regierungszwecke verausgabt worden. Ueberall sollte die Kaiserin als Wohlthäterin, als eine belebende Kraft erscheinen. Sie gefiel sich in einer solchen Thätigkeit, die den Schein mütterlicher Fürsorge für das Wohl ihrer Unterthanen hatte. „L'oeil du maitre nourrit les chevaux“ hatte die Kaiserin einmal in einem Schreiben an ihre Freundin, Frau von Bjelke, als den Grundsatz bezeichnet, welcher in erster Linie, sie zu solchen Reisen veranlaßte.

Die Wirkung war nicht so bedeutend, als Katharina meinen mochte. Zu dem kolossalen Aufwande, welcher nothwendig mit solchen Reisen verbunden war — es mußten u. A. auf jeder Station mehrere Hundert Pferde bereitgehalten werden — standen die für Verwaltungszwecke geopferten Summen in keinem Verhältniß. Mochten aber auch derartige Reisen der Kaiserin einem Luxusbedürfniß entsprechen, so übte denn doch das dabei stets aufrechterhaltene Princip vom Volkswohl einen wohlthuenden Eindruck. Katharina gab sich überall, wo sie erschien, dem Genuß hin, den Glanz ihres Hofes zu entfalten, die Macht ihrer Persönlichkeit zur Geltung zu

bringen. Es fehlt nicht an Zeugnissen darüber, daß der Zauber ihrer Erscheinung die glücklichste Wirkung übte. Selten haben monarchische Formen eine so geschickte Vertretung gefunden, wie in Katharina. Alle mußte sie durch Hoheit und Anmuth zu bestechen. Die Art, wie sie von Vertretern der verschiedensten Stände Huldigungen entgegenzunehmen pflegte, war begeisternb. Ihre Leistungsfähigkeit im Hofhalten ist, insbesondere während ihrer Reisen, staunenerregend. Kaiser Joseph sollte Gelegenheit haben, die Entfaltung dieser Gaben Katharinas zu bewundern, die buntschillernde Mannigfaltigkeit ihres Conversationstalentes auf sich einwirken zu lassen, die Majestät und Milde ihrer Haltung im Verkehr mit ihren Unterthanen zu beobachten.

Um so spaßhafter erscheint die denn doch wohl fingirte Besorgniß der Kaiserin, sie werde vor Joseph II. nicht bestehen. Sie schreibt am 20. März (1. April) 1780 an Grimm, er könne sich ja wohl ihrer großen Aufregung bei Gelegenheit des Besuchs Gustav III. erinnern und nun befinde sie sich schon wieder in derselben Situation. „Aber mein Gott,“ schreibt sie, als sei sie unwillig über Josephs Reise, „daß wäre am Besten, wenn sie sollten zu Hause sitzen und die Leute nicht so viel schwitzen machen. *Me voilà de nouveau dans la rôle de Ninette à la cour, et toute ma gaucherie et mon embarras ordinaire qui va paraître dans son lustre; priez Dieu pour moi.*“ Auch erzählt die Kaiserin, sie habe auf die Aeußerung Josephs, er wüßte sie persönlich kennen zu lernen, erwidert, „*que le jeu ne vaudrait pas la chandelle*“ u. dgl. w. *)

Von der glücklichen, frohen Stimmung Katharinas auf ihrer Reise nach Mohilew, welche zwei volle Wochen (vom 9/20. Mai bis zum 24. Mai — 4. Juni) in Anspruch nahm, zeugt eine große Anzahl sehr herzlicher und launiger Schreiben, welche die Kaiserin an ihren Sohn Paul und ihre Schwiegertochter Maria Feodorowna richtete. Sie schilderte darin ihre Reiseeindrücke, die Physiognomie der Städte und Landschaften, begleitet mancherlei für ihre „Kinder“ und die Enkel Alexander und Constantin bestimmte Geschenke, welche sie aus mehreren Städten absandte, mit scherzhaften Bemerkungen. Ueberall, in Narwa, Odow, Pskow, Pologz, Schlow gab es Empfangsfeierlichkeiten. Galabiners, Festgottesdienste, Begrüßungsreden, Bälle u. dgl. m. Gelegentlich ist in den Schreiben der Kaiserin auch von der bevorstehenden Zusammenkunft mit Joseph II. die Rede. So schreibt sie aus Doloßzy am 18/29. Mai, Graf Falkenstein habe schon vor einigen Tagen in Rjew eintreffen sollen und werde ein Paar Tage früher, als sie nach Mohilew kommen, doch werde sie deshalb ihre Reise nicht beschleunigen. „*Que le ciel le bénisse*“, bemerkte sie von Joseph in fast wegwerfendem Tone **). Auch in den unterwegß, u. A. in Pologz, geschriebenen, an

*) Magazin d. Histor. Gesellschaft XXIII. 128. Irrthümlich ist in dieser Edition das Schreiben vom 20. März 1779 datirt; soll heißen 1780.

**) Magazin d. Histor. Ges. IX. 48.

Grimm gerichteten Schreiben Katharinas ist nur ganz gelegentlich Joseph II. erwähnt. An Paul schreibt sie am 22. Mai allerdings, sie schwinde nicht wenig bei dem Gedanken an die Zusammenkunft mit dem Grafen von Falkenstein. Dabei bemerkt sie, er werde vielleicht auch nach Moskau und St. Petersburg reisen. Fast spöttisch klingt die Aeußerung, Joseph scheine sich überall besser zu fühlen als in Wien *).

Wie sehr aber die Kaiserin von dem Gedanken an die Zusammenkunft mit Joseph erfüllt war, zeigt ein Schreiben aus Sjenno an Potemkin, in welchem Katharina die Frage erörtert, in welcher Form wohl am Zweckmäßigsten die erste Begegnung zu veranstalten sei, ohne einerseits die dem Kaiser Joseph schuldige Rücksicht und ohne andererseits sein Incognito zu verletzen. Sie schlug vor, der Graf von Falkenstein solle in dem Augenblicke, wenn die Kaiserin nach der Ankunft in Mohilew, nach dem Gottesdienste in der Kathedrale, die für sie bereit gehaltenen Gemächer betrete, einige Augenblicke in einem der Privatgemächer mit ihr verweilen, ehe der festliche Empfang der Würdenträger der Provinz und der Spitzen der Gesellschaft in den Prunkgemächern stattfinde. Einige französische Sätze in dem sonst russisch geschriebenen Brief an Potemkin, welcher zur Begrüßung Josephs nach Mohilew vorausgeeilt war, hatten offenbar die Bestimmung dem Kaiser wörtlich mitgetheilt zu werden **). Ein kurzes Höflichkeitsschreiben an Joseph aus Pologz beantwortete dieser schon aus Mohilew in herzlichster Weise ***).

Von Josephs Reise nach Mohilew sind nur wenige Einzelheiten bekannt geworden. Er weilte ein Paar Tage in Kijew, wo ihn der Feldmarschall Rumjanzow empfing und beeilte, als er hörte, Katharina werde bald in Mohilew eintreffen, seine Reise dorthin, sodaß er zwei Tage und eine Nacht ohne Halt zu machen, reiste. Er wohnte in Mohilew in dem Hause eines polnischen Kaufmanns. Bald nach seiner Ankunft in der Stadt erschienen Cobenzl und Potemkin. In seinem Schreiben an Maria Theresia schildert er den ärmlichen Eindruck, welchen die ganze Gegend und auch die Stadt machten, einige Sehenswürdigkeiten, seine Begegnung mit Potemkin. Es scheint dem Kaiser eine Genugthuung gewesen zu sein, wahrzunehmen, daß die Gebietstheile, welche Rußland bei der ersten polnischen Theilung erworben hatte, fast ausschließlich aus Sumpf und Wäldern bestanden und die Bevölkerung derselben dünn gesät erschien †).

Aus den Memoiren Dobrynins, eines Beamten, welcher damals in Mohilew lebte, und, als Privatmann, Zeuge dieser Vorgänge war, erfahren wir, daß Joseph II. auf Alle, die ihn sahen, einen sympathischen Eindruck

*) ebend. S. 51.

***) Magazin d. Hist. Gef. XXVII, 180—182

***) Arnetz, Joseph II. und Katharina S. 6—8.

†) Arnetz, Maria Theresia und Joseph, III., 246—249.

machte. Er fiel durch die Schlichtheit in seinem Aeußeren auf. Einige Zeit blieb er unerkannt, bis eine Ungeschicklichkeit des Gouverneurs von Mohilew, Passet, welcher den Fremden auf der Straße mit besonderer Ehrerbietung begrüßte, Allen kund that, daß der unscheinbare Offizier, welcher ohne alle Begleitung die zum Empfange der Kaiserin festlich aufgeputzten Straßen und Plätze durchschritt, kein Anderer sei, als das Haupt der Christenheit, der erste Souverän Europas*).

Mitten im Volkshaufen „en frac“, wie er seiner Mutter meldete, schaute Joseph der Prachtentfaltung des feierlichen Einzuges der Kaiserin in die Stadt zu. Da gab es eine Unzahl prächtig berittener polnischer Edelleute, eine militärische Escorte. Während die Kaiserin, bei der Kirche Halt machend, in derselben dem Gottesdienste beiwohnte, eilte der Kaiser nach Hause und von dort „in Uniform“ in den Palast, wo er in einem Privatgemach die Kaiserin erwartete. Nach einigen Worten der Begrüßung zog sich Katharina zurück; dann fanden der allgemeine Empfang und die Hofstafel statt. „Man sprach,“ bemerkt Joseph, „über gleichgiltige Dinge, aber geistvoll und liebenswürdig.“ Der Anfang lasse sich gut an; Alles werde hoffentlich ganz erträglich verlaufen, meldete er weiter und erwähnte zugleich, wie wenig Geschick er bei so feierlichen Gelegenheiten an den Tag lege**).

Auch Katharina schien mit dem ersten Eindrucke zufrieden zu sein. Sie schrieb an Paul und dessen Gemahlin, der Graf von Falkenstein sei gesprächig, kenntnißreich, ungezwungen im Verkehr; ohne ihn gesehen zu haben, könne man sich keine Vorstellung von ihm machen; keines der Bildnisse von ihm, welche existirten, sei ähnlich. Sie habe vor Aufregung arg geschwitzt, fügte Katharina hinzu, aber sich doch ganz gut aus der Affaire gezogen und keine Verlegenheit wahrnehmen lassen; freilich habe sie auf die schönen Complimente des Grafen von Falkenstein nur in höchst kintischer Weise antworten können u. dgl. m.***).

Abends fand beim General-Gouverneur ein glänzender Ball statt. Nach dem Souper, bei welchem die Kaiserin selbstverständlich den Grafen von Falkenstein zum Tischnachbar hatte, soll sie zum Fürsten Wolkonstky und zum Grafen Lewaschew heimlich gesagt haben: „Ich habe ihn in der Tasche!“ †)

Anderen Tages früh schrieb Katharina an Grimm lobend über die reiche Bildung Josephs; er spreche viel und gut; der anhaltende Regen habe noch mehr Gelegenheit zur eifrigen Unterredung geboten, es sei u. A. von den Normalsschulen die Rede gewesen, einer ganz vortrefflichen Einrichtung. „Auch hier habe ich wieder einmal wahrgenommen,“ fügte Katharina mit

*) Die Memoiren Dobrynins in der Zeitschrift „Russkaja Starina“ Bd. IV. S. 110—112.

**) Arneth, Maria Theresia und Joseph. III. 249—250.

***) Magazin d. hist. Ges. IX, 52—53.

†) Wolkonstky erzählte es selbst. S. Russkaja Starina V. 137.

einem Seitenhiebe auf Maria Theresia hinzu, „daß die Kinder nicht immer den Eltern ähnlich sehen. Wir sind nicht sehr fromm, was schon aus der Wahl der Lectüre zu ersehen ist.“ Sie bemerkte ferner, Joseph kenne übrigens Buffons „Epoques de la nature“ noch nicht*). Es war dieses Werk ein Lieblingsstudium der Kaiserin in dieser Zeit.

Das wichtigste Ergebnis des ersten Tages war die Uebereinkunft, daß der Kaiser Katharina nach Smolensk begleiten, von dort nach Moskau reisen und dann einige Wochen in St. Petersburg verweilen werde. Er äußerte den Wunsch, den Großfürsten Paul und seine Gemahlin kennen zu lernen. Indem die Kaiserin von allem diesem an die Letzteren schreibt, schildert sie die Einfachheit der Lebensweise Josephs, lobt seine Kenntnisse und bemerkt: „Il ne manque pas d'esprit“. Seine Bescheidenheit gefiel der Kaiserin: es sei, erzählt sie, bei Tische für ihn zur Rechten der Kaiserin gedeckt gewesen indessen habe er links sitzen wollen**).

Der Kaiser war fast beständig und überall der Begleiter der Kaiserin bei Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Mohilews. An Grimm schrieb Katharina: der Graf von Falkenstein habe in der Oper — es gab mehrere Vorstellungen — so schöne Dinge gesagt, daß man dergleichen drucken lassen müßte; er sei voll tiefer Gedanken, welche seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit sicherstellen würden, wenn er sie zu verwirklichen Gelegenheit fände. Genauerer darüber meinte sie aus Discretion nicht mittheilen zu dürfen; es sei von allem Möglichen gesprochen worden. Sehr launig schildert Katharina ferner, wie sie in Josephs Gesellschaft einer katholischen Messe beigewohnt habe: „Wir lachten und schwatzten mehr, als daß wir zugehört hätten, er erklärte mir Einiges und ich sperrte den Mund auf und lernte***).“ Auch an ihre „Kinder“ schrieb die Kaiserin, sie habe nur Anfangs einige Angst geschwigt; jetzt gehe es mit der Conversation ohne alle Schwierigkeit. Kurz vor dem Ausbruche von Mohilew gab es eine besondere Feierlichkeit: Katharina und Joseph legten den Grundstein zu einer Kirche, welche zum Andenken an diese Zusammenkunft erbaut werden sollte†).

Wie denkwürdig diese Begegnung in politischer Hinsicht war, erfahren wir besonders ausführlich aus den Berichten Josephs, welcher von dem Inhalte seiner Unterredungen mit der Kaiserin viel eingehender und ausführlicher schrieb, als Katharina sich über denselben Gegenstand in ihrem Schreiben an Grimm oder an den Großfürsten Paul und dessen Gemahlin auszulassen für gut fand.

Nachdem Joseph drei Tage mit der Kaiserin verlebt hatte, schrieb er, daß er mit dem ihm gewordenen Empfange sehr zufrieden sein könne, daß

*) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 180—181.

**) Magazin d. hist. Ges. IX. 53—54.

***) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 181.

†) S. d. Tagebuch in dem Magazin d. hist. Ges. I., 409 und Dobrynins Memoiren a. a. O. 115.

er aber leider wegen der fortwährenden Festlichkeiten, Bälle, Theater-vorstellungen u. s. w. keine Gelegenheit gehabt habe, mit Katharina unter vier Augen zu reden. Gleichwohl sei, wenn auch in Andeutungen, abgerissenen Bemerkungen und gelegentlichen Aeußerungen von wichtigen politischen Dingen die Rede gewesen. Er faßt sodann die Ergebnisse dieser Unterredungen in einigen Punkten zusammen: 1) die Kaiserin, deren Geist und Kenntnisse er lobt, scheine mit ihm zufrieden zu sein und ihm von Tag zu Tag vertrauensvoller und ungezwungener zu begegnen; 2) vermeide sie es vorläufig, politische Fragen zu erörtern; 3) habe er in der Oper die Gelegenheit wahrgenommen, die schändlichen, in Betreff seiner von Friedrich verbreiteten Gerüchte zu widerlegen, und Katharina habe dazu bemerkt, sie schenke derartigen falschen Nachrichten keinen Glauben und halte dafür, daß man dem Könige bald überhaupt keinen Glauben schenken werde; 4) sie wünsche nicht zwischen den kriegsführenden Mächten (Frankreich und England) Vermittelung zu übernehmen; 5) habe sie ihn gefragt, ob er nicht Lust habe von Italien, insbesondere von dem Kirchenstaat, als dem Erbe der römischen Kaiser Besitz zu nehmen; er habe hierauf scherzend erwidert, daß bei der Erhaltung des Status quo in Italien allzuviele Mächte unmittelbar interessirt seien, als daß an dergleichen gedacht werden könne, daß es aber ihr weniger schwer fallen könne, ihr Rom, d. h. Konstantinopel, zu erobern. Joseph glaubte wahrnehmen zu können, daß Katharina, nachdem sie eine so kühne Frage gethan, verlegen geworden sei: sie versicherte, daß sie den Frieden wünsche und nicht an eine solche Erwerbung denke.

Hierauf brachte Joseph in dem Schreiben an Maria Theresia einigermaßen vorsichtig seine Absicht, der Kaiserin nach Petersburg zu folgen, zur Sprache. Er mochte mit Recht voraussetzen, daß Maria Theresia eine längere Dauer seines Aufenthaltes in Rußland nicht gutheißen werde. Daher hielt er es für nöthig, seinen Entschluß ausführlich zu begründen: in der Stille des Landlebens von Zarskoje Selo werde sich Gelegenheit zu eingehenderen Besprechungen darbieten; die neue Hauptstadt, die Flotte, alle Staatseinrichtungen könnten allein einen richtigen Begriff von allen Reformen Peters I. und Katharina II. geben; aller Welt, insbesondere dem Könige von Preußen, würde durch einen Aufenthalt Josephs in Petersburg der Erfolg der Zusammenkunft in Mohilew veranschaulicht, ferner der möglicher Weise günstige Eindruck, welchen der Prinz von Preußen machen werde, einigermaßen vermischt werden; es könne von der größten Bedeutung sein, daß er, Joseph, den Großfürsten Paul persönlich kennen lerne. So hoffe er denn auf die Zustimmung seiner Mutter. Am Schlusse des Briefes bittet Joseph um je ein paar Exemplare der in den Normalsschulen gebräuchlichen Handbücher; Katharina hatte darum gebeten*).

*) Arneth, Maria Theresia und Joseph, III., 250—255.

So konnte denn als das wichtigste Ergebniß dieser ersten Begegnung in Mohilew die Möglichkeit gelten, bei einem längeren Aufenthalte Josephs in Rußland zu weiteren Ergebnissen zu gelangen. Der Anfang war gemacht und vielverheißend.

Lehteres aber wollte den Vertretern der preußischen Interessen nicht einleuchten. „Der Kaiser“, erklärte Panin dem Grafen Görz im Juni, „ist ein unbesonnener Schwäger. Manchen Leuten gefällt er dadurch freilich, aber bei der Kaiserin wird ihm diese Eigenschaft, woran sie keinen Geschmack findet, nicht zur Empfehlung dienen.“ Deshalb sei auch von seiner Reise für ein so fest begründetes System, wie das bestehende, gar nichts zu besorgen. Der König könne sich sicher darauf verlassen. Die erste Aufwallung werde schnell vorübergehen, und die Zeit die leichten Eindrücke, welche davon zurückbleiben sollten, vollends zu nichts machen, zumal wenn man deshalb keine Unruhe an den Tag legte. Die ganze Reise des Kaisers sei überhaupt nicht in der Ordnung. Ein Monarch, welcher, anstatt zu Hause für das Wohl seiner Staaten zu sorgen, so in die Welt hineinlaufe, müsse nothwendig in's Lächerliche verfallen.

Friedrich der Große erfuhr von einem ostensiblen Schreiben Katharinas an den Fürsten Galizyn in Wien, in welchem die Kaiserin den Eindruck ihrer ersten Bekanntschaft mit Joseph schilderte. Da hieß es u. A., sie habe sich besonders darüber gefreut, bei dem Kaiser denselben Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit zu finden, welcher sie selbst befeele u. dgl. m. Friedrich meinte diese Aeußerungen nur als gewöhnliche Nebenarten der schulbigen Höflichkeit ansehen zu dürfen. Er schrieb an Görz, die Kaiserin kenne ja überhaupt ihre wahren Interessen viel zu gut, als daß sie einen sichern und keineswegs gefährlichen Wirten gegen einen andern vertauschen sollte, welcher durch seine Stellung und durch seinen Charakter stets der Nebenbuhler ihrer Macht und ihres Ruhmes sein werde*).

Ganz anders lauteten Harris' Berichte über die Wirkung der ersten Begegnung in Mohilew; jedes Schreiben von dort enthalte den Beweis, daß Joseph und Katharina im hohen Grade befriedigt seien, daß Joseph seiner ganzen Art nach nicht anders als der Kaiserin habe gefallen müssen, auch habe er nichts versäumt, um diesen Zweck zu erreichen; er habe sich über Alles, was sie thue und noch thun werde, entzückt geäußert, sie sei ganz eingenommen von ihm; auch Potemkin habe sich bemüht des Kaisers Gunst zu erwerben u. dgl. m.**).

V.

Am 30. Mai (10. Juni) reisten Katharina und Joseph aus Mohilew ab. In der sechsstägigen Kutsche befanden sich außer ihnen Cobenzl, eine

*) Zinkelsen VI., 260—261.

**) Diaries and correspondence I., 313—314.

Hofdame der Kaiserin, der Günstling Lanskoj und Naryschkin. Das erste Nachtlager war in Schlow, welcher Flecken dem ehemaligen Günstling der Kaiserin, Soritsch, gehörte. Dieser hatte Tausende von Rubeln verausgabt, um seinen Palast für die Aufnahme der Kaiserin auszuschnücken, sächsisches Porzellan für die Summe von 60,000 Rubeln kommen lassen u. dgl. m.*). Es gab eine opulente Festlichkeit, eine Theateraufführung, einen Ball, allerlei Ergötzung für das Volk**). Ähnliches geschah in Orscha, in Dubrowny, in Sjadu. Von dem letzteren Flecken aus schrieb Beschorodko an seinen Freund, Woronzow, die Kaiserin behandle ihren Gast sehr zuvorkommend, derselbe sei gar nicht lästig und verlange nur, daß man mit ihm keinerlei Umstände mache***).

In Smolensk blieb man drei Tage. Hier hatte der Kaiser mehrere Unterredungen mit Beschorodko. Er forschte den Letzteren über das Maß der Antheilnahme der Kaiserin an der Technik der Geschäfte aus und war erstaunt zu hören, daß Katharina jede diplomatische Note sowohl im Entwurf als in der endgiltigen Ausführung sorgfältig zu prüfen pflege. Sehr lobend äußerte sich Joseph über das Geschick bei der Redaction der russischen Noten, über die hohe Begabung Panins, über die ausgezeichneten Eigenschaften des Großfürsten Paul. Geistreich und anregend sprach er über die Bedingungen des Erfolges auf dem Gebiete der auswärtigen und der innern Politik, über die Bedeutung des Kriegsdienstes als einer Vorbereitung auf den Civildienst. Joseph scheint es verstanden zu haben, bei diesen Unterredungen Rußland und die russischen Staatsmänner in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Kein Wunder, daß selbst der leidenschaftslose, kühl berechnende Beschorodko, welcher fortan längere Zeit hindurch die Seele der auswärtigen Politik Rußlands bleiben sollte, einen sehr günstigen Eindruck gewann†). Friedrichs des Großen Ausspruch, der Graf von Falkenstein sei ein schlechter Gesandter des Kaisers Joseph††), erschien hier wenigstens als keineswegs zutreffend.

Garmlös plaudernd berichtete Katharina in mehreren Schreiben an ihre „lieben Kinder“, in der frohesten Stimmung von dem glücklichen Fortgange ihrer Reise, von dem Zusammensein mit Joseph; der Wagen, in welchem sie führen, sei nun eine Art Karitätenkasten; Joseph habe sich sehr zufrieden über die Kathedrale von Smolensk geäußert; er sei erstaunt gewesen über den Fuß und das gute Aussehen der vornehmen Gesellschaft, welche zu den Bällen und Maskeraden in Smolensk erschienen sei. Diesen Mittheilungen fügt sie dann die Bemerkung hinzu, sie sollten bei dem Gedanken an die Bekanntschaft mit dem Kaiser keine Angst schwinen; der Graf von Falkenstein

*) Karnowitsch, Privatreichthümer in Rußland, S. 323—326.

***) Magazin der hist. Ges. I. 408.

****) Magazin der hist. Ges. XXVI. 371.

†) Magazin der hist. Ges. XXVI. 372—373.

††) Dohm I.

werde ihnen nicht so langweilig vorkommen, wie früher der König Gustav III.; er sei sehr kenntnißreich, er freue sich darauf, den Großfürsten und dessen Gemahlin zu sehen, nur etwa dem König von Preußen, welcher allerdings „eine Reputation von vierzig Jahren“ für sich habe, stehe er nach und dergl. m. *).

Ganz geschäftlich dagegen ist Josephs Berichterstellung in dessen Schreiben an Maria Theresia aus Smolensk vom 8. Juni 1780. Den Reiseeindrücken und Festlichkeiten werden nur wenige Zeilen gewidmet, der Liebenswürdigkeit und der Kenntnisse Katharinas wird mit zwei Worten erwähnt, dagegen sucht Joseph den Inhalt seiner politischen Unterredungen mit der Kaiserin wiederum in mehreren Punkten zusammenzufassen. Er weist dabei auf folgende Ergebnisse hin: 1) sei wiederum von dem Könige von Preußen die Rede gewesen und die Kaiserin habe wiederholt erklärt, daß sie den Verleumdungen Friedrichs keinen Glauben schenke; 2) habe er, Joseph, der Kaiserin mitgetheilt, daß man in Oesterreich entschlossen sei, bei wichtigen Veranlassungen der Kaiserin sogleich Nachricht zu geben und ihren Rath einzuholen; diese Idee habe der Kaiserin besonders gefallen; 3) seien sie auf den letzten türkischen Krieg zu reden gekommen; die Kaiserin habe zu zeigen gesucht, welche Vortheile Oesterreich bei Beobachtung einer andern Haltung hätte gewinnen können, habe Frankreich beschuldigt, es habe aus übergroßer Liebe zu den Türken verhindert, daß Oesterreich den Russen beisprang, dadurch sei denn ein großer Augenblick, der vielleicht nie wiederkehren werde, unbenützt verstrichen. — In Betreff des russisch-preussischen Bündnisses, fährt Joseph fort, habe Katharina erklärt, sie habe dasselbe nicht vermeiden können, in dem Augenblicke ihrer Thronbesteigung sei die allgemeine Verwirrung unglaublich gewesen; man habe Frieden machen müssen um jeden Preis. Indessen, habe sie mehr angedeutet, als gesagt, es gebe ja wohl Mittel, den Dingen eine andere Wendung zu geben, offenbar hänge das mit den oft wiederholten Bemerkungen über Rom und Konstantinopel zusammen, einmal habe Katharina entschieden erklärt, sie werde Konstantinopel, falls sie diese Stadt erobere, nicht behalten, sondern anders verwenden; man sehe wohl, bemerkte der Kaiser weiter, daß sie für ihren Enkel Konstantin ein orientalisches Reich schaffen wolle; vielleicht werde Potemkin bei Gelegenheit der Moskauer Reise über diese Absichten mehr sagen. Im Wesentlichen war Joseph sehr zufrieden; er meinte das Vorurtheil Katharinas gegen Oesterreich, welches bisher geherrscht habe, beseitigt zu haben; die Bahn zu weiteren Erfolgen sei frei; im Uebrigen werde er vorsichtig und zurückhaltend sein und nicht allzu vertrauensselig; auch in dem Verkehr mit dem Großfürsten Paul werde die größte Vorsicht geboten sein. „Der Prinz von Preußen wird kommen,“ schließt der Kaiser sein Schreiben, „um meine etwa hier

*) Magazin d. hist. Ges. IX., 61—63.

errungenen Erfolge zu nichte zu machen*). Schade, daß wir einander nicht treffen; ich würde mich freuen die Bekanntschaft mit ihm zu erneuern**).“

Auf kurze Zeit nur schieden Joseph und Katharina in Smolensk von einander. Während die letztere über Porschow, Staraja Rußa und Nowgorod nach Zarskoje Selo zurückkehrte, wo sie am 11./21. Juni eintraf, eilten Joseph und Potemkin nach Moskau. Noch von ihrer Reise aus schrieb die Kaiserin wiederholt an Potemkin, wobei sie nicht verfehlte, in einigen französischen Phrasen, welche offenbar zur Mittheilung an Joseph bestimmt waren, ihrer Bewunderung für den letzteren Ausdruck zu geben***).

In Moskau, wo Joseph nur einige Tage verweilte, war er nur Tourist. Die politischen Geschäfte ruhten. Ihn fesselten die eigenthümliche Physiognomie der Stadt, deren Umfang, wie er bemerkte, weder Rom, noch Paris, noch Neapel gleichkämen, die Mannigfaltigkeit der nebeneinanderstehenden Paläste und Hütten, die Schatzkammern, Maritänensäle und Kirchen, die Volksfeste und öffentlichen Promenaden. Das Findelhaus und das Militär Lazareth in Moskau gefielen dem Kaiser so sehr, daß er sich vornahm, Aehnliches in Wien herstellen zu lassen. Die Erwartung, daß Potemkin über die orientalische Frage reden werde, traf nicht zu. Der Fürst sprach kein Wort von der Politik und zeigte sich überhaupt wenig. Joseph tabelte die Indolenz und die Kälte Potemkins: er werde allenfalls zu brauchen sein, wenn man am russischen Hofe etwas verhindern wolle; zu positiven Leistungen, welche systematisches Denken, folgerichtiges Handeln erforderten, taugte er nicht.

Josephs Reise nach St. Petersburg war rasch und bequem. Katharina hatte befohlen: „auf der ganzen Straße je hundert Pferde bereit zu halten, die Reisepaläste aufzuräumen, mit einfachen Möbeln und Tapeten zu versehen, in den Städten Privathäuser zum Empfange zu bestimmen, an denselben aber, da der Kaiser nur in Gasthäusern abzustiegen liebe, Ausschängeschilder zu befestigen, die Wege ausbessern zu lassen†).“

In Petersburg stieg der Kaiser zunächst in der Wohnung des Gesandten, Grafen Cobenzl am Quai der Nema ab. Der Anblick des herrlichen Stromes gefiel ihm. Anderen Tages begab er sich nach Zarskoje Selo. „Ich werde mich bemühen hier so geschickt als möglich aufzutreten und Ihren Beifall zu erwerben,“ schrieb er seiner Mutter unmittelbar vor dieser zweiten, längeren und wichtigeren Begegnung mit Katharina††).

*) „Regâter si j'avais fait quelque chose de bon.“

**) Arneth, Maria Theresia und Joseph, 256—259.

***) Magazin d. Hist. Ges. XXVII, 182.

†) Blum. Ein russischer Staatsmann II., 555. Das Datum „Moskau, den 25. Mai 1781“ ist falsch, soll heißen „Mohilew, den 25. Mai 1780.“

††) Arneth, Maria Theresia und Joseph II., 264.



Lachen und Weinen.

Von

Anton Cheobald Brück.

— Osnabrück. —

I. Lachen.

Jeder belachen, noch beweinen soll man die menschlichen Dinge, sondern verstehen, sagt Spinoza. Doch lacht und weint alle Welt; zum Verstehen bringen es nur Wenige. Der ruhige, große Denker, der brillenschleifende Philosoph hatte, gleich allen, früheren Psychologen, die seelische Seite im Auge; die gleichzeitige leibliche faßt monistisch erst die heutige Physiologie. — Erst in unserm Jahrhundert, vorzugsweise seit Charles Bell's Entdeckung der Verschiedenheit der empfindenden Nerven von den bewegenden, begegnen sich Psychologie und Physiologie auf halbem Wege und ist uns der Schlüssel zu vielen Lebenserscheinungen dargeboten durch die Reflexbewegung. Erst jetzt wird es uns begreiflich, wie ein rein körperlicher Reiz, das Kitzeln, ganz so wie ein rein geistiger, der Wis empfunden und in gleicher Weise geäußert wird, durch Lachen; erst jetzt wird es uns begreiflich, wie ein rein körperlicher Schmerz ganz so, wie ein rein seelischer geäußert wird, durch Weinen.

Freilich setzt dieses Verständniß einige naturwissenschaftliche Vorbildung voraus; es ist aber in diesen, dem gebildeten Publikum willkommenen Blättern bereits ein Aufsatz erschienen, der eine erfreulich verbreitete Empfänglichkeit für naturwissenschaftliche Anschauung erkennen läßt, ich meine die Abhandlung: „Ueber das Erröthen“ von dem berühmten Göttinger Anatomen Henle, eine Arbeit, die auch in der „Deutschen Bücherei“ nochmals erschienen ist.

Das Romische hat Vischer*) vom vorzugsweise philosophischen und

*) Ueber das Erhabene und Romische pp. Von Fr. Th. Vischer. Stuttgart 1887.

Heder *) vom vorzugsweise physiologischen Standpunkte so exact und geistvoll behandelt, daß ich nur noch eines Schriftstellers erwähne, welcher den ersten Philosophen unserer Zeit angehörend, zugleich im vollen Verständniß der naturwissenschaftlichen Seite unsern Gegenstand aus der Perspective des Unbewußten, welches eine hervorragende Rolle darin spielt, bespricht: Eduard von Hartmann **).

Mit einem Schrei tritt der Mensch in's Leben, daß er mit einem Seufzer verläßt. Dazwischen liegt der Kampf um's Dasein, der schon mit jenem Schrei, noch unbewußt, durch die erste Reflexwirkung beginnt.

Der Hautreiz durch die neue Umgebung des Kindes wird reflectirt als Einathmung; die erste Ausathmung ist der Schrei, der den Sieg des Neugeborenen im ersten Kampfe ums Dasein der erfreuten Mutter verkündet. In der ersten Zeit des Lebens ist auch das unwillige Schreien des Kindes thränenlos, erst später kommen die Thränen des Schmerzes, sowie das erste Lächeln des Wohlbehagens.

Durch die, der Wissenschaft unentbehrlichen Versuche an lebenden Thieren ist uns erst das Verständniß der Reflexwirkung geworden. Von dieser wird in der nachfolgenden Betrachtung so oft die Rede sein, daß ich sie möglichst kurz darzustellen versuche, wobei mir einige Abweichungen von manchen anderweitigen Anschauungen erlaubt sein mögen.

Reflectirende Bewegungen, wovon ich schon oben im ersten Schrei des Neugeborenen ein Beispiel gegeben habe, kommen meistentheils dadurch zustande, daß die Reizung eines empfindenden Nerven, indem sie sich zum Rückenmark, zum verlängerten Mark, zum Sympathicus, oder um uns bewußt zu werden, zu dem Theil des Gehirns, den man als das Seelenorgan erkannt hat, verbreitet, oder schon unterwegs einem bewegenden Nerven theilweise sich mittheilt. Im Gehirn anlangend, ist oft jener Reiz noch zu mächtig, als daß er dort von den empfindenden Nerven-Zellen, wohin er adressirt war, völlig absorbiert werden könnte. Dieser Ueberschuß springt dann auf die benachbarten bewegenden Nervenzellen über und veranlaßt Bewegung in bestimmten Muskeln: Reflexbewegungen.

Wie oben der erste Athemzug des Kindes, so entstehen durch Reflexbewegung die verschiedenen Modificationen des Athmens, z. B.: Der Husten durch Reizung des Kehlkopfes, das Niesen durch Reizung der Nasenschleimhaut. Auch unser specielles Thema: „Das Lachen und Weinen“ — um es von vorn herein auszusprechen — gehört dahin.

Die Reflexbewegungen haben wir als die unbewußten Schutzmaßregeln des Lebens zu betrachten, welche nur selten unzweckmäßig erscheinen.

*) Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen pp. Von Dr. Ewald Heder. Berlin 1873.

**) Die Philosophie des Unbewußten. Von Eduard von Hartmann. Abschnitt A., Cap. 5. Das Unbewußte in den Reflexwirkungen.

Ein Beispiel: geräth durch „Verschlucken“ ein Bissen in den Kehlkopf, die Luftröhre, die Lunge, so erfolgt der Reflexhusten und entfernt den fremden Körper zweckmäßig; tritt aber, z. B. durch Erkältung, ein Entzündungsreiz in jene Athmungswege, so erfolgt ebenfalls Husten, jedoch unzweckmäßig, den Reiz steigend, und es ist die Aufgabe des Arztes, diese hier Unheil bringende Reflexbewegung zu dämpfen.

Durch Versuche an Thieren und durch große Hirnverletzungen, besonders in Kriegen, sind die Functionen einzelner größeren Gehirnabtheilungen — „leidlich“, sagt Henle — festgestellt. Nur die, von dem Theile des großen Gehirns, den man vorzugsweise als das Organ der psychischen Thätigkeiten erkannt hat, unmittelbar ausgehenden Bewegungen, sind wirklich willkürliche zu nennen. Die meisten unserer Bewegungen sind Reflexbewegungen; selbst die rein willkürlich scheinenden, wie Gehen, Turnen, Clavierspielen, sind mit solchen vermischt, sogar das Sprechen.

Unser Thema, das Lachen und Weinen fällt physiologisch in das Gebiet derjenigen Reflexbewegungen, welche wir mimische nennen. Wir müssen daher der Mimik zunächst unser Augenmerk zuwenden. Die Mimik, schon bei höheren Thieren zutage tretend, besteht bei diesen, wie beim Naturmenschen aus unbewußten Reflexbewegungen. Der civilisirte Mensch lernt seine Mienen beherrschen. Wenn Talleyrand behauptet, die Sprache sei dazu da, um durch sie seine Gedanken zu verbergen, so wußte dieser Diplomat wie seine Worte, auch seine Mienen zu beherrschen. Dazu kam ihm freilich die große Fettschicht seiner Gesichtshaut, welche die mimischen Muskeln deckte, wohl zuflatten. Der magere Lichtenberg klagte über den Mangel dieser Fettschicht, da nun seine innersten Gedanken sogleich sich mimisch verriethen. — Die deutsche Literatur beschenkte Th. Biderit 1867 mit einem „Wissenschaftlichen System über Mimik und Physiognomik“, einer Schrift, welche alles früher darüber Erschienene überholte. Neuerlich erschien von Ch. Darwin: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und Thieren“, übersetzt von Carus 1872, ein Werk, welches die größte Beachtung verdient, da Darwin in exactester Weise sein Thema zu begründen sucht. Einer großen Anzahl besreundeter, intelligenter Seefahrer theilte er denselben Fragebogen mit, den mimischen Ausdruck bei den verschiedensten, auch wilden Völkern betreffend. Bei allen zeigten sie sich gleichförmig, so daß ich sagen möchte: Die Mimik spricht die Wahrheit, sie ist die wahre Fleischwerdung des Geistes; die Wortsprache ist verdächtig.

Die Mimik entsteht durch Bewegung der Gesichtsmuskeln, welche vorzugsweise unter der Herrschaft verschiedener Gruppen des Gesichtsnerven (nervus facialis) stehen. Er gehört zu den Athmungsnerven und entspringt mit diesen aus demselben Gehirntheile, der in beständiger höchster Reizbarkeit steht. Daher bewirkt jeder schnelle Uebergang in den Seelenzuständen sofort Entladungen nach den mimischen Muskeln des Gesichtes. Warum sollten wir nicht diesen Gehirntheil das Seelenorgan vorzugsweise nennen? —

Durch heitre Seelenzustände entsteht das Lächeln, welches unter Mitwirkung des verlängerten Markes zum Lachen gesteigert wird, wenn durch das Bedürfniß der Entladung auch die übrigen Athmungsmuskeln, besonders die Brustmuskeln und das Zwerchfell, hinein gezogen werden. Das ist eine krampfartige Explosion, welche der Diplomat Lord Chesterfield in den bekannten Briefen an seinen Sohn als nicht gentlemanlike verbietet. Das Lächeln erlaubt er und es ist in den „gebildeten Kreisen“ so verbreitet, daß es selbst bei indifferenten Unterhaltungen zur unwahren Gewohnheit geworden ist. Wie würden unsere germanischen Vorfahren, oder die Griechen Homers sich über dieses stereotype Lächeln wundern!

Die körperliche Ursache des Lachens ist der Kitzel, welcher durch schnell wiederholte, leise, zumal unerwartete Reizung der Hautnerven, entsteht. Die einfache, leise Berührung, z. B. der Händedruck, wird als zugsagend empfunden, gleichsam verstanden: die schnell wiederholte Berührung des Handtellers, der Kitzel, bringt uns in Verwirrung, wogegen wir reagiren durch Lachen.

Einzelne Körperstellen sind besonders gegen den Kitzel empfindlich: die Handteller, die Fußsohlen, die Achsel- und Rippengegend. Schon die lebhafteste Vorstellung, an der Rippengegend gekitzelt zu werden, kann bei Empfindlichen das Lachen hervorbringen. Die „fliegenden Blätter“ illustriren dies sehr gut durch den „kitzlichen Handwerksburschen“. Ein halb gesunkener Wegweiser, dessen Zeigefinger auf die kitzliche Rippengegend hinweist, wird in der Einbildung des Burschen zum lebendigen Kitzelfinger, dem er lachend ausbeugt.

Der Kitzel beginnt mit einer Art Lustempfindung, die aber, schnell überreizt, zum Krampf gesteigert werden kann und in den Zeiten der Tortur zum Todeskrampf gesteigert worden ist. Der Gekitzelte sucht sich absichtlich dem Reiz zu entziehen, während unwillkürlich die Reflexbewegung des lauten Lachens durch die Athemmuskeln der Brust stoßweise den Reiz auszugleichen sucht.

Lachen und Weinen, sagt Biderit, sind complicirte Erscheinungen; es werden dabei die Athemmuskeln, die Gesichtsmuskeln und die Thränenröhren afficirt. Allein Kitzel und Schmerz sind entgegengesetzte Empfindungsweisen des Gefühlsinnes. Lachen und Schluchzen (Weinen) werden dadurch veranlaßt, daß durch verschiedenartige Erregungen des Gefühlsinnes die Bewegungsnerven der Athemmuskeln verschiedenartig afficirt werden. Beim Lachen scheint die Nerventhätigkeit erhöht, beim Schluchzen scheint sie vermindert zu sein.

Darwin beobachtete die unterbrochenen Laute des Lachens, wie beim Menschen, bei verschiedenen Affenarten, wenn sie in der Achselhöhle gekitzelt wurden; auch ihre Mundwinkel wurden dabei zurückgezogen und die unteren Augenlider runzlich, ganz wie beim Menschen. — Und warum sollte nicht bei diesen, uns körperlich so nahe stehenden Thieren durch dieselbe körperliche Reizung eine analoge körperliche Reaction ausgelöst werden? Warum sollte

nicht bei ihnen derselbe Reflex, d. h. Umsetzung der Empfindung in Bewegung stattfinden, die wir Lachen nennen?

Außer dem besprochenen directen Gehirnreiz zum Lachen durch gefipelte Hautnerven, wird durch diesen Reiz das ganze Gefäßsystem in Mitleidenschaft gesetzt. Die Ringmuskeln im Innern der Arterien erfahren eine schwankende Zusammenziehung wie Krämpfe, und bringen dadurch das Gehirn, namentlich jene reizbare Stelle, woraus die mimischen Gesichtsnerven und die Athmungsnerve der Brust entspringen, gleichsam in eine Verwirrung, die durch die Explosion des Lachens wieder ausgeglichen wird. Dadurch erklärt sich die besfreiende, angenehme Empfindung des Lachens, denk' ich, passender, als durch Kants Annahme von der die Verdauung befördernden Bewegung des Zwerchfelles. —

So viel von der körperlichen Ursache des Lachens; wie verhält es sich nun mit der geistigen?

Ist eine Idee vernunftgemäß, gemäß der uns innewohnenden Uridee, so beschäftigt sie unser Seelenorgan ruhig; sie wird assimilirt, verstanden, wie es Spinoza verlangt: „Nicht lachen, nicht weinen, sondern verstehen!“ — Dabei bleibt der Gesichtsausdruck der des ruhigen Denkens, ganz so, wie der wohlgemeinte Händedruck gleichsam assimilirt, verstanden wird. Auch die ernste, selbst die leidenschaftliche Rede wird verstanden und erwiedert, ohne im Seelenorgan andere muskulöse Reaction zu veranlassen, als etwa mimische des Gesichtes, bei lebhaften Naturen verbunden mit entsprechenden Gesticulationen der Glieder. (Die Verwandtschaft beider, der unbewußten Gesichtes- und Rumpfmimik, welche der Schauspieler künstlerisch darstellt, ist physiologisch noch nicht begriffen. Dens Anschauung von der Wiederholung der Gliedmaßen im Kopf sollte nicht vergessen werden). Huschkes *Mimices Fragmentum* ist ein Versuch in diesem Geiste.

Vernehmen wir etwas Widersinniges, Widerwärtiges, das weder dem Verstand, noch dem Gemüth zusagt: so reagiren wir dagegen mit Ernst und Nachdruck, wie gegen eine ernste körperliche Verletzung; werden wir aber von einer indifferenten, widersinnigen Aeußerung plötzlich überrascht: so wirkt dieses wie der Hautkrampf, und wird, gleich diesem, durch Lachen ex-plobirt. So würde uns im ersten Falle ein widerwärtiger Fluch verletzen, wie uns im zweiten Ansel Dräsig's Vermünschung: „Daß du die Nase in's Gesicht behältest!“ zum heiteren Lachen brächte.

Weit intensiver, als das komische Wort, wirkt die zugleich dem Auge dargebotene komische Situation. In Wien habe ich 1818, als zuerst die falsche Catalani im Leopoldstädter Theater von Ignaz Schuster unvergleichlich dargestellt wurde, den Schmerz des Lachens dermaßen empfunden, daß ich nicht wagte, den Blick ferner auf die Darsteller zu richten.

Das Erhabene und das Unendlich Kleine spielen ineinander, und dieses Spiel, sagt Wischer, ist das Komische. Und wir müssen ihm zustimmen: Das wahre Lachen ist gutmüthig.

„Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild“, das heißt: „Der Mensch schuf Gott nach dem seinigen“. Nach diesem tiefsinnigen Worte Lichtenbergs schuf das heitere Volk der Hellenen seine heiteren Götter, welche gleich ihnen fröhlich lachten. Ganz anders lachen diese Götter, wie der strenge Gott der Hebräer über die Menschen lacht, wenn es heißt: „Der Herr lacht ihrer“, sondern sie lachen durchweg gutmüthig, nicht bloß über die Menschen, sondern selbst über ihresgleichen, die Unsterblichen. So lacht die ganze Götterversammlung beim Mahle (Homer, Ilias I.), als der hinkende Hephästos beim Herumreichen des Nektartrankes — was doch nicht seines Amtes war — „so gewandt“ umherhumpelte. So lachen (Homer Odys. VIII.) die jüngeren Götter, die er, thöricht genug, zu einer für ihn bedenklichen Scene herbeigerufen hat. Sie lachen, nicht etwa den Hephästos verhöhnend, sondern unmittelbar erheitert durch jene Situation, von der „die Göttinnen zurückblieben“. Und so lachen wir alle — wir Männer nach Helmholtz mit dem Laut a und o, unsere Weiber mit e und i — beim komischen Wort und bei der komischen Erscheinung, sobald unser Seelenorgan, mit Herbert Spencer (The Physiology of Laughter) zu sprechen, von einem fremdartigen, heitren Gedanken, oder einem solchen Ereigniß plötzlich erregt wird, die es nicht auf dem gewohnten Wege verständiger Nervenbahnen fassen, begreifen, leiten kann. Dann springt diese überschüssige Nervenkraft auf die benachbarten motorischen Hirnzellen über und erregt die Convulsion des Lachens, wodurch die Psyche von dem ihr fremden Unsinn befreit wird. Diese Explosion ist eine so angenehme, daß dagegen das fremde, kaum unangenehm zu nennende Gefühl, welches im Beginn dieses Processes allerdings erregt wird, völlig verschwindet.

Wir übergehen die metaphysischen Definitionen des Komischen, wie es von verschiedenen Autoren verschieden dargestellt wird, indem wir die mehrfachen Formen des Komischen, welche von Hecker (a. a. O.) aufgestellt sind, zur Erläuterung unseres Themas, von den verschiedenen Formen des Lachens, durch Beispiele begleiten.

In das Gebiet des Niedrigkomischen verweist Hecker das Lachen, wo das erhöhte Selbstgefühl mit den ästhetischen Normen in den komischen Contrast tritt, z. B. über körperliche Gebrechen, die den Schönheitsinn beleidigen, über moralische Gebrechen, über Dummheit und Unsinn. Daß ein Gefühl der Ueberlegenheit über den verlachten Gegenstand der Grund des Lachens sei, hatten schon Hobbes, Addison u. A. behauptet, welchen Bischof entgegentritt. — Wir haben schon die griechischen Götter über den hinkenden Hephästos lachen sehen, jedoch nicht wegen seines körperlichen Gebrechens, das allerdings die „Gewandtheit“ dieses improvisirten Mundschentks noch mehr zur komischen Anschauung brachte. Es war ihm so eben gelungen, mit tröstenden Worten seine durch Zeus gekränkte Mutter zu beruhigen und Here lächelte sanft und nahm aus der Hand des wohlwollenden Sohnes den Nektartrank, den der beglückte Hinkende nun auch allen Göttern mit komischer Gewandtheit spendete.

Ueber den Buckeligen lachen wir nicht seines Gebrechens wegen, sondern wenn er sich unbedenklich in Verhältnissen blosstellt, welche wir eher dem Wohlgenachsenen zugestehen, z. B. als Verliebter. Wir lachen dann über ihn, wie wir über den dicken Sir John Falstaff lachen, wenn dieser zugleich den beiden jungen, „lustigen Weibern von Windsor“ den Hof macht, wobei der alte Thor der Getäuschte ist. Ganz anders belachen wir den alten Schalk, wenn er, „damit seine Augen roth werden und es aussieht, als ob er geweint hätte,“ erst ein Glas Sect trinkt, dann aber dem Prinzen Heinrich im Namen des Königs die ermahnende Rede hält: seinen schlechten Umgang aufzugeben, außer den mit dem trefflichen Sir John Falstaff.

Auch das Lachen aus dem Gefühl der Ueberlegenheit, welches Wischer nicht zugesteht, wollen wir dem Knaben nachsehen, wenn er, den Struwelpeter betrachtend, sich seines Besserseins freuet.

Als einer der drei Männer, die von dem hochbejahrten Ehepaar Abraham und Sarah bewirthet waren, dem Abraham die Geburt noch eines Knaben verkündete, (1. Mos. 18.), lachte ob des Unglaublichen die alte Sarah hinter der Thür, im Bewußtsein ihres Besserwissens, leugnete aber dann, gelacht zu haben, im Gefühl des Unschicklichen.

Wenn wir über einen stolz Einherschreitenden, welcher ausgleitet und fällt, lachen, so werden wir nicht lachen, wenn er dadurch verletzt ist. Dagegen lachten alle Vorübergehenden über den Professor F. in W., der, aus einem Buchladen kommend, vertieft in seine Lectüre, auf der Straße ausglitt, aber sitzen blieb und weiter las. Immer müssen wir Wischer zustimmen: Das wahre Lachen ist gutmüthig.

Nicht so das Belachen und Auslachen, welches aus dem Gefühl der Ueberlegenheit entspringt. Nicht selten aber nimmt die Verlegenheit, der es an ernstern Gründen fehlt, ihre Zuflucht dazu und es hat immer etwas Absichtliches, was das wahre Lachen nicht kennt. Von der Menge ausgelacht zu werden, sei es mit, oder ohne Grund, hat stets etwas Ueberwältigendes. Und so benutzte es ein mir noch aus alter Zeit bekannter Rector einer Volksschule als Strafmittel, indem er seiner Schule befahl: Lachet mir den Jungen aus! — Eine Mutter, die in der Schule erschien, ihn über ungerechte Behandlung ihres Söhnchens zur Rede zu stellen, brachte er zum Schweigen und zur Flucht, indem er commandirte: Jungen, lachet mir mal das alte Weib aus!

Das Naive (von *nativus*, angeboren, natürlich) bietet die häufigste Veranlassung zum heiteren Lachen. Es ist die arglose Aeußerung der reinen Kinderseele gegenüber dem conventionell Geltenden, dem vor der Gesellschaft zu verhehlenden, wodurch die Erwachsenen in Verlegenheit gesetzt werden. Täglich wiederholen sich solche Aeußerungen der *enfants terribles*, wie: „Mama kommt gleich, sie macht sich nur die falschen Locken vor“ — oder wie das zum ersten Mal zur Kirche geführte Pastorskind erzählt: „Wir alle waren recht still und artig; bloß der Papa hat so geschrien und ge-

scholten.“ — Um einen A capella-Gesang zu bezeichnen, antwortete ein Knabe auf die Frage: sang die Dame mit Clavierbegleitung? Nein, sie sang mit dem bloßen Halse. — W. Hoffmanns „Humor aus der Kinder- und Schulstube“ könnte ins Unendliche fortgesetzt werden. Aber auch Erwachsene, namentlich die weibliche Jugend, erfreuen uns öfters durch naive Aeußerungen liebenswürdiger Unschuld, wie jene junge französische Mutter, welche der Meinung war, ihr eben geborenes Knäbchen müßte ihr mit offenen Armen entgegen lächeln.

Der Philologe Kleuter hatte geäußert: Ach, einen Thracier hätte ich gern gesprochen! — Bald darauf kommt ein Drahtzieher mit Mäusefallen ins Haus, und als die Frau Professorin ihn abweist, bietet er seine Arbeit an: „ich bin ein Trahtzieher.“ O, dann kommen Sie mit zu meinem Mann, sagt sie erfreut.

Ein naher Verwandter des Naiven ist der Humor, der „mit dem einen Auge lacht und mit dem andern weint,“ indem er die Thorheiten der Menschen belacht und ihr Unglück beweint. — Die tief sinnigen Narren Shakespeares könnte man oft als die Repräsentanten des Chorus der antiken Tragödie ansehen. Der wahre Humor geht aus einem tiefen Gemüth hervor; ein solcher Humorist ist vor allen der Narr im Lear. — Ein Held, dessen Thorheiten wir belachen, indem wir zugleich ein tiefes Mitleid mit dem edelgesinnten Ritter fühlen, ist Don Quixote. — Unter den deutschen Schriftstellern gilt Jean Paul für den Humoristen vorzugsweise. Er selbst nennt (Vorschule der Aesthetik) den Humor das romantisch Komische. Unter unsern sogenannten romantischen Dichtern dürfte Tiedck der Vortritt gebühren, in dessen Dramen die komische Seite des Humors vorherrscht, wie unter den Neueren in Fritz Reuters Romanen.

Dem wohlwollenden Lachen des Humors gegenüber steht das böshafte Lachen. Es kommt nie aus voller Brust, sondern wird in fast willkürlichen, kurzen Expirationsstößen laut. Es verdient eigentlich den Namen des Lachens nicht, da ihm die heitere Mimik der Gesichtsmuskeln fehlt: Lessings „Hohngelächter der Hölle.“ So soll Philipp II. von Spanien, der nie lachte, zum ersten Male gelacht haben bei der Nachricht von der Pariser Bluthochzeit.

Im Armen Heinrich heißt es von den beglückten Eltern der gesund wiederkehrenden Tochter, die ihr Herzblut auf der anatomischen Schlachtbank zu Salerno zur Heilung ihres geliebten Herrn darbringen wollte: „ihre Herzen waren so bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß.“ Das war nicht das Lachen und Weinen des milden Humors, sondern der Ausbruch der freudigsten Hirnerregung, die den einen Zweig desselben Nerven reizt, welcher die Thränenrüsen beherrscht, indem zugleich der andere die Gesichtsmuskeln zum Lachen bringt. Und „sie küßten ihre Tochter munt etwas meh dan dri stunt.“ — So sieht man wohl leidenschaftlich erregte Menschen, wie einst den alten Tyroler Koch und feinen

Sohn in der Karlschule zu Stuttgart, lachend und weinend bei der ersten Umarmung des Wiedersehens sich gegenseitig mit geballten Händen auf den Rücken pauken, um sich von dem Ueberschuß der Herzenserregung zu befreien.

Auf den höheren Blödsinn, das Burleske, paßt Kants Wort, daß das Lächerliche in einer plötzlichen Auflösung einer Erwartung in Nichts besteht. Auf der Lichtenberg'schen Auktion wird uns ein „Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt“ dargeboten und in dem einzigen von ihm bekannten Gedicht, der „Belagerung von Gibraltar“ beschreibt er die Schießscharten eines Kriegeschiffs:

In jedem Schießloch war ein Loch,
Und dieses Loch war größer noch,
Als ersibenanntes Schießloch.

Das Erhabene ruft leicht seinen Gegensatz hervor; allein die Parodie, Plumaueers Aeneis würde der Aeneide Virgils nichts schaden, wenn sie auch witziger wäre. — Goethe äußerte gegen Eckermann: Platen habe durch seine Parodien es eingebüßt, nun noch selbst eine Tragödie zu schaffen. Das wahrhaft Erhabene steht aber so hoch, daß es durch die Parodie nichts verliert. Grillparzers Sappho, von der Schröder in Wien dargestellt, verlor mir nichts dadurch, daß ich sie im Josefsstädter Theater als „Sepherl“ parodirt gesehen hatte. — In einem alten, süddeutschen Fastnachtspiel bittet Adam sich bringend ein Weib aus. Der liebe Gott geht dann im Himmel auf und ab, erwägend:

Geb' ich ihm keins, so will er verzogen;
Geb' ich ihm eins, so ist er halt g'schlagen.

Was könnte dadurch die Idee des Göttlichen in uns verlieren? — In dem letzten Kriege gebietet der Anführer seiner Schwadron Kürassiere: brauchet die Pallasche nicht zum Hauen, sondern stoßen! stoßen! und voransprengend hauet er selbst, daß die Funken fliegen. Wir lachen über ihn, allein der alte Haudegen verliert dadurch keineswegs den Respekt. —

Der Witz ist das Product einer ungewöhnlichen Organisation des Gehirns, des sogenannten „witzigen Kopfs“, welcher leicht Aehnlichkeiten zwischen fremdartigen Situationen, Vorstellungen und Worten findet, und, indem er sie überraschend ausspricht, ein heitres Lachen erregt. Je reicher das Gedächtniß des witzigen Kopfes, je vielseitiger sein Wissen, je schärfer seine Lebensbeobachtung, desto ungesuchter strömen ihm die unerhörten Vergleichen zu, die dem Hörer (Leser) denselben Gehirnkitzel veranlassen, welchen wir wiederholt als die Ursache des Lachens angeführt haben. Es ist hergebracht, die witzig veranlagten Köpfe zu unterschätzen. Napoleon behauptete, gegen zehn witzige Köpfe gebe es nur einen, der Verstand habe. — Man könnte es auch umkehren. Die Universität Göttingen hatte zwei Männer, welche die hervorragendsten witzigen Köpfe und zugleich große Mathematiker waren: Kästner und Lichtenberg. Oberflächliche Menschen, welche die Eitelkeit besitzen, witzig zu sein und von der Menge dafür gehalten

werden, sind die Witzesucher, Witzbolde. — Wo Lichtenberg einen Witz macht, da liegt ein Problem, sagt Goethe, und es ist ein tiefsinniger Witz, wodurch Lichtenberg in zwei Worten die Gedankenbildung definiert: es blizt! es denkt! Vorzugsweise bezeichnet er damit die rasche Gedankenbildung in seinem eigenen, so glücklich organisirten Gehirn. — Aus der Tiefe des Unbewußten steigen die Gedanken hervor: die raschen Blitze des Witzigen, die logischen Gedankenfolgen des Philosophen, die genialen des Dichters, des bildenden Künstlers, die Tonbilder des Componisten. Alles geistige Schaffen fühlen wir in unserem Gehirn, wohl das glücklichste Gefühl, dessen der Mensch fähig ist. Mozart, gefragt, wie er doch seine wunderbaren Tonschöpfungen hervorbringe, gab darauf die bescheidene, genetische Antwort: es werde ihm im Kopfe warm, und damit steigen ihm die musikalischen Gedanken auf. Manchmal überraschte ihn auch ein solcher Gedanke beim Billardspiel, den er sich rasch notirte, um ihn nicht zu vergessen, wie Lichtenberg von dem „zu Buche tragen des Witzes“ spricht. — Auch C. L. A. Hoffmann, zugleich Musiker und humoristischer Dichter, äußerte sich über die Intuitionen seines producirenden Geistes ähnlich wie Mozart.

Gewisse Genußmittel prädisponiren das Gehirn zu bestimmten Productionen. So blizt der Witz vorzugsweise, wenn das Gehirn durch leichte Spirituosa in heittrer Gesellschaft erregt ist, wogegen die klare Gedankenbildung durch den Kaffee gefördert wird. Die Morgenstunde hat Gold im Munde, wenn zur ersten Tasse der Eschibut, der Gedankenbringer, seine blauen Ringel bildet. Den Wein soll man dagegen bei dem ernstern Schaffen meiden, selbst beim poetischen. Schiller griff in der späteren Zeit seines Lebens dazu, wenn er gedrängt wurde, eine Arbeit zuende zu bringen, und Goethe glaubte in Schillers Werken so künstlich gesteigerte Stellen immer heraus zu finden. (Eckermanns Gespräche mit Goethe.)

Ueber den sinnreichen Witz kommen wir nicht zum Lachen, weil er unsern Geist anmuthig beschäftigt. Als solchen erkennt man den sogenannten „Meisterwitz“ Börnes: Als Pythagoras seinen Lehrsatz erfunden hatte, opferte er eine Hekatombe Ochsen. Seitdem zittert jeder Dachs, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird. — Wenn dagegen Lessing, auf der Bibliothek arbeitend, einem Zubringlichen, der sich über seine Schulter beugt und nach seinem Namen fragt, antwortet: der Evangelist Lucas! so stuzen wir selbst einen Augenblick, bis uns das Bild des Lucas mit dem Ochsen einfällt und uns plötzlich zum Lachen bringt.

Beim Komischen hat selbst das Cynische seine Berechtigung und es ist nicht zu leugnen, daß oft die schönsten Blumen des Witzes auf Mistbeeten wachsen. Bei den komischen Cynismen des Aristophanes müssen wir gestehen, daß der Witz selbst unedle Metalle vergoldet, wenn uns auch die atheniensischen Lebensverhältnisse zu fern liegen, um, wie seine Zeitgenossen darüber zu lachen — es sei denn über den Philister Strebstades, dem wir

noch täglich begegnen. Goethe hat den Aristophanes den verwöhnten Liebling der Grazien genannt, eine Benennung, die man auf Heinrich Heine übertragen hat, der häufig genug den gewagtesten Gebrauch davon macht, z. B. gegen Platen in den „Reisebildern“. Der Vater Abraham a Sancta Clara ist besonders reich an einer Form des Witzes, dem Wortspiel nebst Stellen der reinsten Schönheit. Den Zuhörern seiner Predigten mag es oft schwer geworden sein, sich das Lachen zu verbeißen, wie den Zuschauern einer komischen Scene in einer Kirche in Philadelphia. Ein Andächtiger war während der Predigt eingeschlafen, schnarchend, mit weit offenem Munde. Ueber ihm sitzt ein alter Matrose, der, um jenen zu wecken, sich seinen gewohnten „Quid“ (Priemchen) entnimmt und ihn nach bedächtigem Aeußeln dem Schläfer richtig in den offenen Mund sendet.

Das Verbeißen des Lachens, wozu uns manchmal die Verhältnisse nöthigen, ist ein instincimäßiger physiologischer Act, indem wir uns auf die Lippe beißen, um durch den Schmerz den Kitzel des Lachens zu überbieten. Die Ursachen des Lachens sind jedoch fast immer so unschuldiger Natur, daß wir uns der Freude desselben überlassen dürfen. Unbefangen, wie die griechischen Götter, lacht die glückliche Jugend. Das Lachen ist ansteckend im Lustspiele, wie im — Reichstage. Aber selbst die blinde und zugleich taubstumme L. Bridgeman lachte laut, aus innerem Bedürfniß. Nach dem bekannten: Per risum multum poteris cognoscere stultum lacht auch der Thor viel, weil er — wenig versteht, im Gegensatz zu dem verständigen Alter. Aber auch dieses möge sich des Lachens nicht schämen. Und „wer zuletzt lacht, lacht am besten“.

II. Weinen.

Das Weinen ist dem Lachen so verwandt, wie dem Schmerz der Kitzel und wie das Lachen dem Kitzel, so folgt das Weinen dem Schmerz; beides ist eine wohlthuende Reizbefreiung.

Jener vorzugsweise reizbaren Stelle im Gehirn, welche von jeder Aenderung unserer Seelenzustände sofort afficirt wird, entspringen nicht bloß, wie oben dargestellt, die Zweige der Gesichtsnerven, welche den mimischen Muskeln vorstehen; sondern auch die Thränenrüse wird durch einen Zweig (ramus lacrymalis) beherrscht. Beim Weinen wie beim Lachen werden die Athemmuskeln, die Gesichtsmuskeln und die Thränenrüslen in Anspruch genommen; beim Lachen, um uns vom Lachkitzel, beim Weinen (Schreien, Schluchzen), um uns vom Schmerz zu befreien.

So wie der Mensch, der durch unmittelbare körperliche Verletzung seine Integrität bedroht fühlt, schreiet und weint; so gewahrt er auch durch Vermittelung der Sinne die von fern anrückende Gefährde, schreiet und weint; so gewahrt er endlich nicht minder die physisch ihm zugefügte, oder drohende Verletzung oder Kränkung, schreiet und weint. In allen diesen

Fällen ist der innere Vorgang derselbe. Die moralische Kränkung trifft mit der körperlichen darin zusammen, daß beide Lebensstörungen des Individuums sind, Beeinträchtigungen seiner freien Existenz.

Der Schmerz äußert sich im Schreien durch laute, gleichmäßige Ausathmung, beim Schluchzen durch unterbrochene Einathmung. Leise Andeutungen des Schluchzens können bei empfindlichen Naturen, zumal bei traurigen Erinnerungen, wiederkehren. Sie haben wohl viel Kummer im Leben gehabt — ich höre es an Ihrem ruckweise Einathmen, — sagte Thorwaldsen dem Lord Byron, der ihm zu seiner Hüfte saß.

Der körperliche Schmerz ruft zunächst den Aufschrei hervor, den wir schon bei Thieren hören. Mit solchem rohesten, willkürlich hervorgebrachten Schmerzensausdruck folgten die Klageweiber den Leichen, um den Jammer der Hinterbliebenen laut werden zu lassen. Bei Gebildeten, namentlich den Frauen, hören wir den menschlichen Klage laut und das Schluchzen; aber erst, wenn die Thränen kommen, empfinden wir die Milderung unseres Seelen Schmerzes. Ich möchte sie den wohlthuenden Krisen in manchen Krankheitszuständen vergleichen. Die Thränen gehören zu den größten Wohlthaten, welche die gütige Natur den leidenden Menschen verleiht, vorzüglich dem schwächern Geschlechte. Aber auch der Mann, je näher er dem Naturzustande steht, schämt sich der Thränen nicht. Und wie die griechischen Götter, so weinten ihre Helden. „Weinend saß ich im Sand und jammerte,“ sagt der tapfere König Menelaus, und der muthige Dulder Odysseus weint an der Tafel der Phäaken, als der Sänger die Thaten und Leiden vor Troja vorträgt.

Alle Dichter besingen die Wohlthat der Thränen, die „quaedam flere voluptas“ Ovids; wer aber hat den „Trost in Thränen“ besungen, wie unser Goethe?

Besonders der Musik ist es gegeben, zu ermuthigen und zu rühren. Wie ermuthigt die Trompete Roß und Reiter zum Kampf und wie vermag die Flöte, das Violoncell zu Thränen zu rühren — vor allem aber die Menschenstimme! Dem Gesang der Szymanovska, bei dem der vier- undsiebenzigjährige Goethe in Thränen ausbrach, verdanken wir die ergreifende Strophe:

Da schwebt Musik hervor mit Engelschwingen,
Verflucht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge nekt sich, fühlt in höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen.

So fand der Greis nach seiner letzten Liebe und Entfagung noch einmal, wie einst der Jüngling, den Trost in Thränen.

Alles Schöne, keineswegs bloß das Tragische, vermag die Seele der feinfühligsten Menschen zu Thränen zu rühren. Der hannoversche Ministerresident Kestner erzählt von der wunderbaren Schönheit des Erstlingswerkes

des jungen Bildhauers Kümme!, einer Jünglingsstatue. Als er Thorwaldsen in Rom vor dieses Kunstwerk führte, brachen dem großen Künstler vor Entzücken die Thränen aus.

Wie von boshaftem Lachen, so spricht man von Prokodialthränen, und es ist nicht zu leugnen, daß die Unwahrheit es selbst bis zum Thränenbergießen bringen kann. So verrieth mir ein enfant terrible: Mama kann immer weinen, wenn sie so macht. Dabei schloß und öffnete die Kleine rasch und wiederholt die Augenlider, wodurch die Bindehaut der Augäpfel, welche in Nervenverbindung mit den Thränenrüfen steht, diese zur Aussonderung von Thränen veranlaßt. Ich kann es noch nicht, fügte die Kleine hinzu. Möge sie es unterdeß (es ist schon lange her) nicht gelernt haben! — Diese Unnatürlichkeiten sind glücklicherweise nur Ausnahmen und wir dürfen schließlich mit Darwin wiederholen: „das Lachen scheint ursprünglich der Ausdruck reinen Glücks, bloßer Freude und das Weinen ein Bejchwichtigungsmittel der Trauer.“

Möge denn die Jugend lachen und weinen, und möge uns Alten noch so viel Jugend erhalten bleiben, daß wir, bei allem „Begreifen“, mit jener menschlich zu lachen und zu weinen nicht verlernen.





Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.

Der Uebergang über den Balkan. Skobelew.

Von

Wassili Wereschagin.*)

(Schluß.)

Am folgenden Tage begab ich mich vor Tagesanbruch zur Avantgarde; es war nebeliges Wetter, die Divouaffener der Soldaten begannen zu verlöschen. Skobelew eilte nicht, den Kampf zu eröffnen, er wartete vielleicht auf Dukmassow und die Befehle Radezky's. Es war schon heller Tag, als ich mit Haranof, der abcommandirt war, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, auf einen der Hügel stieg; alle Viertelstunden schrieb ich für X* Berichte an Skobelew über das, was wir vor uns sahen. Der Nebel begann zu steigen, aber die Berge waren noch halb verhüllt und Schipka gar nicht zu sehen. Jetzt, wie auch während der ganzen Nacht, ertönten im Thal und bei Schipka vereinzelt Schüsse in kürzeren oder längeren Zwischenräumen. Wie gestern bildeten die Tscherkessen eine Kette um das Dorf, die Geschütze schwiegen. Auf beiden Seiten rüstete man sich offenbar abwartend zum Kampf.

Bald begann jenseits Schenowo bei Mirskij das Feuer sich zu verschärfen. Bei uns war Alles still. Nicht wenig lachten wir mit X* über unsere Angst, durch die Tscherkessen von den Unseren abgeschnitten zu werden. Wir waren drei oder vier. Wir hatten uns sehr weit vorausgewagt; der Nebel hatte sich noch nicht ganz verzogen, als wir 10 oder 12 dunkle Figuren bemerkten, die sich uns von Seiten Schenowos näherten, dann stehen blieben, sich umsahen, und dann eine Richtung einschlugen, durch

*) Von dem Verfasser in deutscher Sprache geschrieben.

welche sie unsere Verbindung mit dem Detachement gekreuzt hätten. Wir bereiteten uns schon zum Rückzug vor, um nicht von den Hauptkräften abgeschnitten zu werden, als der Nebel aufstieg und wir — große Hundeblicke erblickten, welche nach den Ueberresten der Soldatenmahlzeiten suchten. Es war noch gut, daß ich es unterlassen hatte, Skobelew zu melden: eine Partie berittener Tscherkesen u. s. w. — er hätte uns schon ausgelacht, und er lachte laut und hell, mit einem gewissen Mühspern: *Rha! Rha! Rha!*

Auf jener Seite nahm das Feuer immer mehr zu, offenbar entbrannte dort wieder ein heißer Kampf, und ich hatte kaum Zeit gehabt, dem General zu schreiben und ihm eine Reconnoissance in der Richtung zu Schenowo vorzuschlagen, als sich in der Ferne seine Führer zeigten. Er sandte uns den Befehl, zurückzutreten und begann den Kampf.

Von den großen Geschützen war kein einziges gekommen, die bulgarische Landwehr bot ihre ganze Kraft auf, und konnte doch nichts ausrichten (obwohl ich denke, daß bei Gurko eins oder zwei Geschütze dennoch herbeigeschafft worden wären, er hätte befohlen, sie an den Bühnen heraufzuziehen). Wir mußten uns wieder auf unsere Berggeschütze beschränken. Dagegen war die ganze Cavallerie heruntergekommen, d. h. ein Regiment Moskauer Dragoner, ein Regiment Petersburger Ulanen und zwei Regimenter Donischer Kosaken. Von der Infanterie waren eine Schützenbrigade, die bulgarische Landwehr, die Regimenter Uglitsch, Kasan, Susdal und Wladimir der 16. Division herabgestiegen. Die beiden letzteren Regimenter hatten bei Plewna große Verluste erlitten und blieben dieses Mal in der Reserve.

Zuerst rückten die Schützenbrigade und die bulgarische Landwehr vor, um dem Feind in seine rechte Flanke zu fallen. Es erhob sich ein furchtbares Gewehrfeuer.

Bald erschien auch Dutmassow mit ledem Lächeln, aber mit arg zugerichteter Physiognomie. Er war unterwegs gefallen und hatte sich an einem Baum das Gesicht zerschlagen. „Kadezky hat Alles gebilligt, was ich gethan!“ — sagte mir Skobelew mit zufriedener Miene, indem er mir einen eben erhaltenen Brief zeigte.

Hier kam auch eine Ordronanz vom General Mirskij mit der Nachricht, daß er einen schweren Kampf zu bestehen gehabt und daß er das Dorf Schipta genommen, daß ihn aber Niemand unterstüze. Ich erstaunte namentlich über die Nachricht von der Einnahme des Dorfes Schipta, welche offenbar der Relation halber eingefügt war, da die Ordronanz Skobelews, Homitschewski, mit einer Sotnie Kosaken noch an diesem Morgen dort gewesen war und keine Menschenseele vorgefunden hatte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit Skobelews auf diese Notiz. „Ach Wassili Wassiljewitsch, — sagte er, — natürlich verhält es sich so, aber ich muß es doch glauben, wenn es mir ein General-Adjutant S. M. des Kaisers schreibt! Die Cavallerie hatte den Auftrag, die Türken zu umgehen und ihnen die Verbindung mit Kasanlyk abzuschneiden.“

*

*

*

Von der linken Flanke, welche den Angriff eröffnet hatte, theilten sich eine Menge Verwundete ab. Bald jedoch begannen offenbar auch die Anderen zurückzuweichen . . . ich traute meinen Augen nicht: Hunderte von Soldaten zurückgedrängt zu werden, sie wenden sich um . . . sie fliehen . . . das ganze Detachement beginnt zu wanken — es ist kein Zweifel mehr möglich, sie sind zurückgeschlagen. „Michael Dmitrijewitsch,“ sagte ich zu Stobelew, „die Unfrigen sind total geschlagen.“ — „Das kommt zuweilen vor!“ antwortete er mit seltsam scherzhaftem Lächeln. Er rief sogleich Panjütin mit dem Regiment Uglitsch. „Mit Gott — vorwärts!“ commandirte er. Panjütin antwortete: „Zu Befehl!“ nahm seine Mütze ab, bekreuzigte sich (seinem Beispiel folgte das ganze Regiment) und ließ sich den Befehl nicht zwei Mal wiederholen. „Ihm jucken schon längst die Finger,“ sagte Stobelew, „und wenn Panjütin zurückgeschlagen wird, führe ich selbst die Truppen ins Feuer.“

Ich habe viele Schlachten mitgemacht, aber ich muß gestehen, daß ich noch nie einen so regelmäßig geführten Kampf gesehen. „Zuden hierher!“ commandirte Stobelew (das hieß: Musik hierher! weil fast die Mehrzahl der Musikanten jüdischer Abstammung war). Unter den Klängen der Musik folgte mit wehenden Fahnen gleichmäßigen Schrittes wie auf dem Exercirplatze ein Bataillon des Uglitsch'schen Regiments dem andern, den Gruß Stobelew's heiter erwidern. Das Thal der Rosen hatte das Ansehen des Marsfeldes in Petersburg an einem Paradedage. Unter den Klängen der von der Regimentsmusik gespielten Märsche schritten die Truppen zum Angriff, während von den Reservetruppen die Volkshymne und ein choralartiges Abendgebet gespielt wurde, als wäre es irgend ein militärisches Fest! Ich erinnere mich, daß ein Bataillon des Wladimir'schen Regiments mit verhüllter Fahne marschirte — ich ritt auf den Adjutanten zu und ersuchte denselben in Namen des Generals die Fahne zu entfalten.

Stobelew meinte später, daß er an diesem Tage „gescheidt“ gewesen, weil er sich außerhalb des Feuers gehalten; das war aber einer seiner eigenartigen Ausdrücke, denn im Grunde wurden wir von Granaten und Kugeln überschüttet. Mit Granaten schossen die Türken hauptsächlich auf die Reserven und auf unsere Gruppe. Etwa fünf Granaten fielen so nahe bei Stobelew nieder, daß er sich nicht enthalten konnte, ärgerlich gegen die Kosaken, die sich bei uns zusammengerottet hatten, loszufahren: „Hol' Euch der Teufel, tretet doch auseinander, Ihr werdet Alle getödtet!“

Der unermüdlche Graf Keller war fortgeritten, um irgend eine Ordre abzugeben, und ich mußte in Folge dessen einige Befehle Stobelew's niederschreiben. Ich erinnere mich, daß er mir befohl, den Schlußsatz eines an den Commandeur der Cavallerie gerichteten Befehls abzuändern, einen Satz, in welchem es hieß, daß derselbe energisch vorgehen solle. „Es ist ein alter General, dem ich es in solcher Weise nicht schreiben kann,“ meinte Stobelew. Jenen Satz beizufügen hatte mich der Umstand bewogen, daß wir gesehen, wie eines von den Cavallerieregimentern, in dessen Mitte eine Granate

niederfiel, sich zur Seite wandte und in langsamerem Tempo sich weiterbewegte. Ferner erinnere ich mich, daß ich in einem Befehl an General Mirskij Datum und Stunde zu vermerken vergessen, wofür mein Patron mich heftig anfuhr. Zum Glück kam Graf Keller. „Weshalb sind Sie niemals da, wenn man Sie braucht!“ rief er ergrimmt. „Schreiben Sie rasch!“ . . . Ich war froh, daß ich so gut davongekommen war, und begann eifrig zu zeichnen, was mir mehr zu Herzen ging.

Als Skobelew R* zu Panjütin mit dem Befehl sandte, den Sturm zu beginnen, fügte ich, neben Skobelew stehend, hinzu: „Und sagen Sie ihm, daß er die Reserven näher an sich heranziehen soll.“ Skobelew fuhr wieder gegen mich los: „Ich kann ihm doch keine Lehren erteilen, wenn er ins Feuer geht!“ sagte er — ich aber dachte: weshalb denn nicht? Später, etwa nach einem Jahre, traf ich mit dem Capitain R* von den Schützen zusammen und fragte ihn, weshalb sie zurückgeschlagen worden waren? Er antwortete mir buchstäblich Folgendes: „deshalb, weil die Reserven zu weit waren; die Soldaten gingen gut ins Feuer, stießen aber auf starken Widerstand, sahen sich um, vermißten die Unterstützung — und kamen ins Wanken . . .“

Es ist bemerkenswerth, daß dieser Fehler sich sehr oft wiederholt und natürlich nur dem Widerstreben der Commandeure zuzuschreiben ist, die Reserven starkem Feuer auszusetzen. Von Seiten Skobelews, der, wenn es die Sache erforderte, die Menschen nie schonte, war es einfach ein Fehler der Unachtsamkeit.

Panjütin ging tapfer auf den Feind los; in geschlossenen Reihen näherte er sich den türkischen Laufgräben, ohne zu schießen, nur von Zeit zu Zeit den Mannschaften befehlend, sich niederzulegen. „Sehen Sie doch Panjütin an!“ sagte ich zu Skobelew — „ich dachte, er verstehe besser zu lärmen, als zu handeln, und nun erweist er sich als ein ganzer Held!“ — „Ich will Ihnen sagen —“ erwiderte Skobelew, seinen Krimsstecher für einen Moment von den Augen hebend, „Panjütin ist eine stürmische Seele!“

Lebhaft sehe ich noch jetzt Skobelew vor mir, im Oberrock, im offenen Paletot auf dem Schnee stehend, wie er mit dem Krimsstecher aufmerksam der Entwicklung des Kampfes folgt. Von Zeit zu Zeit erteilt er, ohne die Stellung zu verändern, diesen oder jenen Befehl, oder schickt, wenn die Geschosse gar arg um ihn sausen, die Kosaken mit ihren Pferden zum Teufel; seine Feldherrnfahne zieht besonders die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich — auch diese schickt er zum Teufel.

Ich entwarf eine kleine Skizze der allgemeinen Positionen unserer und der feindlichen Streitkräfte. Ich erinnere mich, daß ein Granatsplitter, während ich zeichnete, mir dicht vor den Stuhl rollte auf welchem ich saß.

Vor uns dehnten sich wie ein blauer Streifen die Dächer des Dorfes Schenowo, aus dem fortwährend der Rauch des Geschütz- und Gewehrfeuers aufstieg. Links verhüllten schwere weiße Wolken Schipta — auch von dort war jetzt

das Dröhnen der Geschütze und das Geknatter der Flinten zu vernehmen; offenbar hatte sich auch Radezky zum Angriff entschlossen.

Dem Regiment Uglitsch eilte das Kasan'sche Regiment zu Hilfe; sie müssen links von Panjütin die Türken im Centrum angreifen. „Mit Gott, Brüder, und macht keine Gefangenen!“ — rief ihnen Stobelew zu. „Wollen uns bemühen, Ew. Excellenz!“ . . . antworteten sie. „Macht keine Gefangenen“ hieß in gewöhnlicher Sprache: haut Alle nieder ohne Erbarmen!“ — Ich erinnerte Stobelew am andern Tage an diese Worte. „Habe ich das wirklich gesagt?“ — meinte er. Die Regimenter Uglitsch und Kasan schlugen die Türken gänzlich heraus. Panjütin ergriff sogar die Fahne seines Regiments, wie man es oft auf Wälfen sieht, er hat hauptsächlich die Entscheidung der Schlacht zu unseren Gunsten herbeigeführt.

Bemerkenswerth ist, daß dasselbe Uglitsch'sche Regiment am Tage des Sturmes vom 30. August bei der zweiten Attaque sich in den Weinbergen so festsetzte, daß es von dort nicht herauszubekommen war — so sehr hängt die Tapferkeit der Soldaten von der Tapferkeit ihrer Führer ab.

Die Schlacht war offenbar gewonnen. Stobelew schien nun weniger nervös, er lachte und scherzte. Als General Stoletow an ihn herantrat, flüsterte ich Stobelew zu, er sollte sich jetzt mit ihm aussöhnen, und obwohl auch der alte Stoletow sich anfangs scherzhaft weigerte, einen Friedensschluß einzugehen, so umarmten sie sich schließlich doch. Noch während der Schützenattaquen, hatte sich Stoletow Stobelew genähert und ihm etwas gesagt, worauf Letzterer ihm ärgerlich geantwortet: „Lassen Sie mich in Ruhe!“ — „Was hatten Sie für einen Grund, ihm so schroff gegenüber zu treten?“ — fragte ich Stobelew später. — „Er war nicht auf seinem Platz!“ — antwortete Stobelew. „Wenn seine Truppen attackiren, so ist sein Platz bei ihnen, und nicht bei mir, ich liebe dergleichen nicht.“ Am schlimmsten erging es jedoch an diesem Tage meinem Freunde Panjütin. Er hatte kaum etwas gesagt, als Stobelew dies bemerkte: „Wassily Iwanowitsch, bitte, gehen Sie fort!“ Panjütin trat ein wenig zurück. „Nein, ganz fort, ganz . . .“

Gegen 2 Uhr brachte man einen gefangenen türkischen Offizier, der uns mittheilte, daß auf ihrer Seite Alles verloren sei, daß Alles die Flucht ergriffen. Dieser Offizier ritt später mehrere Tage in der Suite Stobelew's, wo es ihm offenbar sehr gefiel.

Gegen 3 Uhr kommt ein Kosak zu Stobelew herangaloppirt: „Ew. Excellenz, die Türken haben die weiße Fahne aufgezogen . . .“ Stobelew und wir Alle bestiegen unsere Pferde und sprengten gegen Schenowo davon. Je näher wir dem Dorfe kamen, desto größer wurde die Zahl der Todten, die wir sahen; die türkischen Batterien waren voll Todter: die Türken waren offenbar bis zum letzten Augenblick auf ihren Posten geblieben und unsere Soldaten hatten den Befehl Stobelew's pünktlich ausgeführt — es war keiner mit dem Leben davongekommen. Die türkischen Schanzen waren gleichfalls mit Leichen gefüllt; festsam war es, daß man sehr viele Todte in

den Gräben fand, offenbar waren die Türken zu hitzig gewesen und hatten die Unsrigen vor ihren Befestigungen erwartet.

Nachdem wir durch einen Theil von Schenowo hindurchgeritten waren, wandten wir uns nach links zu den Hügeln. Panjütin wäre fast an einem Baume hängen geblieben und aus dem Sattel geworfen worden, nichtsdestoweniger war er aber in bester Stimmung. Ein talentvoller Schriftsteller, war er im Kriege der unermülichste Reporter und wußte es zu arrangiren, daß er überall zugegen war. Von Natur ziemlich voll und stark, saß er auf einem ganz kleinen Gebirgspferde, das, seinen Worten zufolge, irgend was für ganz besondere Eigenschaften hatte, zu denen nicht in letzter Linie natürlich die Fähigkeit gehörte, seine Figur auf sich zu ertragen.

Es kamen uns Schaaren von Gefangenen entgegen. Skobelew hatte die Nachricht erhalten, daß die Cavallerie 6000 Türken gefangen genommen, welche sich nach Kasanlyk retiriren wollten. Auch Schaaren russischer Soldaten begegneten wir, deren Chef einen scharfen Verweis erhielt für den unexacten Marsch.

Wir ritten umher und suchten den türkischen Obercommandirenden mit der weißen Fahne. Unterwegs sahen wir Panjütin, der ganz heiser geworden war, der aber trotzdem noch heftiger lärmte, als sonst; übrigens waren Alle, von den Offizieren bis auf die Soldaten herab, an diesem Tage wie auf Commando heiser.

Rings umher lagen eine Menge Leichen und fortgeworfener Gewehre. Ich erinnere mich, daß ich, neben Skobelew reitend, ihm sagte: „Wissen Sie, wie Sie gezeigest, ob Sie gut thäten, die Streitkräfte zu sammeln; jetzt sehen Sie, was Sie erreicht, was für eine glänzende Niederlage Sie dem Feinde beigebracht haben. Trotzdem muß ich Ihnen sagen, daß Sie zu hitzig gewesen sind. . . .“ „Meinen Sie?“ . . . „Gewiß, wenn auch weniger als sonst.“ . . .

Endlich kam ein Schützenoberst mit dem Säbel des türkischen Obercommandirenden. — „Wo ist er selbst?“ „Dort, am großen Hügel.“ — Dieser Hügel war von oben bis unten mit türkischen Soldaten besetzt, welche apathisch dasaßen, nachdem sie ihre Gewehre und ihre Munition fortgeschleudert hatten. Unten befand sich eine kleine hölzerne Barake, in deren Thür mit großer Suite ein noch nicht alter türkischer General stand, mit braunem, ins Gräuliche spielendem Haar und ernster Miene — es war der türkische Obercommandirende Wessel-Pascha. — Skobelew befahl ihnen, sich zu nähern. Mit finsternem Antlitz näherte sich Wessel-Pascha Skobelew; ihm folgten noch einige Paschas und 30—40 Offiziere verschiedenen Ranges. Skobelew versuchte ihn durch einige lebenswürdige Worte über die Tapferkeit seiner Soldaten zu trösten, er hörte jedoch mit trüber Miene zu und sprach kein Wort. Die ganze Suite blickte ebenso finster drein.

„Wassili Wassiljewitsch reiten Sie rasch zu dem General Tomilowski!“ — sagte mir Skobelew leise, — „sagen Sie ihm, daß er die Gefangenen, ohne

zu zögern, sofort entwaffne. Ich habe Nachricht, daß Suleiman-Pascha aus Philippopol hierher eilt und fürchte, daß die Türken bei der ersten Nachricht hiervon wieder nach ihren Waffen greifen.“ Ich übermittelte den Befehl mit der Erklärung, die Skobelew gegeben, und eilte auf dem Rückwege auf den großen Hügel hinauf, um die weiße Fahne als Erinnerungszeichen mit mir zu nehmen; es war ein großes Stück gestreifter Halbside. Ich übergab dieselbe dem Kosaken K* zur Aufbewahrung, dieser aber hat sie verloren. — Die Türken beobachteten furchtsam, wie ich die weiße Fahne abnahm, da sie wahrscheinlich dachten, daß nach Wegnahme derselben sie Alle niedergestochen werden würden.

„Wird sich Schipla ergeben?“ — fragt Skobelew Wessel-Pascha. „Das weiß ich nicht.“ — „Wie, Sie wissen es nicht, wenn Sie der Obercommandirende sind?“ — „Ja, ich bin der Obercommandirende, aber ich weiß nicht, ob sie meinen Befehlen nachkommen werden.“ — „Wenn es sich so damit verhält, so lasse ich Schipla sofort angreifen.“ — rief Skobelew, und befahl den Regimentern Susdal und Wladimir in der Richtung zur auf den Paß führenden Chaussee vorzurücken.

Unter den türkischen Offizieren zeigte sich Bewegung, es fielen einige türkische Worte zwischen ihnen, worauf Wessel-Pascha sich zu Skobelew wandte, indem er sagte: „Warten Sie, warten Sie; ich will meinen Stabschef dorthin senden.“ Es wurde ein türkischer Oberst abcommandirt, zu dem sich von unserer Seite General Stoletow gesellte. Uebrigens hatte der brave Haranof schon vorher übernommen, General Madetzky von den Resultaten der Schlacht Mittheilung zu machen.

Skobelew befürchtete ernstlich, daß der türkische Befehlshaber vielleicht Widerstand leisten würde, namentlich da von allen Seiten Bulgaren Nachricht brachten von einer Bewegung Suleiman-Paschas nach dieser Richtung, was sich später auch als richtig erwies, wenn auch nicht ganz so, wie wir es uns vorstellten: Suleiman kam in der That von Philippopol, aber nicht, um die Offensive zu ergreifen, sondern weil er vor Gurkos Detachement zurückwich.

In Wahrheit gesagt, nahmen wir — und wohl auch er selbst — die Drohung Skobelews, Schipla angreifen zu wollen, kaum für baren Ernst. Die Türken müssen stark deprimirt gewesen sein, wenn sie ernstlich daran geglaubt. Jene Reserve-Brigade, aus zwei Regimentern bestehend, war für eine Attaque solcher besetzter und schneebedeckter Punkte, auf 6000 Fuß Höhe, eine wenig Respect einflößende Macht.

* * *

Skobelew hatte seine Ordnonanzen mit verschiedenen Aufträgen ausgesandt und einige derselben blieben etwas lange aus, so daß ich wieder mehrere Befehle desselben zu überbringen hatte. Als wir zu den Bergen

ritten, setzte sich hinter unserer Brigade und hinter uns auch Wessel-Pascha mit seiner großen Suite in Bewegung. In diesem Augenblick waren nur ein Kosak mit dem Feldherrnzeichen, Panjütin und meine Wenigkeit bei Stobelew, was die türkischen Offiziere, welche den russischen Helden, vor dem sie die Waffen gestreckt, mit so miserabler Suite sahen, nicht wenig verwirrte. Sie konnten es kaum glauben, daß dies wirklich der „berühmte weiße General“ sei; wenigstens fragte mich der türkische Stabschef nach dem Range und Auszeichnungen Stobelews aus; es schien ihn ein wenig zu verwundern, daß Stobelew nur General-Lieutenant und nicht voller General war. Ich erinnere mich noch, daß dieser Offizier, als ich ihm einen Befehl Stobelews überbrachte, meine halb militärische, halb bürgerliche Kleidung betrachtend, sich mit den Worten an mich wandte: „Erlauben Sie mir zu fragen, wer Sie sind?“ — „Ich bin der Secretair des Generals,“ erwiderte ich. Ich trug damals eine große Kosakenmütze, einen kurzen rumänischen langhaarigen Pelz, meine Füße steckten in gigantischen Stiefeln, ein Säbel hing mir um die Schulter. Einzig durch das Offizierskreuz des Georgs-Ordens wurde das allzu Malerische dieses Costüms ein wenig ausgeglichen.

In Erwartung der Antwort des Befehlshabers auf dem Schipla rückten die Truppen unter den Klängen der Musik an die Berge und stellten sich auf. Stobelew ritt durch die Reihen und sprach mit den Soldaten mehr in freundschaftlichem Tone als in dem des Befehlshabers. „Nun seht Brüder, ich sage Euch immer, gehorcht den Vorgesetzten. Heute habt Ihr die Befehle trefflich ausgeführt, habt Eure Sache brav gemacht; in Zukunft wird dasselbe sein.“

Der Schipla ergab sich, doch die Antwort traf spät ein und wir ritten fort, ohne sie abzuwarten. Unterwegs bot sich uns ein komisches Bild dar. Dutmassow, der vor längerer Zeit spurlos verschwunden war, zog zwei große graue türkische Pferde des Artillerie-Parks über den Weg. Als er Stobelews ansichtig wurde, gerieth er in Verwirrung und zog die Pferde aus Leibeskräften, doch diese, wie ihm zum Troß, parirten nicht. Stobelew blickte zur Seite, wir lachten.

Der General nahm die kleine Holzbarake Wessel-Paschas ein. Ich ritt zur Nachtruhe nach Zmetli und erhielt von ihm den Auftrag, den verwundeten Commandeur der ersten Brigade seiner Division, General X* zu grüßen. Den Befehl über die Brigade hatte zeitweilig Panjütin übernommen. Auch Graf T* war an der Hand verwundet; er besetzte den Posten des Gehilfen Stoletows, des Commandirenden der Bulgarischen Miliz. Die Verluste waren überhaupt bedeutend. Panjütin verlor in seinem Regiment, wenn ich nicht irre, ungefähr 350 Mann. Auch in den Reihen der Bulgaren hatte der Feind stark ausgeräumt. Noch mehr verloren die Schützen, welche sich sehr tapfer geschlagen hatten. Betreffs der Schützen muß bemerkt werden, daß sie besondere Bataillone bilden und beim Beginn des Kampfes voranziehen und demzufolge auch bei dem Angriff an der Spitze sind. Ihre Verluste sind daher auch immer bedeutender als in den übrigen Truppentheilen. Diese verhältnißmäßig großen Verluste

an Schützen in dem Garde-Detachement Gurlos riefen bei den befehlighenden Personen Unwille hervor. Es wurde beschloffen, die Schützen mehr zu schonen, d. h. sie beim Beginn des Kampfes voran marschiren, am Angriff aber nur im Nothfalle theilnehmen zu lassen, was sicherlich nicht praktisch ist. Der Moment der Attaque wird selten vorher genau bestimmt, sondern jeder Befehlshaber wählt gewöhnlich den geeigneten Augenblick, der sowohl durch die Lage des Feindes, wie durch die Haltung der Truppen bestimmt wird. Die voran stehenden Truppen in dem Moment, da sie warm werden, zurückzuziehen, ist für die Sache sehr unbortheilhaft.

* * *

Auf dem Wege nach Zmetli sah ich an einer Stelle einige Soldaten mit einem großen Türken beschäftigt. Sie lehrten seine Taschen um und rissen sein Nothfutter heraus. Da hoben sie etwas auf, da warfen sie es wieder zur Erde. Der Türke war noch nicht todt, dumpfe Laute entrangten sich seiner Kehle. Welch' ein starker Türke! Hätte er noch Kraft, wie würde er den Soldaten heimleuchten!

Die Batterie der ersten feindlichen Flanke ist mit Leichen buchstäblich gefüllt. Mein Pferd scheut vor dem graufigen Wilde zurück. Im Graben rings um die Batterie liegen Unserige und Türken durcheinander, von den Unserigen auch eine ziemliche Menge. Ein Leichnam zog die Aufmerksamkeit auf sich: das Gesicht, jung, verrieth, was man einen grünen Jungen nennt. Es war ein Freiwilliger. Die Leiche lag abseits von den übrigen, die Arme und Füße weit ausgestreckt, die Augen geöffnet. Die Stiefel, als das im Feldzuge wichtigste Kleidungsstück, waren ihm abgezogen, die Taschen umgekehrt und eine große Zahl Briefe lagen umher; die ihn beraubenden Feinde brauchten wohl diese Briefe nicht. Uebrigens hatten sie ihm das goldene Kreuz am Halse gelassen. Ich nahm die Briefe auf und warf einen Blick in sie, um den Namen des Gefallenen zu erfahren. Es war der Sohn einer Adelsfamilie aus dem Süden Rußlands. Die ganze Bärtlichkeit einer Mutter sprach aus diesen Briefen, sie segnete ihn unzählige Male, beschwor ihn, sich zu schonen, benachrichtigte ihn von abgegangenen Sendungen mit seinem Lieblingsjaft u. s. w.

* * *

Die Figur eines Soldaten tauchte häufig in meiner Nähe auf. Er geht der Reihe nach zu den Leichen der Offiziere, beugt sich nieder, sieht den Gefallenen an und geht weiter. Ich folgte ihm mit den Augen. Er beugt sich über eine Leiche und — ordnet und reinigt die Kleidung, rückt den Kopf gerade, faltet die Hände auf der Brust und küßt sie. Es war ein Offiziersbursche, der seinen todtten Herrn aufgefunden; zum letzten Mal ordnete er seine Kleidung.

* * *

Spät Abends trat ich in die Hütte unserer jungen Leute, sie war voll mit Anspannsfüden. Der praktische Dukmassow hatte sich aus den den Türken abgenommenen Pferden ein ganzes Dreigespann ausgewählt und war nun bemüht, sich den nöthigen Anspann zu beschaffen. „Wohin wollen Sie das bringen?“ „Nach Hause, an den Don,“ lautete seine Antwort. Ich erstand mir bei einem Türken ein kleines Pferd, weil das meinige nach den Strapazen der zwei letzten Tage, seine Dienste versagte. Außerdem verschaffte ich mir eine vollständige türkische Ausrüstung; sie sollte auf meinen Wildern Platz finden.

Ich vergaß zu erwähnen, daß bald nachdem sich Wessel-Pascha ergeben hatte, Skobelew zu Smjatopoll-Mirski ritt, der die andere Abtheilung befehligte; ich ritt mit ihm und sah, daß, obgleich die Generale sich umarmten und küßten, eine Spannung zwischen ihnen bestand. Skobelew gefiel die von Mirski beim Empfang aufgeführte kleine Komödie offenbar nicht. Wir fanden den General auf offenem Felde an einem Tische sitzen, der sicherlich hingestellt war, um dem Empfang einen feierlichen Anstrich zu geben, als ob er ein Verhör vorzunehmen im Begriff stand.

Man erzählte uns dort, daß die Abtheilung am ersten Tage 2500 Mann verloren hatte, am zweiten Tage sollte sie, da von Skobelew nichts zu sehen war, den Rückzug antreten. (!) Doch da ertönte erst Musik, dann lautes Hurrah, Kleingewehrfeuer, Kanonendonner. Es waren die Sturmcolonnen Skobelew's. Wenn nun auch Mirski den ersten Andrang der Türken auszuhalten hatte und einen harten Kampf bestand, so entschied sein Schicksal doch offenbar Skobelew.

*

*

*

Am Morgen des folgenden Tages kam ich nach Schenowo. Man sagte mir, Skobelew suche mich. Ich fand ihn zu Pferde, im Begriffe die Truppen zu besichtigen. Wir ritten langsam; er habe eine Bitte an mich, bemerkte der General, ich solle ihm vorher versprechen, daß ich sie erfüllen werde. „Mit Vergnügen!“ „Es handelt sich um Folgendes,“ hob er an. „Klatschereien und Verleumdungen nehmen ihren Anfang. So soll ich absichtlich zugelassen haben, daß die Türken Mirski fast erdrückten, soll absichtlich am ersten Tage nicht Hilfe gebracht haben, um am zweiten als Retter erscheinen zu können, Mirski intrigirt. Er ist einfach ein Dieb, denn, wissen Sie, was er that? Er trat in meine Barake, als ich abwesend war, forderte von meinem Diener Kurkowsky den Säbel Wessel-Paschas und trug ihn fort, um ihn Madetzky zu übergeben. Ist das nicht Diebstahl, da der Pascha vor mir die Waffe streckte! Er ist älter als ich, aber nur an Jahren, nicht im Rang, wir sind Beide Commandeure mit gleichen Rechten, beide Madetzky unterstellt, nicht einer dem andern. Sie wissen, Wassili Wassiljewitsch, wie es ging, entfingen Sie sich, daß ich mich anstrengte, Hilfe zu bringen, doch ich konnte nicht den Ausgang des Unternehmens auf's Spiel setzen, um Mirski zu Vorbeeren

zu verhelfen. Reiten Sie ins Hauptquartier, erzählen Sie Sr. kaiserlichen Hoheit den Thatbestand.“ „Dieser Auftrag, ich gestehe es, ist mir sehr unangenehm. Im Hauptquartier hielt ich mich immer sehr vorsichtig und wenn der Großfürst stets freundlich gegen mich war, so konnte er doch sagen, die Sache gehe mich nichts an.“ „Schlagen Sie meine Bitte nicht ab, rief Skobelew, thun Sie es für mich, Sie versprochen es doch —“ „Gut,“ willigte ich ein, „ich werde reiten.“ Mit der officiellen Meldung, rieth ich, den bei Skobelew befindlichen Offizier des Hauptquartiers, Tschaikowski, zu schicken. Ich kannte ihn als eine brave Haut, unfähig zu verleunden.

Wir hatten bei diesem Gespräch das Dorf verlassen. Die Truppen standen mit der linken Flanke zum Berge des heiligen Nikolaus, mit der Front nach Schenomo hin. Plötzlich drückt Skobelew seinem Pferde die Sporen in die Weichen, im gestreckten Galopp fliegt er dahin, schwenkt hoch die Mütze und ruft den Soldaten zu: „Im Namen des Vaterlandes, im Namen des Kaisers sage ich Euch Dank, Brüder.“ Ich bemerkte Thränen in seinen Augen. Die Begeisterung der Soldaten läßt sich schwer beschreiben. Die Mützen flogen in die Höhe, Hurrahrufe nahmen kein Ende. (Später sagte mir Skobelew, er habe beinahe ein faux pas gemacht; indem er die Worte „im Namen des Vaterlandes“ sprach, sei ihm glücklicherweise eingefallen, „im Namen des Kaisers“ hinzuzufügen, man hätte ihm sonst des Nihilismus bezichtigen können.)

Bald nachher ritt ich durchs Gebirge nach Selwi. Man händigte mir eine Menge Telegramme ein, die ich nach Rußland an Anverwandte der Absender befördern sollte. Wessel-Pascha schlug ich vor, ein Telegramm nach Konstantinopel zu senden und sein Stabschef schrieb mir auf einem Stück Papier in französischer Sprache: „Nach vielen blutigen Anstrengungen, die Armees zu retten, ergab ich mich selbst, die Paschas sammt der Armees. Wessel.“

Zusammen mit mir brach Panjütin auf, der auf dem Schipta Beobachtungen anstellen wollte, um seiner Zeitung einen möglichst vollständigen Bericht über den Verlauf der Sache senden zu können. Selten habe ich so gelacht, wie damals. Panjütin erschien nicht auf seinem eigenen, der Erholung bedürftigen Pferde, sondern auf einem hohen, mageren donischen Kofatenpferd, das ihm Dukmassow zur Disposition stellte. „Wo in aller Welt haben Sie den Gaul her?“ „Ich will ihn versuchen, Dukmassow will ihn verkaufen, er ist ein echter Donez,“ antwortete Panjütin vom Pferde herab. Beim ersten Schritt, den das angebliche donische Pferd machte, war es um seine Reputation geschehen, denn als Panjütin es zu schnellerer Bewegung antrieb, begann es auszuschlagen, und je weiter es ging, desto ärger. Ich lachte bis zu Thränen, Panjütin aber, wüthend, schlägt seinen Gaul und ruft aus: „Warte nur, ich will dich lehren, ich bringe dich um. Solch ein Schwein, dieser Dukmassow, und gar verkaufen will er mir dieses Thier. Warte nur!“ Sein sonst gutes Gesicht war durch den Aerger ganz entstellt. Sein Gaul begann sich unter seinen

Echlägen in die Kunde zu drehen; den Kopf gesenkt drehte es sich, wedelte ab und zu mit dem Schweif und schlug aus.

Im Dorfe Schipla war außer der Kirche Alles zerstört; nicht ein Haus war ganz geblieben. Wir ritten auf der Chaussee bergan. Auf den türkischen Batterien stehen die verlassenen Kanonen. Die Türken suchen aus ihrer Habe das Werthvollere aus, stecken es in die Säcke, bereiten sich vor, den schweren Weg in die Gefangenschaft anzutreten. An der höchsten Tranchée, die stark besetzt war, wurde ich durch die furchtbare Menge russischer Leichen in Bestürzung versetzt. An der Brustwehr lagen keine Leichen, was im Gegensatz zum officiellen Bericht beweist, daß die Unsrigen die türkischen Befestigungen selbst nicht stürmten, sondern nur bis zum breiten Graben rückten, der in einiger Entfernung von der Tranchée hergestellt war, um sich dort festzusetzen.

Von dort schickte ich mein Pferd weiter auf der Chaussee, ich selbst aber begann den Felsen hinaanzuklimmen, an derselben Stelle, wo im September Euleiman-Pascha den wüthenden Angriff gegen den Schipla unternahm. Bald stieß ich auf einen Leichnam, welche stark verwest war; er steckte in Kleidern, doch die Haut der Extremitäten hing nur noch an den Knochen und aus dem Inneren des Körpers drang bei einer Berührung Flüssigkeit . . . Das war um so ekelhafter, als bald der Weg nur über die Leichen führte, so dicht waren sie da gesäet. Stellenweise lagen sie in zwei, drei Reihen, eine auf der anderen, und durch diesen Drei mußte man waten. Ein unerträgliches Gestank herrschte, weil der Schnee das Schaubild kaum deckte. Das Gehen war hier so schwer, daß ich die Tapferkeit der Türken bewunderte, welche auf so steilem Terrain angreifend, sich an Ueberresten von Sträuchern halten und förmlich durch die Reihen der Todten kriechen mußten. Umkehren wollte ich nicht, vorwärts zu bringen riskirte ich nicht, und dann mit allen Vieren durch die Leichen zu kriechen war schwer genug. Dabei ein Geruch, daß mir schlimm wurde! Zum Glück zeigte sich oben auf dem Felsen ein Soldat. „Brüderchen,“ schrie ich mit verzweifelter Stimme, „steh' mir bei!“ Er stieg herab, reichte mir die Hand und zog mich auf den Felsen, wo ich frei aufathmete.

In der mir bekannten Erdhütte N's fand ich General Molski mit dem ich anläßlich des Sieges eine Flasche Champagner leerte. N* war nicht anwesend, er hatte von den Türken Gewehre, Geschütze und Fahnen zu empfangen.

Abends ging ich in die Erdhütte, welche General Petruschewski inne hatte, ebenfalls mein alter Bekannter aus Turkestan. Ich fand bei ihm den Brigadecommandeur B* und Radezky's Stabschef, die Generale Dmitrowsky und S*, letzterer Offizier des Generalstabs, welcher während der Umgehung bei Mirski war. Das Gespräch war sehr lebhaft. Obwohl die Herren in meiner Gegenwart sichtbar vorsichtig waren, so fand ich doch, daß Skobelew für die Besiegung Wessel-Paschas dort tüchtig mitgenommen wurde, obgleich die Anwesenden seine Freunde waren. S*, der bei Mirski stand, war ganz

besonders ärgerlich über Skobelew. Schon häufig habe ich bemerkt, daß nach einer Schlacht, wenn an die Belohnungen die Reihe kommt, die besten Freunde einander ein Wein stellen. Skobelew fanden seine Freunde übrigens schon lange schuldig, weil er sie überholt hatte — — — — —

Ich trat für Skobelew ein.

„Glauben Sie, unser Angriff habe zu nichts geführt?“ fragte mich Dmitrowski „Das glaube ich nicht. Ihr Angriff mußte die Türken sehr erschrecken; von zwei Seiten angegriffen, mußten sie vollends verzweifeln. Ich glaube, daß Jeder seine Pflicht gethan. —“

General Nadezky zu besuchen, hatte ich nicht Zeit und ich fuhr in einem mir freundlichst von Biskupski zur Disposition gestellten Schlitten nach Gabrowo. Eine Fahrt nach Selwi wäre fruchtlos gewesen, weil der Obercommandirende sein Hauptquartier nach Gabrowo verlegt hatte. Man erwartete ihn da an eben diesem Morgen. Sobald der Großfürst eintraf, begab ich mich zu ihm. Mir begegnet Skalon und der Vater Skobelews. „Sie kommen vom Detachement, von Mischal!“ rufen sie mir entgegen und ziehen mich zum Großfürsten hin. Ich erzählte, was ich vom Kampf wußte in gewissenhaftester Weise. Um zu erfahren, welchen Eindruck meine lüdenhafte Erzählung machte, fügte ich hinzu, man beschuldige Skobelew, weil er den Angriff nicht einen Tag früher unternommen; mit halber Kraft anzugreifen, sei aber sehr gewagt gewesen, abgesehen davon, daß selbst im Falle eines Erfolges der größere Theil der feindlichen Truppen sich zurückgezogen hätte und entkommen wäre, da wir keine Cavallerie hatten, welche sie aufhalten konnte.

„Natürlich ist es so,“ antwortete der Großfürst.

Ich erzählte darauf dem alten Skobelew, daß ich auf Bitten seines Sohnes zum Großfürsten gekommen sei. „Sie hätten dem Großfürsten erzählen sollen, wie viele Geschütze und Fahnen erobert sind, Sie erzählten nur, wie mit Mußil angegriffen wurde.“ „Ich erzählte, wie ich's verstand, von den Geschützen und dgl., was Ihnen so theuer ist, wird der Großfürst auch ohne mich erfahren.“

Im Gespräch mit Skalon erfuhr ich später, daß die Absicht, schon jetzt Frieden zu schließen, bestehe. „Unmöglich,“ sage ich, „ich sage sofort dem Großfürsten, daß es unmöglich sei. War es werth, soviel Blut zu vergießen!“ „So gehen Sie, sagen Sie es ihm!“

Ich kam nochmals zum Obercommandirenden, bei dem Fürst Tschertaskij saß. „Ew. Hoheit, ich habe Ihnen einige Worte mitzutheilen.“ „Bitte,“ entgegnete der Großfürst; Tschertaskij entfernte sich.

„Ist es wahr, daß Sie Frieden schließen wollen?“

„Nicht ich, lieber Freund, sondern Petersburg will es . . .“

„Umgehen Sie die Ordre irgendwie . . .“

„Es ist unmöglich. Wird's befohlen, mache ich Frieden . . .“

„Es ist nicht möglich. Man hätte in solchem Fall den Krieg gar nicht beginnen sollen.

„Was machen . . . Ich thue mein Mögliches, doch fürchte ich, man werde mich gar nicht fragen.“

„Reißen Sie die Telegraphendrähte ab, beauftragen Sie mich, ich unterbreche die Leitung. Ein nicht in Konstantinopel geschlossener Frieden ist undenkbar; das Wenigste wäre ein Frieden in Adrianopel!“

Salon, der mit mir eingetreten war, unterstützte mich. „Ich werde gehen, soweit es möglich ist — seid sicher;“ mit diesen Worten verabschiedete mich der Großfürst.

Der Großfürst verlangte ein Pferd, um die verwundeten Offiziere im Hospital zu besuchen. Da das Hospital ganz in der Nähe lag, auf der Straße aber Glätteis war, so überredete ich ihn, zu Fuß zu gehen. Das Volk begrüßte ihn enthusiastisch. Man muß gestehen, daß der Großfürst ungeachtet der vielen Niederlagen und Fehler sehr populär war. Dazu mußte man in der Armee, daß er nicht bloß mit den Türken, sondern auch noch mit verschiedenen privaten Einflüssen zu kämpfen hatte . . .

Ich erzählte ihm, daß ich eine Menge Türken, welche gelärmt hatten, aus dem Hospital herauszuführen angeordnet hatte. Er billigte das. Lange sprach er mit K* und N*. Am folgenden Tage mußte er über die Berge, um die Truppen Radezky, Skobelew und Mirski in Augenschein zu nehmen.

* * *

Die Nacht verbrachte ich bei meinem Bruder, den eine Fußwunde in Gabrowo zurückhielt, dann machte ich mich wieder auf den Weg zu Skobelew.

Auf dem Schipka gab es ein Schneegestöber, wie man sich schwer eines vorstellen kann; Schneewirbel warfen uns nieder und verwehten den Weg, Petruschewski und Biskupski baten mich, die Nacht bei ihnen zu bleiben, doch ich hörte sie nicht, trank meinen Thee und setzte meinen Weg fort, was ich später, offen gestanden, bedauerte, denn das Schneegestöber war dermaßen stark, daß nicht bloß zu reiten, sondern auch zu gehen unmöglich war. Der Wind blies so heftig und der Weg war so glatt, daß ich unaufhörlich zu Boden fiel. Mein Rosal fiel ebenfalls mehrmals und zerbrach dabei, was das Schlimmste war, meinen Farbenkasten. Die ganze Nacht ging es bergab und früh Morgens traf ich in Schenowo ein.

Der mir später begegnende Graf Keller erzählte mir einen komischen Fall mit dem General Mirski. Die Erzählung klang nur glaublich, weil sie aus dem Munde eines so bescheidenen und tapferen Offiziers kam. Der Corps-Commandeur und Chef der ganzen Schipka-Armee, General Radezky, sollte vom Schipka herabkommen. Graf Keller schickte einen Kosaken mit dem Befehl aus, ihm zu melden, sobald der General die Berge verläßt, damit rechtzeitig eine Ehrenwache ausgestellt werden könne. Als Radezky eintrifft

sieht Graf Keller, der ihn mit den Anderen zusammen empfängt, daß die Ehrenwache nicht von der näheren Skobelew'schen Abtheilung, sondern von der entfernteren des Generals Mirski gestellt ist; bei der Ehrenwache sieht er auch den abgesandten Kosaken. „Warum, ruft er ihm zu, rieffst Du nicht unsere bereit gehaltene Ehrenwache herbei?“ „Die Excellenz haben nicht befohlen,“ antwortet dieser. Es stellte sich nun heraus, daß General Mirski dem Kosaken begegnet war und von ihm erfuhr, wozu er geschickt war. Er behielt ihn darauf bei sich und ordnete unterdessen die Aufstellung einer Ehrenwache von seinen Truppen an.

Skobelew fand ich mit Vorbereitungen zum Empfang des Obercommandirenden beschäftigt. Er erzählte mir unter Anderem, er habe Madetzky erzählt, wie General Mirski sich den Degen Wessel-Paschas verschaffte, worauf dieser bemerkte: „Lassen Sie das doch, was für Gefallen finden Sie an solchen Lappalien.“

Es machte mir großen Spaß, Skobelew's Vorbereitungen zum Empfang des Großfürsten zu sehen, wie seine Furcht wahrzunehmen, irgendwie gegen die Vorschriften zu verstößen. Er halte keine Ahnung von den Feinheiten des Wachtdienstes und der Paraden. In dem Glauben, daß der Großfürst die Truppen im Ceremonialmarsch vorüberziehen lassen werde, zerbrach er sich den Kopf, wie sich zu halten, wie zu commandiren, wo zu stehen u. s. w. Seine einzige Rettung war seine Ordonnanz, Homitscherk, ein Offizier vom österreichischen Regiment. „So sagen Sie doch schneller, wo die Sappeure stehen müssen?“ „Voran, Eure Excellenz.“ „Wie habe ich nun dann zu commandiren?“ „Ew. Excellenz sagen dann“ . . . u. s. w. Als ich sah, mit wie ernster Miene er sich unterweisen ließ, wie er zu commandiren, wo er zu stehen habe, u. s. w. mußte ich laut aufschreien. „Was lachen Sie, Wassili Wassiljewitsch?“ fragte mich Skobelew wie ein beleidigtes Kind. „Wie soll ich nicht lachen: ein General, vor dem die Türken die Waffen streckten, lernt wie ein Schulknabe verschiedene Worte u. s. w.“

Noch einige Male ging Skobelew zur Seite und fragte: „Sagen Sie Wassili Wassiljewitsch, hörte der Großfürst Ihre Erzählung mit Aufmerksamkeit an? Wie antwortete er Ihnen?“ und Aehnliches.

* * *

Hoch oben auf dem Berge zeigte sich eine lange Reihe sich uns nahender Punkte; es war der Großfürst mit seiner Suite; Skobelew's Verwirrung wurde immer deutlicher; er sah wie ein Unglücklicher aus. Ich bemerkte an ihm stets eine sehr betrübtete Physiognomie, wenn er sehr hochstehende Persönlichkeiten empfangen mußte; eine solche Situation war ihm offenbar sehr unangenehm, weil er im Unklaren war, was man ihm sagen, wie man ihn empfangen werde.

Der Großfürst langte am Fuße des Berges an, wo ihn General Madetzky

erwartete. Schon aus der Ferne schwenkte der Großfürst die Mütze und rief: „Fedor Fedorowitsch, hurrah!“ Er umarmte, küßte und gratulierte Radezky zur Beförderung zum General der Infanterie und schmückte ihn mit dem Georgskreuz zweiter Klasse. Dann ritt der Großfürst zu Skobelew, wendete sich zu ihm über Schulter zum Kusse und — weiter nichts. Ich blickte auf Michael Dmitrijewitsch . . . Es ist mir noch heute peinlich, mich des unglücklichen, ich möchte sagen hilflosen Ausdrucks in seinem Gesicht zu erinnern; melancholisch ritt er hinter dem Großfürsten und gab verwirrt die nöthigen Befehle. Er that mir leid und ich war bereit, dem Großfürsten zu sagen: „Blicken Sie auf Skobelew! Entweder leistete er nichts oder Sie wissen nicht, was es einem solchen Mann kostet, in Aller Gegenwart vernachlässigt zu werden; haben Sie wenigstens Mitleid mit ihm, sagen Sie laut, daß er sich Verdienste erworben . . .“ Die Soldaten schienen die peinliche Situation ebenfalls zu fühlen, denn sie empfingen den Großfürsten mit einer so kleinen Dosis Enthusiasmus, schrieen „Hurrah“ so lau, so ungern, daß es dem Großfürsten auffallen mußte. Ob er die Situation begriff, weiß ich nicht. Der Großfürst ritt durch die Reihen und entfernte sich bald.

Skobelew begleitete ihn, sprach einige Zeit mit ihm und schien dann ruhiger.

Skobelew schlug und nahm eine türkische Armee gefangen. Sein directer Vorgesetzter erhielt für diese That den Georgs-Orden, die höchste militärische Auszeichnung; sein Colleague, der Commandirende des zweiten Detachements, obwohl er einen nicht besonders glücklichen Angriff ausgeführt, erhielt denselben Orden, doch Skobelew selbst bekam diese Auszeichnung nicht, weil er für die zweite Klasse zu jung war; ein höherer Rang wurde ihm aus demselben Grunde versagt. Man gab ihm viel später mit allen Anderen einen Säbel für Tapferkeit, doch da er schon zwei solcher Waffen besaß, so hatte er die Wahl, die Säbel im Futteral aufzubewahren oder bei feierlichen Gelegenheiten alle drei Säbel anzulegen, was ebenso unbequem wie ungewöhnlich gewesen wäre.

Der Großfürst war unter Anderem darüber unzufrieden, daß eine große Zahl unserer Todten bei Mirski noch nicht beerdigt war.

Der Obercommandirende ritt nach Kasanlyk, wohin das Hauptquartier verlegt wurde. Ich ritt zu Skobelew, um bei ihm zu speisen. Sein Vater war bei ihm, ebenso General Strukow und noch irgend Jemand. Als ich ihn Abends verließ, bemerkte ich ihm, daß er den Großfürsten nicht würdig empfangen habe. Das ärgerte ihn. „Was wollen Sie denn von mir? Ich werde die Soldaten nicht künstlich warm machen, ihnen die Mützen in die Luft zu werfen befehlen*). Man empfing ihn kühl, weil man ihn nicht warm empfangen wollte. Bin ich etwa ein Gelbschnabel, soll ich Radezky mit

*) Das geschieht gewöhnlich auf ein Zeichen, das aus der Suite des Commandirenden gegeben wird.

Hurrahrufen zujauchzen? Er hat die Ehre, mag's sein, doch auch für mich hätte er ein freundliches Wort finden können — nicht mal gedankt hat er. . . .“

Stobelew's Gestalt steht jetzt vor mir, die Gestalt eines theuern, sympathischen Menschen und genialen Kriegers, mit allen Vorzügen und Fehlern eines slavischen Charakters.

Ich erinnere mich seiner als ganz jungen Menschen, als er Lieutenant bei den Husaren war, in Turkestan sich auszuzeichnen düstete, Thorheiten beging, in den Berichten übertrieb, woraus Duelle entstanden u. s. w. Von seiner Tapferkeit zu reden, wäre überflüssig, das wären allzu große Gemeinplätze. Ich glaube, daß eine so unbeschränkte Tapferkeit unbestraft bleibt, nicht häufig ist. Stobelew war gutmüthig, diese Gutmüthigkeit grenzte aber schon ein wenig an Unüberlegtheit. Wenn er z. B. Armen begegnete, so befahl er gewöhnlich einem der ihn begleitenden jungen Leute, dem Armen ein Goldstück zu geben; da er die für ihn gemachten Auslagen häufig vergaß, Geld oft nicht hatte, so war es natürlich, daß die Begegnung mit Armen für seine Ordnonnazen furchtbarer war, als die mit dem Feinde. In letzterer Zeit bemerkte ich an ihm eine Neigung zur Gerechtigkeit. So erinnere ich mich z. B., daß ich ihn nach dem Kampf bei Schenowo mit einem Entschuldigungsschreiben an einen seiner Bataillons-Commandeure beschäftigt fand, dem er Unrecht gethan. Ein General, Commandeur einer Abtheilung, der einem Major einen Fehler eingesteht, ist eine seltene, wenn nicht ganz vereinzelt dastehende Erscheinung in unserer Armee.

Es ist nicht am Platz, hier zu erzählen, was Stobelew im Freundeskreise redete, es genüge zu bemerken, daß er stets ein Vertheidiger einer normalen Entwicklung Rußlands und des Fortschritts, nicht aber des Rückschritts war.

Doch schien mir immer, daß er in solchen Fragen keinen festen Standpunkt hatte. Häufig sagte ich ihm, man könne ihn bestechen (selbstverständlich nicht mit Geld). Er bestritt das sehr eifrig und gab sich den Anschein eines Beleidigten, doch ich glaube, ich irrte mich nicht.

Stobelew war sehr ehrgeizig und hätte schwerlich auch nur einen zeitweiligen Verlust seines Commandos ertragen können. Seinem Ehrgeiz schreibe ich die Veränderung seiner Anschauungen in den letzten Monaten zu. Als ich nach unserem letzten Zusammentreffen in Berlin wegen seiner hitzigen Petersburger Rede über ihn herfiel, versuchte er sich zu rechtfertigen. Als ich ihm jedoch auseinander setzte, daß er Niemandem Nutzen gebracht, wem er in die Hände arbeite, indem er Rußland in einen Krieg zwingt, sah er sich nach allen Seiten um, ob uns Niemand höre, und sagte zornig: „So will ich Dir, Wassili Wassiljewitsch, die Wahrheit sagen, es blieb mir nichts anderes übrig, sie zwangen mich dazu!“ — Ueber die Persönlichkeiten schweige ich.

Uebrigens gab er mir sein Ehrenwort, solche Reden nicht mehr zu halten. Versprech's — und redete abermals in Paris. —



Ueber die Wanddecoration eines römischen Hauses im Garten der Farnesina.

Don

F. v. Duhn.

— Heidelberg. —

Weder geistig unbeschäftigte Menschen wünschen wir uns zu geselligem Verkehr noch auch solche, deren Gedanken mehr mit sich selbst, als mit der Umgebung und den Mitmenschen zu verkehren lieben, oder die stets von einem Schwunge getragen sind, dem nachzueilen wir uns nicht gerade zu jeder Stunde in der Stimmung fühlen. In Zeiten, wo geistiges Raffinement socialen Lebens die höchste Stufe erreichte, strebte man daher auch durch äußere Mittel in Räumen, wo der Mensch zur eigenen Freude und der seiner Mitmenschen sich aufzuhalten pflegte, die in der goldenen Mitte zwischen den angedeuteten Extremen liegende Stimmung hervorzurufen und zu erhalten; unser Geschlecht, welches mit Nutzen zu sehen leider etwas verlernt hat, ist in der angedeuteten Richtung mehr für die leicht etwas aufdringliche Einwirkung durch das Ohr empfänglich — gehört doch zu einem Festmahl auch noch nach unserer Vorstellung eine fröhliche Tafelmusik, — doch auch uns ist noch nicht aller Sinn dafür verloren gegangen, er wacht vielmehr in jüngster Zeit recht erfreulich wieder auf, daß je nach der Bestimmung verschiedener Räume die Decoration derselben verschieden sein muß. In der goldenen Zeit Leo X. hatte man es auch hierin am weitesten gebracht: wurde man in der Sixtina zu tiefem Nachdenken über die Wahrheit des Christenthums durch die Raphael'schen Tapeten aufgefordert, war es die geistige Macht der Institution der Kirche und ihrer höchsten Vertretung auf Erden, welche eine vernehmliche Sprache von den Wänden redete zu denen, welche die „Stanzen“ betreten, die zur Ausübung

der höchsten Regierungshandlungen bestimmten Staatsgemächer, so leuchtete, um von Bibbienas Badezimmer nicht zu reden, im selben Vatican des medicaischen Papstthums fröhliche Heiterkeit Demjenigen entgegen, der in die hellglänzenden, der schönen Außenwelt zugekehrten Loggien trat, und dort vielleicht Theil nehmen konnte an den passeggiato Leos und seiner geistreichen Cardinäle. Diese Schöpfungen Raphael's halten nicht den Beschauer fest, ihn von seinem Begleiter isolirend und in Sinnen versenkend; sie beschäftigen das Auge in der anmuthigsten Weise, ohne den Geist gefangen zu nehmen, ein von der Kunst geschaffenes Gegenstück zu dem Blick aus den hohen Bogenöffnungen hinweg über die ewige Stadt, ihren Willenkranz, hinüber zu den sanften Schwingungen der lieblichen Berge Albanos: auf empfängliche Gemüther wirkt noch heute ein Gang vorüber an jenem geist- und farbenreichen Spiel des Pinsels und des Stuccatorehölzchens ähnlich einer schön vorgetragenen Haydn'schen Symphonie: eine abgeklärte, durch und durch fröhliche ruhige Stimmung legt sich über die noch mit Verarbeitung der gewonnenen Stanzeneindrücke beschäftigten Sinne; wir könnten noch eine unendliche Reihe gleichartiger künstlerischer Symphonien an uns vorüberziehen lassen — der Eindruck würde der gleiche bleiben. Aber nicht so leicht und mühelos, wie sie uns eingehen, entquollen jene Schöpfungen selbst der reichen Phantasie eines Raphael; unter seinen Augen, zum Theil unter seiner Leitung, entflohen der Schuttbede des Mittelalters Ruinen von Palästen, Willen, Bädern, Tempeln und Grabanlagen des kaiserlichen Roms; ihre Wände und namentlich ihre Plafonds zeigten ein Decorationsystem, welches, bis dahin unbekannt, die Künstlerherzen plötzlich gefangen nahm, indem es ihnen einen Einblick in eine völlig neue Welt eröffnete: eine im Escorial erhaltene Handzeichnungensammlung, schon aus vorraphaelischer Zeit, ist reich an geschickten Skizzen, von Künstlerhand entworfen nach jenen sog. „grottesche“, jenen neu aufgefundenen Decorationen antiker Gebäude, augenscheinlich in der Absicht, selbige für eigene Arbeiten als Vorlagen zu benutzen; Raphael aber studirte selbst und nahm auf, was ihm erreichbar war, in Rom, Tivoli, und sonst in seiner Nähe; anderswo, so in Pozzuoli, ließ er durch Freunde und Jünger zeichnen: diesen halbzerstörten Nesten aber antiker Pracht hauchte er neues Leben ein durch Wiederzusammensetzung in künstlerischem Sinne, durch Uebersetzung des nicht mehr Verstandenen in die Sprache seiner Zeit, durch congeniale Entwürfe in alter Schrift, aber neuem Geist. Und was er in den Loggien und in Villa Madama begonnen, das setzten Andere fort, und bis auf den heutigen Tag ist die durch ihn auch auf diesem Gebiete zur That gewordene Wiedergeburt der Antike erfolgreich geblieben.

Ein eigenes Geschick hat gewollt, daß der größte Reichthum der Phantasie, die höchste Feinheit der Ausführung, wie sie dem goldenen Zeitalter des Augustus eigen war, Raphael und seiner Zeit vorenthalten blieb. Plafonds und einfassende Glieder, schöne Fußböden, wurden von ihnen genug nachgezeichnet. Daß ihnen bereits die unendlich mannigfaltige Kunst der Alten, die Wände auf eine ebenso architektonische wie malerische Weise auszufüllen,

in irgend hervorragenden Beispielen vor Augen gestanden hätten, läßt sich weder aus ihren Zeichenbüchern noch ihren ausgeführten Werken folgern: erst anderthalb Jahrhundert später begannen auch hier die namhafteren Entdeckungen, deren größte in Herculanium und Pompeji bis jetzt ja noch eine unerschöpfte Quelle ist.

Nicht an Umfang so bedeutend, aber an Schönheit der Erfindung und Ausführung die Wände der Landstädte am Vesuv weit überstrahlend, wie sich erwarten läßt, sind jüngst entdeckte Decorationsreste, welche den hohen künstlerischen Ansprüchen der Kaiserstadt selbst zur Zeit des Augustus und Tiberius genügen sollten; von ihnen eine Nachricht zu geben, auf sie etwaige Romfahrer unter den Lesern dieser Blätter hinzuweisen, decorative Künstler auf eine Quelle neuer Erkenntniß aufmerksam zu machen, um welche Raphael unsere Zeit beneidet hätte, das soll der Zweck dieser kurzen Mittheilung sein.

Ein Bild edelster Freude an reichem glücklichem Dasein ist uns noch heute die Farnesina, jenes Haus am Tiber, welches Agostino Chigi sich von Baldassare Peruzzi bauen ließ und durch ihn, Raphael, Soddoma ausschmücken: die schöne, einst offene Halle mit Raphaels Galatea, der Eintrittssaal mit den von Raphael entworfenen Gros- und Psyche-Wilbern sind für die Art charakteristisch, wie sich Raphael zusammenhängende Wände auch in den Empfangsräumen eines Privathauses, wie er sich größere Deckenflächen richtig decorirt dachte, die an entzückenden, den Beschauer nicht fortklassenden Schönheiten so reichen Fresken des jüngeren Soddoma, des Meisters der Grazie, in einem Saal des ersten Stock geben uns, ihrer äußeren Verbindung mit dem Raume nach, noch ein Bild von der Decorationsweise der Frührenaissance. Das Haus steht in einem Garten, dessen Glanzpunkt bis vor Kurzem ein Gang von Steineichen und Lorbeer war, der am Tiber hinführte, ebendort, wo Agostino Chigi bei der Taufe seines Erstgeborenen die Festhalle errichtet hatte, in welcher die Gegenwart des Papstes Leo durch ein Prachtmahl geehrt wurde, von dessen Herrlichkeit und Luxus die Zeitgenossen viel zu erzählen wußten. Jetzt ist dieser köstliche Baumgang der Art zum Opfer gefallen, wüste Erdmassen beleidigen das Auge des der heiteren Zeiten eingedenken Beschauers, und der augenblickliche Bewohner der Farnesina hat sein (jetzt wieder geöffnetes — Red.) Haus verschlossen, um die ganze Welt dafür zu strafen, daß Senatus populusque Romanus auf seinen schönen Garten das Expropriationsgesetz anwendeten, um dem ungefügen Vater Tiber zu einem breiteren Bette zu verhelfen, da das bisherige durch den Schutt der Jahrhunderte aufgehöhht ihm zu eng wurde.

Und aus den so erstandenen Ruinen, so nahe dem Geiste Raphaels selbst, aus dem Boden, welchen er selbst so oft betreten, ist uns ein neuer lebendiger Hauch alter Kunst entgegengeströmt, der, hätte er Raphael getroffen, auf ihn von reichem Einfluß hätte sein können.

Der so rein sachliche und häufig recht dürre Monatsbericht der Alterthumsverwaltung an die römische Akademie über die archäologischen Entdeckungen im Königreich bemerkt zum März 1879: „In den letzten Tagen

des Monats begannen am nördlichen Ende der Farnesina Reste sich zu zeigen von einem sehr vornehmen Privathause augusteischer Zeit, geschmückt mit den schönsten Wandverzierungen, welche man je in Rom hat bewundern können.“ Bis Ende Juni desselben Jahres hielt uns glückliche Halbrömer jene Ausgrabung in Spannung; schon während der Arbeit war der Tiber bedenklich hereingebrungen, das schönste der Gemächer stand wochenlang unter Wasser, und nur der Vorzüglichkeit antiken Stuckes und antiker Freskotechnik ist die Erhaltung zu danken, der Ausgrabungsplatz, noch unter dem jetzigen Flußspiegel gelegen, mußte dem Strom überlassen werden, und mit sehr anerkennenswerther Sorgfalt wurde der ganze Schmuck von Wänden und Decken abgelöst und in möglichst sorglicher Weise in dem eigens dafür erbauten Museo Tiberino im alten botanischen Garten, am Fuße des Janiculus, wieder zusammengesetzt, und zwar so, daß auch wenn der Tiber über den Platz jenes Hauses seine gelben Fluthen hinwegwälzen wird, der Beschauer von der Zusammenfügung jener Fresken und Stucke, von ihrer Vertheilung innerhalb der Räume, mit Hilfe der aufgenommenen Pläne eine klare Vorstellung sich wird bilden können. Pläne sind freilich nöthig, denn das aufgefundenene Haus weicht schon in Grundriß und Zimmeranordnung völlig ab vom Schema des uns sonst bekannten römischen Privathauses; die Erklärung bietet uns die Lage vor der Stadt, ihrem Staub und Lärm entrückt und doch nahe, nach Art so mancher heutigen römischen Villa; die Farnesina selber bietet ja das nächstliegende Beispiel. An dem nördlichen Ende des jetzt dem Tiber bestimmten Raumes stand das neugefundene Haus, ursprünglich sicher von blühenden Gärten umgeben, erbaut unter Kaiser Augustus nach sicheren Kriterien, welche sowohl die Art des Mauerwerkes (schönes Netzwerk mit Tuffsteinbindungen, ohne zwischengemengte Ziegel) als der Stil der Malereien an die Hand geben, sein Boden liegt etwa fünf Meter unter dem jetzigen Niveau; 230 Meter südlich nach Ponte Sisto zu bezeichnet ein großes in fast intactem Zustande, voll der interessantesten statuarischen und epigraphischen Denkmäler auf gleichem Niveau gefundenes vornehmes Familiengrab aus der Zeit des Tiberius das südliche Ende des ausgegrabenen Terrains; der große Raum zwischen Grab und Villa, wohl im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch unbebaut, wurde im zweiten, als mittlerweile vielleicht durch Benutzung als Schuttplatz das Terrain sich dort um weitere zwei Meter gehoben hatte, verwendet zur Errichtung großer Weinlager, cellae vinariae novae et Arruntianae. Im dritten Jahrhundert begann das alte seit den Cimbern und Teutonen des Marius an keine auswärtigen Feinde mehr denkende Italien vor den mächtig anwachsenden Völkern des Nordens zu zittern, und Kaiser Aurelianus umgab die ewige Stadt mit jener starken Mauer, welche sie noch heute umschließt. Diese Mauer schloß das obengenannte Grab noch grade mit ein, die cellae vinariae wurden rücksichtslos durchschnitten, unsere Villa blieb ganz draußen. Vor den Thoren fühlte sich nach Kurzem aber Niemand mehr sicher, und wie die ganze Campagna, so verödete auch dieser lachende Besitz am Tiber,

sobald die ersten Barbarenstürme wirklich hereinbrausten. Keine Reparatur, keinerlei Ausflüchtung oder Modernisirung, wie wir sie in dem kleinen Pompeji von Menschenalter zu Menschenalter noch beobachten können, hat man weder an den cellas vinariae noch an der herrlichen Villa bemerken können: wie sie entstanden ist, mit bewundernswerther Gewissenhaftigkeit gebaut und mit auch in allem Technischen peinlichst genauer, großer Künstler würdigen Sorgfalt decorirt, so ging sie auch in das Grab, welches die bei beginnender Verödung der Campagna natürlich immer häufigeren Tiberüberschwemmungen brachten; und auf den so über augusteische Pracht durch die Natur gehäuften Staub und Schlamm bauten spätere Geschlechter wieder ihren Kohl und Rüben, bis Agostino Ghigi dem Boden eine edlere Bestimmung gab, und so ihn vor unberufener Auswühlung oder gar moderner Bebauung schützend, unbewußt alte Kunst neuem Leben rettete.

In der Villa waren es namentlich vier Räume, deren Decoration durch ihren äußerst feinen Geschmack und entsprechende Ausführung alles bisher Bekannte, selbst das so schnell berühmt gewordene gleichzeitige Privathaus des Germanicus, innerhalb der Kaiserpaläste des Palatin übertrafen.

Ein fast 50 Meter langer, etwa 6 Meter breiter Gang trennte die westlicher gelegenen Sklavenwohnungen (?), eine beträchtliche Anzahl kleiner Zimmer, vom Herrenhause. Schon dieser in der Mitte durch eine Pfeilerstellung getheilte Gang war zur einen Hälfte mit für solche Nebenräume außergewöhnlicher Sorgfalt decorirt, ein dunkler Sockel mit decorativ stilisirten Amoretten, darüber eine weiße Wandfläche, getheilt durch aufstrebende grüne Wasserpflanzen, inmitten kleine Bilderchen, links und rechts davon leicht hingeworfene Landschaften, von einer Feinheit, welche mit Miniaturmalerei wetteifern könnte; die andere Hälfte war im selben Stil, aber einfacher ausgeschmückt. In diesen Gang öffneten sich von Norden verschiedene Räume, nur theilweise erhalten: Reste von Mosaikfußböden und Stuckdecorationen zeigten, daß auch hier nichts gespart war. Von einem dieser Räume, einem peristylartigen Hofe, gelangte man westwärts in einen Complex von zwei links und rechts sich entsprechenden kleinen Gemächern, einen breiteren Raum in der Mitte, und hinter letzterem in ein großes, etwa 9 Meter langes Zimmer, dessen Wände in edelster Weise hergerichtet waren: der Grund war schwarz wie in einigen dadurch berühmt gewordenen Häusern Pompejis: über dem Sockel erhoben sich in gemessenen Zwischenräumen schlankte Säulen, welche untereinander durch Festons von Eichenlaub verbunden waren; die Säulen trugen einen Fries, der mit einer langen Folge von Darstellungen aus dem römischen Gerichtsleben geschmückt war — war der Erbauer der Villa vielleicht ein reich gewordener Advocat? Inmitten der hinter den Säulen und Festons zurücktretenden, den schon großen Raum auf solche Weise für das Auge noch erweiternden Hauptwand wird das Auge beschäftigt wiederum durch kleine phantasievolle Landschaftsbilder, diesmal nur flüchtig hingeworfen, aber durch hier und da reichlich hingesezte Lichter die dunkle Fläche der Wand

zweckgemäß unterbrechend, ohne doch bei ihrer rein decorativen, untergeordneten Art die Gesamtwirkung großartiger Einfachheit zu stören. Die Decke war mit Stuckrelief verziert, der Boden durch einfache Mosaik. Mußte dieses Zimmer durch seinen ruhigen Ton, durch die mehr den Verstand als die Sinne anregenden Friesdecorationen mehr zum Hauptaufenthalt des Hausherrn sich eignen erweisen, so führen uns die beiden kleinen Seitengemächer in das heitere Reich der Aphrodite und des Eros, des Dionysos und der Musen. Besonders gut erhalten zeigte sich uns nur das eine, obwohl über einen Monat der gierig eingedrungene Tiber es uns zu entreißen drohte. Ein mit südlicher Lebhaftigkeit empfindender berühmter Kenner alter Kunst*) schildert den ersten Eindruck auf sein Auge beim Betreten dieses Gemaches mit ungefähr folgenden Worten: „Als das Tiberwasser sich verlaufen, wurde unsere höchste Erwartung übertroffen durch den Anblick jenes kleinen Gemaches, eines Gemaches wie für eine Göttin geschaffen; das lebhafteste Roth dente sich die Phantasie in verschwenderischer Fülle ausgegossen, und dazwischen die kräftigsten grünen, gelben und blauen Töne, abwechselnd mit Streifen und Grundflächen von Elfenbein, alles so vertheilt, daß die Harmonie der Farben jeden Vergleich mit den Teppichen Persiens und Indiens aufnehmen kann. Und hat sich das Auge ausgeruht von diesem blendenden Gesamteindruck, so beginnt es allmählig, auf den tausend Einzelheiten zu haften, bald die Reinheit der architektonischen Linien, bald den Reichthum der Friesstreifen bewundernd, welche wie mit den feinsten Stickerien bedeckt erscheinen, bald sich versenkend in Betrachtung der eine Meisterschaft über so verschiedene Stilgattungen zur Schau tragenden Figuren und Gemälde.“

Das System der Wanddecoration ist auch hier das gleiche, der ersten Kaiserzeit eignende, wie in den vorhin erwähnten Räumen: der Künstler ist bemüht, den Flächencharakter der Wand möglichst aufzuheben, wodurch Monotonie vermieden wird, und eine architektonische Gliederung auf die natürlichste Weise es ermöglicht, ein Vor und Zurück, ein Oben und Unten auch ornamental zu verselbständigen, und so in der Art des Wandschmuckes abzuwechseln: noch fern ist jede perspectivische Spielerei späterer Barockzeit, vom Charakter der Wand ist genug erhalten, um sie noch als Begränzung des Zimmers zu empfinden, überwunden sind andererseits vorübergehende Geschmacklosigkeiten einer früheren Periode, welche die Wände aus wirklichen oder in Stuckform erborgten bunten Marmorplatten quaderartig aufbaute, und so die Räume in unerträglicher Weise einengte, eine kurze Zeit materieller Prahlerei, welche auf die Dauer hellenistische Eleganz und geistreiche Lebensform nicht von den Wänden zu verdrängen vermochte.

Von den beiden besterhaltenen Wandstücken dieser Zimmer will ich versuchen in folgenden Worten eine Vorstellung zu geben: wer die ganze Schönheit empfinden will, muß freilich vor die farbenglänzenden Originale selber

*) Alessandro Castellani, *Strenna del giornale „La Lega“* (1881) S. 136.

pilgern*). Die Wand zur Linken ist durch korinthische Säulen und Antependien gegliedert, die Säulen natürlich vor der Wand stehend gedacht: nur die sich entsprechenden Glieder sind gleich, sonst Säule von Säule, Sockel von Sockel verschieden. Die schöne rothe Hauptwand ist noch nicht als Trägerin von Gemälden empfunden: nur leicht ornamentale Gestalten heben von ihr sich ab. Wie bei einem Tempel die hinter den Säulen sich aufbauende Cellamauer des Schmuckes entbehrt, nur oben ein Friesstreifen sie zusammenhaltend und abschließend umgürtet, so auch hier: kleine direct mit der Wand verbundene Bilderchen wechseln ab mit ornamentalen Motiven und als Tafelbilder gedachten Gemälden, Genrescenen erotischen Inhalts, welche durch — hier natürlich gemalte — Holztürchen, antiker Sitte gemäß, geschützt sind. In der Mitte öffnet sich die Wand in bogenförmiger Nische wie zu einem Ausblick in's Freie; in feinstem Marmorstück ist eine glänzend weiße Fläche hergestellt, auf der sich eine äußerst zart ausgeführte Toiletten-scene abhebt: Aphrodite, eine Krone auf dem Haupte, eine Blume in der rechten Hand, wird durch eine hinter ihr stehende Dienerin mit einem rosigen blaugeränderten Schleier geschmückt, den jene mit der rechten Hand in der Schulterhöhe erfaßt, während die linke mit der Spitze des Schleiers schon in der Höhe rechts von der Krone sichtbar wird. Aphrodite hat ihr Haupt leicht geneigt, um der Dienerin ihr Geschäft zu erleichtern; ihre Blicke treffen dabei den Gros, ihren kleinen nichtsnutzigen Zungen, der, die Füße bequem überkreuz gestellt, das Scepter für seine göttliche Mutter bereit hält. Der Thron der Göttin ist reich geschmückt: Kampfdarstellungen in Relief gedacht unterscheidet man an dem Seitenträger.

Das ganze Gemälde ist trotz einzelner Verzeichnungen so schön, so leicht und grazios componirt, daß man nur wenig zu vergleichen wüßte. Die Technik, diese leichtfarbige, wesentlich auf Wirkung durch die Contouren berechnete Malerei auf weißem Grunde, tritt in monumentaler Malerei uns zuerst in diesem Hause, hier in einer Reihe von Beispielen, entgegen: gewisse bemalte Marmor tafeln aus Herculanium und Pompeji, etruskische Sarkophage mit farbigen Darstellungen auf weißem Grunde, besonders aber aus früherer Zeit schöne attische Vasen, Schalen und Lekythen, bieten für uns bis jetzt die einzigen Analogien.

Die schmalere Wand, dem Eingang gegenüber, zeigt einen entsprechend veränderten Aufbau, der mehr auf Entwicklung in die Höhe als in die

*) Farblose Reproduktionen, wie sie kürzlich in der Zeitschrift für bildende Kunst gegeben sind, thun der erfindenden Kunst Unrecht, indem sie nur einen kleinen Theil des Geleisteten darstellen; glücklicherweise sind durch das kais. archäologische Institut in Rom sehr schöne farbige Copien von Künstlerhand veranlaßt, welche demnächst vertheilt in den Monumenti inediti des römischen Instituts und hernach vereint als Sonderpublication in Farbenbrud erscheinen werden. Künstler und Kunstfreunde auf diese Publication schon jetzt aufmerksam zu machen, bieten dem Verfasser diese Zeilen erfreuliche Gelegenheit.

Breite geht: eine Art von Tempelfront, mit ihrem auf's Anmuthigste verzierten Giebel bildet einen kräftigen Mittelpunkt; baldachinartig ist die Hauptnische so umfaßt, welche einen Ausblick in heitere Landschaft zeigt, die somit dem Eintretenden entgegenlacht. Das Gemälde führt uns an den waldiven Abhang des Berges Nyssa, wo an spiegelndem Quell auf dem Stein eine Nymphe sitzt, mütterlich beschäftigt mit dem kleinen Dionysosknäblein, welches Hermes ihrer Obhut anvertraut hat; ein Thyrsos steht daneben an eine Mauer gelehnt; letztere findet ihren Abschluß durch einen hohen Bogen, durch welchen man in einen durch gespannte Tücher geschützten Raum eintreten konnte; an den Bogen sind kreuzweis Fackeln gebunden, auf ihm stehen Opfergefäße; wer aus dem Thor heraustrat, fand gerade vor sich, am linken Rande des Bildes, die Statue des bärtigen Dionysos, auf hohem Pfeiler stehend, denn heilig war die Stätte! Zwischen diesem Pfeiler und dem Thor erscheinen aus dem waldiven Hintergrunde hervorkommend zwei der einsamen Scene zuschauende Frauen; die noch schräg stehende Morgensonne, von rechts oben hereinschauend, verleiht der Scene Licht und Leben. Die Ausführung ist von durchaus anderem Charakter, als das vorher beschriebene Aphroditebild; an Stelle der sorgfältigen reinen Linienzeichnung tritt hier eine Zeichnung mit dem Pinsel, Licht und Schatten mit breiten sicheren Strichen hinwerfend, einen Gesamteffect beabsichtigend, zu dessen Erhöhung das noch in Wirklichkeit von rechts oben einfallende Licht sicher viel beitrug. Rechts und links zeigen die Hauptwandflächen wieder umränderte Tafelbilder, durch auf besonderen Sockeln knieende Flügelfiguren scheinbar wieder nur vor der Fläche emporgehalten: auf weißem Grunde in der Strichmanier gemalt, wenn auch nicht mit der Feinheit des Aphroditebildes, sitzt je eine mit verschiedenartigem Saiteninstrument beschäftigte weibliche Gestalt, der jedesmal ein stehendes Mädchen zur Hand geht; die griechischen Buchstaben, welche über dem einen der Instrumente angebracht sind, hat ein Berichterstatter der Gazette musicale de Paris als griechische Tonbezeichnungen aufgefaßt. Der obere Friesstreifen ist ebenfalls in abweichender Weise gegliedert. Der Abschluß nach oben ist leider auch hier nicht erhalten.

Die Decken in diesem Gemache, wie den anderen schon beschriebenen und nicht beschriebenen — denn auf alle beschreibend einzugehen, wäre zu viel — waren in feinstem Stuckrelief hergestellt, wovon recht bedeutende Reste haben gesammelt und zusammengesetzt werden können. Ihre Composition zeigt uns wiederum, wie fern dieser mit natürlichem Instinct arbeitenden Kunst alles Fabrikmäßige war; alle diese Dinge machen auf uns den Eindruck, als seien sie jedesmal ad hoc, mit Rücksicht auf den zu decorirenden Raum, neu erfunden, neu zusammengesetzt; eben denselben Eindruck macht die Technik; alles ist mit unglaublichem Fleiße mit dem Modellirstocken gearbeitet; nirgends Spur einer Matrize, eines mechanischen Hilfsmittels; daher die jeden Beschauer packende Frische, daher aber auch die

große Virtuosität im einfachen Können. Castellani, dem so viel antike und moderne Arbeit durch die Hände und an den Augen vorüber gegangen ist, wie wohl wenigen Zeitgenossen, versichert: „Die Stuckarbeiten aus der Villa am Tiberufer können mit keinem bekannten Werke verglichen werden: es sind wahre Pretiosen äußerwähltesten Stiles, scheinbare Augenblicksgeburten von einer Meisterschaft, welche die Hand eines Künstlers ersten Ranges verrathen. Das Gesetz des Basreliefs ist dabei so strenge innegehalten, daß sie technisch wie künstlerisch, in Bezug auf Ausführung und auf Wirkung die schönsten Arbeiten der Renaissance in den Schatten stellen. Einzelne Gestalten von Menschen und Thieren finden ihren einzigen Vergleichungspunkt in Schöpfungen antiker Steinschneidekunst.“ Wir können uns diesem Urtheile ruhig anschließen. Hoch genug waren schon durch Stuckarbeiten an Gräbern Cumae's und Rom's, auch durch decorative Marmorreliefs von römischen öffentlichen und privaten Bauten unsere Vorstellungen vom ornamentalen Flachrelief der ersten Kaiserzeit gespannt: die neuen Entdeckungen aus der Tibervilla, diese in Stuck übertragenen Gemälde, diese dem Leben abgelauchten Genrescenen, diese leichten schwebenden Gestalten und feinen Ornamentmotive werden auch auf solche Beschauer am directesten wirken, welchen die richtige Werthschätzung antiker Malerei durch sich dazwischenbrängende moderne Vorstellungskreise erschwert wird. Der Fachmann aber lernt gerade aus ihnen, wie gut es thut, behutjam zu sein im Ziehen der Wellenlinie des Auf und Nieder antiker Kunstgeschichte, wie unvollständig noch immer unsere Kenntniß auch von Kunstepochen ist, welche wir am besten zu kennen vermeinen, wie wenig wir berechtigt sind, vom Aufhören schöpferischen Könnens zu sprechen, wo das Kunsthandwerk noch ein so natürliches Kunstgefühl zeigt, ein Gefühl, welches unserer Kunst, unserem Handwerk vor allem wieder zu erwecken das höchste Ziel unserer großen Künstler, unserer Kunstwissenschaft werden sollte, wie es das war für Raphael und seine Zeit.





Briefe von Richard Wagner

an

W. Fischer.

IX.

Liebster alter Freund! Du bist mir wohl auch recht böse? — Seine wenigstens hat mir auf meinen letzten Brief nicht geantwortet: ich schrieb ihm mit der Bitte, auch Dir den Inhalt mitzutheilen. Ich nehme an, daß dies geschehen sei und setze also voraus, daß Du weißt, wie Paris — und somit Alle, die mich in gutgemeintem, aber übel unterrichtetem Eifer nach Paris hindrängten — mich beinahe bis zum Tode, jedenfalls zur vollsten Verzweiflung gebracht haben.*) Es war dieses eine entscheidende Wendung meines Lebens, die jetzt wenigstens darin sich zum Guten gelenkt hat, daß ich sowohl in meiner Resignation wie in meinem Willen bestimmt geworden bin. — Ich sehe zu, wie ich mich erhalte und jedenfalls in meiner Kunst mich nur so beschäftige, daß ich Lust und Liebe dazu behalten kann. Im Uebrigen rechne ich auf keine Glücksfälle mehr, und hoffe nur unter dem Schutze edler und wirklich theilnehmender Freunde mich so gesund wie möglich zu erhalten, um nach Kräften und Umständen mich der Kunst nützlich zu zeigen.

*) Wagner hatte sich im Februar 1850 nach Paris begeben, um mit einem dortigen Operndichter über die Gestaltung der Sage von „Wieland dem Schmied“ zu einem Operntext zu berathschlagen. Die Unterhandlungen zerfielen und Wagner, der den Stoff überhaupt fallen ließ, kehrte in verzweiflungsvoller Stimmung über Bordeaux nach Billeneuve am Genfer See zurück, von wo er nach kurzer Zeit seinen Wohnsitz wieder nach Zürich verlegte. „Am Ende dieses Pariser Aufenthaltes“, sagte Wagner selbst über denselben, „als ich krank, elend verzweifelt vor mich hinbrütete, fiel mein Blick auf die Partitur des fast vergessenen Lohengrin. Es jammerte mich plötzlich, daß diese Töne aus dem todtenbleichen Papier heraus nie erklingen sollten: Zwei Worte schrieb ich an Liszt, deren Antwort keine andere war, als die Mittheilung der, für die geringen Mittel Weimars, umfassendsten Vorbereitungen zur Aufführung des Lohengrin.“

D. H.

Herzlich sollte es mich freuen, bald einmal wieder von Dir und Heine etwas zu erfahren; von Dir weiß ich nur, daß Du beinahe einer Aufführung meines Lohengrin's in Weimar beigewohnt hättest. Ich bleibe nun jedenfalls hier in Zürich, wo ich einen Kreis sehr lieber Freunde gefunden habe, wenn Du Dich einmal zur Ruhe setzt, solltest Du wahrlich so gescheut sein, es hier zu thun. Für die Unnehmlichkeit des hiesigen Aufenthaltes habe ich gar keine Worte; in Paris hatte ich ein vollständiges Schweizerheimweh! Der derbe, biedere Schlag Menschen würde Dir sehr gefallen, und wohlfeil kann man sich auch einrichten.

Mit nächstem Frühjahr mache ich mich nun ernstlich an die Composition meines Siegfried, von dem ich — unter möglichen glücklichen Umständen — mir noch eine ganz besondere Aufführung erwarte.

Jetzt etwas Geschäftliches!

Ein Advocat Bleichschmidt in Dresden hat mir geschrieben, er habe eine singende Tochter, die er nach meinem Rathe auszubilden wünschte; Du habest sie bisher unterrichtet. Ich bitte Dich, was soll ich dem Manne schreiben? Ich füge ein Briefchen bei, worin ich ihn auf Dich verweisen will und zwar in sofern, als Du Dein Urtheil darüber geben sollst, ob ihre Anlagen wirklich so hochbedeutend seien, daß sie einer ungewöhnlichen Ausbildung bedürfe, für welchen Fall er — wenn er das Geld dazu hat — meineswegen den besten Lehrer auffuchen soll, für den ich allerdings immer noch den Garcia halte. — Du machst wohl die Sache mit dem Manne ab? —

Noch Eines! Ein unglücklicher Prager Componist, Heller, hat mir vor Urczeiten einmal eine Oper von sich, Zamora, zugeschickt, die er später wieder zurückverlangte: es sollte sie Jemand holen, — der kam nicht — und ich vergaß auch die Sache zu besorgen. Nun schreibt er mir hierher. Meine Frau behauptet, alle dergleichen Musikalien aus meiner Zurückgelassenschaft an Dich und Albert*) abgegeben zu haben; ich vermuthete, daß auch das, was mein Bruder empfing, bei dessen Fortgange aus Dresden mit an Dich abgegeben worden sei. Sieh doch einmal nach, ob sich diese versch— Oper mit darunter befindet, es war nur ein Klavierauszug und — wie ich glaube — roth eingebunden. Findest Du sie nicht, so ist sie vielleicht bei Professor Hänel, der sie Dir bei Vorzeigung dieses Briefes verabsorgen würde. — Der Unglücks-mensch hat mir nicht einmal seine Adresse geschrieben, und ich fordere ihn daher gleichzeitig auf, sie Dir genau nach Dresden aufzugeben. Dann sei so gut und schicke ihm diese Zamora zu.

Süße Erinnerungen! —

Nun, bei Euch soll es ja ausgezeichnet schön hergehen: von Martha ist mir viel berichtet worden, — die Vorstellung soll immer gerundeter und besser gehen. Ach, was es mir leid thut, daß ich nicht mehr dabei bin. —

Guter, lieber, alter, treuer Freund! Mach, daß Du Deine alten Tage bei uns am Zürichersee verlebtest: Du sollst's nicht bereuen! Für heute sei von mir und meiner Frau, die sich ganz wohl befindet und ganz eingeschweizert ist, tausendmal auf das Herzlichste gegrüßt! Leb wohl, und sei nicht mehr böse,

Deinem dankbar ergebenen Richard Wagner. Zürich, 9. November 1850.
Sterngasse. Engc. Zürich.)

X.

Allerliebster Bruder Fischer! Das war einmal wieder eine lange Pause, die ich mir kaum vergeben kann, da mir doch Dein letzter Brief so sehr große Freude gemacht hatte. Nun, ich hatte Dir gerade nichts sehr Dringendes zu sagen, als eben Dank für Deinen Brief und die herzlichsten Grüße: die habe ich immer in meinen — meist

*) Albert Wagner, Richard Wagners Bruder, Schauspieler und Regisseur, der Vater von Johann Wagner.

geschäftlichen — Briefen an Uhlig*) mit angegeben und hoffentlich ist's Dir immer gehörig besorgt worden. Jetzt habe ich nun mit verschiedenen — keinesweges „politischen“ Arbeiten aufgeräumt: der Frühling ist da und mit dem schönen Monat Mai will ich an die Composition meines Siegfried gehen: vorher will ich aber meine Schulden bezahlen — soweit ich's mit Tinte und Feder kann! — und deshalb mache ich mich denn auch daran Dir und Heine zu schreiben. Das Schwierigste war mir Heine — dem Armen! — vernünftig zu schreiben; ich fing daher mit ihm an und gab in dem Briefe alle Nachrichten von mir, die ich geradeswegs an Dich wiederholen müßte, wenn ich nicht auf den ingeniosen Einfall gekommen wäre, den Brief an Heine, unerschlossen mit an Dich zu schicken, damit Du ihn durchläsest und dann Heine zukommen ließe. Thue dies! also! — Wohnt Heine noch in der Jägerstraße? Du machst wohl die Adresse!

Hast Du also erfahren, wie es mit mir steht und bist Du damit zufrieden: so muß ich Dir zuvörderst eine Versicherung geben, nämlich die, daß mich in Deinem Briefe Nichts so gefreut hat, als Dein Wunsch, Du möchtest — wenn Du pensionirt wirst — zu mir in die Schweiz kommen. Das ist das Allergerneueste, was Du machen kannst! Glaube das, und beschlafe es jeden Abend, so lange bis Du kommst. Mir ist es hier — bei allem zeitweiligen Misere — zu Muthe, wie einem Hunde, der die Prügel weg hat; — unter Prügel rechne ich den ewigen, Geist und Leib zerrütten- den, zweck- und nutzlosen Kampf mit der Unmöglichkeit, wie ich ihn in Dresden 6 Jahre lang, in meiner Stellung zu offizieller Ignoranz und Anmaßung (grüße Lüttichau) zu bestehen hatte. Jetzt thue ich nur noch das Mögliche, und bin dabei in innerer Harmonie mit mir, aus der am Ende doch noch etwas herauskommen soll: denn ich kann von hier aus viel entschiedener auf unser Kunstgetriebe einwirken, als dort, wo ich in Allem — zumal auch mit meinen Gedanken — gefesselt war. Bartet's nur ab: das Eis soll doch brechen: in Dresden wäre ich als Kapellmeister „I. Cl.“ rein verfauert, nämlich immer angehämischt, heruntergerissen und somit machtlos geblieben. — In meinem nächsterscheinenden Buche „Oper und Drama“ sollst Du zu Deiner Beruhigung übrigens auch lesen, daß ich die Kunst nicht eher in ihrer Wahrheit für möglich halte, als bis es gar keine Politik mehr giebt. Ob Du wohl dabei schmunzeln wirst? —

Ich las Deinen letzten Brief noch einmal durch, und ersehe, daß ich Dir noch sehr zu danken habe für die Besorgung der Prager Componistenangelegenheit: es war mir damit wirklich ein Stein vom Herzen gefallen, denn der böhmische Tondichter bildete sich wahrlich ein, ich wollte ihn künstlerisch berauben. — Was meine hinterlassenen Musikalien betrifft, so dünkte ich, es wäre das Kürzeste, Du nähmest das Zeug zu Dir? Nur, wenn Du auch nicht wüßtest, was damit anzufangen wäre, und Dich die Sachen inkommodirten, müßte ich am Ende froh sein, wenn sie bei Professor Hähnel stehen blieben! Willst Du Dich aber darum bekümmern, so thue doch ganz nach Deinem Gefallen: disponire nach Gutdünken; Hähnel wird am Ende auch nur froh sein, das Zeug los zu werden. Eine besondere Vollmacht brauchst Du wohl nicht: ich denke es wird genügen, wenn Du im irgend erforderlichen Falle, diesen Brief vorzeigest. Vielleicht bitte ich Dich dann auch um Einzelnes. Das Ganze könntest Du guter, vorsorglicher Freund, placiren, wie es Dir irgend geeignet dünkte. Kommst Du nach der Schweiz, dann wollen wir einmal das Weitere unter uns ordnen.

Die Hauptsache bleibt, daß Du in Dresden allmählig die Chöre so schlecht einstudiren mußt, daß Krebs mit aller Gewalt auf Deine Pension dringt: ist das erreicht, so kommst Du an den Züricher See. Du wirst nicht der einzige von der Kolonie sein; es tragen sich auch Andere noch mit dem Gedanken. Wer weiß, ob wir dann nicht

*) Theodor Uhlig, Egl. sächf. Kammermusiker und intimer Freund Wagners, der den Clavierauszug zum Lohengrin gemacht hat.

beide hier noch einmal anfangen einzustudiren! Für alle Fälle sollst Du hier aber mit uns ein gemüthliches, unabhängiges Leben führen. Grüße doch auch den alten E — wollte sagen den alten Mefer*) von mir! Mit diesem armen ängstlichen Menschen habe ich keine üblen Leiden ausgestanden: — oh, daß mir es je eingefallen ist, durch meine Compositionen etwas einzunehmen! Das machte allerdings das Kraut fett. Dennoch höre ich, es solle mit dem Geschäfte jetzt nicht so gar schlecht gehen: ginge es noch einmal recht gut, — es wäre mir um Manches willen herzlich lieb. — Grüße auch die Deinigen schönstens von uns, vor Allem Deine Tochter bei Dir. Erstreue uns bald mit Nachrichten von Deinem Wohlergehen, am liebsten aber mit Deiner Ankunft.

Lebe wohl, mein guter alter Freund! Bleibe mir gut und laß Dich bald pensioniren!
 Enge, bei Zürich, 26. April 1851. Dein Richard Wagner.

Gott! wenn ich nun den lieben ehrlichen Dittmarsch noch einmal wiederssehen sollte: ich dünkte, Du grüßtest ihn nicht von mir. Von Ed. Devrient erfähr' ich aber gern einmal etwas. — Lüttichau gieb einen recht herzlichen Kuß von mir; Keißigern aber schließe für mich an Dein Herz!

XI.

Allerbesten Bruder Fischer! Schnell heute vor Postschluß noch ein paar Zeilen mit einer dringenden Bitte! —

Man verlangt den Tannhäuser von mir: — laß Dir doch sogleich aus der Expedition die Theaterpartitur des Tannhäuser geben und gieb sie schnell einem guten Abschreiber, damit er mir den neuen Schluß des dritten Actes copire, und zwar so schnell wie möglich! — Dann laß Dir von Föhnel meine Musikalien herausgeben, nimm davon zwei Exemplare der Tannhäuser-Partitur, packe sie ein, und schide sie — mit dem copirten neuen Schlusse — per Fahrpost (natürlich auf meine Kosten) mir hierher. — Von dem Schlusse könntest Du dann noch eine zweite Abschrift machen lassen, die Du mir später ebenfalls zuschicken möchtest. — Wenn Föhnel die Sachen herausgiebt — und Du willst Dich damit belasten — so nimm Alles zu Dir, oder mach damit, was Du Lust hast! — So viel heute in Eile. —

Wie mich Dein Brief (durch Uhlig) gefreut hat, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen! — Du sollst eine Antwort darauf bekommen, das verspreche ich Dir! — Grüße auch Tschasched, der mich auch herzlich erfreut hat: — auch er bekommt nächstens Antwort. — Lebe wohl für heute und sei mir nicht böse, daß ich Dir solche Mühe mache!

Enge bei Zürich, 11. Juli 1851.

Dein Richard Wagner.

XII.

Liebster Bruder Fischer! Abermals eine telegraphische Depesche! Sei nicht böse! — In Brüssel wollen sie [mit Teufelskraft meinen Lohengrin übersetzen und aufführen. Alle Vorfrage wird meinerseits getroffen, daß kein Unsinn daraus entsteht. Nun brauche ich so schnell wie möglich eine Partitur. Also, sei so gut: gehe mit dem beiliegenden formellen Briefe an Dich zu Lüttichau, zeige die dafür berechneten Zeilen an diesen vor und ersuche ihn in meinem Namen, Dir die Partitur von Lohengrin unter den dort angegebenen Bedingungen auszuhandigen. Lüttichau hatte von Uhlig — als dieser schon einmal um die Partitur bat, etwas Schriftliches für sich von mir verlangt. Gieb ihm zu verstehen, daß ich Dir angedeutet habe, wie ich unmöglich

*) Mefer, Hofmusikalienhändler und Verleger des Rienzi, Fliegenden Holländers, und des Tannhäuser. Seine Firma ging später in den Besitz von A. Fürstner in Berlin über.

glaube, daß L. von mir an sich selbst einen Brief verlange, da er so gut wie ich das Peinliche davon fühlen müßte. Melde mir sodann den Erfolg Deiner Bemühung, damit wir weiter verfahren können. Läßt Dir Lüttichau die Partitur ein für alle Mal für die 36 Thaler Kopierkosten ab, so könntest Du sie sogleich (natürlich unfrankirt) unter folgender Adresse abschicken. (Halt, nein! melde mir es nur und warte meine weitere Weisung ab!) Das Geld sollst Du von Frau Ritter, Waisenhausstraße Nr. 4 erhalten. Gibst L. die Partitur nicht ganz her, und leiht er sie nur zu einer Abschrift, so laß diese Abschrift so schnell wie möglich von Wölfel besorgen. (Bei dem Gelde bleibt es dann ebenso!) —

Wegen Lammhäuser hat Deine Bedenklichkeit wieder einmal ganz recht gehabt. Verstehst sich muß die Einleitung des 3. Actes auch nach der Aenderung kopirt werden; willst Du außerdem die Striche und Kürzungen mit Bleistift anzeigen, so wirst Du mich dadurch sehr verbinden.

— Gott! es wartet hier Einer auf mich; also kurz! Sei mir nicht böß, daß ich Dich so scheere! Grüße Heine's hunderttausendmal — sei schönsten bedankt für Deine brüderliche Sorge und leb für heut wohl!

Dein

Engel bei Zürich, 22. Juli 51.

Richard Wagner.

(In meinem officiellen Briefe an Dich behandle ich Dich nach altem Herkommen: ich dachte, es würde Dir so recht sein!)

XIII.

(Einlage zum vorigen Briefe.)

Becherster Freund! Man verlangt von mir die Partitur meiner Oper Lohengrin. Ich besitze davon nur meine Original-Partitur und eine Kopie davon würde mich hier sehr theuer zu stehen kommen, außerdem nur schlecht und langsam ausfallen. Herr von Lüttichau besitzt nun ein kopirtes Exemplar dieser Partitur, für welches er mir seiner Zeit die Auslage für die Kopie mit 36 Thalern zustellen ließ. Wie ich bereits in Erfahrung brachte, ist auch Ec. Excellenz nicht gesonnen, dieses Exemplar als etwaiges Pfand für das, was ich leider der Königlichen Hoftheaterkasse schulde, zu behalten, sondern gegen Zurückstattung jener Kopierauslagen, würde er es mir als mein Eigenthum wieder zustellen wollen, sobald er vollkommen darüber versichert sei, daß es auf meinen Wunsch von mir oder in meinem Auftrage verwendet würde. Ich nehme nun an, daß die Vorzeigung dieses Briefes an Ec. Excellenz über diesen Punkt versichern werde und ersuche Sie daher mit demselben zu Herrn von Lüttichau sich zu verfügen um in meinem Namen und auf meine Bitte, vermöge der Zurückzahlung der 36 Thaler, zum Wiederbesitze der Partitur zu gelangen, woran mir allerdings viel gelegen ist.

Ich bitte Sie um baldige Nachricht hierüber und verbleibe dankbarlichst
Ihr aufrichtig ergebener

Engel bei Zürich, 22. Juli 1851.

Richard Wagner.

XIV.

O Du allervortrefflichster Mensch, Mann, Bruder, Freund, Chordirector und Notenabschreiber!*)

Soeben erst habe ich erschen, was Du mir für eine Arbeit gemacht hast — und zwar ohne mir nur ein Wort davon zu sagen! Erst jetzt nämlich hatte ich Ver-

*) Der nachfolgende Brief ist ohne Datum, doch stammt er zweifellos aus dem Sommer 1851, da Wagner zu dieser Zeit die Kaltwasserheilanstalt Altsbrunn besucht hat.

anlassung das Packet, das mir Heine in Deinem Auftrage vor einiger Zeit zuschickte, zu öffnen, und als ich nun die Partitur durchsehe, erkenne ich zu meinem gerührtesten Erstaunen, das Vater-Bruder Fischer selbst und eigenhändig die Kopistereien vorgenommen und ausgeführt hat, die ich von irgend einem „Wölfel“ besorgt glaubte und für deren Anfertigung ich auf eine Rechnung gefaßt war, die ich nun am Ende gar von Wilhelm Fischer sen. verlangen soll. Nein, Du bist doch ein Mensch! — Was soll ich nun sagen? Dir eine solche Mühe zu geben! Es ist wirklich mehr als rührend! — Nun — für jetzt: Schön Dank! Kann ich — so geschieht einmal mehr oder was anderes! Warum ich Dich damals um die Beforgung der Tannhäuserpartituren bat, war deswegen, weil der jetzige Kapellmeister von Frankfurt G. Schmid (d. i. Prinz Eugen) — im Geleite eines Directionsbriefes — an mich sich wandte, und die Oper für Frankfurt haben wollte. Ich antwortete ihm, daß ich allerdings keinen Grund hätte, die Aufführung meiner Oper zu verwehren, außer da, wo ich die Bedingungen für eine verständliche, gute Aufführung weder im Kunstpersonale noch im Geschmade des Publikums vorhanden sähe: ich hätte nicht Lust, mich verhöhnen zu lassen, und dazu schein mir auf der andern Seite Frankfurt gemacht. Er sollte mir daher — die Hand aufs Herz — die Frage beantworten, ob er sich fähig fühle, die Sänger zu dem Ernste anzubalten, den diese Aufgabe erfordere, und wiederum auf das Publikum so zu wirken, daß diese ernstliche Mühe belohnt werde? Eine Partitur wollte ich bereit halten. Die Antwort ist mir Prinz Eugen schuldig geblieben, — und die Partituren blieben unausgepackt.*) — Kürzlich wandte sich aber das Schweriner Hoftheater an mich; ich sann nach, wem es dort heigelommen sein müßte, auf den Tannhäuser zu versallen; da fiel mir ein, daß Roedels Schwester, die Frau Moriz in Schwerin ist; diese ist eine sehr geistvolle Sängerin und Darstellerin und hat jedwedenfalls die Aufführung des Tannhäuser, den sie kennt, angeregt; dies freute mich, und gab mir eine gewisse Garantie. Ich sagte zu, und erhielt 20 Louisd'or: da machte ich das Packet auf. — In Leipzig wollen sie den Lohengrin aufführen; ich werde sehen, ob sie dort darauf eingehen, zuerst den „Holländer“ — dann den „Tannhäuser“ und dann erst den „Lohengrin“ zu geben; denn nur so können die Leute allmählig mit mir vertraut werden und mich verstehen lernen. Mit Dresden mag ich nichts zu thun haben; erstlich habt Ihr dort keinen Dirigenten, der dazu den nöthigen Geist und guten Willen hat, zweitens keine Sängerinnen, wie ich sie brauche, und drittens — kann und mag ich mit dem ganzen Dresdener Directorium von A bis Z nichts mehr zu thun haben. Wie stand es damals mit Herrn von Lüttichau, als ich noch da war, der ich diese Oper eigens für Dresden und den damaligen Bestand des Personals geschrieben hatte? Damals hielt es dieser wohlmeinende Mann für gut, mich etwas zu dicaniren: schon waren dem jungen Heine die Bestellungen für die Decorationen zugegangen, als es ihm plötzlich einfiel, Alles wieder abzubestellen. Ich habe damals geschwiegen: aber Ihr wußtet nicht, wie schmähslich es mich damals niederdrückte, mich in meinen Kunstbestrebungen von Verhältnissen und von einem Manne so abhängig zu wissen, daß ich nur als Heuchler und Speichellecker Fortkommen für meine Kunst hätte ersehen können. Pfui! wer Ehre im Leibe hat, macht sich da fort. Nun, das sind alte vergangene Geschichten; sie sind mir gleichgiltig geworden und Lüttichau hat neuerdings jedenfals genügende Absolution erhalten, er hat ja jetzt den Pabst**) (oder gar zwei Pabste) bei sich. —

Mein lieber, alter Freund! Es geht nun einmal mit mir anders, als Ihr es so

*) Der Tannhäuser gelangte erst 1853 in Frankfurt a. M. zur Aufführung, fand aber, wie Wagner zwei Jahre früher schon erwartet hatte, keinen günstigen Boden, da er die Concurrenz mit Flotows „Indra“ nicht siegreich zu bestehen vermochte.

***) Der kürzlich verstorbene Hofrath Julius Pabst, Sekretär der Generalintendantz.

der Gewohnheit nach denkt; an mir sollt Ihr eben eine neue Erfahrung machen, dafür schafft Gott junges Blut in der Welt. Mich sollen Sie nicht in den Sumpf des alten Herkommens und der herkömmlichen Gemeinheit herabziehen. Viele Aufschlüsse über mich und den Zusammenhang meiner Kunst mit meinem Leben wird Dir eine sehr ausführliche Mittheilung geben, die ich als Vorwort meinen ältern drei Operndichtungen voranschicke, welche nächstens bei Härtels erscheinen werden. Ich bin von Deiner Liebe für mich überzeugt, es wird Dich das sehr interessieren. „Oper und Drama“ erscheint nun auch bald bei F. F. Weber. — Jetzt habe ich einen „jungen Siegfried“ (heiteren Inhaltes) gedichtet und will mich nun an die Komposition machen. Zuvor aber bin ich entschlossen, mich vollkommen gesund zu machen, damit ich auch eine recht gesunde Musik schreibe. Ich gehe zu diesem Zwecke am 15. dieses Monats in eine nahegelegene Wasserheilanstalt; dort will ich mir meinen Unterleib reinwaschen, wie ich mir jetzt mit meinen schriftstellerischen Arbeiten den Kopf reingewaschen habe.

Für die Fälle, daß ich doch wieder eine Lannhäuserpartitur gebrauchen sollte, habe ich nun Uhlrig beauftragt, sich ein Duzend Exemplare von Meier geben zu lassen. Laß Du also die Schreiberei u. s. w. künftig nur von dem besorgen; er ist tüchtig, viel jünger wie Du, und kann eine Scheererei eher vertragen. Dir aber, mein lieber Alter, wünsche ich, Du hättest seit lange schon die Wasserkur gebraucht, Du hättest dann nicht nöthig gehabt, Dich von Neuem wieder durch Karlsbad zu ruiniren, denn helfen thun diese Mineralbäder nicht; sie schwächen nur immer mehr. Bei Deiner so starken und kräftigen Constitution bin ich überzeugt, daß auch jetzt noch eine Wasserkur Dich von Deinem Uebel befreien wird, mindestens — daß Du dabei gesunder statt kränker wirst. Höre meinen Rath! laß Dich pensioniren, komme hierher und gebrauche im Angesicht und in der Luft der herrlichen Alpen Wasser! Ist denn bei Euch noch Ehre, Freude und Genuß zu holen? Und wie lange denkt Ihr denn, daß es bei Euch noch fortgehen wird? Wahrlich, ich kümmere mich nicht um Politik; aber das sieht doch ein Blinder — wenn er nicht gerade ganz darin steckt — daß das ein Ende mit Schrecken nehmen muß!

(Peps* genießt es eben!) —

Nun sei mir jetzt auch nicht böse, daß ich Dir die Freude, die Dir gewiß der Lohengrin in Dresden gemacht haben würde, verderben mußte. Bedenke aber, daß mir Nichts mehr Freude machen kann, als was ächt ist; der ganze Entschluß Lüttichau's ist nicht ächt; es ist ein Gemisch von tausenderlei „Ich wünschte“ und „Ich wollte“, nicht aber der feste Wille eines Mannes, der da weiß, was er will und wem es gilt. Oder ist etwa Reißiger's Wunsch, meine Oper aufzuführen, ächt? Geh mir doch mit all den L, L und Mantelträgern: mir sollen sie keine Stunde mehr vergällen. —

Wenn ich jetzt noch annehme, ganz gesund werden zu können, so lebe ich jetzt so angenehm, als es nur irgend bei meiner Lage und bei meiner Stellung zu unserer heutigen Kunstwelt möglich ist: ich lebe im Schutze wirklicher und ächter Liebe von Menschen, die mich so kennen, wie ich bin und mich nicht um ein Haar anders haben wollen. Ich bin nur zu beneiden. —

Nun noch Eines! Ich wollte zugleich mit an Heine schreiben. Da ich seinen Brief (den durch die Clber ti); welcher ausführlicheres enthalten sollte, gar nicht bekommen habe, könnte ich in der Hauptsache, d. h. in den Mittheilungen über mich, ihm durchaus nichts anderes schreiben, als was ich soeben Dir geschrieben habe. Um nun das Duplum zu ersparen, wär'st Du da nicht so gut, diesen Brief, mit den beiliegenden Zeilen an Heine, diesem zur Durchsicht zuzuschicken?

Wach' mir doch die Freude, mir recht bald wieder zu schreiben: Du glaubst nicht, wie sehr ich mich an Deiner treuen und innigen Freundschaft erbaue! Minna grüßt

*) Wagners Papagei.

mit mir herzlichst Dich und Deine Tochter. Lebe Du wohl, werde gesund und gedenke meiner immer mit Liebe.
Dein Richard Wagner.

Wenn Du mir erst in einiger Zeit schreibst, so ist meine Adresse: Albisbrunn bei Hausen im Kanton Zürich.

XV.

Mein lieber Freund und Bruder! Ich muß Dir nun noch meinen herzlichsten Dank sagen für den abermaligen Freundschaftsdienst, den Du mir zuletzt durch die Besorgung der Stimmen zum flieg. Holländer erwiesen. Die Stimmen und die Partitur sind, wie mich der Director Löwe versichert hat, wieder unter Deiner Adresse nach Dresden unterwegs, und zwar durch Eilfracht, wozu ich selbst gerathen, da einerseits das Paket nicht bis Dresden zu frankiren war, andererseits — meines Wissens — mit der Zeit es auch nicht so sehr drängte. Ihr werdet die Stimmen wahrscheinlich dort nie wieder gebrauchen, und somit die Schuld, die mir Dresden auf diese Oper zu zahlen hat, wohl nie abtragen: denn jetzt mehr als je erkannte ich, welche schlechte Aufführung gerade von diesem meinem Werke Dresden geliefert hat, indem ich — ohne alle Illusion — erkennen mußte, daß z. B. auf dem hiesigen Winkeltheater eine durchaus gelungene und deshalb wirksame Aufführung zu Stande zu bringen war. Wenn ich daran denke, was der phantastische Dresdener Maschinist Hänel auf seiner herrlichen Bühne für eine grenzenlos unbeholfene und leberne Vorstellung vom fliegenden Holländer damals zu Tage förderte, so faßt mich jetzt nachträglich noch Ingrim. Herrn Wächters und Nisse's geniale und energische Leistungen sind mir auch noch im getreuen Gedächtnisse! Daß mir es bei meiner 64jährigen königlichen Kapellmeisterschaft nicht gelingen wollte, diese Oper (mit Mitterwurzer u. s. w.) wieder heraus und zu Ehren zu bringen, wird auch nur der begreifen können, der sich überhaupt von einem Dresdener Hoftheater einen Begriff machen kann.

Um so mehr, ich muß es offen gestehen, hat mich die hiesige Winkelaufführung gefreut. Allerdings hatte ich sie einzig und allein einigen meiner hiesigen Freunde zu lieb, die gern einen Begriff von einer Oper von mir bekommen wollten, unternommen; daß mir dabei Publikum und Erfolg zc. höchst gleichgiltig war, versteht sich von selbst, da es mir eben nur daran lag, die Sache selbst so verständlich wie möglich an's Licht zu bringen. Nun mir nicht nur dies gelungen ist, sondern ich auch den ungemein starken Eindruck sehe, den die Aufführung selbst auf die Masse des Publikums gemacht, bereue ich aber mein Unternehmen gar nicht. Ich hatte hier volle Gewalt über die Sänger, die ich (zumal den Darsteller der Hauptrolle, Baritonisten Pichon) so aus sich herausbrachte, daß sie nicht nur das Publikum durch die Neuheit ihrer Leistungen in Erstaunen setzten, sondern selbst auch mich oft lebhaft befriedigten. Die Scenerie war natürlich dürftig, grob und klein, aber doch war durch meine Fürsorge Alles vollständig angedeutet und dem Zwecke entsprechend hergerichtet, so daß diese Vorstellung recht gut als Modell für die großen Bühnen gelten könnte, die eben nur Alles feiner und reichlicher anzuführen hätten. Das Orchester war verstärkt und recht gut, oft ganz vortrefflich. Der Chor, bei dem alle stimmbegabten Schauspieler und nicht beschäftigten Sänger mitwirkten, war lebhaft und frisch. Dein Nefse gab den Daland — und zwar recht tüchtig.

Trotzdem ich nun das Unglück hatte, daß in der ersten Vorstellung vom Anfang an der Hauptsänger heiser wurde, hatte die Oper doch einen solchen Erfolg, daß sie Abonnement suspendu und bei noch nicht dagewesenen erhöhten Preisen in 8 Tagen 4mal hinter einander bei vollem Hause gegeben wurde. Der Director war nun darüber unglücklich, daß er bereits die Wagen zur Abreise seiner Truppe nach Genf gemiethet hatte, weil er nun rechnen konnte, in den nächsten 8 Tagen die Oper noch 4mal mit ganz demselben Erfolge zu geben.

Mich hat die mißliche Arbeit allerdings furchtbar angegriffen, denn natürlich war nur durch die entschlichsten Proben dies Resultat zu ermöglichen. Doch denke ich mich nun wieder zu erholen und mit Nächstem an meine neue Arbeit zu gehen. — Soviel also von dieser Angelegenheit! —

Jetzt bitte ich Dich doch recht sehr, mir von Heines Nachricht zu geben. Ich höre, Heine ist auf seiner Pensionirung bestanden und kehrt wieder nach Dresden zurück? Möchte er doch wieder einmal schreiben, um mir von sich, den Seinigen und namentlich von Wilhelm Nachricht zu geben. Was ich Dir von mir hier meldete, daß theilst Du ihm Alles wohl mit; ich lasse ihn auf das Allerherzlichste grüßen; möge er mich immer in gutem Andenken behalten!

In Bezug auf Dich bleibt es schon noch dabei, daß ich Dich bald in der Schweiz erwarte: ein Männerchor von mindestens 2000 Mann wird Dir hoffentlich für Deine Wirksamkeit genügen und den kann ich Dir hier verschaffen. Mit diesem Liedchen will ich für diesmal schließen und zwar unter den allerhöchsten Glückwünschen von Minna und mir! Habe Dank für alle Freundschaft und bleibe immer gut

Zürich, 9. März 52.

Deinem R. W.

P. S. Dein Wilhelm hat in Kassel getannhäusert? Wenn's nur gut ausgefallen ist? Dem alten Epöhr traue ich die Direction der Ouverture zu L. gerade nicht mehr zu: hoffentlich hat ihm W. geholfen.

XVI.

Thuerster Bruder Fischer! Im alten Jahre habe ich Dir durch Heine noch ein paar Hundstoden gesandt, im neuen muß ich Dich heute dagegen cajoliren, damit Du mir einen Gefallen thust. — Du weißt von Uhlig's*) Krankheit und kannst Dir wohl denken, wie es mich peinigt, ihn jetzt mit Aufträgen zu beschweren. Nun ist aber eine garstige Confusion vorgefallen; in Breslau und Schwerin wartet man mit Schmerzen auf die eingerichtete Partitur des fliegenden Holländers; zu dieser „Einrichtung“ waren zwei Musterpartituren nöthig, nach welchen — von der einen die Ouvertüre und der Instrumentalschluß des letzten Actes, von der andern die gesammte übrige Instrumentation — die neuen Partituren hergerichtet werden sollen. Die beiden Partituren lagen bisher in Weimar, damit die dortige Partitur nach ihnen eingerichtet würde; als sie Uhlig verlangte, wurde dort getrübelt, und vor einigen Tagen meldete mir erst Liszt, daß sie abgehen würden. Ich nehme nun allerdings an, daß sie in Dresden angekommen sind: daß aber die zwei nöthigen Exemplare (für Breslau und Schwerin) schneller hergerichtet werden könnten, fällt mir ein, daß ich ja dem Dresdener Hoftheater — gratis und aus freien Stücken — eine von meiner eigenen Handschrift eingerichtete Partitur (seiner Zeit, als die Oper einmal einstudirt werden sollte) zugestellt habe. Aus dieser Partitur habe ich vorige Ostern hier in Zürich die Oper dirigirt; ein Recht auf sie besitzt das Dresdener Hoftheater gar nicht, da es schon eine ältere Partitur der Oper besitzt; das neue Exemplar ward von mir lediglich zu dem Zweck auf die Expedition gegeben, daß die Stimmen darnach hergerichtet würden; außerdem habe ich es keineswegs der Direction in Besitz gegeben. (Etwas anderes wäre, man wollte die Oper in Dresden geben; dann würde ich sagen: „Nicht nach dieser Partitur die alte Dresdener ein!“) Also — diese zweite Partitur gehört mir und ich bitte Dich, mein Anrecht klar zu machen und sie zurückzufordern; so Gott will, soll auch diese Oper weiter gegeben werden und da ich nicht viele Exemplare der Partitur besitze, so hat der Zurückhalt besondern Werth. Diese Partitur könnte nun Uhlig an sich behalten als ferner dienende Musterpartitur, wogegen er das eine eingerichtete Exemplar (was wir von Leipzig zurück erhielten) jetzt sogleich nach Breslau versandt

*) Vgl. Sächf. Kammermusiker, Freund Wagners und Verfasser des Clavier-Auszuges zum „Lohengrin“.

werden könnte. Somit wäre dann schnell — nach der von Dresden zurückgeforderten — nur noch für Schwerin schnell ein Exemplar herzurichten. Für beide — für Breslau und Schwerin — wäre nur noch dies Eine nachzuholen, nämlich, daß die Ouverture und der Instrumentalschluß des dritten Actes nach der Partitur noch besonders eingerichtet würde, die ich vor'm Jahre Uhlig von Zürich aus zuschickte. (Diese Aenderung ist nämlich weder in der zweiten Dresbener noch in der Leipziger Partitur enthalten). — Ein correctes Mustere Exemplar, sowie ein vorräthiges Theaterexemplar müßten sodann gleich hergerichtet werden. —

NB. Macht Lüttichau wegen der Herausgabe der Partitur Umstände, so möge sie einstweilen nur geliehen werden; ist Alles besorgt, so soll dann die alte Theaterpartitur auf meine Kosten auch hergerichtet werden; mehr kann er doch nicht verlangen.

Sel doch so gut, alter Sünder! besorge das mir 40jährigem L... jungen! Uhlig kann ich jetzt Nichts zumuthen! — Bald erfahrt Ihr Weiteres von mir. Hast Du's neue Jahr gut angetreten? Viel Glück und Gesundheit wünscht Dein unkluger und unpolitischer Freund

Zürich, 1. Januar 1853.

Richard Wagner.

XVII.

Lieber Fischer! Ich dachte wirklich, Du könntest einmal einen Puff leichter vertragen, als es nach Deiner empfindlichen Rückäußerung nun den Anschein hat. Es thut mir leid, daß Du die Paar Worte an Heine beleidigender aufgenommen hast, als sie gemeint waren. Daß wir nicht in Allem eines Sinnes sein können, leuchtet wohl ein: und daß Du mich mit meiner Absicht bei der Anleitung zum Tamphäuser nicht verstandest, mußte mir allerdings daraus klar werden, daß Du sie im Ganzen für einen dummen Streich ansahst. Aber — was macht das aus? Sehr recht hast Du — ein einziges Gespräch würde uns besser auch über solche Dinge zur Verständigung bringen, als unsere gelegentliche Schreiberei! Ueber die Hauptsache bleibt doch auch zwischen uns kein Zweifel! Also — Vergebung! —

Unter dem schmerzlichen Eindrucke der Nachricht von Uhlig's Tode mag ich Dir heute nichts weiter melden, als was ich eben aus Geschäfts-Rücksichten muß.

Meine Zeilen vom 2. Januar wirst Du erhalten haben und dadurch wird Dir die Partiturenangelegenheit wohl bereits vollkommen klar geworden sein. — Sogleich schreibe ich noch an Liszt wegen der zweiten Partitur, in welcher ich vor'm Jahre die Ouverture (namentlich den Schlußsatz) und dementsprechend den Schluß des letzten Finales bedeutend umgebildet habe. Einstweilen wäre es gut, nachzusehen, ob diese Partitur nicht etwa bei Uhlig sich noch befindet. Außerdem will ich heute die hiesige (Theater) Partitur mir kommen lassen — ist die Aenderung hier richtig eingetragener, so schicke ich dieses hiesige Exemplar noch heute mit Post an Dich ab, damit — wenn das in Weimar vermuthete (dort jedenfalls vertrödelte) Exemplar nicht noch nachkommt, die Ouverture und der Schluß des letzten Actes nach dieser Partitur noch nachgeholt werden könne. Da Breslau eben schon sehr lange wartet, so rathe ich Dir, sobald im Uebrigen eine Partitur eingerichtet ist, diese sogleich abzuschicken, und dabei zu melden, man möge immer alle Stimmen darnach ausschreiben lassen, bis auf die Ouverture und das Instrumental-Nachspiel des letzten Finales (von Seite 409 an). Dies Beides schneide aus der Partitur aus und schicke es dann nach, sobald es corrigirt ist. Auch Schwerin muß aber sehr eilig bedient werden; — Der L... hat mir eine gräßliche Konfusion verursacht!! —

Des Weiteren!! Willst Du meine sämtlichen Sachen, die jetzt noch in Uhligs Hause liegen, zu Dir nehmen und etwaige Aufträge — wegen Einrichtung und Absendung von Partituren für mich übernehmen, so könnte mir allerdings nichts lieber sein. Damals wollte ich Dich damit verschonen — du lieber Gott!! — —

Mit dem Partituren-Verlangen wird's ja wohl nur noch ein Jahr dauern — da der Lohengrin durch Härtele's bezogen wird.

Willst Du also, so nimm im Voraus meinen besten Dank und meinen Glückwunsch zu Deiner Rüstigkeit. — Bald schreibe ich Dir mehr! Heute — —

Minna grüßt herzlich! Grüße auch Heines beide von uns. Leb wohl und — nichts für ungut!! Dein

Zürich, 8. Jan. 53.

Richard Wagner.

XVIII.

Lieber Alter! Ich wollte Dir eben schon schreiben, als ich noch aus Kassel eine Nachricht bekam, die meinen Grund zum Schreiben verdoppelt. Also — Wilhelm*) hat es wirklich durchgesetzt, daß von dort aus soeben die officielle Bestellung der Partitur des Tannhäuser an mich gelangt. (Vermuthlich hat auch der neuliche Erfolg der Oper in Frankfurt mitgeholfen!) Nun muß ich Dich bitten, schleunigst eine vollständig eingerichtete Partitur des Tannhäuser an die Kasseler Hoftheater-Intendanz abgehen zu lassen. Ein eingerichtetes Exemplar wird wohl jedenfalls noch vorrätzig sein — sieh nur bei Uhligs Wittve nach — falls Du nicht Alles schon bei Dir hast. Nun wirst Du ein gutes Gesicht machen!! — ich bitte Dich nämlich, der Partitur auch fünf Exemplare der „Anleitung zur Aufführung“ (Broschüre) beizulegen: sie sollen an die vier Hauptdarsteller und den Regisseur vertheilt werden. (Ich habe mich — unter uns gesagt — nie darauf gefast gemacht, daß diese Anleitung buchstäblich befolgt werde: theils aber war und ist es mir Bedürfnis, bei solchen Gelegenheiten meine volle Meinung auszusprechen; theils aber weiß ich, daß die Leute wenigstens hierdurch einen Schreck bekommen, daß sie aus ihrem gewöhnlichen Schlandrian so weit herausgerissen werden, als es doch bis jetzt bei allen neueren Aufführungen des Tannhäuser — sehr zum Vortheil desselben — der Fall war.)

Melde doch auch — sei so gut — Mefer**) etwas von dieser neuen Bestellung; es ist von wegen der Textbücher! — —

Sehr danke ich Dir für die Besorgung der Holländer-Partituren. Ich bitte Dich nur noch in Bezug hierauf, schnell noch eine Muster-Partitur (worin Alles vollständig ist) anfertigen zu lassen und mir die Partitur, die ich Dir kürzlich von hier aus direct zuschickte, wieder zurückzusenden, da sie nicht mir, sondern dem hiesigen Theaterdirector Löwe gehört. Lieb wäre mir's zu wissen, wie viel Partituren vom fliegenden Holländer Du dann überhaupt noch vorrätzig behältst.

— A propos! Wilhelm schreibt mir, daß er von Dir bereits das Dresdener Scenarium verlangt habe: Du bist also wohl so gut, die Zeichnungen zc. zu besorgen? Vermuthlich wirst Du wieder eingerichtete Tannhäuser-Partituren vorrätzig halten müssen: Uhlig hielt immer darauf, daß zwei bereit lagen. Die Auslagen berechnete er mir halbjährlich. Sage mir doch nun, wie Du es im letzten Punkte halten willst oder kannst? Gewiß wird Dir's lieber sein, wenn ich Dir etwas zur Auslage zustelle? Antworte mir hierauf doch recht ungenirt! —

Kriete***) schrieb mir kürzlich: grüße ihn doch vorläufig schönstens von mir und sage ihm meinen Dank für seinen Brief. Ferner melde ihm, daß ich in meiner Dresdener Verschuldungsangelegenheit nächstens mich ausführlich an einen Advocaten (ich denke: Schirmer) wenden würde, um von ihm — im Interesse meiner Gläubiger — daß

*) Fischer's Sohn, der als Musikdirector auf Wagners Empfehlung am Kasseler Hoftheater angestellt worden war.

**) Der Commissionsverleger des Rienzi, Fliegenden Holländer und Tannhäuser in Dresden.

***) Kgl. Sächf. Kammermusiker, damals mit Wagner befreundet.

Verlagsgeschäft meiner Opern genau überwachen zu lassen. Bereits hatte ich Uhlig wiederholt gebeten, Schirmer zu beauftragen, daß er meine Gläubiger zusammenriefe, um sich von Ihnen das Mandat zustellen zu lassen, das Geschäft in ihrem Interesse zu inspiciren. Ich fürchte aber, es ist hier nie mit rechter Energie angegriffen worden. Mejer hat es allerdings bisher schlimm gehabt, denn er hat vorläufig aus eigener schmaler Tasche die Kosten zum Weitervertrieb allein stellen müssen. Jetzt wäre es räthlich, wenn das Geschäft von meinen Gläubigern und durch einen Bevollmächtigten selbst in die Hände genommen und — geleitet würde. Denn ich darf jetzt wohl der Ueberzeugung leben, daß mit der Zeit jener Verlag meine Gläubiger vollständig befriedigen wird. Business werde ich dann ersuchen, zu Gunsten Kriete's für's nächste noch zurückzutreten: er kann es am ersten? —

Leb wohl für heute. Habe herzlichen Dank! Grüße Heines von uns und bleibe gut Deinem

Zürich, 21. Januar 1853.

R. W.

Möglich, daß Du in diesen Tagen die Berliner Partitur von Tannhäuser zurück erhältst; ich habe sie nämlich zurückverlangt. Statt jetzt spätestens endlich an meine Oper zu gehen, studiren sie jetzt dort Feensee und Indra von Flotow: das ist — geradezu unverschämt. Am liebsten breche ich jetzt ganz mit dort ab; dann nämlich steht es fest, daß Liszt durch den Prinzen von Preußen den Auftrag erhält, nächsten Winter Tannhäuser und Lohengrin in Berlin aufzuführen. Das zur Beruhigung für Heine!!

XIX.

Lieber Alter! Einen Auftrag — (nicht eine Bitte, weil Du diese am Ende mir nicht erfüllen würdest — wogegen ich annehme, daß Du — als mein wohlbestallter Geschäftsführer — meinem „Auftrage“ Dich fügest!)

Also! —

Wenn Du bis heute Abend die Partitur des Tannhäuser aus Berlin noch nicht zurückerhalten hast, so

beauftragt ich Dich,

sogleich an die General-Intendantur der königlichen Schauspiele in Berlin zu schreiben, und ihr zu melden, daß Du von ihr schleunigst die Rücksendung der besagten Partitur zu erbitten habest, da meinerseits bereits weiter darüber verfügt sei.

Hoffentlich hast Du sie aber schon: — denn daß sie den Tannhäuser in Berlin jedenfalls gar nicht gegeben hätten, weiß ich jetzt ganz bestimmt.

Dies Alles wird aber — vermuthlich — sehr zum Guten ausschlagen, verlass Du (und Heine) Dich nur so auf Liszt, wie ich es thue.

Adieu für heute, guter Geschäftsführer! Bald mehr von Deinem gottlosen

Zürich, 29. Januar 53.

R. Wagner.

XX.

Lieber Bruder! (Eilig!) Genée in Danzig will den Tannhäuser; ich habe 30 Louisdor gefordert, und ihn an Dich wegen der Bestellung gewiesen. Schreibt er Dir, Du sollst's schicken, so nimm das zugestandene Honorar als **Postvorschuß** auf das Buch und die Partitur — nebst vier Exemplaren der Anleitung. — Von dem Gelde behalte soviel für Dich, als Du zu Vorschüssen nöthig zu haben glaubst; das andere gib meiner Schwiegermutter Planer (Herzogin-Garten Nr. 7.)

Adieu! Bald mehr und viel von Deinem heillos dankbaren

Zürich, 24. Februar 1853.

Richard Wagner.

Wenn Du einen Bestellzettel mit Postschein über 10 Louisdor aus Freiburg bekommst, so sende sogleich eine Tannhäuser-Partitur ab!

XXI.

Aber sage einmal, lieber alter Freund und Bruder, was muß ich von Dir erleben? Wohl wunderte ich mich, bereits so lange keine Nachricht von Dir erhalten zu haben, wie aber erschrede ich nun auf einmal, einen Brief aus Dresden zu bekommen, worin mir unter Anderm gemeldet wird, auf eine Nachfrage bei Dir nach mir habest Du erwidert, ich (und Heine) gingen Dich nichts mehr an! — Sage mir um Alles in der Welt, ist denn nun wieder etwas vorgefallen? Seit unserm letzten Rencontre hatten wir uns doch — dünkte ich — ganz gut wieder vertragen? Du hattest Deine Meinung geschrieben, ich die meinige; ich denke, Alles ist durchaus in Ordnung! Hast Du während dem nun ein Zerwürfniß mit Heine gehabt, das mich mitberührt? Sollte dies ernsthaft sein, so wäre das doch wirklich traurig! Ich weiß aber seit guter Zeit von Euch Beiden nichts mehr. So sag doch, was ist denn los? Du kannst doch nicht glauben, daß ich bei so 'was ruhig bliebe? Oder wie sollte es möglich sein, daß Du mir auf Deine alten Tage auf einmal noch ernstlich gram würdest? Ich kann es Dir nicht werden!

Also schreibe mir sogleich! Sonst kann ich Dir auch nicht länger mein Opernbeforgungsgeschäft auf dem Halse lassen. Willst Du Nichts mehr von mir wissen, so kann ich wenigstens nicht mehr als Last auf Dir liegen bleiben, und ein Anderer muß die Beforgungen übernehmen. — Aber — sollte es denn wirklich so ernstlich sein?? Ich kann's nicht glauben. Gewiß ist Dir eben grade einmal nur wieder eine Laus über die Leber gelaufen: Wie oft haben wir beide nicht schon solches Ungeziefer verspürt. Beruhige mich somit und laß mich nicht länger in der Ungewißheit.

Hertzliche Grüße von Minna. Dein Bild ist wohl erhalten und Du siehst darauf viel zu gemüthlich aus, als daß ich glauben sollte, Du würdest mein heiliegendes Bild in blinder Wuth (als Sommernachtsstraunlöwe) brillend zerreißen. Leb' wohl und mach's gut!

Zürich, 12. April 1853.

Dein R. W.

XXII.

Guter, lieber Freund! Ich bin Dir seit lange schon eine Antwort auf Deinen letzten Brief schuldig, den ich in der Wasserheilanstalt erhielt. In Bezug auf seinen Hauptinhalt wußte ich immer nicht recht, was ich Dir eigentlich antworten sollte. Du warfst mir mein Benehmen gegen die Dresdener Theaterdirection vor und bewiefest mir ausführlich, daß es unklug und undankbar sei, mich ihrem Willen, den Lohengrin zur Aufführung zu bringen, zu widersehen. Liebster Bruder, hast Du damit nicht das richtige Verhältniß dieser Angelegenheit eigentlich recht mißverstanden? — Ich höre, Lüttichau will meine Oper geben; da mir nun an der bloßen Geberei nichts liegt, sondern daran, daß sie gut gegeben wird, ergreife ich meine Maßregeln, um mir dies zu garantiren und zu verhüten, daß mein Werk unverständlich zum Vorschein kommt. Dabei setzte ich natürlich voraus, es liege der Direction wirklich daran, den Lohengrin zu geben; wäre dies der Fall gewesen, so würde sie mich zufrieden zu stellen gesucht haben, was ist statt dessen aber der Fall? — Sie denkt gar nicht ernstlich daran, die Oper überhaupt nur zu geben. Da hast Du die ganze Geschichte, und ich habe mich nur darin lächerlich gemacht, daß ich wirklich glaubte, es sei ihr Ernst damit. Hast Du jetzt noch etwas von einer Aufführung des Lohengrin in Dresden gehört? Gewiß nicht. Nun, zu was dann das Geschrei, als ob ich allein aus Eigensinn alles verhinderte, während Alles nur darauf brannte, das Werk in Angriff zu nehmen. Geh doch, und laß mich mit Deinem Dresdner Theatergesindel in Ruhe.

Daß Du aber es so schlau angefangen hast, eine Composition von mir wieder öffentlich vorführen zu dürfen, damit hast Du mich sehr gerührt, und aufrichtig danke ich Dir für diesen Beweis Deiner treuen Liebe! Mit der Zusendung des Zettels hast Du mir große Freude gemacht, — und — viel habe ich dabei lachen müssen. Hoffentlich hast Du aber an keinen weitem Erfolg dabei gedacht.

Siehst Du, in Schwerin haben sie nun doch meinen Tannhäuser gegeben, und zwar muß die Aufführung wirklich gut gewesen sein, ich begreife sonst nicht, daß der Erfolg so groß hätte sein können, von dem ich klare Beweise erhalte.

Im Uebrigen giebt auch dies mir keineswegs die Hoffnung ein, meine Opern würden sich nun verbreiten: ich weiß, dies sind nur ganz vereinzelt Erscheinungen, durch wenige einzelne Personen veranlaßt; unsere eigentliche Theatermesse bleibt absichtlich in ihrem lieben Dreck stecken und mit ihr habe ich daher gar nichts zu thun.

Hier plagt mich, wie Du schon weißt, der Theaterdirector Löwe um den fliegenden Holländer; der Mann ist zu allen Opfern bereit, will einen Münchener Decorationsmaler eigens dazu herkommen lassen, das Orchester verstärken u. s. w., dennoch suche ich's mir vom Halse zu halten, was mir bei dem Anbrängen meiner hiesigen Freunde immer schwerer wird. Glücklicherweise ist der junge Musikdirector Schneid wirklich ein recht tüchtiger Kerl, auf den ich mich für die Hauptmühe schon verlassen kann. So kommt es fast nur noch darauf an, daß wir die Orchesterstimmen geliehen bekommen, denn hier versteht man wohl, Stimmen abzuschreiben, nicht aber auszusprechen. An Lüttichau kann ich mich nicht wenden, das begreifst Du wohl; es käme daher darauf an, daß Du oder vielleicht auch Tichatschek die Stimmen für sich erbäte und die Garantie leiste; der Zweck könnte ja dahin angegeben werden, daß der Theaterdirector Löwe sich an Euch gewandt habe; auch wird dieser wieder dann gegen Euch die Garantie leisten. Sieh doch einmal, ob das geht!

Uhlrig hat jetzt noch Partituren von mir bekommen, die bei Brockhaus lagen; er soll mir für vorkommende Fälle Exemplare bereit halten, z. B. auch vom Holländer, von dem ich die Instrumentation etwas überarbeitet habe. Jetzt meint er, ob es nicht gescheuter sei, wenn er gleich alles, auch das bei Dir liegende, zu sich nähme, um so über meinen ganzen Nachlaß Buch und Rechnung zu halten? Da ich nun annehmen muß, daß die Beherbergung meiner Sachen eigentlich eine Beschwerde ist, keineswegs aber ein Vergnügen, so denke ich beinahe Dir einen Gefallen zu erweisen, wenn ich es Dir überlasse, Alles dem Uhlrig zuzustellen. Daß Du demohngachtet nach Belieben darüber verfügen kannst, versteht sich von selbst.

Uns geht es übrigens jetzt recht erträglich und wenn ich erst ganz gesund bin, was ich mit diesem Frühjahr zu erreichen hoffe, so kann ich mir, unter den jetzigen Umständen, gar keine bessere Existenz wünschen, als meine jetzige. Wie geht es Dir? Bist Du mir noch wegen der Lohengringesgeschichte böse? Herzlich grüßt Dich guter Freund meine Frau! Leb wohl und behalte uns lieb.

Dein R. W.

XXIII.

Lieber Bruder Fischer! Ich konnte Dir bisher nicht antworten, da die hiesige fliegende Holländergeschichte ungewiß blieb. Ich hoffte immer, die Sache mir noch ganz vom Halse zu halten und dazu war Aussicht da, als der Münchener Decorationsmaler, der die Oper für hier ausstatten sollte, erklärte, jetzt keine Zeit zu haben. Meine Freunde hierüber sollte aber bald getrübt werden, indem der hiesige Theaterdirector einen vagirenden Decorationsmaler und Maschinisten auftrieb, der ihm Skizzen liefern mußte, die allerdings von vielem Geschick zeugen. Da außerdem — und dies ist der Hauptgrund für mich, — meine hiesigen Freunde, nachdem ich ihnen noch die Tannhäuser-Ouvertüre (wirklich recht gut) zu Gehör gebracht habe, mich völlig bei der Kehle fassen, daß ich ihnen einmal eine Oper von mir vorführen soll, so habe ich nun leblich ja gesagt und kann nun nicht mehr zurück. In der zweiten Hälfte des April soll nun der fliegende Holländer herauskommen und jetzt habe ich Schande halber nur die Sorge, daß die Aufführung nicht schlecht wird. Die Sänger, die gerade zu dieser Oper nöthig sind, sind wirklich recht gut, nämlich die Sängerin und der Baritonist: was im Uebrigen nur herbeizuschaffen ist, wird geschehen. Also — nun muß ich Dich doch bitten, die Orchesterstimmen zu besorgen. Ich lege hier daher die gewünschten Zeilen an

Lichtschek für Lüttichau bei und bitte, doch jetzt die Uebersendung mit großer Eile zu betreiben!

Die Sing- und Chorstimmen sind bereits ausgeschrieben und es wird schon studirt: ich brauche daher bloß die Orchesterstimmen. Da es aber unmöglich sein wird, bis zum Beginn der Orchesterproben, deren ich sehr viele halten muß, die Stimmen schon abzuschreiben, so bitte ich Dich auch um die Doppelstimmen. 3 erste Violinen, 3 zweite, — 2 Bratschen, 3 Violoncell- und Bassstimmen, die Blasinstrumente alle.

Damit Du aber keine zu große Mühe hast, so rathe ich Dir, die Verpackung und Absendung durch Uhlig besorgen zu lassen: ich weiß, daß er einen großen Vorrath von Packleinwand hat. Jedenfalls aber muß das Packet nun — da es schon so spät geworden ist — durch die Post und nicht durch Fracht, direct abgehen und zwar unter der Adresse des Theaterdirectors Löwe in Zürich. Ich rechne somit, die Stimmen spätestens mit Ende dieses Monats hier zu haben.

Also — sei mir nicht böß um die Schererei!

Nun aber, wann kommst Du denn zu uns in die Schweiz? Meine Frau zählt mit mir sicher darauf, daß wir Dich noch einmal hier haben werden. Theile uns darüber Deinen Plan mit! Was wirst Du in Dresden noch für große Freuden erleben? — Bereits ist ein Neffe von Dir hier, und zwar als Komiker beim Theater: offen gesagt, den wünsche ich einem guten Theater; er ist vortrefflich und voller Talent und ein anderer Kerl als Euer gemeiner Panzwurst. . . Ich besuche oft das Theater, wenn er spielt. Melde das Deinem Bruder (die Familienähnlichkeit mit Dir hat uns schon sehr gerührt!).

Wenn mir doch Deine über seines Sohnes Schicksal wieder etwas mittheilen wollte: ich habe ihm gar nichts Interessantes zu melden, wohl aber er mir. Weißt Du etwas von seinem Wilhelm?

Adieu für heute, Du guter alter Freund! Verzeihe mir die bloßen Geschäftsbriefe!
Balb mehr von Deinem
Richard W.

XXIV.

Lieber Freund! Pade doch schnell ein Exemplar von der Overture zu Rienzi, die sich einzeln — in sehr eleganten Heften — unter meinem Dresdener Nachlaß befindet, ein, und schicke es an Herrn Musikdirector Ebde in Bern. Hoffentlich bist Du gut? Adieu!

Zürich, 14. April 1853.

Dein Richard W.

XXV.

Lieber Alter! Es thut mir leid, daß Deine beispiellose Gewissenhaftigkeit dem Michaelson*) eine unverdiente Verzögerung verursacht hat, allerdings hatte er das Recht 1 Louisdor abzuziehen. Von diesen kleinen Theatern ist natürlich schwer Geld herauszubekommen und da habe ich denn M.'s Anerbieten gegen 10% Provision angenommen, da er meistens (wie in dem Falle mit Genée) das Geld haar auszulegen hat und erst warten muß, bis er es von den Directionen wiederträgt. Ich habe jedenfalls den Vortheil dabeil, daß ich mich mit der Lumpenbagage nicht zu befassen habe, und mein Geld im Voraus sicher erhalte. Also — gegen den Michaelson kannst Du ein ander Mal schon vertrauensvoller sein, er hat mich noch bis jetzt solid behandelt; macht er je eine Schw. . . . ei, so wäre es ja dann aus und er bekäme keine Partitur mehr. Auch ohne meine specielle Anweisung kannst Du ihm daher zukünftig das Verlangte zuschicken, sobald er einen Postschein über mindestens 9 Louisd'or beilegt. Das Honorar für Königsberg (10 Louisd'or — ohne Abzug) soll er übrigens Dir zuschicken; Du nimmst davon, was Du zu Auslagen brauchst und giebst das Uebrige Heine, damit er vorrätliche Decorations- und Kostümfizzen (Scenarium) anfertigen

*) Ein Berliner Theateragent.

lassen kann. (Hamburg hat sich auch bereits gemeldet) wenn's zu Ende geht, sage mir's nur, damit ich für weiteres forge.

Schönen Dank für Deinen Brief, gratulire zu Leipzig! Mein Musikfest war allerdings schon; einen reineren angenehmeren Eindruck habe ich noch nie erlebt. (Denke Dir, daß die Kosten über 9000 Frs. betrug!) Wilhelm soll mir doch schreiben, wie es mit Kassel gegangen ist! Mich freut's, daß er bei Dir ist. Du bist doch ein Nordskerl, was Du noch auf dem Zeuge bist! auch ich fasse Hoffnung für meine Gesundheit; bald werde ich wieder componiren. — Ich denke, den „Nibelungenring“ bekommst Du auch noch zu lesen. —

Adieu, Du alte, gute Seele! Ich habe so gräßlich viel Briefe zu schreiben, daß ich's wohl kurz machen muß.

Grüß Deine und die Deinigen schönstens von Deinem
Zürich, 15. Juni 1853.

R. W.

XXVI.

Liebster! Gestern schrieb ich Dir! Heute antworte ich in Kürze, was auf Deinen soeben empfangenen Brief nöthig ist.

Mit Karlsruhe hat es seine Richtigkeit, wengleich sich E. Devrient über das Honorar noch nicht geäußert, was übrigens hier Nebensache ist.

Daß übrigens doch wieder Partituren in Bereitschaft halten. Du wirst nächstens wieder viel zu versenden haben. Wie steht's mit Darmstadt? — In Hamburg wollen sie den Tannhäuser gegen Tantième haben: ich forderte darauf 50 Louisd'or Vorschuß (weil ich den Kerlen dort in Nichts traue): sie bitten mich nun von dieser Forderung abzusehen, worauf ich ihnen gar nicht zu antworten gedanke.

Auch in Oesterreich rührt sich's, z. B. Graß! (dummes Zeug!) — Ich bin froh, daß die königl. sächsische Polizei es mir unmöglich macht, die Vorstellungen von meinen Opern zu sehen, die mich doch nur ärgern würden! —

Was machen wir mit dem Anton Abt in Prag? Da ich an Aufführungen des Rienzi gar nicht mehr denke, so meine ich, könnte man ihm eine Partitur ablassen — aber nur gegen 25 Thaler (denn das hat mich ziemlich jedes Exemplar gekostet. Schickt er das Geld, so gib es doch meiner alten Schwiegermutter (Mad. Planer, Herzogin-Garten, Nr. 7). Ist's ihm zuviel, so leihe ihm meinewegen ein Exemplar für einige Zeit. Textbücher laß Dir nur von Meßer geben; es sind ganz dieselben. — Wann werde ich nur von dem Stande des Geschäftes etwas erfahren?!?! Daß M. immer noch sehr trödlisch ist, ersehe ich daraus, daß kürzlich hier ein Klavierauszug vom fliegenden Holländer bestellt wurde, der seit 4 Wochen noch nicht da ist; von Promptheit weiß der gar nichts — und wie wichtig ist diese für den Markt!

Sobald die 10 Louisd'or nicht ausreichen, sage mir's nur gleich; ich schicke Dir dann entweder Geld, oder weise Dir eine nächste Honorarzahlung wieder zu!

Gott, der Grundgütige erhalte Dich, Du Löwe! Wann erfahre ich wieder 'was von Si — Ha — Deine? Das Portrait ist recht gut ausgefallen, namentlich ist auch die Malerin sehr zufrieden damit.

Ich finde die Augenbrauen und den Mund zu stark — ja — mein Gott, wenn ich solche Augenbrauen hätte, dann wäre ich ein anderer Kerl, ein zweiter Lüttichau! Nun treibe gut! Auf Wilhelm's Brief freue ich mich!

Schönsten Gruß von uns beiden!

Zürich, 1. Juli 1853.

Dein R. W.

Für Karlsruhe besorge doch sogleich noch den neuesten Schluß. (Siehe Brief von gestern!)

XXVII.

Lieber Alter! Du wirst nächstens von Michaelson in Berlin — gegen Postschein über 12 Louisd'or — den Tannhäuser für Köln bestellt bekommen. Hoffentlich

setzt Dich das nicht in Verlegenheit. — Des Weiteren kannst Du ihm immer schicken, wenn er einen Postschein über mindestens 9 Louisd'or beilegt. (Er hat mir Magdeburg und Reval in Aussicht gestellt.) — An Wurd a habe ich soeben nach Hamburg geschrieben und ihm einen Bestellzettel an Dich geschickt, mit der Clausel bei Beilegung eines Postscheines über 50 Louisd'or. — Sattle Dich also und laß' meinen Freund Mehner schreiben.

— Mit Liszt habe ich jetzt eine wilde Woche durchschwärmt. — Mittwoch ~~hat~~ mir hier ein großer Fadelzug mit Musik und Gesang gebracht, zur Ueberreichung verschiedener Ehren diplome. —

In Wiesbaden ist's sehr gut mit dem Lohengrin gegangen.

— Grüß Deine schönstens! Wie geht's mit seinen Augen? Arbeitet er an Lohengrin? Gut wär's, wenn das fertig würde. Aber schinden soll er sich deshalb nicht. — Adieu! Dein vernünftig gewordener Schwabe

R. W.

Zürich, 11. Juli 53.

XXVIII.

Lieber Alter! Aus Hamburg wirst Du von der Hamburger Theaterdirection einen Wechsel über 50 Louisd'or, zahlbar Ende November d. J., erhalten, wofür Du sofort den Lannhäuser ihnen zuzuspediren hast. — Den Wechsel schicke dann mir; hier ist Jemand aus Hamburg, der mir ihn kauft.

Nichts von Meser und dem Geschäft? — Meser soll doch ja keine Partituren mehr verkaufen, sie gehen uns doch am Ende aus, denn bei mir sind wieder fabelhafte Meldungen eingegangen.

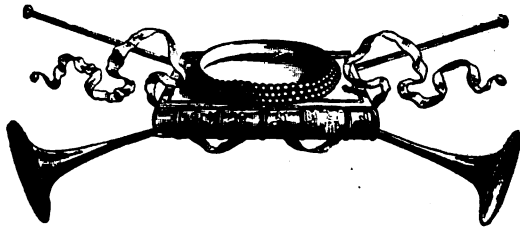
Was macht Heine?

Ich sitze hier (zwischen Eis und Bären) — wer mich lieb hat, holt mich weg!

Adieu! Dein R. W.

St. Moritz (Canton Graubünden), 27. Juli 1853.

(Bis 14. August bin ich noch hier; adressire bis dahin direct hierher.)





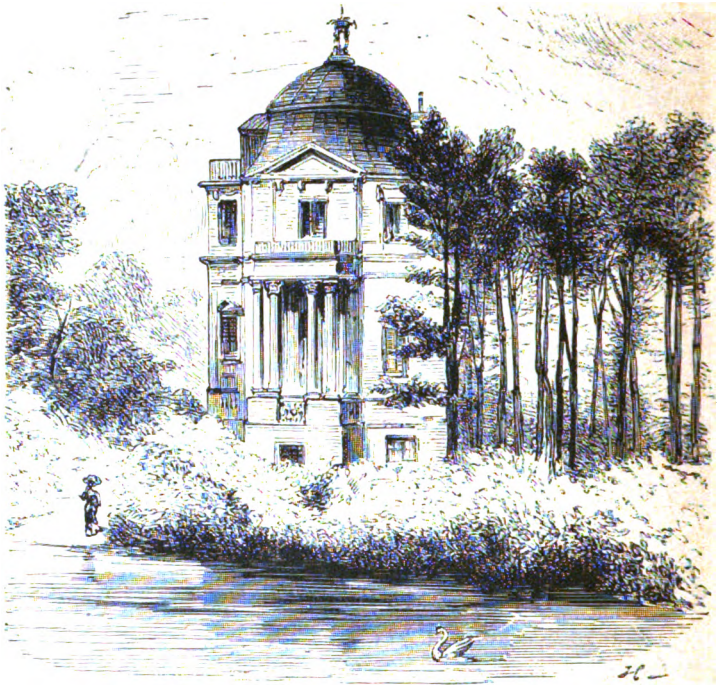
Illustrierte Bibliographie.

Duer durch und rings um Berlin. Eine Fahrt auf der Berliner Stadt- und Ringbahn. Etwas Geschichte und viel Geschichten von Emil Dominik. Mit 28 Illustrationen von P. Lübers u. N. Berlin, Gebrüder Paetel.

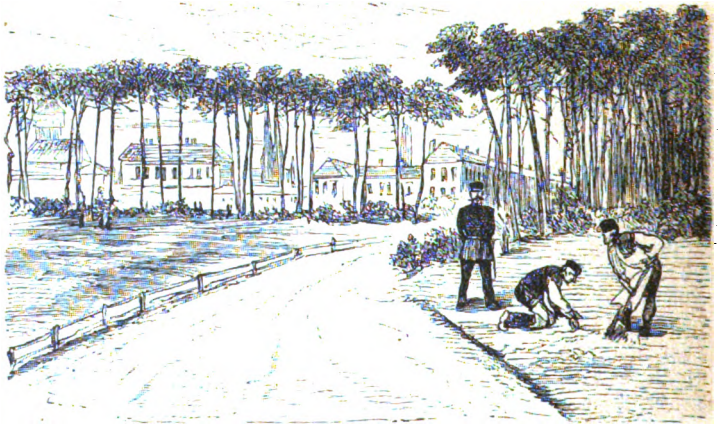


Das vorliegende Buch gehört zu einer Reihe von Erscheinungen, die man vielleicht am besten unter der Bezeichnung die Entdeckung Berlins zusammenfassen könnte, denn glücklicherweise scheint endlich eine Aenderung einzutreten, und Berlin eine gerechtere Würdigung finden zu sollen. Die alte Redensart von der spöttischen Kälte des Berliner's, von der unschönen Langweiligkeit seiner Kasernenstadt und von der Reizlosigkeit ihrer märkischen Umgebung — das ganze Märchen von der Sandwüste, das draußen im Reiche einer dem anderen selbstgefällig nachplappert, fängt endlich an, seine Fadencheinigkeit zu offenbaren. Berlin hatte wirklich die Blide nicht zu scheuen, die der Glanz der neuen Kaiserkrone auf die Stadt zog,

denn es war besser, als die Leute meinten. Und seitdem ist es auch an Schönheit gewachsen, völlig entsprechend seiner zunehmenden Bedeutung. Es ist bemerkenswerth genug, daß eine Reihe aus den Tüchtigsten unsrer jungen Maler sich der Darstellung Berlins und Berliner Lebens zugewendet hat — und es ist jedenfalls ein Schritt zum Besseren. Wohl klingt es barock und einseitig, was der alte Schadow, der Bildhauer, zu sagen pflegte: „Ich bin nich sehr for Italien; un die Böme jefallen mir schon jar nich. Immer die Pinien un die Kappeln! Un was is denn am Ende damit? Die eenen sehen aus wie uffgespannte Rejenshirme un die andern wie zujeklapppte“ — aber es spricht aus diesem Solövizismus ein im Grunde gesundes und berechtigtes Gefühl. Der Vergleich mit dem Regenschirme thut nichts zur Sache: auf den größeren oder geringeren Grad absoluter Schönheit kommt wenig an, denn der Künstler legt die Schönheit erst in seine Darstellung hinein. Aber was geht uns schließlich Italien oder eines jener fernliegenden Länder

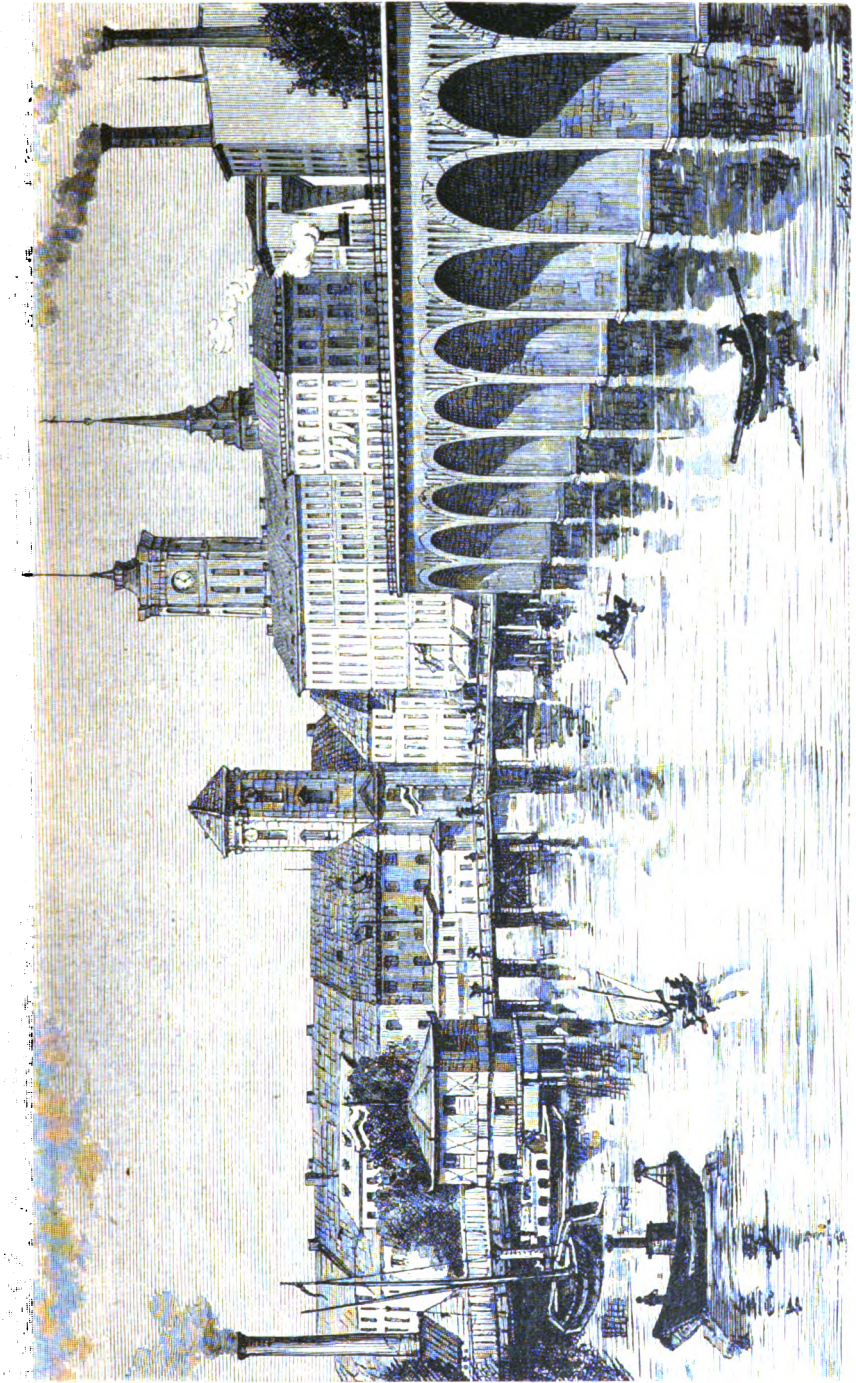


Belvedere im Schloßgarten von Charlottenburg.



Blüthensee.

Aus Dominik: Quer durch und rings um Berlin. Berlin. Paetel



Die Stadtbahn im Spreebette. Aus Dominik: Quer durch und rings um Berlin. Berlin, Baetzel.

an, aus denen sich Jahrzehnte lang unsere Landschaftler ihre gluthfarbigen Stoffe zusammengesucht haben? Die Hälfte des Reizes, den solche Bilder ausüben, beruht in der Befriedigung der Neugier oder einer ähnlichen Empfindung, die mit eigentlichem Kunstgenusse wenig zu thun hat.

„Er sehe fest und sehe hier sich um!“

Gleich den Malern haben auch Schriftsteller und Dichter sich Berlin zum Schauplatz gewählt; auch sie jedenfalls zu ihrem Vortheile. Denn ganz abgesehen von den zum Ueberdruſſe wiederholten Myrthen- und Vorbeer-Novellen und den Pöpp- und Degen-Komödien — ist es jedenfalls der Schilderung günstig gewesen, daß sie sich nicht mehr eine unbestimmte „norddeutsche Residenz“, sondern bestimmt und deutlich eine Stadt wählt, die Jedermann genug kennt, um den Verfasser auf die Stärke seiner Anschauungskraft hin prüfen zu können.

Gewöhnt man sich erst, Berlin im Lichte künstlerischer Verklärung zu sehen — wie der Franzose sein Paris und sogar der Engländer sein Baukasten-London schon lange gesehen hat — so wird sich auch allmählig immer mehr Liebe für die Stadt einfinden. Bisher hatte selbst der Berliner, so mißlieblich ihn auch sein Prahlens auswärtig gemacht hat, wenig davon aufzuweisen. Und es ist allerdings richtig, daß dem Stadtcharakter Berlins ein Zug in empfindlichem Maße fehlt, der besonders anmuthend zu der Einbildungskraft spricht. Wir haben hier keine römischen Wädderruinen, keine gothischen Dome: unsere ehrwürdigen Alterthümer sind der Buxterhausener Thar — jener unschöne Rest alter Befestigung, der irgendwo umbaut von häßlichen Hinterhäusern verschimmelt — und die Gerichtsklaube, die draußen an der Havel eine Zuflucht gefunden hat.

Allerdings giebt es einen Verein für die Geschichte Berlins, der sogar rührig genug ist, durch Vorträge und durch Herausgabe einer Zeitschrift anzuregen sucht und überhaupt Alles thut, was man mit wohl etwas beschränkten Mitteln nur auszurichten vermag. Aber eine solche Wirksamkeit dringt doch gar zu langsam an die Oberfläche, und das geschäftig zerstreute Wesen unserer Zeit ist ihr nicht günstig: es ist zu schwer, die Theilnahme des großen Publikums für solche, eigentlich platonische, Bestrebungen zu erwecken. Mehr verspricht schon das vorliegende Buch — mit dem furchtbar umständlichen Titel, dessen endlose Namensschleppe an die Herrscherpracht orientalischer Schahs gemahnt. Sein Verfasser, Emil Dominik, ist der Herausgeber eben jener oben erwähnten Zeitschrift, Der Thar. Das kleine Schriftchen ist ein ziemlich formloses Ding, eine ungezwungene Zusammenstellung von Zeitungsartikeln: hier ein Brocken Schilderung, da eine Anekdote, dort ein Auszug aus Grundbuchacten. Aber es „steckt doch viel Musik in dem kleinen Instrumente“ — und man liest die abgerissene Darstellung mit einem Behagen, das der überraschenden Fülle neuen, ungeahnten Wissens entspricht. Die Form ist ungefähr die, daß der Verfasser uns auf eine Stadtbahnfahrt mitnimmt. Im fernen Westend draußen steigen wir ein, und wie die Gegend rechts und links an uns vorüberstreift, macht er seine Bemerkungen dazu; hin und wieder in Form eines Gesprächs, bei dem „Freund Lüders“, wie er den Zeichner beharrlich nennt, sozusagen der leidende Theil ist — doch kommt es über Anläufe kaum hinaus. Da ist das Haus, wo die einst berühmte Sprachhinderin, Frau Duttre, jetzt eine fast verschollene GröÙe, gewohnt hat — mit jenem StraÙenzweige sind die und die Veränderungen vorgegangen — und so geht es immer weiter, quer durch die Stadt. Vollständigkeit oder auch nur Abrundung eines Bildes wird da gar nicht versucht; man erhält nur eine Menge „schäßbaren Materials“. Und in der That sieht man, wenn man das gelesen hat, mit ganz neuem Interesse, ja mit einer Art Liebe auf solche Stätten, als hätte das Altbestamute plötzlich eine neue Seele bekommen. Vom SchleiÙischen Bahnhofe geht es dann weiter über den Nordring und den Südring. Alle die Dörfer, die nun beinahe schon Vorstädte sind, werden der Reihe nach vorgenommen, und hier giebt Dominik, im Gegensatz zu der Behandlung der eigentlichen Stadt, bei der Vollständig-

keit nur eine Last gewesen wäre, einen möglichst genauen Abriß der Bebauungsgeschichte. Es entfaltet sich da ein ganz seltsames Bild versunkenen Lebens. Die alten Bürgerfamilien, die Nylés und Rathenows, treten propfzig auf, kaufen Hüfen und Heubungen. Auf den Edelsteinen hausen die uralten märkischen Adelsfamilien, die Bredows, Kameles u. s. w. Dazwischen tauchen, ganz überraschend in unserer Mark, Templer und Johanniter auf, wir erfahren sogar, daß schon in jenen Zeiten Lehmann ein im Bauernstande nicht auffallender Name war und werden dann weiter geführt bis auf die Generale des großen Kurfürsten und des großen Königs, und bis auf die Commerzienräthe und Actiengesellschaften, die heute da draußen auf die Zukunft des ihnen entgegenwachsenden Berlins harren. Das ist Alles in hohem Grade interessant, mit einer Masse kleiner historischer Züge ausgeführt, und wenn der Verfasser uns dabei gelegentlich in irgend einen Krug zu einem Stücke Schweinebraten führt, um den schwachen Menschen zu stärken, so begleiten wir ihn auch gern auch dahin und hoffen, daß er „Freund Lüders“ frei halten wird.

Zwei Kleinigkeiten seien hier nachgetragen, wie sie uns beim Lesen aufgestoßen sind. Die eine betrifft die Vorgeschichte der Berliner Porzellan-Manufactur; es ist offenbar nur ein Gedächtnißfehler, wenn der Verfasser hier nicht erwähnt, daß im vergangenen Jahre in der Neuen Friedrichstraße zufällig Reste der ersten Fabrik, die dort bis zum Jahre 1760 betrieben wurde, und sogar ganz frühe Versuche mit der Jahreszahl 1741, gefunden worden sind. Die andere betrifft die Prinzessin Luise von Brandenburg-Schwedt, die Frau des Prinzen Ferdinand. Dominik erzählt von ihr: „Der erklärte Günstling ihres Herzens ‚soll‘ ein Graf Schmettau gewesen sein, und darum nannte der alte Friß ihre Kinder gern: ‚die abscheuliche Schmettau'sche Race, für die sein einfältiger Bruder Schätze sammle.“ Die Berechtigung dieses ‚soll‘ wird sich wohl nicht mehr feststellen lassen — aber warum unterschlägt uns der Erzähler das berühmte: „Nun ist es aber genug, Schmettau!“ das Friedrich nach der Geburt des jüngsten Prinzen gesagt haben — soll? Zum Schlusse sei hier ein wohl wenig bekannter Ausspruch Friedrichs nach dem Buche angeführt, der den König in ungewohntem Lichte innerer Befriedigung zeigt. Es war, als Herzberg den Hubertsburger Frieden aufgesetzt hatte — da sagte ihm Friedrich bei der Ueberreichung der Urkunde: „Ich bin Euch sehr obligirt, mein lieber Herzberg; Ihr habt einen guten Frieden gemacht, fast so wie ich Krieg geführt: Einer gegen Drei.“

Von den Illustrationen drucken wir einige Proben ab: Pläßensee, das ja seinen anerkannten Platz in unserer Literaturgeschichte hat, eine Ansicht der riesigen Ueberbauung der Spree an der Jannowitzbrücke, der kostbarsten Stelle der Stadtbahn, und das Belvedere im Charlottenburger Schloßgarten, eines wunderhübschen Stückchen Rococo aus jener viel zu wenig gekannten Schöpfung, einst Schauplatz des Geisterspules, der dem armen Friedrich Wilhelm II. vorgegaukelt wurde, seitdem einsam, heinabe gemieden wie eine Stätte des Fluchs.

Alle drei Blätter rühren von Freund Lüders her, wie überhaupt die meisten in dem Buche. Sie haben alle seinen Stempel: es ist nicht absolut richtig, ein Berlin, das ein wenig in's Lüders'sche zurechtgestutzt ist, aber sie sind heiter und liebenswürdig. Lüders hat das vom altgebienten Specialartisten, daß er sich bestimmte Züge angewöhnt, gleichsam fertig ausgeprägt hat, die er nun überall verwendet, als wären es stenographische Zeichen. Wer viel von ihm gesehen hat, der versteht ganz gut, was der Künstler meint, und macht die nöthigen Abzüge oder Zusätze. Und Lüders tritt so anspruchlos auf, ist in seinen Mitteln so einfach, daß man sich stets freudlich von ihm angemuthet fühlt.

Wir möchten das Heftchen angelegentlich empfehlen. Jeder wird Belehrung und auch Freude darin finden. Es ist kein „Führer“ auf der Stadtbahn; es ist etwas Besseres, ein Buch, das einem Stoff zum Denken giebt. ok.

Geschichte der Kreuzzüge. Von Otto Henne am Rhyn. Mit ca. 250 Illustrationen von Gustav Doró u. A. Leipzig, F. W. Bach.

Es gehört zu den Ausnahmen, wenn eines dieser großblättrigen Lieferungs- werke sich mit Geschichte beschäftigt. Meist bildet sonst Länderkunde deren Gegen- stand. Das Interesse unserer Zeit scheint sich von der Vergangenheit ziemlich ab- zuwenden, wie das in der Regel geschieht in Perioden, die selbst großen Ummwälzungen ausgesetzt gewesen sind. Es fehlt nicht der Blick für das Geschichtliche; derselbe ist im Gegentheil vielleicht allgemeiner, und dabei unbefangener und sicherer als bisher meistens — es fehlt nur die Neigung für Dinge, die man als todt und überwunden zu betrachten doppelt in der Stimmung ist.

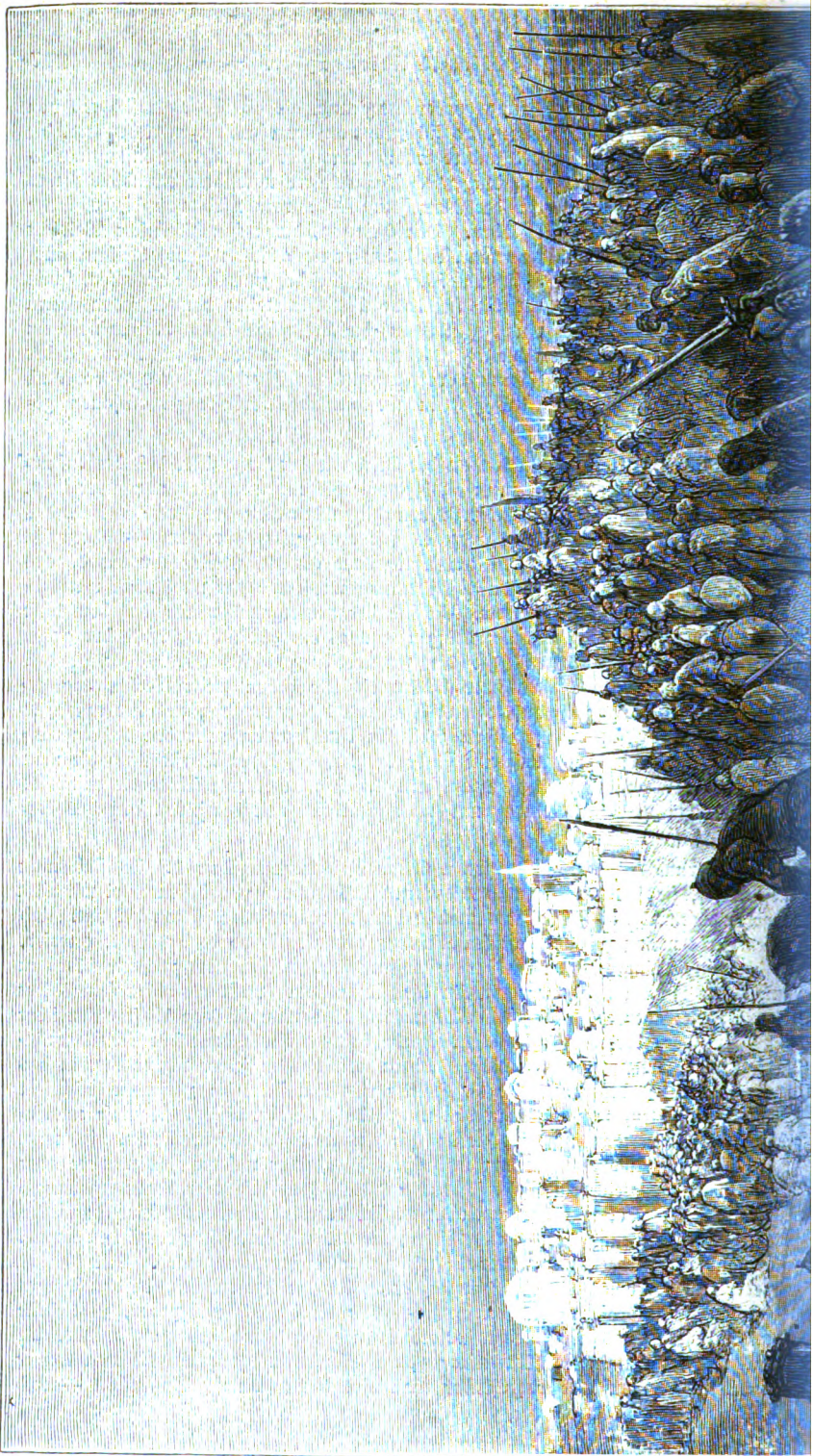
Einer jener Ausnahmefälle liegt uns heute vor; und obendrein behandelt dieses Buch einen Gegenstand, — die Kreuzzüge, — der unserm Verständnisse ein wenig fern liegt. Eigentlich müßte fast jede Generation die Geschichte von Neuem schreiben; denn jede sieht sie mit ihrem eigenem Auge an und legt an sie das Maß ihrer eigenen Ver- hältnisse. Selbst wenn die Kenntniß des Thatsächlichen auf demselben Standpunkte geblieben ist, so ändert sich doch die Auffassung jener Thatsachen. Und recht eigentlich verstehen, das heißt: mitfühlen, kann man nur das, wovon man einen Zug in seinem eigenen Wesen verspürt. Wir aber, wir sind eigentlich sehr weit entfernt von jenem frommen Sinne, womit noch vor einem halben Jahrhunderte sich unsere Geschichts- schreiber in das Wesen der Kreuzfahrer vertieft haben: keine Stimme spricht in uns, wenn wir von jenen Thaten im Lande des Aufganges vernehmen. Wohl sind wir unvergleichlich viel klüger als unsere Vorgänger; mit leichter Mühe könnte heute Jeder eine Fülle von Stoff über die Zeit der Kreuzzüge sammeln, wie sie früher nicht dem bedeutendsten Forscher zu Gebote gestanden hätte: denn die gelehrte Historik ist auf diesem Felde ganz außerordentlich fleißig gewesen. Wir übersehen nicht nur die Vor- gänge, die man unter dem Namen Kreuzzüge zusammenfaßt, vollständiger und deut- licher, sondern wir können auch ohne Ueberhebung behaupten, daß wir die Ursachen derselben, alle die Triebfedern, die da gespielt haben, erst gegenwärtig aufgefunden haben. Was früher kaum etwas besseres als eine ungeheure, blutgeschriebene Anekdote war, das hat die Culturgeschichte — eigentlich eine ganz moderne Wissenschaft — erst an seine Stelle gerückt, in Verbindung mit seinen Ausgangspunkten gebracht und hin- reichend erleuchtet. Diesem Vorgange gegenüber befinden wir uns in günstigster Lage. Und doch wirkt derselbe fremd auf uns, sobald wir ihn zu betrachten versuchen. Wir mögen uns das noch so sehr verdeutlichen, wie es kam, daß Hunderttausende von Menschen, als faßte sie ein Zaumel, sich von der Heimath losreißen und dem Traume eines Gottesreiches auf heiligem Boden nachjagten über Meer und durch Wüste — daß länger als ein Jahrhundert diese Gluth immer wieder emporfladerte, ehe sie langsam hinstarb, weniger an dem Verlöschen des Gedenkens als an dem allgemeinen Hinsiechen des Völkerlebens —: wir können wohl sehen, was dazu getrieben hat, aber wir fühlen es nicht mehr. Wir verstehen es so wenig wie das irre Reden eines Fiebernden.

Dabei aber gewinnt jene ganze Erscheinung vor unseren Augen immer mehr an innerer Bedeutung. Es hat ja durch das ganze Mittelalter hindurch genug der Be- ziehungen zwischen Morgenland und Abendland gegeben, und so denkt denn auch Niemand mehr daran, jedes Hereinspielen morgenländischer Einflüsse auf die Kreuzzüge zurückzuführen. Die meisten der sichtbaren Einwirkungen haben wohl auch wenig damit gemein. Aber vergleichsweise sind diese, die Nachahmung orientalischer Gewebe oder Waffen oder das Eindringen orientalischer Bauformen, von untergeordneter Wichtigkeit. Weit denkwürdiger sind die rein geistigen Folgen. Die Kreuzzüge haben den Todeskeim in das eigentliche Mittelalter hineingetragen. Sie führten zuerst den Blick über die einförmigen Bildungen des europäischen Lebens hinaus, regten zu Ver- gleichungen an und legten den Grund zu der Verneinung des Bestehenden, die in jahrhundertlangem Wirken, bald still, bald geräuschvoll, zu der allgemeinen Zerstörung

führte. Noch ist die alte Anschauung verbreitet genug, als ob das eigentlich erst von 1452 an zu datiren sei; aber man wird sicherlich von der ehrwürdigen Redensart, die sich aus einem Handbuche in das andere erbt: „Nach der Einnahme Constantinopels durch die Türken flüchteten zahlreiche griechische Gelehrte nach dem Abendlande und verpflanzten dahin die Wurzeln der Renaissance —“: man wird von diesem Sage wohl immer mehr abzudingen finden. Den Griechen, deren fremdländische Weisheit den Zeitgenossen so erstaunlich vorkam, wird immer noch Ruhm genug bleiben, auch wenn man annimmt, daß die Stimmung, der sie schließlich zum Siege verhalfen, schon lange sich vorbereitet hatte. Thatsächlich hatte das Mittelalter damals schon seinen Abschluß gefunden, und das, was zeitlich auf die Kreuzzüge folgt, ist nur noch ein Uebergang. Schon bilden sich die Staatsformen um, gegen den Glauben erwacht der Zweifel: mit seinen großartigsten und volksthümlichsten Thee bricht vor Allem auch die Macht des Papstthums, das sich in ihr auf das Weiteste zu entfalten ge-
chienen hatte.

So ist es eine Eigenthümlichkeit an der Geschichte der Kreuzzüge, daß das cultur-
geschichtliche oder allgemeine Element an Interesse die einzelnen Vorgänge überwiegt. Denn es bleibt wenig übrig, wenn man von diesen den Reiz des Fremdartigen, des Abenteurers — manchmal möchte man es fast Knabenstreich nennen — abrechnet. Leute, deren Persönlichkeit höchst selten Theilnahme erweckt, streiten um etwas, was kaum mehr ist als ein Symbol, dessen Bedeutung uns heute gar nicht mehr verständlich ist. Um so anziehender dagegen läßt sich der Hintergrund malen, auf dem diese Vorgänge spielen. Und in der Beziehung scheint es ein glücklicher Zufall, der grade in die Hände Hennez am Rhyn die Ausarbeitung dieses Werkes gelegt hat. Seine volksthümlichen Schriften über Culturgeschichte haben weite Verbreitung gefunden. In den Kreuzzügen, so weit das Buch bisher vorliegt, entfaltet er wieder alle jene Eigenschaften, die ihm schon früherhin Anerkennung erworben haben; vielseitiges Wissen, Verständniß und eine Gabe leichter, gefälliger Darstellung, die man auf diesem Gebiete nur zu oft zu vermiffen hat. Die Bedeutung seines Gegenstandes ommt bei ihm voll zur Geltung und man fñhlt sich von demselben auf das Un-
genehmigte gefesselt.

Den Grundstock der Illustrationen bilden Zeichnungen Dorés. Es sind nicht neue Blätter, sie scheinen einem französischen Werke entnommen, dessen Titel wir nicht anzugeben vermöchten — doch sind manche davon in Deutschland schon bekannt. Und trotzdem sieht man mit einer gewissen Mñhrung darauf, als ob es das Letzte gewesen, was der jüngst hingegangene Meister geschaffen hätte. Bekanntlich zeichnete Doré in seinen letzten Jahren nicht mehr viel für die Illustration. Nicht als ob er sein Talent verkannt hätte; aber es genügte ihm nicht mehr. Das unverständige Achselzucken über den Buchkünstler, der kein Tafelbild zu Stande bringen könne, hatte sein Selbstbewußtsein krankhaft gereizt; seine Entwürfe strebten, wie das in seiner Natur lag, in das Ungeheuerliche. Zudem man hier die Blätter von ihm sieht, die zu seinen frischesten Schöpfungen zählen, bedauert man von neuem diese Abkehr, diese im Kampfe um eingebil-
dete Größe verthanen Jahre, die noch so fruchtbar hätten sein können. Es wäre zu viel behauptet, wollte man ihn den größten Illustrator unserer Zeit nennen; aber überlich war er, obgleich sein Wesen so durch und durch französisch war, der internationale Illustrator. Denn er war voll von einer Poesie, der die Rationalität keine Schranken steckt. Wie er den englischen, den spanischen, den italienischen Dichter empfinden konnte, so empfand ihn wiederum auch der Angehörige jedes fremden Volkes. Mit ihm ist einer der letzten Romantiker hingegangen, einer, der die Kraft besaß, in den Dingen das Schöne und Großartige zu erkennen. — Die Probe, die wir geben, zeigt seine Eigenthümlichkeit, das Neigen zur coloristischen Behandlung des Holzschnittes, die unerreichte Fertigkeit in der Darstellung von Massen, eine Fertigkeit, die man immer mehr bewundern muß, je eingehender man ihre kleinen Kunstgriffe studirt — und





Abbild von Jerusalem.
Aus: Scene am Hohn, Streubige, Zeitg. 3. u. 4. Bd.

schließlich jene Freiheit von aller schwächlichen Sentimentalität und Phrase, zu der eben dieser Stoff so manchen Künstler hingerissen hat. Diese Gruppen haben eher etwas Schattenhaftes, Starres, wie es über Menschen wohl zu kommen pflegt, die das Gefühl, vor großer Entscheidung zu stehen, versteinert.

Die Ausstattung des Buches ist ungewöhnlich geschmackvoll und gebiegen. —ek.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. Neunter Band. 80. 463 S.
Berlin 1883, Verlag von Alexander Duncker.

Mehr und mehr hat von fachwissenschaftlicher Seite im In- und Auslande die Thatfache Anerkennung und Ausdruck gefunden, daß der unter den Auspicien der Berliner königlichen Academie der Wissenschaften erscheinenden „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen“, die in diesem neunten Bande vom Januar 1752 bis zur Mitte des Jahres 1753 vorgeschritten ist, unter den zahlreichen historischen Quellenpublicationen für das achtzehnte Jahrhundert der erste Platz gebührt. Weit davon entfernt, die Geschichte allein der preussischen Politik aufzuhellen, bietet die umfassend angelegte Sammlung für die Geschichte jedes einzelnen der europäischen Staaten die wichtigsten neuen Aufschlüsse, indem in den combinirenden Berechnungen des königlichen Staatsmannes in Sansjouci auch das geringfügigste Symptom, auch die kleinsten schwarzen Punkte am weiten Horizont der europäischen Politik nicht unberücksichtigt blieben. So ziehen in dem fortlaufenden Schriftwechsel des Königs mit den preussischen Gesandten an den Höfen Europas in unabsehbarer Reihe die Augenblicksbilder der europäischen Politik an uns vorüber; jeder Posttag bringt neue Abwechslung, ergiebt in der Situation eine neue Nuance.

Lebhafte beschäftigten den preussischen König in den Correspondenzen des neunten Bandes die Angelegenheiten Polens, wo er für den Augenblick der Erledigung des Thrones den Ausbruch eines neuen Successionskrieges und die Candidatur des Prinzen Carl von Lothringen befürchtete; eine Intervention der Porte schien das Mittel, einem allgemeinen Conflict vorzubeugen. Es ist das erste Mal, daß die Haltung der Türkei in dem Rechenexempel der preussischen Politik als Factor eingestellt wurde.

Wenn die polnische Frage mit dem Ausgange des Reichstags zu Grobno von 1752, über dessen Verlauf die in der „Politischen Correspondenz“ auszugsweise mitgetheilten Berichte des preussischen Gesandten von Malskahn die anziehendsten Enthüllungen geben, für Preußen ihren besorglichen Charakter verlor, so sollte doch das Jahr 1753 für den König unruhiger werden als eines der Vorjahre seit der nordischen Crisis von 1749. Des Königs Repressalien im Interesse der in dem englisch-französischen Seekriege bis 1748 durch die britischen Kaper geschädigten Handelschiffahrt führten zu einer Verwicklung mit England, in welcher Georg II. die Bundeshilfe der Höfe von Wien und Petersburg in Anspruch nahm; vorübergehend, im April 1753, glaubte König Friedrich auf den Angriff seiner Gegner sich gefaßt machen zu müssen. Sein Vorgehen gegen England, auf das in der zweiten Hälfte des Bandes alles Interesse sich concentrirt, ist völkerrechtlich von hoher Bedeutung als der erste Versuch, die Principien geltend zu machen, welche die moderne Praxis und Theorie für die Stellung der Neutralen im Seekriege endgiltig anerkannt haben. Von allgemeinstem Interesse, über das politische hinaus, sind in dem neuesten Bande eine Anzahl eigenhändiger Schreiben Friedrichs des Großen an den preussischen Gesandten in Paris, den dem Könige als Freund nahestehenden jakobitischen Emigranten Lord Marfchall von Schottland, welche den Fortgang Voltaires von Berlin im Frühjahr 1753 betreffen, eine unentbehrliche Ergänzung zu dem in den „Oeuvres de Frédéric le Grand“ enthaltenen Zeugnissen für das Verhältniß des Königs zu seinem französischen Gasten, den nach Berlin je eingeladen zu haben, er gegen Lord Marfchall lebhaft bedauert. — Auch die Anzeige

dieses, von dem Verleger Alexander Dunder mit dem für seinen Verlag charakteristischen vornehmen Geschmack ausgestatteten Bandes giebt Veranlassung, das bei Besprechung der ersten Bände hier ausgesprochene Urtheil zu wiederholen: das Werk gereicht der deutschen Forschung, wie dem Unternehmungsgeiste des deutschen Buchhandels zu hoher Ehre.

H. Normann. Perlen der Weltliteratur. Aesthetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Erscheint in 16 Hefen, 8. Heft 1—6. Stuttgart 1883, Levy und Müller. à Heft Mt. 0.50.

Der Herausgeber des Werkes geht von der Ansicht aus, „daß unsere Durchschnitts-Gebildeten kaum im Stande sind, auch nur die hauptsächlichsten Werke der fremden Literaturen ganz kennen zu lernen. Unsere flüchtige, von so übertriebenen Anforderungen an die Muße und Kraft aufgefogene Gegenwart gestattet es den Wenigsten, sich behaglich in die volle erhabene Schönheit von Dantes „Göttlicher Komödie“ zu vertiefen, wieder in den „Goldtopf“ des Plautus zu gucken, die „Lusiaden“ von Camoens zu studiren und sich in Miltons „Verlorenes Paradies“ zurückzuversetzen. Und wie Wenigen ist es wohl möglich gewesen, die Hauptdichtung des polnischen Goethe, den „Pan Thaddäus“ kennen zu lernen, wie Wenigen sind Sophokles, Ariost, Cervantes, Tegnér, Lennyson u. genauer bekannt, obwohl sie uns ja meist in trefflichen Uebersetzungen vermittelt wurden! Sich aus Literaturgeschichten mit ihnen vertraut zu machen, ist ein ebenso unvollkommenes als trodenes Auskunftsmittel. Man könnte eben so gut versuchen, sich durch die Lectüre von Kochbüchern zu sättigen.“ Die „Perlen der Weltliteratur“ wollen nun in condensirter Form die vollständigen Dichtungen bringen. Sie wollen in Kürze den vollen Inhalt erzählen, alle wichtigen und hervorragend schönen Stellen in guter Uebersetzung des Originaltextes einstreuen, eine kritisch-erläuternde Analyse daran knüpfen und die Dichterwerke nicht etwa isolirt, sondern im größtmöglichen Zusammenhange mit dem Culturganzen eines Volkes zeichnen, durch prägnante Streiflichter des Charakteristisch-Nationale hervorheben und so die innere Nothwendigkeit ihres Ursprungs darlegen. Auch eine Reihe interessanter deutscher Dichtungen sollen in ähnlicher Weise condensirt und analysirt dem Buche beigegeben werden. Sofern man die Richtigkeit der Voraussetzung zugiebt, welche den Verfasser bei seiner Arbeit geleitet hat — und man darf es wohl in der Hauptsache thun — wird man sich mit der Art, wie er diese Aufgabe gelöst hat, wohl zufrieden erklären können. Die Analysen zeugen für die ernste Art, mit der der Verfasser sich in das innerste Wesen der einzelnen Dichtungen zu versenken verstanden hat; er vermeidet in seinen Erklärungen gelehrtes Aesthetisiren, sondern er giebt in gebildeter, allgemein verständlicher Sprache das Ergebniß seiner Schatzgräbereien. Auch die Meinung anderer bewährter Erklärer wird oft mit Geschick zur Unterstützung der eigenen beigebracht. Die gewissermaßen den verbindenden poetischen Text bildenden Proben der Meisterwerke werden den anerkanntesten Uebersetzern entlehnt. Im Großen und Ganzen: ein gut gemeintes und dementsprechend ausgeführtes Unternehmen, besonders dort, wo es sich mit der nicht-deutschen Literatur befaßt.

Reinhold Komperis Gesammelte Schriften, 3. u. 4. Bd. 80. 394 u. 382 |S. Berlin 1883, L. Gerschel. Subscriptionpreis à Bd. M. 3.50

Die Fortsetzung dieser dankenswerthen Gesamtausgabe der Werke des ausgezeichneten Romellisten, bestätigt nur das warme Lob, welches ihm gelegentlich der Anzeige der beiden ersten Bände hat gespendet werden dürfen. Der dritte Band enthält den feinerzeit ob seiner unmittelbaren Wirkung auf's Lebhafteste aufgenommenen Roman „Am Flug“. Für den Dichter handelt es sich in diesem Buche um die Frage: „Wie stellt sich das Ghetto zu dem brennendsten Axiom seines Bestandes: zur Alderbaufirage“, oder vielmehr zur Reißfähigkeit? Und wahrlich, wer dieses Thema unter

der Hand des Dichters mit aufmerksamen Augen verfolgt, wird gestehen müssen, er habe psychologisch wie politisch die große Schwierigkeit seiner Aufgabe durchaus meisterhaft begegnet. Der Roman ist, um die Worte eines Beurtheilers zu gebrauchen, „ein Roman der Furcht“ zu nennen, Furcht mit allen psychologischen Details, wie sie nur der tiefblickende Verfasser kennt, vor den Schrecknissen eines Unbekannten und Ungeahnten. Die glückliche Lösung tragischer Conflictte befriedigt den Leser und eröffnet ihm eine zukunftsverheißende Perspektive. Die Figur des Knechtes Woytek gehört zu den ergreifendsten Gestalten des Dichters. — Der vierte Band, unter dem Titel „Neue Geschichten aus dem Ghetto“ trägt mit Ausnahme von zwei bis drei Erzählungen tiefernsten Inhaltes, wozin das ergreifende Nachstück: „Die Schweigerin“ namentlich gehört, größtentheils den Charakter des Schalkhaft-Humoristischen und Heitern. Novellen wie „Der Min“, „Eiſts Brille“, „Die Prinzessin“ und „Julius Arnsteiners Beschau“ lassen an dem Dichter neue Seiten seiner großen Beobachtungsgabe und seines wahrhaft dichterischen Scharfblickes für die Eigenthümlichkeiten des kleinen Lebens erkennen und lieben. Man giebt sich freudig dem Zauber hin, der diesen Dichtungen innewohnt.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Allgemeines historisches Portraitwerk.** Eine Sammlung von 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Völker und Stände seit 1900 mit biographischen Daten. München, Friedrich Bruckmanns Verlag.
- Bermann, Moritz,** Oesterreich - Ungarn im 19. Jahrhundert. Lfg. 1. 2. Wien, Hugo Engel.
- Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek.** (Collection Spemann) Band 38—41. Stuttgart, W. Spemann.
- Dietrichs, Hermann, und Ludolf Parisius,** Bilder aus der Altmark. Lfg. 9. Hamburg, J. F. Richter.
- Ebers, Georg, und H. Guthe,** Palästina. Lfg. 30 bis 34. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Falb, Rudolf,** Wetterbriefe. Meteorologische Betrachtungen mit besonderer Bezugnahme auf die Ueberschwemmungen im Jahre 1882. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Handelskammer zu Frankfurt am Main.** Jahresbericht pro 1882.
- Hanse am Rhyn, Dr. Otto,** Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Lfg. 1. u. 2. Leipzig, J. G. Bachs Verlag.
- Hofmann-Chapponis, Alfred von,** Die nachgelassene Correspondenz zwischen dem Herzog von Württemberg und dem Chef seines Stabes während der Kriegsjahre von 1813 und 1814, dem damaligen Obersten in russischen und späterhin General in preussischen Diensten von Hofmann.
- Husen, Chr. von,** Odyssee-Romane. (Telemach und Nausikaa.) Luzern, Husen-Stiftung.
- Janssen, Johannes,** Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Lfg. 1. Freiburg i. B., Herder'sche Verlags-handlung.
- Köstlin, Dr. Julius, Martin Luther.** Sein Leben und seine Schriften. II. Auflage. 2 Bände. Elberfeld, R. L. Friderichs.
- Latendorf, Friedrich,** Aus der Zeit für die Zeit. Vaterländische Dichtungen aus Mecklenburg. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstorffs.
- Latendorf, Eriedrich,** Hundert Sprüche Luthers zum alten Testament in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstorff.
- Lippert, Julius,** Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Lfg. 2. Berlin, Theodor Hofmann.
- Lübke, Professor Dr. Wilhelm, und Carl von Lützow,** Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Klassiker-Ausgabe. Textband und Atlas. Lfg. 3—10. Stuttgart, Paul Neff.
- Lützow, Carl von,** Die Kunstschätze Italiens. Lfg. 7. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Normann, H.,** Perlen der Weltliteratur. Lfg. 1 bis 6. Stuttgart, Levy und Müller.
- Perels, Adolf Freiherr von,** Im Reiche des Aeolus. Ein Borderleben von hundert Stunden an den Liparischen Inseln. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Petőfi, A.,** Buch des Lebens. Gedichte. Budapest, Ludwig Aigner.
- Rosenberg, Adolf,** Geschichte der modernen Kunst. Lfg. 3. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.
- Sammlung musikalischer Vorträge,** herausgegeben von Paul Graf Walderssee. No. 49, 55 und 54. Leipzig, Breitkopf & Haertel.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Band X. No. 1. 2. Berlin, Dietrich Reimer.
- Vogt, Carl und Friedrich Specht,** Die Säugethiere in Wort und Bild. Lfg. 6—10.
- Woldon, Heinrich,** Gedichte. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Band XVIII. Heft 1. Berlin, Dietrich Reimer.
- Ziemlich, Dr. Bernhard,** Goethe und das alte Testament. Nürnberg, Friedrich Korn'sche Buchhandlung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ⁰⁰ R.
Mühlbrunn . .	44 ⁵⁰ R.
Schlossbrunn. .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn.	48 ⁰⁰ R.
Neubrunn . . .	49 ³⁰ R.
Marktbrunn . .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28 ⁰⁰ R.
Felsenquelle . .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.
—
CARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 26. — Heft 78.

—*—
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

September 1883.

Inhalt:

E. Anzengruber in Wien.	Seite
Das Ehekräutlein.....	283
Ludwig Steub in München.	
Mein Leben.....	295
Felix Dahn in Königsberg.	
Ueber Ludwig Steub.....	326
U. Brückner in Dorpat.	
Joseph II. in Rußland i. J. 1780. (Schluß).....	343
H. M. Schletterer in Augsburg.	
Die ersten französischen Opernversuche.....	361
M. von Brandt.	
Sprache und Schrift der Chinesen.....	375
Bibliographie.....	410

Hierzu ein Portrait von Ludwig Steub. Radirung von
Wilhelm Kohn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Da der Herausgeber von „Nord und Süd“, Herr Dr. Paul Lindau, eine größere Reise angetreten hat, die ihn der Leitung dieser Zeitschrift einstweilen entzieht, so werden die geehrten Mitarbeiter höflich gebeten, alle auf den Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen, Manuscripte und Bücher etc. gefälligst senden zu wollen an die

Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender
Breslau.

Beilage zu diesem Hefte

von

S. Schottlaender in Breslau. (Stimmen der Presse, betr. 1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

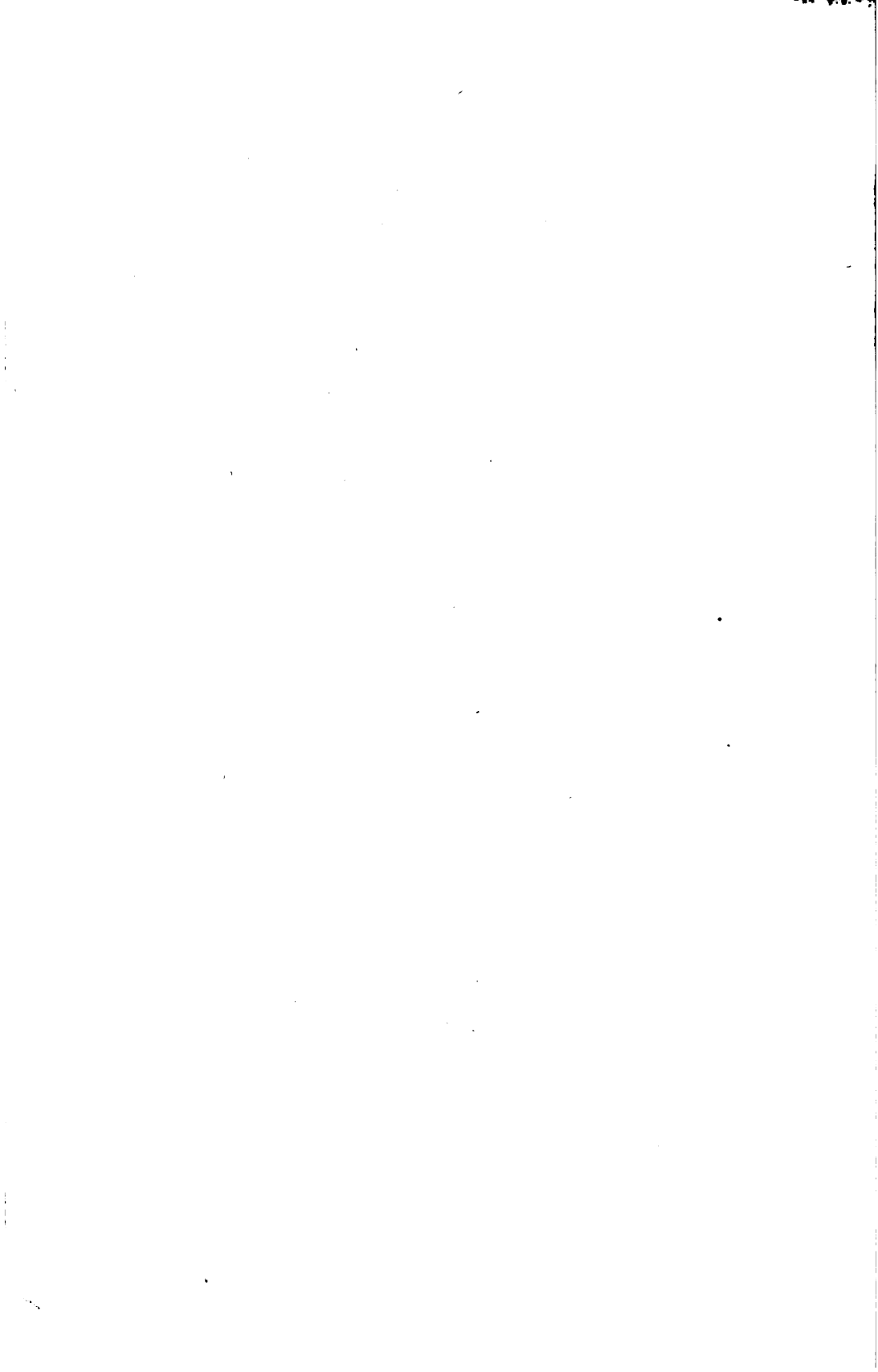
XXVI. Band. — September 1883. — 78. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Steub.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Das Ehekräutlein.

Eine Mär' aus alter Zeit.

Von

L. Anzengruber.

— Wien. —

Der von Ulenhorst war ein tapferer Degen, und da er zu jenen gottesfürchtigen Seelen zählte, die sich durch Capistrans oder sonst eines fahrenden Mönches fremdsprachige Predigten, ohne ein Wort davon zu verstehen, zu Thränen rühren oder zur Wuth aufstacheln ließen, so war es dem Abte eines nahen Klosters leicht, ihn zu bereden, daß er das Kreuz nahm.

Er verabschiedete sich von den beiden Vertraden, die er auf Ulenhorst zurückließ, seinem trauten Gemahl und dem zwölfjährigen Töchterlein, das nach der Mutter getauft war, und begann in den heiligen Krieg zu ziehen, denn vorab war das Ziehen die Hauptsache, es galt einen ziemlich weiten Weg, eh' man an die dreimal verfluchten Heiden herankam und vom Kriege die Rede sein konnte.

Erdbeschreibung und Völkerkunde lagen damals noch in Windeln und der Unstern des' von Ulenhorst wollte es, daß er sich einer Schaar angeschlossen hatte, die schon im Ungarenlande, wahrscheinlich im Hinblick auf den zurückgelegten, langen Weg und das fremdsprachige und fremdartige Wesen der Inwohner, dem verderblichen Irrthum verfiel, bereits im Heidenlande zu sein. Da die christlichen Ritter dieser falschen Anschauung durch echte Blünderungen und andere gegen Feinde erlaubte Drangsalirungen Ausdruck gaben, so tauchte beklagenswerther Weise bei den Ungaren die gleichfalls unrichtige Vermuthung auf, daß eine Rotte gottloser Heiden in's Land gefallen sei. Mehr, als es fromme Chronisten ahnten und frömmere

Geschichteschreiber zugeben wollen, war die gute alte Zeit in Materialismus versunken, man betrachtete den Denkproceß als einen rein mechanischen Vorgang und versuchte daher auch, wo derselbe gestört erschien, durch Schlägen, Stoßen, Schneiden, Brennen und andere chirurgische Eingriffe ihn auf den rechten Weg zurückzuleiten oder aufzuheben; das vereinfachte den Austrag von Meinungsverschiedenheiten außerordentlich und bei einer solchen überaus lebhaften Discussion zwischen den Kreuzfahrern und Hungaren beschloß der von Ulenhorst, zwar etwas seitwärts vom gelobten Lande, seine fromme Heldenfahrt.

Sein treuer Knappe, der sich oft unter Kameraden hatte verlauten lassen, er gäbe den kleinen Finger an seiner Rechten darum, wenn sich ein Anlaß fände, nach der Heimath zurückzukehren, trug es dem Schicksal nicht nach, daß es ihn bei dieser Gelegenheit auf erzjüdische Weise bewuchert und statt des kleinen Fingers die ganze Hand genommen hatte; er machte sich eilig auf den Weg, um die traurige Kunde von dem Ableben des Ritters nach dem Ulenhorst zu bringen.

Er brauchte lange Zeit, um sich hinzufinden, ja längere sogar, als eigentlich dazu erforderlich gewesen wäre, aber er war einer der Ersten, die vom gelobten Lande, aus dem heiligen Kriege zurückkamen und gegen die Heiden gefochten hatten; in Dörfern und Städten, auf Weilern und Burgen wurde er angestaunt, gut bewirthet, nur ungerne und reich beschenkt entlassen, das behagte ihm so, daß er darüber den Ulenhorst fast ganz vergessen hätte; als er aber eines Morgens nach gebührendem Danke aus einer Burg hinwegzog, von welcher man nicht gar ferne diejenige seines verewigten Ritters ragen sah, da entschloß er sich kurz, den Gang dahin zu thun, seiner Gewissenspflicht zu genügen, dann aber sofort das einträgliche Geschäft wieder aufzunehmen, sich durch die Welt zu — lügen.

Er langte noch denselben Abend auf dem Ulenhorst an und entledigte sich seiner Botschaft mit einer Ausführlichkeit und Geläufigkeit, wie selbe nur die Uebung öfteren Vortrages verleihet. Als er den Heldentod des edlen Ritters von Ulenhorst schilderte, vermied er alle abgebrauchten Vergleiche, bediente sich weder des grimmen Leuen, noch des sattjam bekannten reißigen Streithengstes, sondern eröffnete der Phantasie der Hörer ein weites Feld zoographischer Bethätigung, indem er nur aus sagte, der Verewigte habe bis an's Ende den Feinden gehörig die Hörner gewiesen.

Zu dieser Stelle schüttelte Frau Bertrabe mißbilligend den Kopf. Erst als der Knappe, schon eine Weile schweigend, des Eindrucks seiner Rede gewärtig, sie anstarrte, erwachte sie zu dem Verständnisse dessen, was sie ihrer Lage schuldig sei, sie wandte sich ab und barg das Gesicht in dem Schleier, der so plötzlich zum Wittwen-Schleier geworden. Die Fassung, welche sie bei der traurigen Wendung ihres Geschicks bewahrte, war eine so außerordentliche, daß sie sich keinen Augenblick besann, mit jener Entschiedenheit, die Frauen eigen ist, für das Hergebrachte gegen eine Neuerung aufzutreten,

die weibliches Hartgefühl verletzt. Sie schärzte es dem Knappen auf das Strengste ein, so er künftig von dem Heldentode seines Ritters erzählen würde, alten Brauches eingedenk, den Verewigten, den Verewigten, durch irgend ein Bild vermittelt, die Hörner weisen zu lassen, da sonst diesen gleichsam der Boden entzogen wäre und sie unvermittelt auf die Stirne des Seligen zu sitzen kämen; eine Nachrede, die keine kluge, ehrsame Frau unter die Leute kommen läßt.

Unter all' den Gästen, die sich bald auf dem Mlenhorste einfanden, um ihr Weileid auszusprechen, war auch der Abt des nahen Klosters, der den seligen Ritter zu dem frommen Kriegszuge beredet hatte und sich nun in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, etwas für dessen abgeschiedene Seele zu thun. Er ging dabei mit einiger Beharrlichkeit zu Werke. Vorab empfahl er der Wittib auf das Angelegentlichste, sammt ihrem Töchterchen den Nonnenschleier zu nehmen und die Burg an einen frommen Frauenorden zu schenken, dann rieth er zur Stiftung einer Messe und machte sich erbötig, diese alljährlich in eigener Person an dem Hochaltare der Kirche seines Klosters zu lesen, schließlich bot er ein Seelenamt an, wobei er anziehend genug die Wände der Kirche im Trauerschmucke, das prächtige Castrum doloris inmitten der Schiffe und die düstere Pracht der Unzahl brennender Wachslichter schilderte. Bertrade war ein ebenso frommes, als sparjames Weib. In christlicher Demuth erklärte sie, daß sie sich ganz unwürdig fühle, in die Gemeinschaft heiliger Frauen aufgenommen zu werden, daher, ohne in die Sünde geistiger Hoffahrt zu verfallen, nicht in ein Kloster gehen, sonach auch ihre Burg in kein solches umgestalten könne, sondern, um einen Verbleib zu haben, wohl den Mlenhorst für sich behalten müsse. Stiftungsmesse und Seelenamt lehnte sie ab, indem sie darauf hinwies, daß sie ja selbst eine Capelle im Stande halte und einen Pfaffen bezahle, somit Alles im Hause habe, was eine arme Seele verlangen kann.

Mißmuthig zog der Abt davon. Gegen den Burgpfaffen, der ihn bis an's Thor geleitete, runzelte er finster die Brauen und sagte giftig: „Ich wittere da viel weltlich Wesen.“ Worauf das Pfäfflein die Arme vor der Brust kreuzte, sich verneigte und betheuerte, derselbe Geruch sei auch ihm zuwider und wär' es ein so hochmögender Abt, so sollte es nichts dazu vermögen, die Nase außerhalb des Klosters zu stecken.

Der fromme Abt schien allerdings die richtige Witterung gehabt zu haben. Die trauernde Bertrade suchte sich nach Thunlichkeit zu zerstreuen. Fahrende Spielleute und Sänger, Pilgrime und Gaukler fanden gastliche Aufnahme in der Burg. Besuche waren auf dem Mlenhorste gerne gesehen und wurden rasch erwidert.

Zwei Jahre mochten verfloßen sein, während welcher Frau Bertrade, von den zarten Aufmerksamkeiten vieler benachbarter, edler Herren bedrängt, ihres Töchterleins wenig Aht hatte; aber gelegentlich einer Falkenbeize, zu welcher Art Gejüb' sie sich gerne laden ließ, nahm sie wahr, daß die junge

Bertrade von den Jungherren eben so umschwärmt wurde, wie sie, die ältere, von den Altherren und sich das kleine Maidlin zwar früh, aber unleugbar, zu einer minniglichen Jungfrau entwickelt habe.

Das machte sie sorgen. Ihr, der erfahrenen Frauen, Herz glich einer festen Burg und sie ließ sich eine minnigliche Belagerung derselben nichts anhaben, denn sie war geübt in sothaner Kriegs- und Staatskunst und verstand sich auf's Schlagen und Vertragen und wußte manch' Einem, der sich schon im Vorwerke festgesetzt zu haben glaubte, so bange zu machen, daß er die Position mit Schimpf wieder aufgab; der Tochter Herz aber lag daneben, wie ein offener Platz, höchstens, daß die Schamhaftigkeit einen seichten Graben und vom Burgpfaffen eingedrillte Grundsäue ein lockeres Pfahlwerk um selben gezogen hatten, was einen festen Freibeuter eher zum Einbruch locken, als davon abschrecken konnte. Gerne hätte die hochgemuthete Frau, eingedenk des Spruches: Viel Feind', viel Ehr', um ihre Tochter der Gefahr zu entledigen, den Ansturm der Junker von dieser auf sich abgelenkt; ob nun die jungen Leute ihr gegenüber an dem Siege verzweifelten, oder ihnen derselbe nicht lockend erschien, genug, sie ließen die feste Burg unbeachtet und berannten das schwache Verhan.

Frau Bertrade war eine zu gute Mutter, als daß sie das Bedrängniß ihres Töchterleins nicht hätte erbarmen sollen, zugleich aber war sie sehr ungehalten darüber, daß ihre Aufmerksamkeit durch die Beachtung dieses kleinen Krieges von dem großen abgezogen werden sollte, den sie selbst mit allen Künsten gegen die Männerwelt führte und sich nun, vor den Augen des Kindes, zu führen scheuen mußte, da dieses zu unerfahren war, um Scheinangriffe und Vertragskünfte von echtem Ansturme und rechtem Abkommen zu unterscheiden; da gab es denn nur ein Mittel, die junge Bertrade mußte in die Kriegsschule der Frauen, in die Ehe, treten, da bleiben die Mütter wehrhaft und die Töchter werden es.

Es' giebt keine Mutter, die so pflichtvergeffen wäre, daß sie nicht schon lange vorher an einen Mann für ihre Tochter gedacht hätte, ehe sich noch der wirkliche Bedarf nach einem solchen einstellt; auch Frau Bertrade war mit sich einig geworden, wer ihre Tochter haben sollte, und das war Niemand Geringerer, als der Hardtensteiner, ein älterer, aber wohlerhaltener Junggeselle, der drei Burgen besaß und ein grundgelahrter Herr war, maßen er lesen und schreiben konnte, und da er oftmal das, was er aus Pergamenten wußte, in Gesellschaften vorbrachte, so fand man zwar seine Unterhaltung ledern, aber man nannte ihn gleichwohl und eben darum den Weisen; diesem Rufe verdankte er die Ladung nach dem Sitze eines Kurfürsten deutschen Reiches und eine Hofstelle daselbst. Böse Zungen behaupteten zwar, Bertrade die ältere, hätte anfänglich in ziemlich merklicher Weise seinen Gefühlen gegen Bertrade, die jüngere, eine mehr väterliche Richtung zu geben versucht, aber der Hardtensteiner wollte davon nichts wahrgenommen haben, was übrigens Keiner bestritt, der ihn näher kannte. Er kam nicht oft und blieb nicht lange

aber er war auf dem Ulenhorste wie daheim; der älteren Vertrade begegnete er sehr ehrerbietig und achtete sie für eine kluge, fromme und ehrsame Frau, die jüngere fand er ein geschwänktig Kind, mit dem er sich gerne in seiner Art unterhielt, das heißt, sich als Schulmeister aufspielte, worüber ihm das Maidlin, je länger, je mehr, gram wurde.

Von selbem Abende an, nach der Heimkehr von der Falkenbeiß, stand es bei Frau Vertraden fest, nicht, daß der Hardtensteiner ihr Töchterlein haben solle, wenn er es wolle, sondern, daß er es nehmen müsse, möge er nun wollen oder nicht! Nur die allzu knappe Frist, die ihr zugemessen war, um das in's Werk zu setzen, machte sie bange, denn der Hardtensteiner war willens, schon mit Ablauf des nächsten Monats die Gegend zu verlassen und nach dem kurfürstlichen Hofe zu ziehen. Die Sache hatte also gewaltige Eile. Gemach und mäßig das vorgesteckte Ziel zu erreichen, das schien der männertundigen Herrin des Ulenhorstes keine Hexerei, aber wie die Dinge eben lagen, mußte wohl ein wenig Zauber nachhelfen.

Des andern Morgens ging vom Frauengemache aus nach der Mägdestube und von da weiter das Gerede über einen sonderbaren Traum der Herrin, der ihr anbefahl, wenn der Vollmond am Himmel aufstiege, ohne Geleite, eine fromme Fahrt nach der eine Stunde von der Burg liegenden Capelle zu thun, welche die Nebmänner inmitten ihrer Weinhügel dem hl. Urban erbauet hatten.

Als der Tag sich neigte, bestieg denn auch Frau Vertrade ihren Zelter und ritt aus der Burg, ohne Geleite, da sie sich aber den Traum auslegte, wie einer so wohlbeden Frau geziemte, so zog sie nicht ohne Schuß; German, der Armbrustschütze, der größte und stärkste ihrer Dienstmannen, schritt ihr voraus und leitete das Pferd am Zügel.

Bald hatten sie den Wald zwischen sich und dem Ulenhorst. Es war eine laue Vollmondnacht. Sie mieden den Weg durch den dichten Wald und zogen längs des Saumes an Büschen und Rankwerk dahin. Alles lag so schweigend und sah so vertraut, als verschwiege es etwas, das sich auszulaudern nicht der Mühe lohne und weit ergötzlicher Eines dem Anderen absehe. Der Zelter trabte mit verhaltenem Geschnaube, die Frau im Sattel athmete in hörbaren Stößen, ohne daß ihr die Brust beklemmt gewesen wäre, die Schritte des Mannes glitten über das Gras, während ihm manchmal die Faust, in der er die Zügel hielt, leicht erbehte.

So kamen sie hinaus auf den breiten Weg, der durch die Weingärten führte und sahen das Kreuz der St. Urbans-Capelle im Mondlichte gleißen. Ein Gitter schloß deren Eingang. German warf den Halfter um eine der Eisenspitzen und verknötete ihn, dann hob er mit starken Armen die Herrin vom Pferde und begann mit ihr eine steile Schlucht hinabzusteigen, die hinter der Capelle nach einem grünen Wiesengrunde führte, der rings von hohen Tannen umgeben war.

Als er, im stillen Thalgrunde angelangt, über den Rasen schritt, wandte er lachend sein breites, starkbebartetes Gesicht der Herrin zu, er mochte sie

etwas mehr als nöthig an sich gepreßt haben, da sah sie ihn mit einem gestrengen Blicke an und der Riese ließ demüthig den Kopf sinken, und nun lächelte das schöne Weib.

German gelangte jenseit der Wiese unter die Tannen, deren Zweige dort auf das Rohrdach einer kleinen Hütte niederhingen. Er stellte Frau Vertrade auf ihre Füße und pochte an die Bretterthüre.

„Oho, Germänchen, mein Söhnchen, bist Du es?“ rief eine krächzende Stimme. „So klopf Niemand an Mutter Coronas Hütte wie Du. Ich kenn' Dich.“

„Ich Dich auch, alte Heze,“ murmelte außen der Riese.

Die Thüre der Hütte that sich auf und eine kleine, verkümmerte Alte, mit einer Hakennase und Triefaugen im Gesichte, trippelte heraus; als sie Vertraden ansichtig wurde, knixte sie und grinste freundlich. „Ei, was Wunder! Ihr seid es, wohllede Frau? Nun laßt meiner schlechten Hütte die Ehre widerfahren und tretet herein. Und Du,“ — sagte sie zu dem Armbrustschützen — „geh' hinauf zu St. Urban und bete, hol' ein, was Du veräuamt, denn Leute wie Du, denken kaum alle acht Tag' 'mal an unsern lieben Herrn.“

„Geh't's Dich an, Bettel?“ fragte German. „Dann seß' auch Deine Rede geschaidter; den St. Urban in allen Ehren, aber der ist doch nicht mein lieber Herr, sondern den Kleuten ihrer, der meine wär' St. Hubertus, an den hättest mich auch weisen müssen.“

„Wißt' wohl, an wen ich Dich weisen sollte,“ murrte die Alte, „aber halt' Du Friede, willst Du wieder Fieber und 'n Hexenschuß, Söhnlein? Haben kannst Du davon und nur die nimm't's wieder hinweg, die es zugeschickt hat, weißt Du? Doch Du weißt, Söhnlein; sei also fein artig. Verweil' Dich dort oben, bis Du mich herunten dreimal krächzen hörst wie eine Gule.“

„Gut. Ihr macht das auch recht natürlich, dazu habt Ihr den richtigen Schnabel, Mutter Corona.“ Der Bogenschütze ging und stieg den Weg zur Capelle hinan.

Die Alte zog Frau Vertrade an der Hand nach sich in die Hütte, fichernd betastete sie mit ihren dürren Fingern den vollen, runden Arm des blühenden Weibes. „Ei, Töchterchen, nicht wahr, die Salbe der Mutter Corona thut Dir gut, erhält Dir Haar und Haut geschmeidig und der Thee Deine Formen voll und prall und der Saft der Schönheitswurz' Deine Augen und Zähne glänzend und die Nägel rosig? Gelt ja? Das ist der einzige Liebeszauber, der einem Weibe zusteht, daß es Verlangen erweckt und darum weiß, wer dann ihrer nicht begehrt, der stellt seine Mannheit in Zweifel. Aber Tränke die sind für blöde Narren und Nörren. Psui, psui, psui, wer wird eine willenlose Puppe im Arme halten wollen?! Suchst wohl auch nichts derart bei mir, Töchterchen?“

„Könnte doch sein, ich brauchte derlei.“

„Bewahr', Töchterchen, bewahre!“

„Nicht für mich,“ sagte stolz Frau Vertrabe und erzählte nun, was sie mit dem Hardtensteiner vorhabe.

„Ach, ja so, ja so,“ nickte befriedigt die Alte. „Nun sieh', Töchterlein, der Hardtensteiner ist ein gar schwächerner, laublütiger Herr, dem können wir die Liebe nicht kochen, und zu trinkengeben, geht nicht an, würde ihm sein stillgängiges Herzchen abstoßen. Mausetodt würde er hinfallen. Aber heirathen soll er Dein Maidlin müssen, dafür weiß ich Rath. Ich werde Dir vom Ehekräutlein geben.“

Die Heze trippelte nach einer Ecke und holte dort aus einem Kräuterbündel eine vertrocknete Ranke hervor, an welcher ein Wurzelknollen hing.

„Blätter und Stengel schneidest Du klein,“ erklärte sie, „kochst daraus ein Tränklein und giebst davon dem Hardtensteiner, so heiß er es vertragen mag, die Wurzel vergräbst Du im Schloßgarten, begießest sie fleißig, bald wächst das Kraut und je mehr es in die Höhe schießt, desto heirathslustiger wird der Ritter, kann sich aber nur von dem Ort, wo das Kräutlein gedeiht, Diejenige als Braut heimholen, die ihm den Trank credenzt und sich all' seinen Launen gefügig zeigt. Das, mein Täubchen vom Ulenhorst, ist Alles. Du weißt nun, was Du dabei zu thun hast und wozu Du Dein Töchterlein anhalten mußt.“

„Schönen Dank, Mutter Corona,“ sagte Frau Vertrabe. Sie wog den Wurzelknollen spielend in der Hand und schüttelte die Ranke. Plötzlich blickte sie mit gerunzelten Brauen auf und fragte: „Warum hast Du denn seinerzeit nicht mir das Ehekräutlein gegeben?“

„Gott behüte, Töchterlein,“ sagte kopfschüttelnd die Alte, „ich mocht' Dich nicht alsbald reuig sehen und Deine Vorwürfe hören. Wie die Ranke verdorrt, ist der Zauber vorbei.“

„Nun, und dann?“

„Ei, nichts. Sei Du froh, daß Dich das nicht zu bekümmern braucht.“

„O doch, es handelt sich ja um mein einzig' Kind.“

„Ei, geh' mir,“ sicherte die Heze, „um Dein Kind, das Du weg haben willst?! Eben, das ist auch noch ein Kind, Du aber bist keines mehr. Ihm mag am Ende noch zu helfen sein, gilt Einem ein Mann gleich dem andern, so wird man des seinen wenigstens nicht überdrüssig. Doch Dich lehr' ich wohl keine Unterschiede mehr kennen. Dem Hardtensteiner das Tränklein credenzen wär' freilich kein Kunststück gewesen, ob Du es aber zuwege gebracht hättest, Dich auch nur für kurze Zeit in all' seine Launen zu schicken, das steht noch in Frage, aber außer aller liegt es, daß der belehrsame Büchermurm Dir bald zuwider geworden wäre, ehe Du noch ihm, — oh, Töchterlein, was reckst Du Dich und streckst das Näschen empor, als sollte es höher zu stehen kommen wie Dein liebes Gesichtchen?! Ehe Du noch ihm, — sage ich und das geht über Dein Verständniß und das hättest Du nicht ertragen und das hätte Dein stolzes Herzchen tödtlich verletzt. Gelt? Na, Du siehst, Mutter Corona hat allzeit recht und will nur Dein Bestes.“

„Warum gerade das meine?“

„Weil Du die Allerschönste bist,“ sagte die Hexe mit zärtlichem Grinsen, „und weil ich so häßlich bin. Weil ich zu sorgen vermag, daß Du schön verbleibst und im Stande, ein Leben zu führen, wie ich es geführt haben möchte, Töchterlein, wär' ich nur meine Tage ein Zehntheil so hübsch gewesen wie Du. Aber jetzt steck' Kräutlein in den Wetscher und mach' Dich fort. Es könnte doch Einer 's Weges kommen und die dummen Leute brauchen es nicht zu wissen, daß Du ab und zu mit Mutter Corona zu thun hast.“

Damit schlüpfte die Alte zur Thüre hinaus und gleich darauf ertönten drei Gulschreie. German kam den Gang herabgepoltert und als er die Herrin auf seine starken Arme hob, küßte Mutter Corona demüthig den Saum des Kleides der Edelfrau. „Habt mir eine rechte Ehre erwiesen, wohlbedle Ulenhorstin. Behaltet mich hübsch zu Gnaden. Ihr findet mich bereit, wann immer ich Euch mit meiner geringen Hilf' und schwachen Kunst dienen kann.“

Vertrade nickte ihr gnädig zu.

Dann gingen schwere dumpfe Schritte über den Rasen hin, darnach kollerte ab und zu ein Stein von der Höhe, und nachdem es eine Weile über ganz stille geworden war, erscholl oben Hoßgetrappel, das sich mälig in der Ferne verlor.

Als am darauffolgenden Morgen die ältere Vertrade der jüngeren eröffnete, daß selbe verheirathet werden sollte, da hob das Maidlin neugierig den Kopf und als der Name des Hardtensteiners fiel, da ließ es sich enttäuscht vernehmen „Den?“ und murmelte etwas von „Freiheit verlieren“; schließlich aber verstand's sich dazu, dem Ritter ganz nach den Unterweisungen der Mutter zu begegnen und vorab ihm den bewußten Trank zu credenzen, sobald sich Gelegenheit dazu schicken würde, und die fand sich noch im Laufe desselben Tages, denn der gelehrte Herr nißte, da der Abschied so nahe bevorstand, die Zeit und besuchte den Ulenhorst häufiger denn je.

Da er sich eines stechenden Schmerzes im Schlunde wegen gar übel gehabte, so versprach ihm die Herrin vom Ulenhorst ein heilsam Tränklein, und die junge Vertrade brachte ihm alsbald dasselbe in einem silbernen Napfe. Die beiden Frauen blinzten einander über, des Ritters Scheitel zu, der wie ein ausgerodeter Wald jehin den Durchblick gestattete.

Der Hardtensteiner schnitt ein wunderlich Gesicht, als er das Gebräu schlürfte. Erst sog es sich süß ein, dann schmeckte es ein wenig bitter nach, trakte ganz abscheulich die Gurgel hinunter und hielt schließlich eine geraume Weile den Magen behaglich warm, bis mit einem gelinden Schauer über den Rücken seine Wirkung schloß.

„Bei Gott,“ sagte er zu Frau Vertraden, „Ihr brauet seltsame Tränke.“

„Oh,“ sagte diese, denn in mancher Lage versagt einer Rittersfrau eben so das Wort wie einem Bauernweibe und sie behilft sich wie dieses.

Nun der Hardtensteiner den Trank im Leibe hatte und unten im Schloß-

gärtchen die rautenähnliche Ranke die Mauer hinaanzukletteren begann, schiedte sich Alles gar hold und ungefähr.

Täglich kam der Ritter, langen Bleibens halber und ging nur, um wieder zu kommen. Die kleine Vertrabe, die sich bisher durch ihre eigene Mutter zurückgesetzt fühlte und nur mit unbärtigen Knaben verkehrt hatte, fand allgemach Gefallen an den Aufmerksamkeiten eines Mannes, dem alle Welt so erstaunliche Gelehrsamkeit nachrühmte und der einen so großen, langen Bart trug wie der Hardtensteiner, und so weniger vermochte sie sich des Stolzes zu lassen, wenn sie an seiner Seite dahinschritt, als sie höher an ihn hinanblicken mußte, und da sie ihn gerne bei guter Laune erhielt, so bediente sie sich bald auf all' sein Vorbringen, Verlangen und Verheißsen des Zauberspruches, den ihre Mutter sie gelehrt hatte:

„Wie du wilt, o Herro min!“

Sie pipete ihn, wie ein krankes Huhn mit gesträubten Federn, wenn arges Wetter innerhalb der Burgmauern sie festhielt und ihr wunderlicher Liebhaber auf den Gedanken kam, sie Latein zu lehren, sie trillerte ihn wie eine Lerche, wenn an hellen, heiteren Tagen der Hardtensteiner ihr einen Mitt durch den Wald und über die Haide vorschlug, sie zirpte ihn wie die lustige Grille, wenn er von den Festen und Ergötzlichkeiten an dem Hofe des Kurfürsten sprach, sie summte ihn wie die fleißige Biene, wenn er der Hausfrauen Pflichten und treuer Obforgen erwähnte.

Troßdem es diesen Worten also an Abwechselung des Ausdruckes nicht gebrach, würde doch die papageienartige Wiederholung derselben dem Hardtensteiner ungemein albern gebäucht haben, hätte er sich überhaupt zu besinnen vermocht, wie ihm geschah! Aber wenn er so im Walde und auf der Halde die Vögel für ihr Nest, Füchse und Dachse für ihren Bau, Hirsch und Hindin für ihr Lager sorgen sah, da erschien ihm mit einmal das Maidlin an seiner Seite geschwänkiger denn je, doch auch guten Herzens und unverdorbenen Sinnes, und er verfiel auf den Gedanken, es wäre gar nicht schlecht, so'n Fraulin „Wie du wilt“ als Hausehete heimzuführen!

Das geschah mit großer Pracht, bevor er nach dem Hofe des Kurfürsten abzog, woselbst er nun sein junges Gemahl aufführte und selbes dort aller gebührender Ehr' theilhaftig ward.

Im Schloßgarten zu Ulenhorst begann die Ranke zu verdorren. Als die Blätter weck wurden, bekam der Hardtensteiner die Worte „Wie du wilt, o Herro min“ nimmer zu hören, außer sie wurden ihm zu Troß gesprochen, — und als sie vor dem Winde dahinstoben, da verschloß sich der geängstigte Mann in seiner Bücherei und jung' Vertrabe zerschlug sich die rofigen Fäuste an der Thüre und erweckte laut Reue und Leid darüber, daß sie von der Mutter gegangen sei, wo sie es viel besser gehabt habe, — und als das nackte Gezweige gegen die Mauer scharfte, da erging sich die bosshafte Kleine um den Mann zu ärgern, in losen Andeutungen und halben Geständnissen,

die ihn ahnen ließen, was ihm übrigenß nicht hätte verborgen bleiben können, wenn er besser hingehorcht nach den Liedern fahrender Gesellen zum Preise

„daz irer Minne niht gespart
zo Ulenhorst diu junk Vrouwe zart.“

und als die Wurzelknollen in der Erde vertrocknet waren, da fiel der Hardtensteiner mit dem Schwerte über Vertraders Lieblingspagen her, stieß ihm aber nicht den spitzen Stahl in's Herz, sondern bediente sich umsichtig des flachen und trieb den Jungen aus dem Hause.

Nun merkte der gelehrte Ritter, daß sich das liebe, kleine, unschuldige Fräulein „Wie du wilt“ bis auf die letzte Spur verflüchtigt habe und daß die Dame gar nicht existirte, welche er als Frau heimzuführen gedachte, während es ihn höchlich bestürzte, solches mit der unternommen zu haben, welche er nun an Stelle derselben vorfand.

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!

Es waren das doch schöne Zeiten für persönliche Eitelkeit und friedliches Abfinden mit Gott und der Welt. Man brauchte selbsteigene Dummheiten nicht einzugestehen und konnte jedes Unheil, das man übte, oder das Einem betraf, getrost einem Mittelßmanne des höllischen Erbfeindes antreiben.

Der Hardtensteiner entschloß sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Er bestieg sein Roß und ritt nach dem Ulenhorste. Am dritten Tage langte er dort an und trat in das Frauengemach vor seine Schwiegermutter, klagte ihr sein Leid und verhehlte nicht seinen Argwohn; seinen Klagen gegenüber bezeigte die stattliche Frau aufrichtige Theilnahme, aber Furcht und Scham banden ihr gleicherweise die Zunge, die List zu gestehen, deren Opfer der Ritter geworden war und dieser hätte wohl unverrichteter Sache heimkehren müssen, wäre German nicht gewesen.

Ein klein wenig wurde auch in der Gesindestube über des hohen Herren Ehenoth geflüstert und dem reißigen und riesigen Armbrustschützen dauerte der Hardtensteiner. Er bemitleidete überhaupt sämtliche Ehemänner und da er alle einschlägigen Erfahrungen lediglich auf Kosten derselben gemacht hatte, so deutete seine Gesinnung auf ein edles Gemüth. Er betrachtete die Männer, die sich beweidten, für durchaus nothwendig zum Wohle derer, die frei ledig verblieben; er achtete sie sogar, einer gewissen tapferen Berwegenheit willen, etwa wie jene, die beim Sturme zuerst die Leitern hinanklettern, oder voran über die gefallene Zugbrücke in einen Wald vorgestreckter Speere stürzen und einen Platz erobern helfen, den sie allein nicht halten können, sondern mit der nachrückenden Besatzung theilen mußten.

Er schlich sich an den Hardtensteiner heran, erzählte von dem nächtlichen Ritte der Burgfrau zur Mutter Corona und gab zu verstehen, daß, wenn sich wer unsauberer Hand in die Anliegenheit gemengt, dies nur besagte Feze gewesen sein könne.

Am nächsten Tage nahm der Hardtensteiner Abschied vom Ulenhorste und ritt des Weges, der über die Nebhügel führte; bei St. Urbans Capelle

hielt er an, stieg die steile Schlucht hinab und pochte mit dem Schwertknaufe an die Thüre von Mutter Coronas Hütte.

„Deffne, verdammte Hexe“, schrie er.

„Das werd' ich mich hüten“, zitterte innen die Stimme der Alten.

„Wer seid Ihr?“

„Der Hardtensteiner.“

Darauf blieb es in der Hütte stille.

„Mach' auf“, tobte der Ritter, „oder ich drücke die Thüre ein und zerschlage Dir die Knochen.“

„Thut's nicht edler Herr“, krächzte die Alte, „es möcht' Euch gereuen! Ich banne Euch, daß Ihr kein Glied sollt' rühren können und hinstürzet wie ein umgehauener Stamm, oder ich schick' Euch Orinmen und Reißer in Eure hochmögenden Eingeweide, daß Ihr darob nicht zu gehen, noch zu bleiben wißt. Sagt lieber artig, was Ihr wollt.“

„Dreimal vermaledeites Weib“, stammelte vor Wuth bebend der Ritter. „Mach', daß ich des Zaubers, den Du über mich verhängt, ledig gehe.“

„Des Zaubers gingt Ihr ja schon ledig“, sicherte die Hexe, „aber das hilft Euch spottwenig, da Ihr ja doch das Weibchen behaltet.“

„Verfluchte Meisterin aller schwarzen Künste! Bei dem allmächtigen Widerpart dessen, dem Du dienst, schwöre ich's, Dir Dein Hühnen tausend und abertausendmal heimzuzahlen, wenn Du nicht gut machst, was Du Arges an mir gethan!“

„Ei, ei, ei, was seid Ihr ungestüm geworden, edler Herr! Seit Euch der vielbelobte Ehestand mit den Schwächen und der Unwehrhaftigkeit unseres Geschlechtes vertraut gemacht, fragt Ihr gar nimmer nach dem Willen eines schwachen Weibleins!“

„Abscheulicher Wiebhopf“, Inirschte der Ritter, „wo Du nicht willst, daß ich Dein unsauberes Nest in Stücke fege, entschliefte Dich schnell!“

„O, o, edler Herr, gehabt Euch doch nicht so ungemach und wild! Seht, da hatt' ich schon mein Kräutersäcklein hervorgeholt, wollt' Euch einen Ableger geben von dem Kräutlein, womit Ihr bezaubert worden' und das Euch nun wohl bekommen sollte; aber der Schreck ist mir in die Glieder gefahren und mit meinen zitternden Händen würfe ich Alles durcheinander. Tragt selber die Schuld, wenn Ihr noch warten müßt! Wandelt ein wenig unter den Bäumen auf und ab und sprecht dazu drei pater noster und das credo, das langt gerade, Euren Zorn und meinen Schreck zu sänftigen.“

Der Ritter lief wie ein waidwunder Eber die kurze Strecke längs den Stämmen der Tannen auf und nieder und murmelte in wenig andächtiger Stimmung die ihm auferlegten Gebete.

Als er mit dem credo zu Ende kam, öffnete sich die Thüre der Hütte und die Alte trat heraus. Sie händigte dem Hardtensteiner ein vertrocknetes Reis ein. „Hier ist der Ableger“, sagte sie und wackelte dazu recht freundlich mit dem Kieme, was sich aber gar nicht anmuthig aufnahm. „Ich habe immer

davon im Vorrath, denn Mutter Corona ist nicht so böshast, wie Ihr denkt, sie sucht Schaden auch wieder gut zu machen. Das Reislein setzt in ein Blumentöpfchen, haltet es in warmer Stube, begießt es fleißig, lockert die Erde, brecht wilde Auswüchß' weg, kurz, wartet und pfleget fein auf das Sorglichste. Lasset die Blätter an der Sonne dorren, sie werden Euch als Thee gut bekommen; das Gebräu' verbünnt das Blut, so daß man alte Träume leichter verschmerzt und dem, was wirklich vorgeht, nicht nachgrübelt. Nehmt alle Abend vor dem Schlafengehen ein Schlückchen, in der ersten Zeit auch unter Tages, wenn Euch gerade häuslicher Nergger betroffen, später habt Ihr das dann nimmer Noth und werdet merken, daß sei das rechte Kraut! Doch, daß ich nicht vergeß', Söhnlein; des Sprüchelchens, das Dich aus dem Munde Deiner Braut entzückte, als Du noch auf Freierrfüßen gegangen, mußt Du Dich nun als Eheherr gegen Dein Gemahl rechttschaffen oft bedienen Nun geht mit Gott!"

Der Hardtensteiner ließ sich diesen Geleitsmann gefallen und entfernte sich. Heimgekehrt, that er, wie ihm geheißen war. Der Thee, den er sich in seiner Stube zog, bekam ihm anders wie jener wildgewachsene, er genoß sich sabel, schmeckte nicht nach, hitzte den Magen, daß darnach oft der ganze Körper in perlenden Schweiß gerieth und nahm etwas den Kopf ein, so daß der Ritter darüber leichtere Unarten und Ungebühren jung Bertrabens sentweder gar nicht merkte oder kurzweilig fand, aufdringlichere im wohlthueden Gefühle männlicher Ueberlegenheit entschuldigte und bei gar argen sich damit getröstete, daß er sich vorhielt, es gäbe noch immer Nergeres, das sie ihn erfahren lassen könnte; da er sich nebenbei des Sprüchleins: „Wie du wilt, o Herrin min“ fleißig bediente, so giebt es wohl keinen so bößgearteten Christmenschen, welcher der Behauptung nicht Glauben schenkte, daß der Hardtensteiner die Jahre bis zu seinem seligen Ende in ganz erträglichem Frieden mit seiner Ehehälfte verbracht habe!

Unsere aufgeklärten Tage, die sich nicht nur von allem Aberglauben sondern auch von jeglicher mystischer Befangenheit losgeschält haben, höchstens daß hie und da ein gebildeter Mann unbehaglich zu Dreizehn bei Tisch sitzt, oder eine freisinnige Dame über ein beim Anklingen zerspringendes Glas erbleicht, diese unsere aufgeklärten Tage wissen freilich nichts von dem Ehekrautlein und seinen Eigenschaften und Kräften als wilde Ranke oder Topfgewächß.





Mein Leben.

Von

Ludwig Steub.

— München. —

Nachdem die Redaction dieser geachteten Zeitschrift auf den Gedanken verfallen, mein alterndes Haupt einem mir größtentheils unbekanntem Publikum vorzustellen und ich, was mich wohl bald reuen wird, auf diesen Gedanken eingegangen bin, so muß ich allerdings zu jenem Bildniß eine biographische Erläuterung schreiben, um denen, die es betrachten, deutlich zu machen, wen sie eigentlich vor sich haben.

Geboren ward ich den 20. Februar 1812 zu Michach in Oberbayern, einem freundlichen Städtchen in der Nähe des Stammschlosses Wittelsbach, mit vielen Brauereien und wenigstens Einer Schule. Vater und Mutter stammten aus Ravensburg, der ehemals freien Reichsstadt im schwäbischen Kreise, nicht weit vom Bodensee. Des ersteren Vater und Großvater waren Kupferschmiede gewesen und letzterer war aus Schruns, dem jetzt viel besuchten Hauptorte des vorarlbergischen Montavons, gekommen. Von da aus ziehen nämlich alle Jahre um Lichtmess die bekannten Kinderkaravannen, Buben und Mädchen, nach jener ehemaligen Reichsstadt, werden dort für die Sommerarbeit eingedungen und im Spätherbst wieder in die Heimath entlassen. Manches „Bübli“ ist aber schon hängen geblieben, hat ein Handwerk gelernt, eine Meisterstochter geheirathet und ist ein reputirlicher Mann geworden. Dieses scheint auch meinem Urgroßvater begegnet zu sein, von dem übrigens keine Nachrichten erhalten sind. Das Montavoner-Thal hat aber vor dreihundert Jahren noch romanisch gesprochen und die Deutschen, die sich dort eingesprengt fanden, sind noch früher als „Walser“ aus dem schweizerischen

Wallis eingewandert. Da nun die deutschen Walliser nach Albert Schott burgundischen Stammes sind, so gebe ich mich in guten Stunden oft für einen Burgunder aus, wenn es mir auch nicht ferne liegt, mich, wegen der schwäbischen Abkunft der Eltern, mitunter für einen halben Schwaben zu halten.

Der Name Steub kommt übrigens im Montavon jetzt noch als Steu vor, was so viel als Stein bedeuten soll.

Mein Vater wollte sich eigentlich dem Lehrfache widmen, hatte auch schon mehrere Jahre zu Ravensburg Schule gehalten, war aber in der kurzen Zwischenzeit, da diese Stadt bayerisch war (1803—1810), in eine königliche Kanzlei getreten und hatte sich da so brauchbar erwiesen, daß er im Jahre 1808, zum „Stiftungsadministrator“ in Nibach ernannt wurde. Die Stiftungen waren damals noch alle unter königlicher Verwaltung und für die eines größeren Bezirkes wurde daher je ein Administrator aufgestellt.

Das Leben in Nibach hatte keinen hohen Zug. Der Gehalt war klein, nach einander kamen acht Kinder zur Welt und diese waren sehr häufig krank, denn die sumpfige Umgebung des Städtchens erzeugte eine Malaria, die uns Allen zusetzte. Vier Geschwister starben in jungen Jahren und der Landgerichtsarzt, der vortreffliche Dr. Schefenacker, kam fast täglich in's Haus. Ich war etwa sechs Jahre alt, als er mir an mein Krankenlager ein altes Kräuterbuch brachte, in dem ich griechische Buchstaben, vielmehr Wörter, entdeckte. Er erklärte mir nun Buchstaben und Wörter und von Stund an empfand ich eine Vorliebe für das Griechische, für die Hellenen, ihre Sprache und ihre Geschichte, die wohl meiner Lebtag nicht mehr vergehen wird.

Die Kinderjahre in Nibach sollen aber hier nicht ausführlicher behandelt werden. Einige Erinnerungen aus jener schönen Zeit sind in's erste Capitel der „Deutschen Träume“ verwoben.

Nachdem im Jahre 1818 die bayerische Verfassungsurkunde erschienen war, wurde die Verwaltung der Stiftungen den Gemeinden übergeben und die königlichen Administrationen aufgelöst. Mein Vater wurde nun 1822 zur Finanzkammer in Augsburg versetzt und es ward mir so Gelegenheit, mich ein Jahr lang in dieser Stadt herumzutummeln. Sie gefiel mir ungemein und bot dem jungen Beschauer gar viele Gegenstände der Bewunderung. Das großartige Rathhaus, der Augustusbrunnen, der alte Dom, das Zeughaus mit seinen ungethümen Geschützen, die stattlichen Thore, die Stadtgräben mit ihren Schwänen und schattigen Alleen — das waren lauter unauslöschliche Eindrücke. Da ich schon in Nibach beim Stadtcaplan einigen Unterricht im Lateinischen genossen hatte, so konnte ich gleich in die zweite Vorbereitungsclassse eintreten. Für meine Jugend hatte ich schon ziemlich viel gelesen.

Als einst eine Schilderung der Schlacht von Marathon und in dieser dicitirt wurde, ein Athener habe ein fliehendes Schiff mit der Hand zurückzuhalten gesucht, letztere aber durch einen persischen Weilschlag verloren, sagte

ich leise: „Das steht im Herodot!“ was den Lehrer sehr überraschte. Ein andrer Mal, als der nämliche in die Klasse hineingerufen: „Wer weiß, wie heißt Athen genannt wird?“ hatte ich von allen allein „Setines“ geantwortet, was ihm die Worte in den Mund legte: „Dieser Junge hat mehr gelesen als ihr alle miteinander!“

Sonst verging dies Jahr ganz angenehm. Die Schule bot in der wohlhabenden, mit allerlei reichen Leuten und angesehenen Patrizierfamilien besetzten Stadt ein sehr einnehmendes Bild. Es waren meistens gut gekleidete, wohlgezogene, freundliche Jungen, mit denen ich mich sehr gut vertrug. Unsere Schulstube war im ehemaligen St. Annenkloster und ging auf einen geräumigen Hof. Da sah ich eines Tages auch den späteren Hellenophagen Ph. Jakob Fallmerayer, der zwanzig Jahre darnach mein guter Freund geworden, mit dem damals noch sehr unbedeutenden, bei seiner Mutter in Augsburg wohnhaften Prinzen Louis, später Napoleon III., in höflichem Gespräche.

Als dies Jahr zu Ende ging, stand uns aber ein neuer Umzug bevor. Mein Vater war nämlich zum Rentenverwalter der Universität München ernannt worden und mußte demgemäß seinen Wohnsitz in der Hauptstadt nehmen. Der Gehalt hatte sich dabei um ein Merkliches erhöht, und für ihn, der früher wohl ab und zu an heimlichen Nahrungsjorgen gelitten, kamen jetzt schönere Zeiten.

In München ging es nun wieder in die Lateinschule, die sich aber von der, die ich eben verlassen hatte, wesentlich unterschied. Statt etlicher sechzig Schüler zählten wir nun gegen hundert. In Augsburg überwog das wohlgezogene, protestantische, hier das oft ungeschlachte katholische Element. Es waren zur größeren Hälfte Bauernjungen, die vom Lande hereingekommen, um mit Freitischen und anderen Unterstützungen „auf Geistlichkeit“ zu studiren. Da in Altbayern ein Junge, der sonst zu gar nichts taugt, am liebsten „zur Studi“ bestimmt wird, so hatten wir eine Menge Mitschüler, die für die Wissenschaft nicht das Mindeste zu versprechen schienen.

War nun der Lehrer gewissenhaft, so verging die Hälfte der Schulzeit mit den Schwachen, die er nachholen und mit denen er immer wieder von vorne anfangen mußte. Dies wirkte so abspannend und ermüdend, daß ich drei Viertel der Lehrlinge gerne in die Wüste gejagt hätte. Einer war aber darunter, der jüngste und talentvollste von allen, ein Baron Josef von Tautphoeus, der Sohn eines Postmeisters in Lindau, der damals schon den Homer und andere sehr ernste Bücher über Naturwissenschaft und Nationalökonomie las und in jedem Jahre der erste war. Man sagte ihm eine enorme Zukunft voraus. Wir wurden und blieben sehr gute Freunde bis er einmal am Ende der Universitätszeit plötzlich verschwand und zuletzt in Rio Janeiro auftauchte, wo er ein Erziehungsinstitut errichtet haben sollte. Er schrieb aber nie mehr eine Zeile nach Europa und es ist bald fünfzig

Jahre, daß weder seine Eltern, die jetzt auch schon lange gestorben, noch seine Verwandten ein Wort von ihm gehört haben.

Unter unseren Lehrern ragte damals namentlich Leonhard Spengel hervor. Er hatte in jugendlichem Alter ein paar Lehrjahre in Berlin verlebt und alle Manieren wie die Sprache eines jungen Berliners mitgebracht. Er war geistreich, lech, wegwerfend, aber immer liebenswürdig. Um den Lehrplan kümmerte er sich sehr wenig, sondern that viel lieber, was ihm sein Genius befohl. Er fing die Weltgeschichte bald von hinten, bald von vorne an. Eine grammatische Frage konnte uns oft Tage lang beschäftigen und dann übersprangen wir wieder zwanzig andere. Der Zweifel, ob in der ersten Horazischen Ode Vers 6 *evelere* oder *evelit* zu lesen, wurde einst drei Tage lang auf's Eingehendste erörtert, aber doch nicht endgiltig gelöst. Einmal belamen wir eine Abhandlung über römisches Geldwesen, über *Agio*, *Rabatt*, *Disconto*, *Provision* u. dgl. zu übersetzen, eine Aufgabe, die uns trotz aller Wörterbücher zur Verzweiflung brachte, aber doch ausging „wie das Hornberger Schießen“, da uns der Lehrer zwar über unsere einfältigen Arbeiten schimpfte, aber doch nie sagte, wie sie eigentlich hätten sein sollen. Das Jahr, das wir bei Leonhard Spengel zugebracht, war immerhin das anregendste und belehrendste in unserer Schulzeit. Er selbst wurde später Professor an der Hochschule zu München, dann nach Heidelberg und von da wieder nach München berufen, wo er vor wenigen Jahren starb.

Auch unser Dichter und Historiker, Dr. Michael Söttl, später Hausarchivar und geheimer Hofrath, jetzt noch in hohem Alter und hoher Achtung zu München lebend, war einst mein Lehrer, doch nicht länger als ein halbes Jahr, da er im nächsten Herbst schon eine andere Bestimmung erhielt. Auch er zeigte sehr guten Willen und strebte nach idealen Zielen, erlebte aber mit unseren Bettelstudenten viel Verdruß. Auch er suchte unsere ungesüßten Sitten möglichst zu mildern und uns durch sein eigenes Beispiel zu Dichtern heranzubilden, was aber nur schwache Spuren zurückließ.

Sonst war an diesem „alten Gymnasium“ eben nicht viel zu lernen — indessen was die öffentlichen Schulstuben nicht boten, das suchte ich mir zu Hause im stillen Kämmerlein selbst zu verschaffen. Von meinem zwölften Jahre an legte ich in der That einen rühmlichen Fleiß aus. Namentlich war mir die Sprache der Griechen an's Herz gewachsen. Mit vierzehn Jahren hatte ich die *Odyssee* und die *Iliade* durchgepflügt, darauf den idyllischen *Theokrit*, *Herodot* und *Xenophon* kennen gelernt. Im Lateinischen geschah weniger, aber sehr viel Zeit wurde auf die neueren Sprachen verwendet. Im Französischen hatte mich mein lieber Vater schon in Nizza ziemlich weit gebracht; jetzt fing ich englisch, italienisch, spanisch, portugiesisch an. Lehrer mochte und verlangte ich nicht; um ihnen zu entkommen, hatte ich z. B. in Arnolds englischer Grammatik das ganze vielleicht dreißig Seiten lange Capitel von der Aussprache Wort für Wort durchgearbeitet, was sich

später, als es zum Treffen kam, ganz ausreichend erwies. Die französischen Bücher, die ich damals las, kann ich nicht mehr nennen, doch weiß ich, daß ich Fénelons *Télémaque*, den ich unter meinem Vater zu übersetzen angefangen, entschieden verwarf und nie zu Ende brachte. Im Italienischen kamen das befreite Jerusalem, und im Spanischen Don Quixote, im Portugiesischen das Leben des Don Joao de Castro an die Reihe. Etliche Jahre später warf ich mich auch auf Lord Byron, zunächst auf seinen *Childe Harold*, der mir ungemein gefiel, und dem ich dann seine andern Werke folgen ließ. Ich bin damals starker Byronist geworden, vielleicht nicht zu meinem Vortheile. Wir Kinder waren nämlich in Nischach, in Augsburg und in München alle sehr schüchtern erzogen worden, und diese Erziehung wirkte noch merklich nach, als wir zu unseren Tagen gekommen waren und in der Welt „auftreten“ sollten. Vor gelehrten, hochgestellten, berühmten Männern hatte ich lange hin eine erhebliche Scheu. Einem Professor an der Hochschule einen Besuch abzustatten, kostete mich z. B. eine solche Ueberwindung, daß ich manchen ganz unbefucht ließ. Zu dieser anerzogenen Blüdigkeit kam nun die poetische Misanthropie, die mehr oder weniger künstliche Welt- und Menschenverachtung des edlen Lords, die mir ein Recht zu geben schien, wenn ich den Sterblichen, die mehr als ich bedeuteten, aus dem Wege ging. Ich wurde auch zu Hause ganz gloomy, was meinen Eltern gar nicht sehr gefallen wollte. Nebenher ging aber immerhin eine Laune, die nur wenig geschürt zu werden brauchte, um recht lustig aufzulockern; oft auch zeigte sich eine plötzliche Reckheit, die mich selbst überraschte. Jenes schüchterne Wesen verlor sich zum guten Theile später in Griechenland, aber die letzte Scheu vor der Oeffentlichkeit verschwand doch erst nach langen Jahren, erst als ich öffentlich zu reden anfangen mußte.

Ich wundere mich jetzt oft, was ich damals in jene wenigen sieben Jahren alles hineinzupropfen wußte. Ich saß nicht allein zu Hause über den Büchern, sondern war auch ein Botaniker, der jeden schönen Sommerabend im englischen Garten herumstreifte, um Blumen ins Herbarium zu sammeln, nebenbei auch mutterseelenallein auf dem einsamen See herum zu schiffen. Dieser See, den damals Niemand beachtete, trägt jetzt — so geht die Zeit voran — eine zahlreiche Flotille, und ist namentlich an Sonn- und Feiertagen mit glücklichen Menschen in farbigen Mägen dicht besät. Auf demselben See trat ich im Winter als eifriger Schlittschuhläufer auf. Auch geigen lernte ich vielleicht fünf Jahre lang, auf Andringen meines Vaters, der ein sehr guter Musiker war, aber aus mir keinen machen konnte.

Mächtiger als alle diese Ziele zog mich die Kunst an. Ich hatte schon in den Kinderjahren auf den Wilderbogen etliche hundert Soldaten und Türken übermalt, in Nischach auch vom Stadtmaler Unterricht im Zeichnen erhalten, dann im Gymnasium die Zeichnungsstunde besucht, aber immer lieber ohne Lehre und Aufsicht für mich selbst geschaffen, endlich gar in Del zu malen gewagt und wenigstens zu meiner Zufriedenheit mein eigenes

Conterfei in die Welt gesetzt. Zuletzt erhielt ich wieder unerbeten einen Lehrer, das trockenste, langweiligste Menschenkind, das ich je kennen gelernt, das mich für die Kunst weder begeistern konnte noch wollte. Unter seiner Leitung zeichnete ich noch mein letztes Werk, ein großes Crayonbild des heiligen Ignatius, der der Namenspatron meines „Zimngöthen,“ des hochwürdigen Directors von Unser Herrgottsruhe bei Friedberg war. Dann legte ich den Griffel nieder. Um in die Akademie überzutreten, hätte ich nur eines kleinen Schubs bedurft, aber mir war leider unter meinen Büchern so wohlthunlich, daß ich mir selbst den Schub nicht geben wollte, und da er auch von keiner anderen Seite kam, so blieb ich eben „bei der Studi,“ was mich später nicht selten gereut hat.

Der Trieb zu wandern zeigte sich sehr früh. Im Alter von zwölf Jahren hatte ich's den Eltern schon abgewonnen, als ich zu Landrichters in Michach, im nächsten Jahre, daß ich zum Pfarrer in Wittislingen bei Augsburg, der mir früher als Caplan zu Michach lateinische Stunden gegeben, „in die Vacanz“ gelassen wurde. In das folgende Jahr fällt eine Reise, die ich von Buchloe, wohin mich ein Freund meines Vaters geladen, mit einem dort vorgefundenen älteren Studenten nach Schaffhausen und um den Bodensee unternahm. Wieder im nächsten Jahre durfte ich mit einem Brauerssohn aus München, einem Mitschüler, eine Weltfahrt in die Schweiz veranstalten. Diese Aussicht begeisterte mich. Ich begann schon im Winter die literarische Vorbereitung, las Ebel, Johannes von Müller nebst vielen anderen Büchern, und war daher recht leidlich unterrichtet, während mein Gefährte von der Schweiz nur den Namen wußte und auch den Dialect der Schweizer ganz unverständlich fand. Er überließ sich daher unbedingt meiner Leitung und wir kamen vortrefflich mit einander aus. Wir gingen über Appenzell, Glaris, Uri an den Gotthard, dann hinunter an den Rhonegletscher, von da nach Grindelwald, Bern, Luzern, Zürich, Schaffhausen und kamen wohlbehalten in Ravensburg an. Da trennten wir uns; mein Gefährte ging wieder nach Hause, während ich, um auszuruhen, noch mehrere Tage bei meinen dortigen Verwandten blieb. Die ganze Reise hatte fünf und zwanzig Tage gedauert und — dreißig Gulden gekostet. Dies seltsame Ergebniß erklärt sich dadurch, daß wir Beide nur gehen und sehen wollten, darin unsere volle Befriedigung fanden, uns die strengste Ascese auferlegten, nie einen Wiffen oder einen Schoppen mehr als nothwendig war, zu uns nahmen und die großen, theuern Städte dadurch unschädlich machten, daß wir jedes Mal eine Stunde vor dem Thore in einem Landwirthshause über Nacht blieben, des Morgens in die Stadt gingen, die Kirchen, Zeughäuser und andere Merkwürdigkeiten besichtigten und am Abend wieder jenseits in einem stillen, billigen Dörflein Herberge nahmen.

Der schöne Erfolg empfahl eine Wiederholung. Im nächsten Herbst 1830 fanden sich unser sieben Jungen, theils Freunde von Augsburg, theils Münchner, in Weilheim ein und wanderten von da über den Fern nach

Mals, über das Wormser-Joch ins Weltellin, nach Como, Lugano, über den Simplon nach Chamounix, nach Genf, Lausanne und über Bern und Zürich an den Bodensee. Auf dem Heimwege bröckelte sich aber einer nach dem andern ab, und wie es eigentlich ausgegangen, ist nicht mehr festzustellen.

In den nächsten Jahren folgte eine Reise über Salzburg nach Innsbruck, eine andere nach Venedig mit Heimweg über Triest und Salzburg, eine dritte an den Rhein u. s. w. Um mit den Reisen aufzuräumen, sei gleich hier erwähnt, daß ich in den letzten fünfzehn Jahren den Herbst theilweis in Tirol verbracht, daß ich 1867 in Paris, 1876 drei Monate in Italien, 1878 in dem schon früher besuchten Wien gewesen und in Ungarn bis Orjova gekommen bin.

In jenen Tagen, 1828, habe ich auch ein Tagebuch angelegt. Es ist früher öfter unterbrochen worden, läuft aber wenigstens seit meiner Heimkehr aus Griechenland ohne Lücken fort.

Nun war das Gymnasium überstanden und die Hochschule zu beziehen. Man sollte philosophische Collegien hören, aber bei dem alten, ehrwürdigen, jedoch kleinen und zaubürren Meilinger, einem ehemaligen Mönche, war wohl eine Art Logik zu haben, nur daß sie Niemand aushalten konnte. Unser Historiker, der patriotische Buchner, der He-Buchner genannt, weil er nach jedem bedeutenden Satze seine Zuhörer durch ein gemüthliches He? zur Abgabe ihrer Meinung aufforderte, dieser treffliche Mann las seine langweilige Geschichte des Bayerlandes so langweilig herunter, daß ich's auch nicht länger als eine oder zwei Stunden ertrug. Andere Versuche befriedigten eben so wenig. „Jetzt,“ sagte ich im Selbstgespräch zu mir, „jetzt, nachdem ich fast alles von mir selbst gelernt, soll ich mich wieder auf die harten Bänke setzen und diese geistlosen Weltweisen anhören? Heißt das nicht seine Zeit vergeuden?“ Mir schien es Pflicht zu Hause zu bleiben und für mich selber fortzulernen. Einmal kam ich wohl zu Görres, ein andermal zu Schelling, aber Rathgeber, Schulbänke und Hörsäle waren mir so widerwärtig, daß ich auch zu ihnen nicht zurückkehrte. Das war nicht zu loben und ärgert mich heute noch. Doch erinnere ich mich, daß ich schon im ersten Semester bei dem gemüthlichen Gotthilf Heinrich Schubert ein Collegium überdauerte, das er im besten Thüringer Deutsch über Erd- und Himmelskunde abhielt. Ihm habe ich sehr gerne zugehört.

In den Vorlesungen über Philologie, der ich mich ja eigentlich widmen wollte, wurde ich dagegen selten vermißt. Friedrich Thiersch dictirte eine Encyclopädie der philologischen Wissenschaften und erläuterte des Aeschylos Agamemnon, beides schöne Collegia.

Inbessen — auch die Philologie gefiel mir jetzt nicht mehr so einzig, seitdem ich sie von andern lernen sollte. Ferner schien es mir doch nicht gar so beneidenswerth, mich mein ganzes Leben lang als Gymnasiallehrer mit ungezogenen Jungen herumzubalgen, und selbst diese Aussicht war sehr verkümmert, da in jenen Tagen eine Wallersteinische Verordnung erschien, welche

zu solchen Lehrstellen vorzüglich geistliche Herren verwendet wissen wollte. So beschloß ich denn, allmählich zu einem andern Fache überzugehen und richtete mein Augenmerk auf juristische Collegien. Ich besuchte deren einige sehr fleißig, andere gar nicht. Nebenher betrieb ich immer noch literarische und historische Studien, und das Tagebuch spendet meinem Fleiße oft lautes Lob, aber eine warme Liebe zu dem neuen Fache wollte sich doch nicht einfinden. Im letzten Semester, wo es auf das Examen losging, stellte ich zwar entsagend die schönen Wissenschaften ganz bei Seite, aber die Zeit, die dadurch frei geworden, verwendete ich doch nicht allein auf Wanderungen durch die Pandecten und den gemeinen deutschen Civilproceß, sondern holte lieber gute Freunde ab und wanderte mit ihnen auf die Menterschwaige oder in den englischen Garten. Nebenher klagt dann das Tagebuch über Langweile, Abspannung und Müßiggang. Dieses letzte Semester hat meinem Genius — so zu sagen — das Geniè gebrochen. Ich fühlte deutlich, daß ich nicht auf dem rechten Wege sei, aber ich wußte keinen andern. Der rühmliche Fleiß verslog sich, er schien überflüssig, wenn man nur k. bayerischer Assessor werden und sein Leben in der Kanzlei verbringen wollte.

Am 18. November 1833 schlüpfte ich glücklich durch's Examen und am andern Tage ging ich auf die Bibliothek und holte mir, um doch wieder einmal etwas Vernünftiges zu lesen, *Floresta de rimas antiquas castellanias* und *Camoëns' Lusidas*.

So war denn die Hochschule überstanden. Mit dem Bekenntnisse, daß ich nicht soviel gelernt, als ich hätte lernen können, ist die Mittheilung zu verbinden, daß ich immer, so lange diese Jahre währten, in einer anziehenden Tafelrunde von jungen Freunden gelebt habe, welche sich einer guten Auf- führung bekliffen, den Studien mit großem Fleiße oblagen und des Abends, den wir im Sommer gern auf den Kellern zubrachten, mit Eifer über das Eingennomme ne disputirten. Außerdem bestand ein lebhafter und langer Verkehr mit einem jungen Schottländer, der eines Proceßes halber sich in München aufhielt, mit einem italienischen Flüchtling aus Verona, mit mehreren Franzosen und andern Landsleuten des Schottländers und des Veronesers, so daß es an guter Gelegenheit, sich in den neueren Sprachen zu üben, durchaus nicht fehlte.

Nun sollte ich also in die Praxis gehen. Der innere Drang zu diesem neuen Leben war sehr schwach. „Ich bin herzlich froh,“ sagt das Tagebuch, „daß ich nicht mehr Student bin, und ich wäre ebenso zufrieden, wenn ich gar nicht anfangen dürfte, Practicant zu sein.“

Immerhin trat ich beim k. Landgericht Au, einer Vorstadt der Metropole, ein, mit mir noch ein Duzend Auberer, die auch eben von der Universität kamen. Beschäftigung war eigentlich keine gegeben, denn die wenigen Acten, die den Practicanten überlassen wurden, waren in den festen Händen der „Alten,“ das heißt derer, die schon vor längerer Zeit da eingetreten und schon einigermaßen geübt waren. Der Assessor, ein sehr ehrenwerther und

geschickter Mann, hatte immer mit unglücklichen Mädchen, verlassenen Gatten, mißhandelten Gattinnen, mit ungedulbigen Gäubigern, beeinträchtigten Gewerbetreibenden u. s. w. zu thun und konnte sich mit uns nicht abgeben. „Nur brav Acten lesen!“ wiederholte er jeden Tag. Unser Eifer war aber nicht sehr groß. Da wir nichts zu thun hatten, so kamen wir spät, und da uns Niemand aufhielt, so gingen wir wieder früh. Die Vereinbarung über den Fröhschoppen „im grünen Baum“ kam jeweils mit merkwürdiger Leichtigkeit zu Stande. Ich machte mir wenig Grillen über dies Schlaraffenleben, denn mit meinen Gedanken war ich damals nicht im Landgericht Au, sondern — im schönen Griechenland!

Denn es war im lieben Vaterlande nicht mehr recht behaglich. König Ludwig hatte die freisinnigen Vorsätze, mit denen er den Thron bestiegen, seit Weihnachten 1830 aufgegeben und sich ganz und gar auf die andere Seite geschlagen. Darum viel Mißvergnügen in den gebildeten Schichten, zumal unter den Studenten, die so beliebig gepackt, in die Trohnsfeste gesteckt und nach einigen Monaten ungerecht verurtheilt oder wieder ausgelassen wurden, weil eigentlich nichts gegen sie vorliege. Dazu kamen in damaliger Zeit noch andere sehr trübselige Erscheinungen, auf die wir hier nicht näher einzugehen haben.

Kurz, mich drückte der bayerische Himmel. — Da zog nun eines Tages Prinz Otto von Bayern nach Griechenland, um dort ein König der Hellenen zu werden. In jenen Tagen erwachten alle meine philologischen und humanistischen Neigungen wieder mit neuer Kraft. Ich glaubte zu ahnen, „daß ich nicht für mein Vaterland geboren sei, daß ich aber in Griechenland gedeihen werde.“ Das Tagebuch spricht nun immer öfter von dem Lande meiner Sehnsucht und widmet meinen Träumereien die wohlwollendste Pflege. Was ich dort in Achaia oder Jonien werden sollte, das nahm ich freilich nicht so genau. Bald sah ich mich im Geiste als Professor zu Athen, bald als Gouverneur auf Rhodos, als Capitain auf Akrotorinth, als Secretair des Grafen Armanberg. Ich bin aber nur Letzteres geworden.

Meine Eltern boten zwar alle Beredsamkeit auf, mich von diesem „unseligen Gedanken“ abzubringen, aber ich ließ ihn nicht mehr fahren, und that alles Thunliche, um die Sache in Gang zu bringen. Und nach mancherlei Aufschub und Verzögerung wurde ich am 18. Februar 1834 zum Hofbanquier von Eichthal gerufen, um dort zu vernehmen, daß ich mit 600 fl. Gehalt als Regenttschaftssecretair in Griechenland angestellt sei; überdies wurde ein Reisegeld von 150 fl. gewährt. „Nun darf ich auch wieder einmal einen Freudenschuß ablassen.“

Von meinen Eltern unter Thränen, von meinen Freunden und Gönnern, auch von manchen alten und noch mehr jungen Freundinnen mit warmen Abschiedsworten und den besten Wünschen entlassen, mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, zog ich am 30. März in die blaue Ferne. Die Reise ging über Venedig nach Triest, wo den „Regenttschaftssecretair“ das griechische

Packetboot Minerva (Athena) aufnahm, das ihn am 3. Mai, dem Oftertage, glücklich in Nauplia, der damaligen Residenz, an's Land setzte.

Die ersten Eindrücke waren nicht so erfreulich, wie ich sie erwartet hatte. Die jungen Bayern, die da schon in Amt und Würden standen, zeigten sich sehr kühl und vornehm, was sich erst später aufklärte. Die Mitglieder der Regentschaft, Graf von Armanberg, der Präsident, Staatsrath von Maurer, General von Heideck, Legationsrath von Abel, nahmen meine erste Visite zwar freundlich an, und Herr v. Maurer, der mich noch von der Universität her kannte, lud mich auch sofort zu Tische ein; dann aber hörte ich sehr wenig mehr von den hohen Herren. Doch zog mich das neue, fremde Leben mächtig an; diese Palikaren in ihren prächtigen Trachten, diese Häuptlinge mit ihrem fürstlichen Anstand, die Seeleute und ihr lautes Treiben im Hafen, die schweren Kriegsschiffe auf der Rhede — diese und andere ungewohnte Erscheinungen gaben viel zu schauen und zu denken. Uebrigens hatte ich mich in den letzten Monaten zu München schon sehr fleißig mit der Sprache beschäftigt. Das Neugriechische, wie es in den Büchern stand, bot mir als ehemaligem Philologen gar keine Schwierigkeiten und in der Volksmundart hatte ich mich auf dem griechischen Packetboote mit Capitain und Matrosen durcheinander so vielfach geübt, daß ich zu Nauplia schon als frühreifer Graeculus an's Land stieg.

Im Ganzen fand ich die Griechen sehr liebenswürdig und hatte bald viele Bekannte unter ihnen. Ihre Cultur, von Cektrops und Pelops anhebend, an der so viele weise Männer, — so viele schöne Frauen — gearbeitet, ist in den äußern Formen auch durch die Türken nicht geschädigt worden. Ihr geselliges Auftreten, ihre Art sich darzustellen, zu sprechen, zu discutiren, war den bajubarischen Manieren, wie wir sie hineingebracht, unbestreitbar überlegen. Eine tiefere Charakteristik aber soll hier nicht versucht werden.

Nauplia, das alte Türkenstädtlein, hat vor sich das Wasser, vielmehr den Hafen, hinter sich den steil abfallenden, langgestreckten Fels, auf dem die Festung Stschakale, rechts den Palamidi, einen himmelhohen, senkrechten Steinblock, auf welchem gleichfalls ein altes Castell. Von der See aus betrachtet, zeigte sich die damalige Hauptstadt der Hellenen ganz ansehnlich, wie sie denn auch im Innern schon einige Cultur erlitten hatte. Neben ärmlichen Hütten standen auch schon neue hübsche Häuser, dazu gab es gepflasterte Straßen und eine geräumige Piazza. Die Caffens am Hafen stammten noch aus der Türkenzeit, die Bella Italia, ein leidliches Speisehaus, war dem neuerstandenen Griechenland von Triest her nachgezogen. Aus der Stadt führte nur ein schmales Thor und ein schmaler Einlaß in die Freiheit, in das Land hinaus, doch war nicht weit draußen auf höherer Terrasse schon ein niedliches Biergärtlein angelegt, wo ein Springbrunnen sprudelte, Caffee nebst Wein genossen, und die ganze weite argolische Ebene überschaut werden konnte. Jetzt, als im Frühsommer, war diese noch ziemlich grün, aber später wurde sie

immer gelber. Von Busch oder Wald war da keine Spur — nur einige Delbäume standen im weiten Fesde.

Ich war mit einem Thüringer und einem Sachsen angekommen und in eine Stube gezogen, welche monatlich sechzehn Gulden kostete und ziemlich groß, aber wie da gewöhnlich, ohne alle Einrichtung war. Diese hatten wir in Triest zusammengelaufen und, ich weiß auch nicht mehr warum, auf ein anderes Schiff verfrachtet, so daß wir jetzt alles, was wir in den Koffern mitgebracht, auf dem Boden herumlegen und auf diesem schlafen mußten. Doch blieben wir nicht lange beisammen — ich wollte lieber allein sein und bezog am vorderen Abhang des Itzschals eine ehemalige Waschküche, die aber reinlich geweißt und mit frischen Fliesen ausgelegt war. Für Bett und Tisch fand sich Raum genug. Etliche Mäuschen, die mir zu viel Platz wegnahmen, habe ich eigenhändig erschlagen. Wenn der Mond am Himmel stand, schleppte ich meinen Strohsack auf das flache Dach und erfreute mich an seinen Strahlen. Erst später hörte ich, daß ich davon hätte mondsüchtig werden können. Außerdem waren nicht viele Genüsse zur Hand. Hinter dem Itzschal konnte man wohl im Meere baden, aber die Seigel, die da auf dem Grunde lagen erwiesen sich mitunter sehr unangenehm und zuweilen wollte man in naher Ferne auch Haifische gesehen haben.

Am Tage nach meiner Ankunft meldete ich mich zum Eintritt in die Regenttschaftskanzlei bei Herrn Ferdinand Stademan, dem geheimen Secretair, der unter den Bajubaren der höflichste, weil er ein geborner Berliner war. Mich schien Niemand erwartet zu haben. Jener sah mich zweifelnd an und sagte: „Ja, ich habe keine Arbeit für Sie. Ich will's Ihnen sagen lassen wenn etwas auskommt!“ Gar nicht verlezt, nahm ich einen Gaul und ritt nach dem hochummauerten Dirynth, wo Herkules als Kind Bergißmeinnicht gepflückt und Schmetterlinge gefangen, nach Mycenä, zum Grab des Agamemnon und in's pelagische Argos — ein unvergeßlicher Tag!

Als ich damals die Waschküche bezog, gewahrte ich im ersten Augenblick, daß sie eine unvergleichliche Aussicht bot über die Stadt und den Hafen und über die fabelhaften Königsburgen bis an die erhabenen Berge, durch die einst die dorische Wanderung herabgekommen. Unter Tags stieg ich gewöhnlich auf ein paar Stunden in die Stadt hinunter, Abends saß ich vor meiner Thüre und las oder schaute in die weite Ferne. Meine Gesellschaft war ein alter Gelehrter von der Insel Patmos, der neben mir wohnte. Er war etwas phantastisch costumirt, trug eine lange seidene Tunica mit seidener Schärpe und einen tuchenen Talar darüber, auf dem Haupte aber einen hohen, fast spitzen Cylinderhut ohne Krempe, grade wie die Zauberer auf der Bühne, so daß ich ihn anfangs auch für einen solchen hielt. Wir verplauderten auf unsrer Hochwarte manche Viertelstunde, schwatzten auch viel von seiner Insel, wo der heilige Johannes die Apokalypse geschrieben, aber was der Patmier in Athen zu ergattern suchte, blieb mir immer ein Geheimniß.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft erhielt ich endlich eine Zuschrift

unseres Geheimschreibers, welche mich einlud, am nächsten Morgen Vormittags zehn Uhr im Regentschaftsgebäude zur Verpflichtung zu erscheinen. Endlich war's von oben auch heruntergekommen, ich solle über die griechischen Bittschriften gelassen werden und auf jede derselben in kurzer Uebersetzung den Betreff vermerken. Dieser Bittschriften war ein schöner Stoß, denn seit die beiden Dolmetscher abgegangen, hatte sich Niemand mehr um sie gekümmert, weil sie Niemand verstand. Es waren lauter sehentliche Nothschreie um Unterstützung, da die Hagarener, Saracenen, Ismaeliten — lauter Euphemismen für die wackern Türken — alles verbrannt, verheert und verwüstet hätten.

Damit war etwa für acht Tage Arbeit geschafft, aber nachdem die Bittschriften aufgearbeitet, traten wieder flauere Zeiten ein, da fast jedes Hauswesen in Griechenland seine „Anaphora“, sein Unterstützungsgesuch, bereits übergeben hatte und der Einlauf nicht mehr stark war.

Und so saß ich denn am letzten Juli 1834 im kühlen Morgenwinde vor meiner Thür und blätterte in einem Buch, als ein Amtsdienner den Steig heraufsteuchte und mir von weitem zurief, ich solle rasch hinunterkommen; ich werde erwartet. Als ich unten in die Kanzlei trat, sagte der geheime Secretair mit hochwichtiger Attitude: „Nach unseren Ihnen bekannten Vorschriften war ich berechtigt, Sie um sieben Uhr im Bureau zu erwarten. Jetzt ist's bald acht!“

Ich habe ja um elf Uhr nichts zu thun!

„Se. Excellenz haben schon zweimal nach Ihnen gefragt. Gehen Sie schnell hinüber, schnell!“

Ich ging also ohne Aufenthalt in das Bureau des Präsidenten. Er stand mit freundlichem Lächeln vor mir und sprach: „Sie sind mir gut empfohlen, aber ich konnte bisher nichts für Sie thun. Sie werden von jetzt an in meinem Cabinete arbeiten. Ich rechne auf Ihre Redlichkeit und Ihren Fleiß.“ Als er dies gesprochen, neigte er leise das Haupt und entließ mich.

Dieser Vorgang erklärt sich, wenn man weiß, daß schon einige Zeit zuvor zwischen dem Präsidenten und den andern Mitgliedern der Regentschaft eine tiefe Spaltung ausgebrochen war. Die Lösung lag in München bei König Ludwig I. Dieser befahl, daß Graf Armanzberg seine Stelle behalten, die Herrn v. Maurer und v. Abel aber — General Heideck hatte sich wieder versöhnt — nach Bayern zurückkehren sollten. Für sie trat nun des Grafen ungefährlicher, von ihm postulirter Freund, der Staatsrath Egid von Kobell, ein, der eben angekommen war und den königlichen Erlaß selbst mitbrachte. In der Stadt entstand natürlich bei diesem Umschlag eine große Aufregung. Auch mein alter Patmier blieb nicht ungestreift. Βασιλεὺς τῷ ὄντι, sprach er mit erhobener Stimme, τὸ διατάγμα καὶ ὁ ἀνδρωπότης! „Königlich fürwahr, der Befehl und mit ihm der Mann!“

Unter den feindlichen Regenten war übrigens angenommen worden, daß keine Seite Personal an sich ziehen und sich so verstärken dürfe. Deswegen

hatte ich denn seit meiner Ankunft wie in der Vorhölle gelebt und Nichts zu thun gehabt, denn die Excerptirung der Bittschriften war doch nur ein Trugbild, weil die Mittel, ihnen gerecht zu werden, leider nicht vorhanden waren. Meine Landsleute, die nicht wußten, ob ich zu dem Grafen oder zu seinen Gegnern gekommen, hatten sich deswegen so vorsichtig und zugeknüpft gehalten. Jetzt war natürlich die Physiognomie der ganzen Gesellschaft eine andere und viel wärmere geworden.

So ward ich denn plötzlich aus meiner Niedrigkeit emporgeschwollen, aber an meinem Gehalt wurde nicht gerüttelt. Er blieb noch immer auf 120 Drachmen des Monats stehen und wurde erst im November auf 180 Drachmen (900 fl.) erhöht.

Nun kam aber viel Arbeit über mich. Ehe ich mich umsah, lag eine hohe Schichte von Acten vor mir, die ich sofort bearbeiten sollte. In der Kanzlei des königlichen Landgerichts Au hatte ich kaum gelernt, wie man die Acten auf und zubindet, auf Conceptione und Signate hatten wir andern uns gar nicht eingelassen. Doch waren die Kinderschuhe in wenigen Tagen ausgetreten. Den Präsidenten sah ich zwar nicht gar oft, aber was ich verfehlt hatte, das kam mit seinen kleinen Bleistiftnoten zurück, welche mir anzeigten, wie es besser zu machen wäre. Der Einlauf bestand zumeist aus den Anträgen und Vorlagen der Ministerien, die von der Regentenschaft, jetzt dem Grafen Armanzberg allein, beschieden werden sollten. Für Justiz, Finanzen und Krieg waren nun andere Hyperboreer meines Schlages aufgestellt, mir fiel alles Andere zu, was da noch überblieb. Im Anfang versah der Präsident die besagten Vorlagen und Anträge sämmtlich mit seinen Bleistiftnoten, und da hatte ich dann, je nachdem es „anzunehmen“ oder „abzulehnen“ hieß, die entsprechenden Erlasse zu stilliciren. Manchmal hieß es: „umzuarbeiten“, und da waren auch die Zielpunkte, nach denen sich zu richten war, angegeben. Später hieß es sehr oft: „Nach eigenem Ermessen“ und dann konnte ich mein eignes Licht leuchten lassen. Nebenbei war noch manches zu übersetzen, Artikel aus griechischen und englischen Zeitungen, Denkwürdigkeiten oder auch Denunciationen und Enthüllungen, welche die Hauptlinge, die ihre Sprache nicht schreiben konnten, von irgend einem Schriftgelehrten hatten aufsetzen lassen, um sie den Präsidenten im tiefsten Geheimniß zuzustecken.

Am meisten und am liebsten nahm ich mich um das Schulwesen an. Für dieses hatte allerdings schon Herr von Maurer sehr fleißig gearbeitet, aber immer im Kampf mit unermesslichen Schwierigkeiten. Im ganzen Lande war 1833, wie ein damaliger Zeitungsartikel besagte, kein Abcbuch und kein Einmaleins vorhanden, dagegen fanden sich Widerwärtigkeiten ohne Zahl. Die deutsche Schule in Nauplia z. B. ging auseinander, weil man in der Noth einen protestantischen Lehrer hineingesetzt; mit unsäglicher Mühe wurde das Gymnasium daselbst wenigstens auf dem Papiere fertig, aber als die Lehrer ernannt waren, wollten sie ihr Amt nicht antreten. Die wenigen Griechen, die zu Lehrern taugten, trachteten nämlich alle nach dem Staats-

dienst, weil dieser besser bezahlt wurde. Auch ein weibliches Erziehungs-institut ward gegründet, aber die griechischen Mütter wollten ihre Töchter nicht fränkisch erziehen lassen. Glaubte man alles beisammen zu haben, so fehlte das Local. Und so ging es weiter in jeder Richtung, wie Herr v. Maurer in seinem Buche zum Haarsträuben schildert.

Herr v. Maurer spendete übrigens aus dem großen Anlehen noch mit vollen Händen; als Graf Armanzberg auch dieses Fach übernahm, sah man der Truhe schon auf den Boden und es mußte gespart werden. In frühern Zeiten hatten allerdings reiche, begeisterte Griechen in Oessa, Alexandrien u. s. w. viele Millionen für die Schulen Griechenlands geschenkt, aber als König Otto das hellenische Gestade betrat, waren diese Summen spurlos verschwunden. Man hat nie erfahren, wo sie hingekommen.

So war denn trotz aller Mühe, die Herr v. Maurer aufgewendet, das Schulwesen in üblem Zustande. Ich suchte mich bestens zu unterrichten, nach und nach die Lehrer kennen zu lernen, ging auch in die Prüfungen und verkehrte viel mit dem trefflichen Professor Dr. Ulrichs aus Bremen, den die Regentchaft mitgebracht und nach Megina in's Gymnasium verlegt hatte, wo er blieb, bis wir uns in Athen zusammenfanden. Dieser war ein gelehrter und geistreicher Philhellene noch jugendlichen Alters, mit dem sehr angenehm umzugehen war. Ich ließ mich gerne von ihm inspiriren und auf seinen Rath überreichte ich dem Präsidenten im März 1835 eine Denkschrift, in welcher es, um nur einen Satz herauszuheben, heißt:

„Das Gymnasium von Athen, gegenwärtig als die erste Lehranstalt des Reiches zu betrachten, ist seiner Auflösung nahe — die Lehrer gehen schon seit lange mit dem Gedanken um, sämmtlich ihre Entlassung einzugeben und verblieben bisher nur widerwillig auf ihrem Posten, der nur beschwerlich und viel verlangend, aber weder ehrenvoll noch einträglich ist. Der Grund dieses Mißvergnügens ist einerseits die unangemessene Behandlung der Anstalt und der Lehrer von Seiten des Ministeriums, andererseits die für Griechenland unverhältnißmäßig geringe Besoldung.“

Der Graf war zwar ganz willfährig, auch für die Schulen thätig einzutreten, aber er fand wirklich keine Zeit dazu. Auf dem Papiere standen übrigens die Sachen ganz befriedigend. Das Kultusministerium unter dem bekannten Sakovakis Rhifos sandte seine Vorschläge zu Schulengründungen, Lehrerernennungen u. s. w. fleißig ein, und daran wurde selten geändert; ob aber diese Schulen gediehen und wie die Lehrer sich bewährten, davon hörte man nicht mehr viel. Jedenfalls wurde anerkannt, daß die Sachen jetzt nicht mehr liegen blieben, sondern rasche Erledigung fanden.

Als ich später nach München kam, zu Friedrich Thiersch, der das griechische Unterrichtsministerium mit Recht als seine Domäne und heiß ersehnte Lebensaufgabe betrachtete, erzählte ich ihm, was da alles durch meine Hand gegangen, worauf er etwas unwirsch bemerkte: „Wie konnten Sie an solche Sachen rühren! Da gehört ein gewiegter Schulmann hin!“ (Na, wenn

wir nur einen gehabt hätten!) Aber im nächsten Jahr, als Roß und Ulrichs durch München gekommen, sagte mir mein verehrter Gönner scherzend: „Ich habe Sie damals zu wenig gelten lassen. Man war mit Ihnen sehr zufrieden. Sie waren ein ganz rarere Kultusminister!“

Allmählich schlich sich auch eine andre Beschäftigung ein, die mir aber bald sehr lästig wurde. Die Regentschaft hatte nämlich im Jahre 1833 allerdings zwei junge bayerische Hellenisten als Dolmetscher mitgenommen, allein diese waren, wie schon erwähnt, nach Jahr und Tag wieder nach Hause gegangen und ihre Stellen nicht besetzt worden. Nun gab aber der Graf mit rühmlicher Geduld alle zwei drei Tage seine Audienzen für Hellenen und Helleninnen und dazu ließ er denn abwechselnd mich oder einen zweiten jungen Bayern, der des Griechischen mächtig war, aus der Kanzlei herüberholen. Ich protestirte gegen diese Dienstleistung, als sie regelmäßig wiederzukehren begann, weil ich nicht dafür engagirt sei und sie mir eine unbelohnte Last auflege, allein im treffenden Augenblick konnte ich doch meinen Vorstand nicht ohne Hilfe lassen, und so schleppte sich denn das Verhältniß bis zu meinem Abgange fort. Uebrigens traten oft beträchtliche Pausen ein, da der Graf mitunter wochenlang seiner Gesundheit halber auf dem Lande lebte. Dieser Dienst nun bot allerdings die angenehme Gelegenheit, alle griechischen Dialecte vom Olympus bis zum Taygetus hinunter zu hören, und dem ganzen griechischen Heroenthum, den alten Klephten, den Kapitanis und den Palikaren, den Kolokotronis, Grivas, Plaputas, dem Petrobei von Maina und so vielen anderen Häuptlingen in's Auge zu sehen, aber es war sehr unangenehm, daß die Vorgesprechenden — die Elite ausgenommen — nach orientalischer Art Einfluß und Macht des Dragomans bedeutend überschätzten und alle Mühe daran setzten, ihn möglichst tief in ihre Angelegenheiten einzuweihen und für sich zu gewinnen. Diese Behelligungen begannen schon im Wohnzimmer und wenn ich die Hilfesuchenden da los geworden, erschienen sie auf meiner Stube, blieben Stunden lang plaudernd vor mir sitzen — den bessern Leuten wurden Kaffee und Pfeifen gereicht — überfielen mich dann auf den Gassen, auf dem Spaziergang, beim Abendessen, behaupteten, mich nicht ganz verstanden zu haben, und ließen sich meine Worte nochmals auslegen. Einige fragten alle Tage nach, ob der Präsident nicht von ihnen gesprochen, ob ich ihn an sie erinnert und was sie wohl zu hoffen hätten. Das Elend war allerdings groß im Lande, eine bedeutende Anzahl verdienter und unverdienter Helden verlangten Stellung und Gehalt, eine Menge armer Wittwen flehten mit ihren Kindern um Unterstützung. Aber die Mittel waren sehr gering, und in den allermeisten Fällen hatte der Präsident nur den einen Trost zu geben: Es wird geschehen, was die Gerechtigkeit erfordert und die Umstände erlauben. Diese Botschaft hatte ich unzählige Male zu verkünden und lautete dieselbe griechisch: *ὁ δὲ γερῆς ὁ,τι ἀπαρτεῖ ἢ δικαιοσύνη καὶ ὁ,τι συγχωρῶν αἰ περιστάσεις.*

Nicht zu vergessen, daß wir noch vor Ende des Jahres mit dem Könige

und der hohen Regentschaft nach Athen übersiedelten. Wir andern wurden auf ein hydräisches Schiff geladen und Männlein und Weiblein wie die Stulz ins Zwischendeck gestampft, wir hatten aber guten Wind und sahen andern Tages schon den Piräeus, die Akropolis und den Parthenon vor uns liegen. O du schöne Zeit! So war denn die Stunde da, to behold the scenes my earliest dreams had dwelt upon!

In Athen standen damals nebst vielen uralten byzantinischen Kirchen etwa hundertsechzig neue Häuser auf einer sanft ansteigenden Fläche, aber mitten in einem weiten Ruinenfelde. Unter Ruinen darf man sich aber nicht jene malerischen Trümmer alter Burgen denken, wie sie auf den Felsen am Rheinstrom oder in den Alpen prangen, sondern die Ruinen von Athen waren nur die letzten Ueberbleibsel der dünnen Lehmwände, welche einst ein Dach getragen und die unglücklichen Athener beherbergt hatten. Sie reichten ein paar Spannen über den Boden empor, selten höher, und dienten zu gar nichts mehr, als mit ihren Linien den Grundplan der früheren Stadt anzudeuten.

Das Leben in Athen wurde bald sehr angenehm. Unter Tags hatte ich zu thun und für die Stunden der Rast und der Erquickung fand sich immer heitere Gesellschaft. Das Abendessen wurde, da die wenigsten der Deutschen verheirathet waren, immer gemeinschaftlich in einem der griechischen Gasthöfe eingenommen, war immer stark besucht, und da es täglich etwas Neues gab, so wurde viel geplaudert und disputirt. Das war aber noch nicht die rechte Höhe, sondern wenn der Geist über uns kam, gingen wir nicht allzulelten zu Herrn Bographos, dem Malvasier, der den so benannten trefflichen Wein, der auf der Insel Tinos wächst, uns um billiges Entgelt vorsetzte. Dahin kamen auch gebildete junge Griechen, mit denen wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres schönen Vaterlandes nach unserer Einsicht oft in rednerischer Form erörterten. Auch deutsche Lieder erschollen da oft, wenn auch aus etwas rauhen Kehlen. Aus diesem poetischen Winkel gingen wir nicht selten in seliger Trunkenheit nach Hause, lehrten aber am andern Morgen, wie der Harmlos in unserem englischen Garten mahnt, „neugestärkt zu jeder Pflicht zurück.“ Mitunter zogen wir auch jingend durch die Straßen der Hauptstadt und brachten da und dort ein Ständchen, doch Alles mit so viel Anstand, daß sich Niemand beschweren konnte. Wir waren eben Alle jung und frisch und das war so unsere „lustige Zeit“.

Im Winter ging's besonders hoch her. Da rauschte jede Woche wenigstens ein vornehmer Ball vorüber, bald bei dem Präsidenten, bald bei dem oder jenem Gesandten. Dazu wurden nun die jungen Herren der Regentschaft immer geladen und stand ihnen frei, mit Aspasiens Entelinnen zu tanzen oder mit den anderen Gulbinnen, die der Zufall aus Konstantinopel, aus Italien, aus England da zusammengeschneit. Uns galten als die ersten und glänzendsten Sterne die beiden Töchter des Grafen Armanazerg, Louise und Sophie, zwei vielbewunderte Erscheinungen, hochgebildet, sprachkundig, von den anmuthigsten

Manieren und den schönsten Formen. Sie vermählten sich noch in diesem Jahre mit zwei Brüdern, den jungen Fürsten Kantakuzenos. Die herrliche Louise unternahm mit ihrem Gatten eine Hochzeitsreise nach Konstantinopel, erkrankte dort und starb am 23. September heimkehrend auf einem englischen Schiffe im Piräeus. Dieses Ereigniß erfüllte uns Alle mit tiefer Betrübniß. Wir bedauerten mit inniger Theilnahme den Grafen. Louise war in all den Widerwärtigkeiten, die ihn in Griechenland umgarnten, in allen Zerwürfnißen und Kabaleten, in körperlichen und geistigen Leiden sein Stolz, seine Freude und sein Trost gewesen.

Im Ganzen ragte aber das schöne Geschlecht in mein damaliges Junggefellensleben nicht fühlbar herein. Deutsche Fräulein waren nicht vorhanden, deutsche Frauen, die mit ihren Männern nach Griechenland gekommen, ganz wenige, und diese zeigten sich in der Brüder wilden Reihen nur selten. In griechischen Anstandshäusern wurden die jungen Deutschen, die alle für heirathsfähig galten, zwar sehr freundlich aufgenommen, aber wenn Töchter im Hause waren, so durften sie, sofern das Wohlwollen andauern sollte, ihre „soliden Absichten“ nicht lange verheimlichen. Was mich betrifft, so hielt ich mich nicht für heirathsfähig, hatte auch keine soliden Absichten und suchte daher den Umgang mit griechischen Mädchen eher zu vermeiden. Im Tagebuch findet sich freilich mehr als einmal Fräulein Helene **, aus bester Familie, wegen ihrer Schönheit erwähnt, allein das ist schon lange her und ich zweifle, ob ich sie jezt wieder beschreiben würde.

Was die Tage in Athen so anziehend und genußreich, so unvergeßlich macht, das sind die zahlreichen Stellen in nächster Nähe, die die Erinnerung an das Alterthum verherrlicht. Die ehrwürdige Akropolis mit ihren Tempeln wurde zwar nicht zu oft erstiegen, aber dagegen führten uns tägliche Spaziergänge auf den Areopag, zum Tempel des Zeus, in das Stadium, in die Auen des Ilissus, hinunter in Akademos' Gain, wo Plato einst gelehrt, an den Dylabettos, an den Hymettos. Vielsach auch, namentlich an Sonntagen, bestiegen wir die Gänge, die immer, wie bei uns die Droschken, vor den Thoren standen, ritten ein, zwei Stunden hinaus in die attischen Dörfer und unterhielten uns mit den Landleuten oder besuchten die feineren Familien, die dort in ihren Landhäusern weilten. Nicht selten kamen wir auch in den Piräeus hinunter, wo sich schon damals der lebendige Lärm einer Hafenstadt aufthat. Mehrere Male wurde im Phalerus, einmal auch in Themistokles' Gedächtniß an der Insel Salamis gebadet.

Wenn, was öfter geschah, russische oder englische Kriegsschiffe vor dem Piräeus geankert hatten, so wurden wir gern eingeladen und diese Besuche gingen selten ohne einige Flaschen Marsalla ab, welche die gastfreundlichen Offiziere spendeten. Eines Tages war sogar die amerikanische Fregatte „Constitution“ erschienen. Auch diese wollte ich nicht unbesehen lassen, fuhr daher an Bord und wurde artig aufgenommen. Ich fragte neugierig, ob nicht unter den jüngeren Offizieren einer von deutscher Abkunft sei, worau

mir ein solcher vorgestellt wurde, der aber von unserer ganzen reichen Sprache nichts mehr wußte, als „Sauertraut“ und „Speck“, überhaupt seine germanische Abstammung für einen sehr lächerlichen Umstand anzusehen schien.

Tiefer in's Land hinein kamen wir leider nicht. König Otto unternahm zwar alle Jahre mit geringem, auserlesenem Gefolge einen Unritt in seinem kleinen Königreich, bald nach dieser, bald nach jener Seite, aber wir konnten die verführerische Beispiel nicht nachahmen, denn uns schreckten einigermaßen die Räuber, von denen es damals nie ganz stille wurde, noch mehr aber die großen Auslagen, die mit solchen Unternehmungen verbunden waren, denn, da es keine Straßen und keine Gasthäuser gab, so mußte der Reisende zu Pferde ausrücken mit einem berittenen Diener und einem Treiber mit seinem Maulthier, welches die Betten, die Mäntel, das Zelt und die Mundvorräthe trug. Unter 20—30 Drachmen für den Tag konnte das nicht abgehen.

Wenn daher die athenischen Deutschen auf Urlaub oder auf Erholung gingen, so wählten sie fast immer das Meer und die reizende Inselwelt. Leider konnte ich mich nur einmal frei machen, im August 1835, wo ich zunächst nach Negina und von da nach Poros segelte. In Poros war damals der Sitz der griechischen Marineverwaltung, an deren Spitze Graf Rosen, ein liebenswürdiger Schwede, stand. Dieser war mir ein herzenguter Wirth und auch ein geduldiger Samaritaner, als mich in seinem Hause das Fieber überfiel und mehrere Tage festhielt.

Als ich von Poros Abschied nahm, gesellte sich zu mir ein junger Architekt, Ludwig Lange von Darmstadt, der später ein berühmter Baumeister zu München und mein langjähriger Freund geworden ist. Wir saßen ruhig in unserm Raiki und schiffen eben um das Vorgebirge Schläum, als ein sehr unangenehmer Sturm ausbrach, der unsere Nußschale dermaßen hin- und herschüttelte, daß Lange sofort der Seekrankheit verfiel und stundenlang wie todt an meiner Seite lag. Doch kamen wir am nächsten Tage glücklich auf der Insel Hydra und in ihrer Hauptstadt an, blieben da über Nacht und fuhren des nächsten Abends auf einer hydräischen Brigantine nach der Insel Syros, welche in den Cycladen liegt. Dort verweilten wir ein paar Tage bei Herrn Bezirksrichter Sanderzki, einem Landshuter, fuhren dann um Cap Sunium herum und kamen wieder wohlbehalten in Athen an.

Zu dieser Seereise kommt nur noch eine zweite, welche meine letzten Tage in Griechenland umfaßt, die noch später zu erwähnende Fahrt vom Piräeus nach Patras. Dies war Alles.

Nachdem ich aber nicht ohne Wehmuth jener schönen Zeiten gedacht, will ich auch Jener gedenken, die sie mit mir getheilt — nicht Aller, denn es waren gar Viele, aber doch Derer, welche einigermaßen hervorragten. Der ausgezeichnetste unter den jungen Bayern war Dr. Gottfried Feder aus München, ein vortrefflicher Jurist und liebenswürdiger Landsmann, der einmal mit mir in der Regentschaftskanzlei arbeitete, dann aber zum Rath am Cassationshofe und vor wenigen Jahren, nachdem er schon vorlängst aus

Griechenland herausgekommen, zum Präsidenten des bayerischen Verwaltungsgerichts Hofes in München ernannt worden ist; da lebt er noch in großer Thätigkeit. Nicht allein wegen seiner wichtigen Stellung als Vorsteher der deutschen Schule in Athen, sondern auch wegen seiner immer sprudelnden Laune und seiner witzigen Einfälle sei hier Johann Beeg, ein Nürnberger, als nächster genannt; doch blieb dieser nur drei Jahre in Athen und starb schon 1867 zu Nürnberg. Sehr beliebt war auch J. N. Bisino, ein Altbayer, der nach einem lustigen Studentenleben unter die Theologen gegangen und Stadtpfarrer zu Athen geworden war. Ebenso geachtet als Sänger wie als Becher, stand er noch hin und wieder auf der Mensur, besorgte aber auch mit rührendem Eifer seine Seelen, die Kranken und die Sterbenden. Er verschied vor wenigen Jahren als Pfarrer in Niederbayern. Anderer Art, norddeutsch und hochgelehrt, aber sehr anziehend und umgänglich waren die schon genannten Dr. Ulrichs aus Bremen, damals Professor am Gymnasium, und Dr. Ludwig Roß, ein Holsteiner, der über die Alterthümer gesetzt war. Noch sehr schwach im Griechischen kam damals Georg von Hahn aus Hessen in Hellas an, lernte jedoch bald, was er brauchte, wurde später k. k. Consul in Janina und schrieb mehrere werthvolle Bücher über die Albanesen. Auch Karl Rottmann, der Landschaftler, war längere Zeit unter uns. Ludwig Lange gehörte nicht minder zur Gesellschaft, ebenso Franz Wendland, ein Mecklenburger, der später Cabinetrath des Königs Otto wurde. Ferner hielten sich mehrere junge Ingenieure und Architekten zu uns. Aber diese alle sind schon in Charons Nachen gestiegen, nur Ludwig Steub und Gottfried von Feder weilen noch diesseits des Acherons, wissen aber auch nicht, wie lange es noch dauern wird.

Touristen dagegen kamen damals in Griechenland noch selten vor. Hin und wieder zeigte sich wohl ein Abenteuerer, der auf Dienst und Sold ausging, allein er verschwand bald wieder, weil beides nicht zu haben war. Der einzige Reisende von Gelehrsamkeit und Ruf, der damals in Athen erschien und sich an unsern Tisch setzte, war Professor R. G. Zumpt aus Berlin, dessen lateinische Grammatik mich durchs Gymnasium begleitet hatte. Er blieb aber nur wenige Tage.

Zu bemerken ist noch, daß in diesem Jahre, 1835, und zwar am ersten Juni, die Volljährigkeit des jungen Königs eintrat. Sie wurde mit großem Pompe gefeiert; wir Deutsche versammelten uns zu einem stürmisch heiteren Festmahl. An diesem Tage wurde Graf Armanberg zum Staatskanzler und ich zum Staatskanzleramtssecretair erhoben — die beiden Mitglieder der Regentenschaft, die noch übergeblieben, von Kobell und von Heided, fuhren nach Hause.

Graf Ludwig von Armanberg war damals achtundvierzig Jahre alt und uns Bayern ein theurer Name, weil er kurz vorher, von der Camarilla verdrängt, sich lieber auf sein Schloßlein zurückgezogen hatte, als seinem König fernere gegen seine Ueberzeugung zu dienen. Er war eine schlanke,

hochgebaute, doch mehr einnehmende als imposante Figur. Seine Formen schien er den Vogesen, den Ländern an Rhein und Mosel entlehnt zu haben, denn in deren Verwaltung war er nach der Leipziger Schlacht für längere Zeit beschäftigt. Er war ein gefeierter Redner in der Kammer, ein anziehender Sprecher im Salon und hatte sich überhaupt ein vortreffliches Deutsch zu eigen gemacht. So erschien er wenigstens äußerlich als vollendeter Gentleman, aus dem sich der Bajuware ganz verflüchtigt hatte. Mit mir war er immer freundlich, schonend, rücksichtsvoll, doch rebete er selten mehr als was zur Sache gehörte; auch nie ein Wort, das seiner unwürdig gewesen.

Wenn wir zu Tische geladen waren, ließ er sich schon eher gehen und erzählte allerlei Geschichten aus seiner früheren Zeit. Einmal, als wir aufgestanden, sagte er zu mir: „Nu, sprechen Sie einmal etwas englisch mit meiner Louise, damit ich sehe, ob sie was gelernt hat!“ Dieser Befehl wurde sofort vollzogen, aber es ging nicht ohne einige Verlegenheit auf beiden Seiten ab.

In seinem Leben war er mäßig — in der Arbeit unermüdblich, doch wurde er von Zeit zu Zeit durch das Fieber auf das Land verwiesen und wenn er in der Stadt war, verlor er viele Stunden mit den Gesandten der sogenannten „wohlthätigen“ Mächte, die ihm täglich auf die Bude stiegen.

Ich hatte immer eine Vorliebe für solche feingeschnittene, wellläufige, tactfeste Gestalten. Eine Persönlichkeit dieser Art schien mir immer viel werthvoller, als so ein „edler Kern in rauher Schale“, wie sie unter Bayern und Tirolern so häufig sind und so wenig in die Welt oder in gebildete Gesellschaft passen.

Der Graf ging 1837 wieder heim. Sein Wirken in Griechenland ist nicht sehr fruchtbar gewesen. Die Aufgabe war aber so schwierig, daß sie wohl auch kein Anderer gelöst hätte.

Seit Herrn v. Maurers Zeiten haben die Geschichtschreiber schwere Anklagen auf ihn gehäuft, ich muß sie auf ihm liegen lassen, denn ich bin nicht im Stande, sie wegzuwälzen. Die Anzahl von historischen Schriften, die seitdem über das neuere Griechenland erschienen, würde für die Aufgabe so viele Zeit erheischen, daß ich sie ablehnen müßte, auch wenn ich ihr gewachsen wäre.

Nachgerade war ich aber lange genug in Griechenland gewesen, um deutlich einzusehen, daß da auf keine Zukunft zu rechnen sei. Die Flitterwochen waren dahin und die Ehe schien nicht glücklich werden zu wollen. Auch der Graf sagte mir offen, er sei seiner aufreibenden Thätigkeit müde und sehne sie nach Ruhe. Wenn er verschwunden, so waren aber die schönen Tage in der Stadt des Theseus wohl auch für mich zu Ende. Ich nahm mir daher vor, allmählich wieder an den Strand der Isar zurückzukehren, und verschob entscheidende Schritte nur, weil mich der Staatskanzler, so oft ich davon sprach, zu beschwichtigen suchte. Es eile ja nicht! Im Augenblicke

sei ich nicht zu entbehren; wenn ich vielleicht doch in Griechenland bleiben sollte, würde sich auch da eine passende Stellung finden u. s. w. Da geschah es am 26. November, daß ich mit einem von dem Grafen aus Bayern berufenen, erst seit wenigen Monaten vorhandenen „Cabinetkrath“ in einen Streit gerieth, der sich nach meiner Ansicht durch unseren Vorgesetzten sehr leicht hätte schlichten lassen. Allein der Gegner verlangte eine Demonstration und so erhielt ich nach wenigen Tagen einen Erlaß, der mich aus dem Staatskanzleramte entfernte und zum Bezirksrichter in Chalkis, einer kleinen Stadt der Insel Euböa, ernannte. Ich habe das türkische Nestchen nie gesehen, die Stelle aber auch nicht abgelehnt, sondern um Urlaub gebeten, um auf meine Kosten nach Deutschland zu gehen. Dieser Urlaub wurde gewährt, aber als ich im Mai 1837 aufgefordert wurde, meine Stelle anzutreten, bat ich um meine Entlassung, welche ich dann auch erhielt.

Eigentlich war mir jene Wendung nicht unangenehm, denn sie stimmte zu den Gedanken, die mir seit dem Sommer immer näher gerückt, aber wunderbar war's mir doch, wie der Graf, der mich einst so unentbehrlich gefunden und so oft auf die Zukunft vertröstet hatte, mich jetzt so leichtlin fallen ließ.

Nun ging's an die Zurüstungen zur Abreise. Am 15. Januar bestieg ich zum letzten Male die Akropolis und nahm Abschied von dem alten Parthenon, von Erechtheus' Tempel und von der ganzen heiligen Feste. Es versteht sich, daß mir eine lange Reihe von Abschiedsbesuchen oblag, viele bei den deutschen, noch mehrere bei den griechischen Familien. Letztere versicherten mich einstimmig, daß ich herzlich willkommen sein würde, wenn ich wiederkäme. Ein stark besuchtes Festmahl in meiner Stube versüßte die Trennung mit guten Speisen und guten Weinen, mit Reden, Gesang und herzlichen Sprüchen. Am 24. Januar, wo die seit langem schwankende Witterung gute Fahrt versprach, zog ich mit meinem Padi ernst und still in den Piräeus hinab; am anderen Morgen bestieg ich das Kaiti, das mich nach Korinth brachte.

Die Reise von Athen nach Korfu ging sehr angenehm von Statten. Die Geduld und das freundliche Wesen, das ich den armen Bedrängten und Hilfsesuchenden in den Audienzen und außerhalb derselben zu zeigen bemüht gewesen, hatte meinen Namen weit hinausgetragen ins Land, und wo ich hinkam, zunächst in Korinth, Patras und Korfu, fand ich unter den Griechen, namentlich unter den gebildeten und wohlhabenden, die herzlichste Aufnahme. Ὅλος ὁ κόσμος σε γυμνάζει καὶ ὅλος ὁ κόσμος σε ἀγαπᾷ — sagte mir der Erzbischof von Korinth; wenige Worte, die aber zu schmeichelhaft sind, um übersetzt zu werden.

Von Korfu segelte ich mit Capitain Ulisse auf dem italienischen Trabaccolo „La Gloria“ nach Ancona, hielt dort in heiterer Gesellschaft unter englischen Offizieren und einer welschen Operntruppe, die in Korfu gespielt hatte, eine zwölfstägige Quarantäne, fuhr, nach damaliger Weise mit dem Betturino, über

den Apennin in's ewige Rom, wo ich etwa vierzehn Tage blieb, und kam über Florenz und Venedig am 11. Mai, von meinen Lieben mit hohen Freuden bewillkommt, wieder in München an.

In München wurde ich allenthalben herzlichst aufgenommen, zumal im Hause meines väterlichen Freundes, Friedrich Thiersch. Der Aufenthalt in Athen hatte mir einiges Relief gegeben und meine Beziehungen erweiterten sich nun auf die angenehmste Weise. Ich fand mich wieder leicht in diese Verhältnisse hinein, aber sie gefielen mir doch nicht recht, und ich konnte das schöne Griechenland noch lange nicht vergessen.

Meines Lebens Mai hatte im Lande der Götter und der Helden abgeblüht. Die Energie des Willens zeigte sich, als ich wieder auf heimischem Boden stand, bedenklich gemindert. Nachdem ich von dort, wohin ich so große Hoffnungen getragen, nichts mitgebracht als schöne Erinnerungen, so war ich zu sehr enttäuscht, um für die kommenden Tage mich in neue Träume zu verlieren. Ich sah daher in eine reizlose Zukunft. Es schien nichts übrig zu bleiben, als im Dienst der Gerechtigkeit, der mich wenig ansprach, den ersten Vorstufen still und bescheiden entgegen zu altern, dann in einem Landstädtchen zu verbauern und endlich, wenn's gut ging, in späten Zeiten als ein hochbejahrter und allgemein bedauerter, aber höchst obscurer Ehrenmann in's bessere Jenseits zu verduften.

Noch lag ein großer Stein auf der Rennbahn meines Lebens, der zunächst übersprungen werden mußte, wenn ich auf bayerischem Boden weiter kommen wollte. Dieser Stein war der juridische Staatsconkurs, der am 1. December begann und vierzehn Tage dauerte. Diese Prüfung, welche sämtliche Aspiranten in Einem Saal vereinigte, war sehr verrufen, doch fiel sie mir viel leichter, als ich erwartet hatte. Einmal waren alle Hilfsmittel, alle Bücher erlaubt, und dann waren die gestellten Fragen lauter hübsche literarische Aufgaben, die sich mit jenen Behelfen ganz angenehm bearbeiten ließen. Ich hatte mir von der Staatsbibliothek über einen Centner Bücher ausgeben und schwang mich mit deren Unterstützung ohne Mühe zur besten Note empor. „Diesmal,“ sagte damals ein altbayerischer Leidensgenosse aus Dachau, „diesmal haben's die Bücher ausgemacht, und die besten Bücher hat der Steub g'habt.“ — Nachher trat ich wieder als Praktikant beim Stadtgericht München ein.

Nun laßt uns aber das juridische Leben unseres Biographen mehr und mehr bei Seite setzen und so kurz als möglich erzählen, was er auf seiner literarischen Laufbahn erstrebt und erlebt hat.

Bücher zu schreiben und gelesen zu werden oder, wenn ich mich edler und vornehmer ausdrücken darf, der Literatur oder gar der Poesie zu leben, das war ein Wunsch, der in meinem Herzen schon früh aufstand. Walter Scotts Ivanhoe hatte mich so entzückt, daß ich mich sogleich entschloß, ihn nachzuahmen. • Ich war kaum vierzehn Jahre alt, als ich schon meine erste Scene nieder schrieb. Es war ein Gespräch zwischen einem Hirtenknaben und

seiner Großmutter, der er erzählt, daß er einen jungen Ritter in glänzender Rüstung habe auf die nahe Burg reiten sehen, um da um die Hand des Felsfräuleins anzuhalten. Dies interessante Fragment ist längst verloren, doch habe ich mich über den Verlust auch längst getröstet.

Das Tagebuch des Jahres 1830 bringt im Spätherbst eine Stelle welche lautet: „Wie ich nun in Dillingen (bei Verwandten auf Besuch) verweilte und so manche Stunde mir selbst überlassen war, da kamen mir die alten Gedanken wieder, wie ich mir Namen und Ruhm erwerben könnte, wenn ich so schön beschriebe, wie die Plinganser und die Meindel für's alte Bayerland gefochten und wie traurig es ausgegangen sei. — So war's mir niemals im Kopfe wie damals, so innig romanhaft und wenn's mir immer so wäre, so müßte ein Meisterwerk entstehen.“

Seltam klingt hier die Erinnerung an „alte Gedanken“; übrigens ist der schon vielfach beschriebene und besungene Bauernaufstand von 1705 gemeint, dessen Geschichte Professor Sepp jetzt erst genauer erforscht, ausführlich dargestellt und im „Sammler“ der N. Abendzeitung veröffentlicht hat.

Im Januar 1831 spricht das Tagebuch noch einmal davon, dann aber nie wieder.

Nachdem der Staatsconkurs überstanden, dachte ich bald wieder an die literarischen Träume meiner Jugend. Am 26. Januar 1837 berichtet das Tagebuch:

„Seit beinahe vier Wochen schreibe ich an einem Aufsatze für das Morgenblatt, den ich „Ferienreisen in Griechenland“ betiteln will. Er soll meine im vorletzten Sommer unternommene Reise nach Poros und Syra zum Gegenstand haben. Es wird leider nichts Schönes und ich werde froh sein, wenn es die Redaction nur aufnimmt. Morgen werde ich fertig. Gut, daß es aus ist, denn ich habe mich über dieser Arbeit wirklich mehr ennuyirt, als ich dachte, daß es bei meinem ersten schriftstellerischen Versuche der Fall sein würde.“

An Fleiß hatte es gleichwohl nicht gefehlt. Von dem Manuscripte liegen in meiner Schublade noch mehrere Abschriften, die alle wieder frisch durchgeseilt und verbessert sind. Aber die Redaction rechtfertigte entgegenkommend meine Besürchtungen. Ihr Schreiben vom 30. März sprach die Ansicht aus, daß die Schilderungen nur gewinnen müßten, wenn sie an manchen Stellen etwas zusammengezogen würden. Ob sie dies selbst thun sollte, ob ich es besorgen wollte? Ich überließ ihr das Manuscript auf Gnade und Ungnade, allein als es nach mehreren Monaten immer noch nicht gedruckt erschien, erbat ich es zurück. Ich habe schon mehrmals daran gedacht, es wieder vorzunehmen und ein kleines Wächlein guter Laune durchzuleiten, allein ich habe nie die Zeit dazu gefunden.

Indessen ging es immer um in mir; felsenfest stand der Glaube, daß ich nur ein schönes Buch zu schreiben brauchte, um meinem Leben einen andern Schwung zu geben.

Wir stehen am Vorabend eines neuen Versuches.

Im März 1838 wird nämlich zum ersten Male das Morgenroth der „Bilder aus Griechenland“ sichtbar. Es sollte eine humoristische Beschreibung meiner Reise von Athen nach Korfu werden. Besonders schilbernswerth schien mir dabei jenes gutmüthige, aber ungeschlachte Wesen der bayerischen Landbeamten, das ich schon damals hinreichend kannte, weil ich in Nischach unter ihnen aufgewachsen war. Diese gemüthlichen Küpel gehen wie ein rother Faden durch alle meine Schriften. Ich entdeckte immer neue Reize an ihnen und wurde nicht müde, sie immer wieder von neuen Seiten darzustellen. Herr Böpfelmaier, der den Praktikanten Hirlmayer von Ebersberg, auch einen Griechenfahrer, wiedergeben sollte, ist das erste Beispiel dieser Art.

Im August 1838 hatte ich meinen Wohnsitz nach Neuburg an der Donau verlegt, einem anmuthigen Städtchen mit Appellationsgericht und anregender Gesellschaft, wo ich ein Jahr verbleiben sollte, um mich in der höheren Jurisprudenz auszubilden. Ich nahm die Bilder aus Griechenland halb vollendet mit und war nun eifrig bemüht, sie zu Ende zu bringen.

Im März 1839 sandte ich ein fertiges Stück, „Die Piräeusstraße,“ an das Morgenblatt. Diesem gefiel das Fragment und so erschien es denn am 7. Mai in seinen Spalten. Dieser Waidtag ward ein Festtag für mein ganzes Leben und ich übersehe ihn jetzt noch selten. Es war, als ob eine liebliche Muse die rosenfingrige Hand zum Fenster hereinstreckte, und ich sie nur zu fassen und zu halten brauchte, um aus meines Thales Gründen auf sonnige Höhen gezogen zu werden.

Um Neujahr 1840, als ich wieder in München, war das Buch fertig. Ich kann ihm in Wahrheit nachsagen, daß es sehr oft durchgesehen, mit strenger Kritik behandelt und vielfach abgeändert, im Sinne des Verfassers verbessert worden ist. Nach seinen Hoffnungen sollte es ihm viel Glück in's Haus bringen. Post nubila Phoebus! schrieb er am Neujahrstage auf das Titelblatt des Tagebuchs. Und am letzten Januar sandte er das Manuscript zur Annahme an die Cotta'sche Buchhandlung, der es vom Morgenblatt her empfohlen sein sollte, um es am 10. März mit dem Bescheide zurückzuerhalten, daß sie es nicht verwenden könne, weil sie mit einer ganz ähnlichen Publication, einem sehr gründlichen und umfassenden Werke, beschäftigt sei.

Nun begann eine Heze durch ganz Deutschland, über Stock und Stein, über Feld und Haide nach einem Verleger, bis endlich, nachdem ich in dreizehn Monaten vielleicht zwanzig Körbe erholt hatte, sich ein solcher fand, der mir die Courtoisie erwies, das liebe Buch, in dem so viele hundert hoffnungsvolle Stunden steckten, ohne Honorar vor das Publikum zu bringen.

Als es dann erschien, 1841, wurde es von den Kritikern in den Zeitungen und den Wenigen, die es lasen, sehr gelobt, aber es kam doch nicht auf und war bald verschollen. Näheres hierüber in meiner Schrift: „Aus Tirol“, 1880 S. 208 u. ff.

Vor kurzer Zeit begegneten mir bald nach einander Hyacinth Holland und Hermann Lingg auf der Gasse. Jeder erzählte, er habe eben zum ersten Male die Bilder aus Griechenland gelesen, das sei ja ein sehr schönes Buch! So hörte ich nach vierzig Jahren wieder zum ersten Mal von diesem verlorenen Sohne.

Im Jahre 1841 erschien im Morgenblatte auch „Der Staatsdienst-Aspirant“, meine erste Novelle, die das leere, geistlose Leben eines gewöhnlichen kgl. bayerischen Landgerichts-Praktikanten in heiterer Ironie zu schildern sucht.

Im Herbst desselben Jahres erhob sich ein Verleger zu Karlsruhe, um ein großes Werk: „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert“ herauszugeben. Dazu wurden verschiedene deutsche Schriftsteller geworben und die gefürteste Grafschaft Tirol mit Vorarlberg fiel in meine Hände, worüber ich sehr glücklich war. Daran hängen nun die „Drei Sommer in Tirol“, die in den Jahren 1842, 43, 44 entstanden und im Jahre 1846 ans Licht getreten sind. Das Werk wurde freundlich aufgenommen, obgleich es gar nicht zweckmäßig angelegt ist. Ich hatte nämlich zuerst die Gegenden, die mich am meisten anzogen, in Arbeit genommen und an den Notizen, die ich über Berg und Thal gesammelt, mit Zuziehung anderer literarischer Hilfsmittel lange, lange fortgeschrieben, bis ich eines Tages eine annähernde Berechnung aufstellte und dabei fand, daß ich schon weit über die vereinbarten 30 Bogen hinausgekommen war. Ich strich nun Manches wieder, was schon fertig und konnte mich um so weniger entschließen, neue Gegenden anzugreifen, als ich sie auch nur wieder hätte streichen müssen, wenn das Buch nicht, was der Verleger keineswegs wünschte, in zwei Bänden hätte erscheinen sollen. So sind denn sehr wichtige Landschaften wie das Unterinntal, das Pustertal, das untere Etschland, und Wälschtirol ganz weggeblieben.

Diesem Fehler hat die zweite Auflage, die im Jahre 1871 erschienen, möglichst abzuhelfen gesucht. In Tirol gefällt diese zweite Auflage gleichwohl nicht recht, einmal, sagt man, weil der historisch-politische Nachtrag der ersten, der mir, aus dem Vormärz stammend, nachgerade denn doch veraltet schien, gänzlich weggeblieben ist und dann, weil die alten Stücke hier und da gekürzt worden sind, um mehr Raum für die neuen Zuthaten zu gewinnen. Uebrigens ist auch die erste Auflage ziemlich still durch ihr langes Leben, ihre fünf und zwanzig Jahre gegangen. Mit den fünf ungebundenen und zwei gebundenen Freizeemplaren, die ich 1846 an meine Freunde in Tirol gesandt, war der Lesebedarf des ganzen Landes gedeckt. Die jetzigen Tiroler kennen nur noch den Titel. Wenn ich mitunter auf der Wanderschaft des Werkleins bedarf und nach ihm frage, kommen ganze Landschaften in Verlegenheit. Ein reisender Freund war einmal Innsbrucks sämtliche Buchhandlungen ausgegangen, ohne es aufzutreiben zu können. Jetzt wird es nie mehr citirt, aber öfter ausgeschrieben.

Als die drei Sommer in Tirol verstrichen waren, im Jahre 1845, und zwar im März, wurde ich zum Rechtsanwalt in der Vorstadt Au ernannt.

Mir hätte leicht etwas Angenehmeres begegnen können. Ich hatte damals einen Roman begonnen und hätte lieber an diesem fortgeschrieben, freilich nicht, um ihn wieder herzuschenken. Später, 1863, ging ich zum neu-eingeführten Notariat über, in dem ich aber zuletzt so melancholisch und nervös wurde, daß es mir eine Lebensrettung schien, als ich im Herbst 1880 diese Bürde niederlegen konnte.

Das Jahr 1848 brachte eine zweite Novelle, „die Trompete in Es,“ eine seltsame Geschichte, die zwischen dem Vicar und dem Färbermeister in Oberaudorf vorgefallen war und zur guten Hälfte in meinen Acten lag, weil ich letzteren vertreten hatte. Die Geschichte wurde ein paar Male aus dem Manuscripte vorgelesen und gefiel den Hörern ungemein. Ein Verleger hatte sich auch bald gefunden und so druckten wir die 500 Exemplare auf gemeinschaftliche Rechnung, Stück für Stück um achtzehn Kreuzer rheinisch. Das Geschichtchen fand bei Einzelnen vortreffliche Aufnahme, aber der Preis war für's große Publicum doch zu hoch gegriffen. Nach einiger Zeit, als die Kosten gedeckt waren, schenkte mir der Verleger den ganzen Rest, etliche hundert Exemplare, die ich dann wieder kleinweise, namentlich an meine ländlichen Klienten, verschenkte.

Zu den vielen schönen Sachen die mir hienieden noch abgingen, zählte ich auch eine tiefe, heiße, phantastische Liebe. Ich war jetzt sechsunddreißig Jahre alt und hatte diese noch nie empfunden. Um mir die Sehnsucht, mit der ich nach ihr lechzte, vom Halse zu schreiben, stellte ich nun im Jahre 1849 wieder eine Novelle auf, „Das Seefräulein“, das zuerst in den Fliegenden Blättern erschien, und später, in ein Lustspiel umgearbeitet, zuerst am 5. Mai 1868 und seitdem öfter im Hoftheater zu München mit Beifall über die Bretter gegangen ist.

Nun waren allmählig so viele kleine Stücklein zusammengekommen, daß es an der Zeit schien, sie zu sammeln. Sie erschienen im Jahre 1853 zu Stuttgart unter dem Titel: „Novellen und Schilderungen“. Aber wer da dachte, daß die früher mit so vielen Freuden aufgenommene „Trompete“ oder das mit nicht minderer Herzlichkeit begrüßte „Seefräulein“ dem Büchlein die Wege ebnen würden, der fand sich bitterlich getäuscht. Es blieb ebenfalls liegen, kam durch Gantversteigerungen in verschiedene Hände und neulich erst, fast nach dreißig Jahren, als noch ein gutes Hundert Exemplare vorhanden waren, wurde es von Herrn Alfred Bonz, meinem jetzigen vortrefflichen Verleger, mit seinen andern Kleinodien vereinigt.

In Tirol, im Boralberg und Graubünden finden sich bekanntlich eine Unzahl undeutscher Namen, um die sich bis dahin Niemand gekümmert hatte. Ich suchte nun zu beweisen, daß dieselben theils rhätischen, theils romanischen Ursprungs seien und daß Tirol, obwohl von Deutschen beherrscht, doch bis tief ins Mittelalter herein ein romanisches Land gewesen. Diese Aufstellungen waren neu und sie durften namentlich die Tiroler interessieren. Aber das Büchlein, das 1854 unter dem Titel: „Zur rhätischen Ethnologie“

erschien, brauchte zwanzig Jahre bis es den kurzen Weg von München bis zu den Gelehrten von Innsbruck zurückgelegt hatte. Erst seit einigen Jahren wird es dort mitunter citirt. Es liegt über ihm noch immer eine Tarnkappe, die die wenigsten Forscher zu durchbohren vermögen.

Nun kommen wir an den schon erwähnten Roman, der meines Erachtens das glänzendste Gestirn an meinem literarischen Himmel werden sollte, aber eigentlich auch nie aufgegangen ist. Er sollte ein Bild jener düstern Zeiten geben, die wir unter dem ersten Ludwig durchzuleben hatten, jenem Fürsten, der für den Fortschritt in den schönen Künsten ebenso viel, als für den Rückschritt in allen übrigen Richtungen gethan hat.

Die ersten Anzeichen dieser traurigen Geschichte finden sich schon in den Zeiten, die den „Drei Sommern“ vorangingen. Ja, das erste Capitel, der Helden Jugend, scheint schon im Jahre 1841 entstanden zu sein. Nachher vergingen wohl viele Tage, aber doch nie ein Jahr sine linea. Ich empfand noch keine Lust am Anfang anzufangen, denn ich kam mit dem Plane nicht ganz ins Reine und hatte natürlich auch immer Andres zu thun, was mich entschuldigte, wenn ich diese Arbeit bei Seite setzte.

Zimmerhin hatte sich nach und nach in blauem Umschlag eine solche Menge flüchtig hingeworfener Einfälle gesammelt, daß es endlich billig schien, ihnen eine anständige Unterkunft zu gewähren, die sie durch ihr geduldiges Warten wirklich verdient hatten. So begann denn im Herbst 1853, etwa zwölf Jahre nach dem ersten Spatenstich, die ernst genommene, wenn auch noch nicht ununterbrochene Beschäftigung mit dieser Arbeit, die ich, wenn ich's sagen darf, mit Begeisterung durchführte und mit einem Fleiße, der ihr gleich stand. Es findet sich wohl in der ganzen Literatur der Deutschen kein Buch, das in allen seinen Theilen, im Großen und im Kleinen, so oft überlesen, so mühsam durchgebürstet, so vielfach nachgebessert worden ist, wie diese Deutschen Träume.

Da ich bisher in Süddeutschland kein Glück gefunden, so war es mir sehr angenehm, daß sich dieses Mal ein norddeutscher Verleger fand, Friedrich Vieweg in Braunschweig, der das Buch im Frühling 1858 an's Licht brachte.

Ich war nach melner Art fest überzeugt, daß diese Deutschen Träume einen ungeheuren „Pumperer“ thun, und in einem Vierteljahre die zweite Auflage erleben würden; die Sache aber ging sehr ruhig ab. Es kamen mir wohl zwei oder drei enthusiastische Briefe zu, ebenso viele mündliche Glückwünsche gleichen Tones, auch mehrere günstige Recensionen, darunter eine von Tailandier in der Revue des deux mondes, aber es zeigte sich bald, daß der Geschmack des großen Publikums nicht getroffen und daß das Buch ebenfalls in die bayerische Setze zu fallen bestimmt sei. Das Buch, hieß es, hätte im Vormärz erscheinen sollen; da hätte es in die allgemeine Stimmung eingegriffen — jetzt sei man über jene Zustände hinaus und erinnere sich nicht mehr gerne daran. Auch sei es zu melancholisch!

Nachdem jene Zeiten einmal vorüber, wäre es allerdings zuträglicher gewesen, sie ironisch, humoristisch, satyrisch zu behandeln — statt eines tödtlichen Schusses ein glücklicher Ausgang, und das Buch hätte gewiß einigen Erfolg erlebt. Seit jener Zeit habe ich mich auch immer vor traurigen Ausgängen in Acht genommen. Unser tägliches Leben bringt wahrhaftig immer so viel Aerger, Verdruß und Kummer mit sich, daß der Schriftsteller dem Leser, der sich bei ihm erheitern will, nicht zumuthen sollte, sich auch noch über die Schicksale seiner fingirten Personen abzuhärmen. Professor Anton Schönbach in Graz meinte einmal in einer sehr günstigen Besprechung meiner gesammelten Novellen, welche das deutsche Literaturblatt brachte, es wäre vielleicht nicht übel, wenn nach dreißig Jahren die Deutschen Träume, etwas revidirt, neuerdings an's Licht träten. Seitdem denke ich selbst mitunter an eine solche Auferstehung, die aber den eben ausgesprochenen Ansichten nachgehen würde und Herrn Jörg von Wolzen die schöne Gitta heirathen ließe.

Nun wollte ich aber auch einmal für mein engeres Vaterland eine literarische That verüben. Seit zwanzig Jahren war ich jeden Sommer auf ein paar Wochen in's bayerische Gebirge gegangen und hatte da allerlei Wanderschaftliches geschrieben, was dann im Morgenblatte oder in der Allgemeinen Zeitung erschien und in München sehr gefiel. Diese Aufsätze wurden nun fleißig überarbeitet und die Lücken kunstreich ausgefüllt, so daß das Buch, „Das bayerische Hochland“ (1860) ein ebenso unterhaltendes als belehrendes Bild des Gebirges von Füßen bis Berchtesgaden darbietet. Im Anfang sollen sich diese neue Erscheinung auch wirklich einige Tegetshofer Bauern angeschafft haben, aber den gebildeten Familien der Hauptstadt und des Hochlandes blieb sie nahezu unbekannt.

Das Jahr 1867 brachte die „Herbsttage in Tirol“, in deren erster Hälfte sich eine Biographie des berühmten Tirolers Philipp Jacob Fallmerayer findet, und zwar nach einem schriftlichen Grundriß, den mir dieser Freund auf meine Bitte selbst gefertigt. Die zweite Hälfte enthält ethnographische Betrachtungen über die Rätshel der tirolischen Vorzeit, über Ahdäier, Römer und Romanen, Bajuwaren, Gothen und Langobarden, Betrachtungen, die diese Vorzeit wohl in sehr verlässiger Weise construirt haben. Jene Herbsttage brachen aber über Tirol nie an, nicht einmal die dortigen „Gelehrten“ nahmen Notiz von ihnen, wovon ein schlagender Beweis anzuführen wäre.

Im Jahre 1869 erschienen die Altbayerischen Culturbilder, deren Hauptstück „der Deggendorfer Judenmord“ war, eine von ultramontaner Seite herausgeforderte Untersuchung jenes jetzt noch nach fünfhundert Jahren durch Processionen, Wallfahrten, Predigten und Ablässe gefeierten Ereignisses. Sie stellte klar heraus, daß es nur ein blutrünstiger Betrug gewesen, der die Juden von Deggendorf und mit ihnen auch die Schuldbriefe, die ihnen die Deggendorfer ausgestellt, vernichten sollte. Die Artikel, die zuerst die A. Allgemeine Zeitung brachte, erregten großes Aufsehen. Viele verlangten

bringend, daß sie wieder abgedruckt würden, aber als sie bald darauf vermehrt und verbessert bei Ernst Reil in Leipzig erschienen, fragte Niemand mehr darnach. Jetzt liegen zu Leipzig noch 300 Exemplare.

Im letzten Jahrzehnt habe ich sehr fleißig gearbeitet und mehr geschrieben, vielmehr herausgegeben, als in den dreißig Jahren, die vorangehen. Da erschienen einmal „Die oberdeutschen Familiennamen, (1870)“ eine Untersuchung, die den Gegenstand, meines Erachtens, merklich weiter brachte, jedoch nur die Ehre erlebte, von einem strebsamen Gelehrten als Unterlage für ein analoges Büchlein benützt, aber keineswegs als solche angeführt zu werden. Hierauf folgte die schon erwähnte zweite Auflage der „Drei Sommer in Tirol“ (1871), die „Austspiele“, 1873, und dann unter dem Titel „Kleinere Schriften“ alle meine bis dahin noch nicht gesammelten Aufsätze und Abhandlungen in vier Bändchen, Reiseschilderungen, literarische Aufsätze, tirolische Miscellen, altbayerische Miscellen (1873—75). An diesen kleineren Schriften habe ich auch nicht viel Freude erlebt, zumal da sie Herr Hermann Uhde in den Blättern für literarische Unterhaltung schimpflich herunterriß, behauptend, einmal taue das Sammeln überhaupt nichts, und wenn es auch einzelnen nachgesehen werden könnte, so gehöre doch ich nicht zu dieser Elite.

Im Jahre 1875 war das Bayerische Hochland vergriffen und die Verlagsbuchhandlung regte zuerst eine zweite Auflage an. Die italienische Reise, die ich damals vorhatte, verhinderte mich, die Arbeit sofort zu beginnen und als ich sie wieder in Erinnerung brachte, hatte sich jene anders besonnen und meinte, da sich die erste Auflage in neunzehn Jahren kaum verkauft habe, so wolle sie auf eine zweite lieber nicht eingehen; vielmehr das Verlagsrecht in meine Hände zurückgeben. Sie habe einmal mit meinen Büchern — unbeschadet ihres inneren Werthes — kein Glück, wie dies bei den kleineren Schriften und der zweiten Auflage der Drei Sommer besonders der Fall, da letztere in acht Jahren noch nicht zur Hälfte abgesetzt sei. (Näheres hierüber in meinem Büchlein „Aus Tirol“ S. 218 ff.)

Nachdem alle die verschiedenartigsten Verleger, die ich mir bisher selbst gesucht, über mich nur zu seufzen gehabt, so schien es mir eine gute Vorbedeutung, einmal von einem Verleger gesucht zu werden. Dies begab sich vor etwa sieben Jahren in Radolfszell am Bodensee, wo ich meinen Freund, den Herrn Hofrath von Scheffel, besuchte und dort auch den Herrn A. Bonz von Stuttgart traf, der des ersteren Schriften druckt. „Da die Herrn,“ sagte letzterer eines schönen Morgens zu mir, „so gute Freunde sind, so möchte ich auch Ihr Verleger werden.“ Ich hatte damals nichts anzubieten, als eine Reihe von Reiseschilderungen, die in den Jahren 1873—75 entstanden und schon vorher in der Allgemeinen Zeitung erschienen waren, dann aber 1878 trotz Herrn Uhdes Bannstrahl unter dem Titel: „Syrische Reisen“ gesammelt herauskamen.

Im Weinmond des Jahres 1878, als ich zu Arco in Wälschtirol saß, fiel mir plötzlich ein, ich sollte einmal eine alte Geschichte, die mir vor

dreißig Jahren ein guter Freund im tirolischen Hall erzählt hatte, als Novelle verarbeiten. Ich ging mit jugendlichem Feuer an's Werk und hat mich nicht leicht eine Aufgabe so gefreut wie diese. Aufrichtig gestanden, schien mir „Die Rose der Sewi“ auch vortrefflich gelungen. Als die Herren A. Bonz & Cie. sie 1879 als zierliches Heftchen in die Welt schickten, dachte ich in meiner Art gar nicht anders, als sie würde im Sturm lauf die Herzen von ganz Deutschland erobern und in wenigen Wochen eine neue Auflage erheischen, doch ist's auch wieder anders gegangen.

So wenig Seide Herr A. Bonz mit den Lyrischen Reisen gesponnen, so druckte er doch bald — mit gleichem Erfolg — ein ähnliches Büchlein: „Aus Tirol,“ welches vor drei Jahren herauskam. Es enthält einige Schilderungen aus der Wanderschaft, einige literarische und culturgeschichtliche Abhandlungen, darunter auch die merkwürdige Begebenheit: „Im Lesezimmer zu Ruffstein.“

Von den „Novellen und Schilderungen,“ die 1853 erschienen, ist oben schon gesprochen worden. Sie lagen damals in guter Ruhe in einem Keller zu Stuttgart. Nun waren aber mehrere neue Novellen erblüht und es schien nicht unstatthaft, die alten und die neuen gesammelt herauszugeben, was Herr F. Uhde, wenn er gefragt worden wäre, wohl auch verboten hätte. Nun entstand die Frage, ob auch „Die Rose der Sewi“ in die Sammlung aufzunehmen sei. Mir schien sie eine liebliche Nachtigall, die vielleicht in der Freiheit viel schönere Tage erleben konnte, als mit den anderen in ihrem Käfig. In Stuttgart meinte man aber, ohne die Rose ginge es nicht. „Wis wenn Kriegen wir denn die zweite Auflage?“ fragte ich den Herrn Verleger im November 1880. „Nicht vor drei Jahren!“ Da warf ich auch alle „diesbezüglichen“ Hoffnungen in den nächsten besten Winkel und sprach: „Schlachten sie in Gottes Namen das liebe Mädchen in das Buch hinein, mir ist jetzt alles gleich!“

So erschienen denn die gesammelten Novellen vor zwei Jahren in feiner Ausstattung zu Stuttgart.

Ich dagegen erhielt im letzten Mai einen Brief meines Herrn Verlegers mit der Meldung, daß zwar die eine Hälfte des Vorraths verkauft sei, daß er aber die andere mit neuen Titeln und Umschlägen Anfang September als zweite Auflage in die Welt senden möchte. Die guten Freunde des Herrn Bonz können nun freilich nicht anders, als das Publikum „nachdrücklichst“ auf diese interessante Erscheinung hinzuweisen, umsomehr als sie auch mit meinem „Porträt geschmückt sein wird.“ Anbei bleibe aber nicht ungesagt, daß ich mich, nachdem jene chimärischen Hoffnungen zerstoßen waren, mit dem bisherigen Absatze ganz zufrieden gegeben, und die künstliche zweite Auflage so wenig angeregt habe, als die Ausschmückung mit meinem Antlitz, zumal ich dies einer zweiten Veröffentlichung nicht bedürftig und auch seine Aufgabe, als eine Art Sirene die unvorsichtigen Schiffer aus dem Ocean der deutschen Literatur hereinzulocken, nicht für lösbar halte.

Das letzte Buch, mit dem ich die deutsche Lesewelt zu erfreuen meinte, ist voriges Jahr erschienen. In Tirol lebten einst zwei bedeutende Männer, Vater Beda Weber zu Meran und Dr. Joseph Streiter zu Bozen, welche früher gute Freunde waren, später aber unheilbar zerfielen. Dieses Gerwürfniß wurde nun in einem Wiener Blatt besprochen mit dem Beisatze: „Auch Zwischenträger mögen geschadet haben.“ Da ich nun dazumal — im Sommer 1844 — allerdings in Streiters Auftrag — dem Vater Verfähnung anzubieten hatte, welche dieser aber nicht annahm, so war ich immerhin ein Zwischenträger zu nennen, und da sonst kein Sterblicher mit gethan, so bezog ich jene Worte nur auf mich. Um sie richtig zu stellen, suchte ich nun alte Zeitungen, alte Briefe, alte Tagebücher hervor und schrieb nach diesen Quellen ein Buch über die literarischen Unruhen jener Tage, welches die Welt als „Sängerkrieg in Tirol“ überraschte. Es schildert die damaligen Zeiten, die in Tirol vollkommen vergessen sind, so daß ich der Einzige bin, der noch davon zu erzählen weiß. Den Tirolern will das Büchlein aber nicht recht munden; es schildert sie zu sehr, wie sie sind, während sie sich viel lieber loben lassen. Sie sagen daher, sie hätten etwas anderes zu thun, als jetzt noch die Schliche eines Vater Beda zu studiren, und lassen das Büchlein links liegen. Der Verleger seufzt — was mir leid thut, denn ich wünsche ihm eben so viel Glück, wie mir selber.

Dies ist mein Leben — zunächst mein literarisches — ein trübsseliges Tableau eines mehr als vierzigjährigen Ringens, das fast nur Nieten, nie einen schönen beneidenswerthen Erfolg eintrug und die Verleger noch mehr als mich verstimmt. Gleichwohl erwecken mir meine Schriften, wenn ich sie hin und wieder durch die Hand gehen lassen, nur freundliche Erinnerungen, denn ich habe sie, abgesehen von dem allerersten Versuche, alle aus ganzem Herzen, mit voller Kraft, in der angenehmsten Aufregung zu Stande gebracht. Wenn das, was mir mündlich oder schriftlich oder in Recensionen zukommt, nicht eitel Schmeichelei ist, so müssen sie ganz gut geschrieben, witzig und geistreich sein und doch hat meine Muse in so langer Zeit so gar nicht gedeihen wollen! Glücklich, daß ich nicht von ihrer Hände Arbeit abhängе.

Einige Schuld an diesem Mißgeschick mag wohl auch daran liegen, daß ich zumeist für Bayern und Tiroler geschrieben habe. Wer für diese beiden stamm- und geistesverwandten Völker schreibt, wird immer zwischen zwei Stühlen niedersitzen; das literarische Bedürfniß ist dort drinnen so gering wie da draußen. In Berlin oder Wien geht's viel leichter.

Somit stehe ich denn am Rande eines Lebens, das ich immerhin ein glückliches nennen darf, da ich bisher von Krankheiten und schweren Schicksalschlägen verschont geblieben bin. Wenn meine Bücher kein Glück gemacht, so schlage ich das nicht so hoch an, sondern kann mich sogar, wie der bekannte Spartaner, freuen, daß im großen Vaterlande so viele bessere Scribenten zu finden, als ich.



Ueber Ludwig Steub.

Von

Felix Dahn.

— Königsberg. —

C ist eigentlich überflüssig, dieser authentischen Lebensbeschreibung eine Kritik oder Charakteristik des Schriftstellers beizufügen; denn diese Beschreibung hat Jedem, der sie soeben zu Ende gelesen, die eigenartige Anmuth des Stiles ihres Helden und Verfassers so angenehm vor Augen gestellt, daß deren Analyse durch einen Andern unnöthig erscheint. —

Die Veröffentlichungen Steubs gliedern sich in drei Gruppen:

I. Hellenica. II. Die gelehrten Arbeiten (über tirolische und bayerische Sprach- und Culturgeschichte). III. Belletristik.

Was die Hellenica betrifft, freuen wir uns, den ehrenreichen Herren Hermann Vingg und Hyacinth Holland darin „über“ zu sein, daß wir diese nach Inhalt und Form gleich anziehenden Schilderungen von Land und Leuten in Neu-Hellas schon seit einem Vierteljahrhundert kennen und hochschätzen. In der That: „ex ungue Leonem“. Oder, hier richtiger gesagt: „in der Knospe liegt bereits die Frucht.“

Diese frühesten Schilderungen bekunden bereits die individuellen Züge des Verfassers in starker Ausprägung: vor Allem ein vortrefflich gefüllter und in seinem Reichthum nie verwirrter, vielmehr stets säuberlich geordneter „Schulsack“, d. h. seltene Beschlagenheit in griechischer und lateinischer Sprache, Grammatik, Literaturgeschichte, Geographie, — ein Vorzug, den wir noch wiederholt hervorzuheben haben; und den derjenige am Höchsten anschlägt, welcher den Zustand des Gymnasialunterrichts im lieben Beyerland in jenem tempus plusquam perfectum kennt. Und doch will es fast scheinen, daß

jener Unterricht in den Tagen des jungen Ludwig besser war, als ungefähr 1840—48, da oft ganz unwissende Pfarrer, zumal in den untersten Klassen, verwendet wurden.

Ferner tritt schon in jenen neugriechischen Essays die Gabe hervor, welche den echten Ethnographen auszeichnet, Dinge zu sehen und zu hören, an denen andere Reisende vorüberstolpern, und die Kunst, aus Steinen und Namen den Werdegang der Völkergeschichte, ein rückwärts gewendeter Prophet, weissagend wieder herauf zu beschwören.

Endlich zeichnet schon jene Darstellung die feine, ganz eigenartige, facettirte Form aus, welche neben den Entdeckungen in der rhäto-rosenischen Urgeschichte den Namen Ludwig Steub zu Ehren gebracht hat und lebendig erhalten wird in der Geschichte deutschen Schriftthums.

Was nun die wissenschaftlichen Leistungen Steubs betrifft, so ist hier nicht der Ort, sie im Einzelnen auszuführen; es ist auch nicht nöthig, da es nur der kurzen Erinnerung an Altbekanntes bedarf. Steub hat aus Andeutungen der antiken Ueberlieferung überzeugend und zweifelnd frei dargewiesen, daß die von den Römern in Tirol vorgefundene Bevölkerung nicht, wie man insgemein annahm, eine keltische, sondern eine tuskisch-rosenische war. Diesen Beweis hat der Verfasser mit seltenem Scharfsinn, mit Jahrzehnte hindurch fortgeführtem Sammelfleiß und mit souveräner Beherrschung correcter Methode aus den von ihm zuerst auf die tuskischen Formen zurückgeführten Ortsnamen erbracht.

Diese Untersuchungen sind um so schwieriger, als sie rein formalistisch geführt werden müssen, d. h., ohne daß Sinn und Bedeutung jener Ortsnamen dabei zur Mithilfe herangezogen werden könnten, da das Etruskische noch immer nicht gedeutet werden kann. Haben doch die genauesten Kenner des räthselhaften Idioms noch nicht festgestellt, ob die Sprache eine arische oder nicht arische sei, ob zwar jetzt Seebe sich der früher so heftig von ihm bekämpften Annahme Korffens von der Zugehörigkeit des Etruskischen zu den übrigen italischen Sprachen selbst zuneigt.

Jener Nachweis ist die Hauptleistung Steubs, und sie genügt!*) — Die Verufensten haben das Verdienst freudig anerkannt; hören wir nur einen Sidhelfer allerersten Ranges: Heinrich Kiepert sagt in seinem Lehrbuch der alten Geographie, Berlin 1878, S. 370: „Das größte Verdienst um Sammlung dieser uralten Sprachreste unter Zuziehung der älteren, in mittelalterlichen Documenten bewahrter Formen und kritischer Auscheidung der theilweise in deutschem Munde bis zur Unkenntlichkeit entstellten romanischen hat sich L. Steub erworben in seiner „Rhitischen Ethymologie, Stuttgart 1854, sowie seinen übrigen zahlreichen, durchaus höchst lesenswerthen Schriften über Tirol und die bayerischen Alpen.“

*) Vgl. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, III. Berlin 1883, S. 17, und Dahn, deutsche Geschichte, I. Gotha 1883, S. 35; letzteres

Bei dieser Arbeit mußte sich der Verfasser, wie Riepert andeutet, selbstverständlich auch mit den übrigen nicht-romanischen Ortsnamen in Tirol auseinandersetzen, und er hat dabei mit wirklich glänzendem Scharfsinn (nach einer übrigens einfachen, nur eben von ihm zuerst mit durchgreifendem Erfolg angewendeten Methode) einer ganz erstaunlichen Zahl von solchen Räthseln ihr Geheimniß abgefragt.

Außer diesen *Rhaetica* und *Tirolensia* hat der Verfasser aber auch für die Culturgeschichte in Bayern Vorzügliches geleistet in seinen zahlreichen kleineren Schriften, von denen wir Einzelnes unten näher charakterisiren.

Diese Bücher sind, unbeschadet ihres bedeutenden Inhalts, so anmuthig geschrieben, daß der Leser in angenehmstem Luftwandeln stets auf einem Grenzgebiet von Wissenschaft und Kunst, von Ernst und höchst ergößlichem, ganz eigenartigem Humor, von Unterweisung und Unterhaltung hin und her schlendert. Und so ist es dem Verfasser denn wirklich gelungen, an Tirol und Bayern sogar den Tirolern und Bayern, diesen wenig lesenden Bergvölkern, gleichsam wie in einem Honigtränkein heilsame Arznei — in be- lustigender Erzählung und Schilderung die nothdürftigste Kenntniß ihrer nächsten Umgebung und eigenen Vergangenheit beizubringen. Sogar das trockene Problem der Deutung von Familiennamen hat der Verfasser in einem Büchlein, daß wir zu seinen dankenswerthesten zählen, höchst amufant zu behandeln verstanden; die gelehrten Resultate mochten Andere daraus sich aneignen, die Anmuth der Form mußten sie „lassen stahn“.

Wohl mancher Leser der Biographie und mancher Kenner der wissenschaftlichen Leistungen des Verfassers hat sich gefragt, weshalb dieser Mann statt der ihm offenbar wenig zusagenden juristischen Praxis nicht die Docentenaufbahn gewählt und sich zum Professor der Philologie oder Geschichte herausgewachsen hat. Die Antwort lautet, daß in den Jahren, in welchen dies hätte geschehen müssen, unter dem Ministerium Abel, ein deutsch- und freigesinnter Mann kaum als Privatdocent zugelassen, gewiß aber niemals zur Professur befördert worden wäre. — Auch später noch soll es recht hinderlich und aufhaltend gewesen sein in der akademischen Laufbahn in Bayern, wenn man nicht mit den gerade herrschenden Wölfen heulte.

Was endlich die poetischen Veröffentlichungen Steubs betrifft, so lassen wir zunächst unser Urtheil über die „Rose der Sewi“ hier folgen.

Die Rose der Sewi*).

Ein Büchlein voll lebenswürdigsten Humors, reich an lebenswahrer Schilderung von Land und Leuten der gefährdeten Grafschaft, welche Niemand

Ver., seit einem Jahre bereits fertig gedruckt, aber aus Gründen, über welche ich keine Macht habe, zurückgehalten, wird hoffentlich noch im Laufe dieses Jahres endlich versendet.

*) Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. Von Ludwig Steub. Stuttgart 1879. Jetzt wieder mannigfach nachgebeßert in den gesammelten Novellen. 1881.

gründlicher kennt, als der Verfasser (schon längst hätten sie ihn zum „Ehrentiroler“ ernennen sollen!), an scharfer Charakteristik der Männlein und Weiblein in Haupt- und Nebengestalten: eine echte und rechte „Dorfgeschichte“: die schlichte, aber urkomische Fabel ist eine von den „Abenturen“, welche nicht erfunden, nur erlebt werden können, wie man auch ohne die ausdrückliche Bethuerung der Vorrede dieser „ziemlich wahren“ Geschichte empfinden würde.

Der günstige, aber auch gefährliche Einfluß, welchen der Verkehr mit „Herrischen“, „Städtischen“, zumal Schriftstellern und Malern, auf unsere Bauern im Gebirge übt, ist vortrefflich geschildert: in meisterhafter Darstellung wird der Verlauf der einfachen Handlung zwanglos, aber kunstvoll durchflochten mit Arabesken der Landschafts- oder Genremalerei. Man wird mitten in der ästhetischen Unterhaltung vielfach belehrt, ohne doch irgendwie in dem angenehmen Einschlürfen des poetischen Genusses durch Entdeckung lehrsammer Absichten gestört und verstimmt zu werden. In der That, sehr, sehr wenige deutsche Schriftsteller der Gegenwart können genannt werden, welche in Feinheit und Grazie des Stiles mit Meister Ludwig den Vergleich aushalten. Unser rastlos treibendes, hastig schreibendes und müßelos lesendes Geschlecht zeigt weder in den Ausbietenden noch in den Nachfragenden des „Literaturmarktes“ (man verfällt unwillkürlich in solchen Sprachgebrauch zu dieser Zeit der Zöllner und Zöllnerfeinde!) jenes behagliche, liebevolle Versenken in den Gehalt, und zumal in die Form des Kunstwerkes, welche Vertiefung noch unseren Vätern — (von unseren Großvätern, den Zeitgenossen Goethes, zu schweigen) — als angenehme Pflicht galt. Es mag innerhalb der blauweißen Pfähle — und wohl ein gut Stück darüber hinaus — keinem Schriftsteller das Lob anmuthvolleren Stiles zugetheilt werden, als unserem Verfasser. Glücklicherweise ist es aber auch kaum ernsthaft zu nehmen, das Wort Berthold Auerbachs, welches lustige Laune diesem Büchlein gleichsam als Motto vorangestellt hat: „Ist es nicht ein wunderliches oder, geradezu gesagt, trauriges Geschick, daß man vielen gebildeten Deutschen erst sagen muß, wer Ludwig Steub ist?“ Wenn der Verfasser seine Geschichte mit dem Satz eröffnet, wie hieraus erhelle, sei er „unter Anderen ein deutscher Schriftsteller, der aber in Deutschland noch wenig bekannt“, so müssen wir doch bezeugen, daß, als im Jahre 1872 die Einwanderung der Wajuwaren nach Thule begann, sie in den Nebländern um den Univeritätsplatz zu Königsberg herum, Namen und Werke ihres Landsmannes Ludwig Steub bereits als bekannt vorfanden und seinem Preise nur wenig nachzuhelfen hatten; er hat also den hercynischen Wald, diese allerdings für herminowischen Ruhm nicht leicht zu übersteigende Völkerscheide, längst sieghaft überschritten. Und ist einmal das deutsche Mittelgebirge passirt — Flüsse sind bekanntlich keine starken Hemmnisse — dann mag ein Name leichtbeschwingt über Spree, Oder, Weichsel, Nogat, Pregel und Niemen bis nach Welljanka dringen. Dies ist ganz buchstäblich zu nehmen: Auerbach

und Steub könnten sich durch eine Reise dorthin überzeugen, daß der Duft der „Rose der Sewi“ dem Seuchenhauch der astrachanischen Steppen gegroßt hat.

Von der Fabel der „Rose“ wollen wir nichts verrathen — ein Theil ihres Reizes lauscht gerade aus dem Geheimniß; auch aus dem Geheimniß von Art und Ort der Krise, welche die liebliche Heldin befällt. Die reizvolle Zartheit, mit welcher, freilich unter mächtiger Hilfeleistung Titania's und ihrer Elben, diese Peripetie der Handlung angedeutet zugleich und verhüllt wird, bekundet, daß unter den Gaben des bairischen Stammes die Grazie viel stärker vertreten ist, als man in Paris oder selbst in Berlin oder Königsberg anzuerkennen pflegt.

Diese Verhüllung der Feinheit als einer Wiegengabe der Markomannen-
enkel*) wird, so hoffen wir, dem Buch manchen Leser zuführen — vermöge der Lust am Widerspruch.

Zum Schluß nur noch ein Wort über den Ortsnamen im Titel.

Die (tirolische) kleine Landschaft „Sewi“ führt ihren Namen von einem schmalen See, der in der Vorzeit hier fluthete, aber längst abgelassen ist. Auch der Binnen-„See“ wird mundartlich weiblich behandelt, während die Schriftsprache nur das Meer die See nennt: der mittelhochdeutsche Dativ und Accusativ von See lautet aber „Sewe“: daher sagt man in jener Gegend noch „in die Sewi“ oder „in der Sewi“.

Von ganz köstlichem Humor und echter, wahrheitgetreuester Wiedergabe des Zuständlichen und der Charaktere sind aber auch gar manche der älteren kleineren Erzählungen: so Der Staatsdienstaaspirant, Das See-
fräulein und Die alte Trompete in Es, um deren willen ich Steub und Freund Scheffel, der ja auch einmal eine alte Trompete (zu Sädingen) mit weithin schallendem Erfolg geblasen hat, „die zwei alten deutschen Literatur-Trompeter“ nennen möchte: der dritte, der Trompeter von Gravelotte, wartet bereits die große Reveille ab! — (— Freiligrath. —)

Aber noch gar manche reizende, ob auch minder umfangreiche Geschichte gehört hierher.

Das umfassendste Dichtungswerk Steubs ist der dreibändige Roman Deutsche Träume. Ich will nur geradezu sagen, daß ich den Anfang — das Knabenleben des Helden (wir erfahren aus der Biographie, daß es der junge Ludwig zu Michach war) — zu dem Allerschönsten zähle, was wir auf solchem Gebiete besitzen, und ohne Frage ist es das Poetischste, Schwungvollste, was Steub je geschrieben hat. Oft und oft und niemals ohne tiefe Rührung hab' ich diese Schilderung gelesen — auch wohl deshalb, weil sie mich an die eigenen Ritter- und Hohenstaufen-
spiele gemahnen, mit welchen ich den Garten meines Elternhauses

*) Anmerkung des Lesers für die Mindergebildeten: „Unter den Markomannen-
enkeln sind nämlich die Bayern zu verstehen.“

erfüllte. Ich bin ganz der Meinung, daß der Roman einer Umarbeitung für eine 2. Ausgabe würdig wäre, wenn ich auch zugeben muß, daß die Fortführung nicht auf der Höhe des Anfangs bleibt. Durchaus nicht aber bin ich der Ansicht, daß der tragische Schluß durch einen glücklichen Ausgang zu ersetzen wäre: wie sollen denn deutsche Träume vor 1870 anders als tragisch enden können? Das Scheitern der Einheits- und Freiheits-Hoffnungen aus den so jugendlich idealen, freilich auch recht jugendlich unreifen Bewegungen und Strebungen der Vierziger-Jahre ist eben tragisch. Und ein glücklicher Ausgang wäre nur möglich, wenn der Held etwa die Jahre 49—70 überlebte und als bayerischer General in der Schlacht bei Sedan fiel, oder als bayerischer Gesandter zu der Kaiserproclamation nach Versailles abgesendet würde. Ich meine, das sollte sich der Verfasser einmal überlegen. Der Held brauchte dadurch doch noch nicht älter als ca. 60 Jahre zu werden. Jenem Roman hat wohl mehr als der tragische Ausgang geschadet, daß die Frauengestalten zum Theil unerfreulich sind.

Das „Seefräulein“ habe ich auf der Bühne nie gesehen, doch auch auf diesem Gebiet hat es einen guten Reumund.

Ich glaube nun aber meine Aufgabe, dem Leser eine eingehende Beurtheilung Steubs vorzuführen, nicht besser lösen zu können, als indem ich hier frühere Besprechungen charakteristischer Arbeiten des Verfassers — gekürzt — nochmals vorführe; ich könnte das Gesagte — beim redlichsten Willen — nicht besser sagen, wollte ich es anders sagen.

Das bayerische Hochland*).

Es ist immer eine Freude, wenn der rechte Mann das rechte Buch schreibt. Manchmal machte sich ein guter Kopf an eine schlechte Aufgabe, manchmal ein schlechter Kopf an eine gute; beides ist gleich betriebsam. Um so erfreulicher dagegen ist es, wenn eine offenbare Lücke von dem berufensten Arbeiter ausgefüllt wird. Und das ist geschehen durch „Das bayerische Hochland. Von Ludwig Steub.“ (1860). Wirklich fehlte es bisher an einem Buch, welches den Wanderer in unser schönes bayerisches Bergland als ein unterrichtender und doch nicht beschwerlicher Begleiter geführt, der zu erzählen und zu verschweigen, zu belehren und zu unterhalten gewußt hätte. Freilich hat ein gar trefflicher, zu früh verstorbener und zu wenig gefannter Mann, der wackere Joseph Lentner, schon vor fünfzehn Jahren das ganze Bayerland topographisch und ethnographisch inventarisiert. Er vereinte mit einer lebendigen malerischen und dichterischen Phantasie eine große Findigkeit für ethnographische Eigenthümlichkeiten, einen scharfen Blick für die feinsten Charakterzüge unseres Volkes mit wohlwollendem Humor und freier Gesinnung. Viele Jahre lang bereiste er im Auftrag des damaligen Kronprinzen, jetzigen (1860) Königs Max, Ober- und Niederbayern und Schwaben,

*) München 1860.

und lernte so durch unermüdblichen Eifer und durch große Geschicklichkeit im Verkehr mit allen Geschlechtern, Altersstufen und Ständen des Volkes den ganzen weiten Kreis bäuerlichen, marktlichen, kleinstädtlichen Volkslebens in Altbayern in einem Grade kennen, der vielleicht nur von unserem großen Schmeller übertroffen wurde. Leider aber entrafte ihn der Tod, ehe die umfassenden, von ihm gesammelten Materialien zur Veröffentlichung reif gearbeitet waren; doch sind dieselben nicht ganz verloren; sie bilden zum Theil die Grundlage der ethnographischen Schilderungen, welche der erste Halbband der „Bavaria“ über Oberbayern mitgetheilt hat. Vielfach erinnert nun an Lentner sein Genosse Ludwig Steub, der uns die Abschweifung von seinem Buch zu Ehren und Lob des verstorbenen Freundes gewiß gern zu gute halten wird. Steub hat vielleicht nicht die reiche poetische Ader Lentners, aber er übertrifft ihn weitaus an schlagendem Witz und mehr ironischem als billigendem Humor. Schon die früheren Schriften des Verfassers bekundeten diese Vorzüge neben einer feinen Beobachtungsgabe und einer vollendeten Herrschaft über die Sprache. Seine „Bilder aus Griechenland“ (2 Bde. Leipzig 1871) und die „Novellen und Schilderungen“ (Stuttgart 1853) haben auch nördlich vom Thüringerwald verdienten Beifall gefunden, obwohl, wie der Verfasser klagt, der Ruhm bayerischer Talente nicht leicht über die Scheidewand dringt, welche Eherusker und Chatten schon zu Tacitus Zeiten trennte. Es muß übrigens den Ethnographen überlassen bleiben, die sonderbare Thatsache zu erklären, daß dagegen die literarischen Größen unserer ingävonischen Brüder sich bei uns im Süden leicht und bald würdige Anerkennung erwerben: es soll nur eine schüchternen Vermuthung, beileibe keine Erklärung sein, wenn ich mir einbilde, nicht nur die Buchhändler, auch die Autoren von Norddeutschland übertreffen uns bei weitem an rühriger Betriebsamkeit und an jener gruppenweisen Unterstützung welche für die außer der Gruppe stehenden ein so beneidenswerthes Schauspiel ist. Aber zurück zu unserem Steub.

Es aber ein äußerst glücklicher Griff, daß sich derselbe zu einer topographisch-ethnographisch-historischen Schilderung unseres Hochlands entschloß. Er brachte zu dieser Arbeit die wichtigste Voraussetzung mit, eine genaue Kenntniß von Land und Leuten auf Grund ausgedehnter sprachlicher geschichtlicher und ethnographischer Studien. Dabei ist er, was für die Wahrheit seiner Schilderung und die Richtigkeit seines Urtheils schwer in's Gewicht fällt, völlig frei von dem zweideutigen Talent so vieler berühmter und nicht berühmter Ethnographen und Culturhistoriker, alles und jegliches, Sitte und Unsitte, Sinniges und Unsinniges, Gemüthliches und Rohes in dem Land und Volk, das sie schildern, ganz allerliebft und völlig in der Ordnung zu finden: für solche ethnographische Schönfärber sind die Verhandlungen unserer Schwurgerichte und die Ergebnisse unserer Criminalstatistik Quellen, die sie den „Bedanten“ überlassen.

Steub kennt die Schattenseiten in unserm Volkscharakter, die dumpfe Rohheit und Selbstsucht des Bauernlebens und andere traurige Folgen der Anti-Reformation des XVII. Jahrhunderts, und er verschweigt sie nicht; man hat also bei seinem Buch den seltenen Vortheil, die Leute kennen zu lernen, nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie sind. Er theilt das ganze Gebiet seiner Schilderung in Osterreich und Westerland. Das Osterreich gliedert sich wieder in die Gruppen zwischen Isar und Inn, welche wir zuerst auf der Eisenbahn von München nach Ruffstein durchfliegen und dann in den reizvollen Thalgebilden von Tölz, Lenggries, Schliersee, Wiesbach und dem Gebiet der Loisach kennen lernen. Das Land zwischen Inn und Salzach bildet die andere Hälfte des Osterreichs. Hier führt uns die Eisenbahn von Rosenheim nach Traunstein, und wir besuchen dann die Ufer und Inseln des herrlichen Chiemsees und das jetzt so viel bepflanzte „Gelobte Land“ von Reichenhall und Berchtesgaden. Im Westerland zwischen Isar und Lech lockt vor allem das an die italienischen Seen erinnernde festliche Becken des Starnbergersees. Von da wandern wir nach Benedictbeuern und Mittenwald oder über Weilheim nach Partenkirchen und dem Ammergau mit seinem Passionsspiel, dessen Beschreibung kaum noch ein schreiendes Bedürfnis heißen kann. Den Schluß bilden Fürstenseefeldbruck, Grafrath, Greifenberg, Andechs, Dießen, Wessobrunn, Peißenberg, Steingaden und — last not least — das romantische Hohenschwangau. Gleichsam die Overture zu dem Ganzen giebt eine Einleitung, welche einen Blick über die geistige und leibliche Physiognomie unsres Bergvolks und eine Schilderung von Tracht, Lebensweise, Sitte, Sage und Aberglaube des Bauernthums gewährt. Natur- und Landschaftsschilderungen wechseln in dem Buch mit historischen Bildern, die Subjectivität des Verfassers unterbricht häufig, bald mit ernstern Klängen, bald mit echtestem Humor, aber niemals störend den Verlauf der objectiven Darstellung, und es liegt hier der seltene Fall vor, daß die Kritik an einem ganzen Buch höchstens kleine Verichtigungen anzudeuten, besonders vielleicht manche Auslassungen zu beklagen, aber keine einzige wesentliche Ausstellung zu machen wüßte. In der That ist seit langer Zeit keine literarische Erscheinung mit so übereinstimmender Freude aller Leser, der kritischen und der harmlosen, aufgenommen worden.

Wanderungen im bayrischen Gebirge*).

Nicht leicht hat in den letzten Jahren eine literarische Erscheinung so allgemeinen und lebhaften Beifall gefunden, wie Steubs eben besprochenes liebenswürdiges Buch vom „Bayrischen Hochland“. Der eigenthümliche Reiz desselben lag zu gleichen Theilen in seinem Inhalt wie in seiner Form. Denn diese lose, und doch gerade in ihrer Ungezwungenheit anziehende Verbindung von Landschaftsschilderungen, historischen Erinnerungen, ethnographischen

*) (München 1862). In der Biographie sind diese „Wanderungen“ nicht erwähnt.

Darstellungen des gegenwärtigen Treibens in Markt und Kleinstadt und des bäuerlichen Lebens in Sitte und Sage, in Tracht und Wohnung neben den häufigen Excursen auf das Gebiet literarischer und politischer Streitfragen unserer Tage, diese originelle Mischung des Inhalts war in der That ein erfreulich überraschendes Novum. Dazu kam, daß der Gegenstand dieser Beschreibungen zur Zeit gerade auch in dem „gebildeten“ oder, wie neuerlich in einem freundlichen Berliner Blatt zu lesen stand, dem „eigentlichen“ Deutschland, d. h. in den schönen Sand = Gegenden nördlich vom Thüringerwald, eine beliebte Modefache geworden war. Seitdem preussischen Aerzte Tölz und Reichenhall entdeckt haben, finden es die Geheimräthe, Landräthe und die Banquiers Alten wie Neuen Bundes sehr behaglich, sich in Bayern, diesem „Winkel politischer Finsterniß“, in alljährlicher Sommerfrische etwas „auszupusten“, wie von dem Staub der Friedrichsstraße und der Linden, so von der Anstrengung, die es ihnen natürlich verursacht, alle Jahre elf Monate unter den Auspicien des Ministeriums Mühler (1862) an der Spitze der deutschen Intelligenz und Freiheit zu marschiren. Kurz, seit mehr als einem Lustum sind, zwar nicht wir dummen Bayern; wir die unverbeßerlichen Knechte der Kirche und der Despotie, aber wohl unsere grünen Halben und blauen Bergseer, unsere stolzen Berge und unsere billigen Landwirthshäuser gerecht erfunden worden vor den Augen unserer hegemonischen Brüder an der Spree. Unter solchen Umständen mußte das Steub'sche Buch schon seinem Gegenstand nach die gewöhnlich ziemlich eng gezogenen Grenzen des Marktes süddeutscher Literatur überschreiten. Solcher Ehre war es aber besonders würdig und fähig durch seine Form: die meisterhafte Beherrschung der Sprache und ein ganz eigenartiger Humor der Darstellung bilden das geistige Band, welches die allerdings nur locker verbundenen und mannigfaltigen Elemente des Buches einheitlich zusammenschließt. Wir haben in Deutschland so wenig Ueberfluß an Humoristen, daß es wohl der Mühe lohnt, auf die Charakteristik eines der ersten unter ihnen einzugehen.

Dazu bietet auch das vorliegende Büchlein rege Veranlassung und reichen Stoff. Es ist, wie das Vorwort „dem bedrängten Lesepublikum“, welches den Fall erleben muß, daß ein Autor binnen dritthalb Jahren zwei Producte gleichen Themas veröffentlicht, begütigend erklärt, allmählich aus dem Material erwachsen, welches der Verfasser ursprünglich zum Behuf einer vermehrten Auflage seines „Hochland“ zusammengetragen, aber zuletzt zur Einschlebung in eine solche zu massenhaft erfunden hatte. So entschloß er sich denn, ein eigenes Opusculum daraus zu machen, und in erfreulicher Weise schließt sich diese Ergänzung dem vorangehenden größeren Buch an, indem es bald Seitenpfade einschlägt, welche früher nicht, ohne von den Hauptrichtungen abzulenken, hatten verfolgt werden können, bald auf seltener betretenen Steigen zu darum nicht minder reizvollen, versteckten Nebenthälern führt, bald zu

schon vormals besuchten Stätten, deren Schönheiten oder Merkwürdigkeiten nicht zu erschöpfen, mit anhänglicher Liebe wiederkehrt, auf alten Fluren neue Blumen pflückend. Zuerst wandern wir mit Abstechern nach Traunstein und Adelhöfen, wo unsere Schwarzen seit unbordenklichen Zeiten baden — ohne den von den andern Landeskindern gewünschten Erfolg — nach dem Miesbach und dem Froschsee. — Die weitem Capitel schildern den ganz unvergleichlichen Thiemsee und mein erinnerungsreiches Seebruck, das Bedaiun der Römer, sowie die Aufführung einer Bauerkomödie daselbst (die heilige Genoveva) und das Bad Seon. Darauf folgen Ausflüge nach Rudorf, Falkenstein und dem Petersberg, nach Bayerisch-Zell an den Spizingsee und den Jochenberg. Von da wenden wir uns zurück nach Benedictbeuern und suchen über Starnberg und das Thal der Würm den Heimweg nach der Hauptstadt.

In dem letzten Abschnitt behandelt Steub die schöne Sage, welche die Geburt Karls des Großen in die Weismühle in dem poesievollen Würmthal verlegt. Es ist ein Verdienst des Verfassers, die einheimische Geschichte und Sage, für welche dormalen selbst unter den „Gebildeten“ noch nicht der rechte Sinn und Eifer vorhanden, durch gefällige Darstellung populär zu machen, wie er dies in größerem Umfang in jenem Capitel des „Hochland“ unternommen, welches die Sage und den Mythos in Oberbayern erörtert. So hat er auch diesmal bei dem Besuch im Kloster von Benedictbeuern die köstlichen „Carmina burana“ zur Kenntniß so manchen Lesers gebracht, welcher sie in Schmellers Ausgabe von 1837 wohl niemals aufgesucht haben würde. Es sind aber diese „Carmina burana“ meist lateinische Gedichte aus dem 13. Jahrhundert, welche man 1803 bei der Aufhebung des Klosters in einem alten Codex entdeckte, der unter besonderem Schutze verwahrt und in dem Katalog der Klosterbibliothek nicht verzeichnet war. Es sind an zweihundert Lieder, die eine Hälfte ebenso schwermüthig, als die andere lebenslustig. Neben Betrachtungen über Erdenleben und Jenseits, Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, Trauerliedern über Saladin's Siege und Aufrufen zum Kreuzzug finden sich hier Liebeslieder, welche soviel mehr an weltlichem Muthwillen, als an klösterlicher Befangenheit leiden, daß der züchtige Schmeller manche Stellen hat gar nicht abdrucken lassen. Sehr ergötzlich ist unter andern ein Wettgespräch zweier Damen, deren die eine die Liebe des Ritters, die andere die des — Mönches erheben und sich darüber so sehr ereifern, daß schließlich nur der Gott der Liebe selbst ihren Streit schlichten kann. Und zwar erklärt derselbe, die Liebe des Mönchs als die in jedem Betracht sieghafte!

Etwa die Hälfte dieser Darstellung ist bereits in einzelnen Aufsätzen der „Mugsburger Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht worden. Sonderbarer Weise hat man dem Verfasser — wie Andern — solche Wiederholung verübeln wollen. Soll ein anständiger Autor sich die Mühe einer wirklichen geistigen Production dafür geben, daß ein moderner Zeitungsleser zwischen Schlafen

und Wachen oder zum Kaffee über Worte und seine Gedanken hinduselt, einmal darüber lacht oder sich ärgert, und dann in die Letzter damit auf ewig? Freilich die meisten Zeitungsartikel politischer wie literarischer Natur haben keine größere Vitalität, keinen höheren Ehrgeiz und verdienen kein besseres Schicksal nach ihrem sachlichen Gehalt oder nach ihrer ästhetischen Form. Wo aber, wie bei diesen Steub'schen Aufsätzen, ganz abgesehen vom Inhalt, der Form die Weihe eines Kunstwerks ausgedrückt ist, da rechtfertigt sich vollständig die Aufbewahrung zu selbständiger Existenz.*) Kein Mensch verdenkt es dem Lyriker, welcher seine Gedichte, nachdem sie in Zeitschriften einzeln erschienen, nochmals in einer Sammlung herausgibt; warum soll für ein Kunstwerk in Prosa anderes Recht gelten?

Mit Absicht betonen wir den Ausdruck „Kunstwerk“ bei Steubs Schilderungen; denn ihre bleibende Bedeutung liegt in ihrer Form, welche sie von inhaltlich ähnlichen Reisebildern und ethnographischen Skizzen sehr wesentlich unterscheidet. Es ist keine leichte Aufgabe, die Eigenthümlichkeiten eines Menschen, so auch die eines literarischen Menschen, d. h. also eines Stils, so lebhaft wir sie empfinden mögen, in klaren Worten zu fixiren, und bei einem Humoristen wird das Problem wegen der Complicirtheit dieser ganzen ästhetischen Kategorie noch viel schwieriger. Es fällt uns nicht ein, es hier an dem Steub'schen „Charaktertopf“, — wie der modernste Terminus lauten würde — so im Vorübergehen lösen zu wollen. Nur die Bemerkung mag gestattet sein, daß die glänzende und eigenartige Wirkung seiner Sprache gewiß zum großen Theil in der concreten, lebendigen Sinnlichkeit seiner Ausdrucksweise liegt. Wer sich jemals mit der Geschichte der deutschen Sprache beschäftigt hat, empfindet nicht ohne Wehmuth, wie dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert an Frische, Farbe und — es giebt kein anderes Wort dafür — an Sinnlichkeit abnimmt, genau um ebensoviel, als sie an geistiger Ausdrucksfeinheit, an spitzer Abstractionsfähigkeit zunimmt, ein mit der Entwicklung des Geistes nothwendig verbundener, und dessen Organ, die Sprache, wesentlich modificirender Proceß. So günstig nun diese wachsende Abstraction die Sprache für Politik, Recht, für die Wissenschaft überhaupt und ganz besonders für alle philosophische Wissenschaft geeigenchaftet hat, so nachtheilig ist diese Umgestaltung für alle unmittelbare Poesie, für Lyrik und für die beschreibende Prosa; viel frischer hat sich z. B. die englische Sprache erhalten (in ihrem germanischen Wortschatz), und hierin wurzelt ein Stück der Ueberlegenheit des englischen Romans gegenüber dem deutschen. Es ist nun interessant, in dem Stil Steubs zu verfolgen, mit welcher Sorgfalt er überall den abstracten, farblosen Ausdruck vermeidet, immer das concreteste und lebendigste Wort für seinen Gedanken sucht und dasselbe häufig in glücklichster Weise durch Wiederbelebung alter, noch lebensfähiger Formen oder auch in einer von sicherem Tact und correcter Schule geleiteten Neubildung findet. Beides,

*) Ganz abgesehen davon, daß sehr wesentliche Veränderungen hinzugekommen sind.

Tact und Schule, sind hierzu allerdings ganz unerläßlich, wenn man nicht in die Gefuchtheit archaisirischer Manier oder gar in die Blamage unrichtiger Sprachbildung verfallen soll; sind aber jene Voraussetzungen gegeben, so wird jeder Einsichtige die günstige Wirkung und das Verdienst solchen Bestrebens anerkennen.

Was nun die besondere Natur des Humors dieses Humoristen anlangt, so hätten wir darüber wohl noch manche Betrachtung auf dem Herzen, auf deren Darlegung wir jedoch hier verzichten müssen. Nur eins wollen wir noch andeuten: der Reiz, aber — leugnen: wir es nicht — auch die Gefahr dieser Art von Humor scheint in einer so starken Zumischung von Ironie zu dem eigentlichen Humor zu bestehen, daß der Charakter letzterer Kategorie dadurch manchmal alterirt wird. Es versteht sich ja, daß der Humor die Ironie nicht ausschließt, sondern voraussetzt; doch der Humorist kehrt die Ironie nicht minder gegen sich selbst als gegen die andern, er behandelt die Welt als ein Thorenreich, aber sich selbst als der Thoren Obersten. Darin liegt denn auch das Versöhnende und Wohlthuende des Humors im Gegensatz zur Satire und Ironie, und es ist kein Zweifel, daß die mächtige Wirkung von Dickens auf das Gemüth (abgesehen von der meisterhaften Verwendung der Wehmuth durch diesen Autor) vorzüglich in dieser Gutmüthigkeit seines Humors wurzelt. Wenn wir nun auch keineswegs behaupten können, daß jene Selbstironie und diese Gutmüthigkeit dem Steub'schen Humor fehle, so sind beide doch ungleich schwächer in demselben vertreten als die polemische Ironie gegen andere und der Sarkasmus; Steub steht herein z. B. viel näher bei Thackeray denn bei Dickens. Und da nun nach löblicher nationaler Gepflogenheit ein richtiger deutscher Kritiker erst dann mit Befriedigung die Feder aus der Hand legt, wenn er seinen Autor unter eine tönende Formel rubricirt hat, so wollen wir uns jenes angenehme Gefühl, dem Leser aber die Absolution von diesem Artikel gewähren, indem wir Steub mit einer beinahe sich selbst widersprechenden Definition — das sind aber oft die treffendsten und immer die beliebtesten — als einen satirischen Humoristen bezeichnen.

Drei Sommer in Tirol.*)

Seitdem der Fragmentist dahin gegangen, wo ihm kein „immergrüner Buschwald“ rauschen mag, — denn nur diesseit des Avernus grünt der Lorber — führt keine deutsche Hand den Griffel des Humors mit solcher Grazie wie Ludwig Steub. Seine Schilderungen von Land und Leuten in Altbayern und Tirol sind „hors de concours“, sie bilden in dem weiten Kaiserreich deutschen Schriftwerks ein in sich abgeschlossenes Thal, dessen Anmuth in keinem andern wiederkehrt.

*) I—III. Stuttgart. Zweite vermehrte Auflage. 1871.

Das vorliegende Buch hat sogleich, wie es vor bald dreißig Jahren zuerst aus den stillen Thälern unter die Menschen trat, auf dem Haupte das blinkende Helmdach des Firne-Schnees, um die Schultern den grünen Mantel des Bergwalds, in den Händen aber das Edelweiß der Heldenjagd und die Alpenrosen schönster Landschaftsbilderung, schon durch seinen reichen Inhalt die Herzen gewonnen. Das Eintönige der meisten Reiserwerke war vermieden durch kunstvoll gewählte Vertheilung des Stoffs. Die „geführte Grafschaft“ liegt so nah und ist so klein: der Reiz der Ferne und Unübersichtbarkeit gebriecht, der uns dem Wanderer in andere Erdtheile nachzuziehen vermag. Und doch folgte man hier sonder Ermüden dem wegführenden Führer über die Schroffen der Felsengebirge und über der Gletscher gefährliches Eis, an seinem Munde hangend, der rauhen Steige vergessend über dem Wohlklang seiner Worte und der wechselnden Rede gefälligen Fluß. Mit seinen Händen mischend und scheidend, beherrscht er eine Welt von Farben und Gestalten: bald zeigt er uns hoch wie Adlerhorste an den Felsen klebend die Burgen der alten Rhätier und Breonen, welche Drusus gestürmt und Horatius besungen, und läßt uns nachsinnen, wie im Angesicht dieser unwandelbaren Berge der Wechsel der kurzlebigen Menschengeschlechter auf den Etrusker den Römer, auf den Römer den Gothen, den Bajuwaren, den Langobarden, den Alamannen von Westen, den Slaven von Osten her gedrängt; darauf folgt unmittelbar ein Bild aus der gegenwärtigsten Gegenwart: am Brunnen schäfernde Mädchen etwa, oder von der Kanzel eifernde Pfaffen, oder „Kaiserjäger“ mit dem nickenden Busch am Hüte.

Jetzt ein treffliches Landschaftsbild: wenig Worte und jedes Wort eine Anschauung erzwingend; nun eine sinnige Namensdeutung, um hinüberzuleiten zu einer geschichtlichen Reminiscenz; endlich die Zeichnung des Häuserbaues, der Tracht, des Erwerbszweiges eines Thales, welche uns die Leute rasch so vertraut macht, als hätten wir ihnen sommerlang die harten Hände geschüttelt. Und wie der Inhalt, so die Form: anmuthig wechseln die Töne: — die fröhliche Morgenlaune, in welcher der Wanderer den Frühthau von der Heckenrose streift und weitausholend die Schritte und den Bergstock setzt; der helle und scharfe Blick für das Reale in Natur und Menschentreiben; die gesunde Lebenslust, die sich des feurigen Terlaner-Weines freut; der siegbewußte Frohmuth überlegener Bildung gegen Aberglauben, Priestertram und Bureaukratenzypf; der edle Stolz deutscher Kraft und deutscher Tiefe gegenüber wälschem Formgeschick; die leise, tiefschmerzliche Klage — es war im Jahre 1845 — um die hoffnungslosen und unerträglichen Zustände in Oesterreich, Preußen, Bayern und allen deutschen Vaterländern insgesammt; endlich, neben schrillen Klängen eines gewissen Humors der Verzweiflung, die Trauer um das Vergängliche alles Schönen, um des Menschen ganzes thränenwürdiges Loos; jene elegische Abendstimmung, die aus der tiefsten Seele Grund hervor uns mit den ersten Schatten der Dämmerung beschleicht — es mangelt und versagt kein Orgelton des menschlichen Registers.

Den reichen Inhalt dieser Schilderungen mag der Leser selbst genießen und würdigen, am besten freilich an Ort und Stelle. Dabei drängt sich auf, daß die Zusätze, die in diesen letzten Jahren entstanden, an Tiefe, an Reiz und Grazie der Form, an Durchbildung und Vollendung der Darstellung sich zu dem Buche der ersten Auflage verhalten, wie abgelagerter, firtngewordener Wein zu jungem Getränk. Eine Kunst, wie sie im Stile Ludwig Steubs geborgen liegt, muß mit den reisenden Jahren immer wachsenden Reichthum häufen. Denn es übt sich, es lernt sich auch das Geheimniß des Schönen und das holde Gewebe anmuthiger Form. Nur über diese Form, über den Stil noch einige Worte. Wie ein gutes Gedicht genießt man gute Prosa nur, wenn man sie wiederholt, und zwar das zweite Mal laut liest. Hat ein feiner Leser in diesem Buch eine Seite gelesen und den Inhalt längst erfaßt, so mag er noch nicht von dem Blättchen scheiden: es zwingt ihn eine stille Kraft, noch zu verweilen. Das ist der Duft der Form, der darüber schwebt; und auf einmal ergreift er sich darauf, daß er die eben gelesenen Zeilen noch einmal mit halbblauter Stimme vor sich hinsummt, wie eines Liedes liebe Melodie. Langsam, behaglich will dieser Stil genossen sein, wie man edlen Rudesheimer nicht ohne Weiteres in die Kehle gießt, nur um sich des Inhalts zu erfüllen; verweilend sucht man seinen besten Duft zu halten. Wir haben fast verlernt in diesen Tagen der Stenographie, der Zeitungsartikel und der Telegramme mit holder Muße zu schreiben; und bei dem hastigen Wesen, da man sich begnügt, dem Leser irgendwie die Wörter an den Kopf zu werfen, wenn er's nur auffängt, gleichviel ob's ihm vor Plumpheit die Hirnnerven „erdosen“ läßt, kann man auch vom Leser nicht verlangen, daß er sich solch ungefügiger Behandlung seinerseits, „mit holder Muße“ hingebet.

Nimmt sich nun aber ein Leser, der selbst mit einigem Formsinn begnadet ist, die angenehme Mühe, in dem glatten Mosaik des Meisters Ludwig nach den Spalten und Klammern zu spähen, welche diese Gebilde theilen und verbinden, so zeigt sich, daß die scheinbar so leicht gebauten Sätze mit sorgsamster Kunst gefügt sind und geheftet.

Da steht am rechten Ort, mit dem schmeichelndsten Vocal, mit melodischem Silbensall, von feinstem Gefühl aus einem reichen Vorrath ähnlicher erkoren, das allein richtige, das nothwendige Wort: versuche Du die nächstverwandte Schattirung an seine Stelle zu setzen, sofort empfindest Du das Bild gestört: es war jener Ausdruck kunstnothwendig. Dabei schöpft der kundige Mann zuweilen mit zierlicher Schale aus den beiden unverjüngenden Jungbrunnen der neuhochdeutschen Schriftsprache: aus älteren Sprachschichten und aus den Mundarten, in welchen eben ältere Formen und Wörter oft noch fortleben. Dies führt uns zu einer zweiten Geheimkunst oder, besser, zu einem zweiten Kunstgeheimniß des Verfassers. Der Reiz älterer und mundartlicher Wörter liegt größtentheils in einer frischen, lebendigen Sinnlichkeit, welche auf Anschauung und Phantasie erwecklich wirkt, und welche

— für unser Gefühl wenigstens und durch die abschleifende Gewohnheit — den Ausdrücken der Schriftsprache erstorben ist, denen wir Tag um Tag immer wieder in dem Chausseestaub der Zeitungsspalten, im Mobergeruch der Acten begegnen. Solche Worte sind Schemen, blutlose Gespenster, bildlose Abstractionen geworden; aus der Sprache der Rechtspflege, der philosophirenden Dialektik, wo diese Farblosigkeit am Platz, ist solche schüchternere Schablonen-Terminologie (namentlich auch durch die vielen Fremdwörter aus dem Griechischen, Lateinischen, Romanischen, bei denen wir nur etwa denken, nie schauen) in unsere ganze Prosa hinübergedrungen. Es ist dies ein Symptom, das bei dem Culturfortschritt eines Volkes unausbleiblich in der Sprache aufsteigt; sie verliert die sinnliche Frische. In der Vorkultur und in einfachen Zuständen ist ja bekanntlich z. B. auch die Rechtssprache schönen, wogenden, sinnlichen Lebens voll.

Dazu kommt, daß gewisse Wendungen, die ursprünglich ebenfalls bildvoll, sinnlich, lebendig waren, uns wegen ihrer häufigen Verwerthung in höchst profaischem Zusammenhang schon nach dem Gesetz der Ideen-Association nüchtern, seelenlos anmuthen; wir denken gar nichts mehr, wenn wir dieses hohle Erz schellen hören. Vielleicht ist der geneigte Leser, der das liest — wenn uns ein solcher auf diesen nicht für Jedermann lockenden Pfaden wirklich bis hierher gefolgt ist — mit uns der Ansicht, daß ein Protokoll eines Amtes-, ja sogar eines Landesgerichts ein ziemlich langweiliger Bestandtheil des Universums ist; heißt es nun z. B.: „Es erscheint Herr N. und bringt vor“ so weht uns sofort jener Lusthauch überheizter Amtsstuben entgegen, welcher, geschwängert mit Partikelchen von Pappendeckel und viel citirten Gesetzes-Paragraphen, austrocknend auf die Kehle und die Seele wirkt. Wir haben gar nicht mehr die Vorstellung, daß „erscheinen“ ein sehr schönes Bild für das Auftauchen einer Menschengestalt ist, und daß man das Schöpfen einer Erklärung aus der Tiefe der Brust und das Hinbreiten vor dem Richter sehr anschaulich ein Vorbringen nennen mag.

Unsere Prosa ist zu abstract geworden, um schön zu sein. Um nun seine Prosa schön zu gestalten und eindringlich, so daß sie Aug' und Ohr und Phantasie lade zum Verweilen auf den gefälligen Bildern, die sie baut, wählt unser Reifemarschall, wort- wie wege-vertraut, stets den sinnlichsten Ausdruck, das concreteste, engst bezeichnende Wort. Er sagt nicht: „wenn wir nach Alpbach gehen wollen“ — er sagt anschaulich: „der Wandrer, der nach Alpbach trachtet“ und sofort sehen wir mit des Geistes Augen den wegfährtigen Mann den langen Bergstoß vorwärts setzen. Ein sinniger Leser wird auf jeder Seite des Buches von diesem echt künstlerischen Realismus liebliche Belege finden.

Aber der echte Realismus ist der — Idealismus.

Und so schwebt denn über diesen thätischen Blättern voll rauher Schroffen und Hartarbeitender Menschen, über diesen groben Bajuwaren im zottigen Zwilch, über des Verfassers eigener, oft stark scheltender Sprache oder

urkräftigem, echt süddeutschen Humor — über dem Allem weht und flimmert ein feiner, leiser, veredelnder Duft — ein Hauch, der nicht aus dem Innthal aufgestiegen, auch an der Isar just nicht heimisch ist. Er weht von Ferne her. Freilich, wer einmal von Schloß Tirol herab die Sonne zu Golde gehen sah und die Mendola sich wie ahnungsvoll nach Süden neigen, wer durch das epheuwirre Sarca-Thal dahingezogen, und die grauen Zinnen, die geborstenen Säulen sich hat spiegeln sehen im Tobliner See, und wer dabei der Tausende gedacht, welche, hoch und schlank, wie ihre Speere, über diese Berge gezogen, Jahrhunderte lang, aufjubelnd, wann ihnen der laue Wind aus Süden die blonden Locken aus den Schläfen spielte — wer das gesehen und bedacht, der weiß es wohl, woher der Athem weht edelster Anmuth über jene Berge und über diese Blätter hin:

„Italia winket dort im Süden —
Es fliegt ein Kranich-Zug voraus;
Die Seele spannt die nimmermüden,
Die Flügel ihrer Sehnsucht aus!“*)

Kurz gesagt, der Schilderer Tirols, des Landes, das fünfzehnhundert Jahre lang die Brücke war, auf welcher die classische Cultur Italiens und Griechenlands, in Waarenballen, Fässern und Kisten der „Mercatanti“ als unbeachtete Verpackung eingeschlagen, zu den Barbaren ihren Einzug hielt, der Schilderer Tirols muß auch das leise Geflüster hesperischer Lüfte verstehen.

Allüberall fühlt man nun in dem Buche Steubs den wohlthätigen Hauch einer so tief getränkten classischen Bildung, eine solche Geistesvertraulichkeit mit hellenischer und lateinischer Kunst, wie sie zwischen Grünwald und Föhring nicht oft die brausende Isar nährt. Man spürt es, daß der Verfasser dem Haufen der Lorbeeren und Cypressen Latiums und in ihrem dunkelgrünen Schatten den schlanken Palmen Joniens gelauscht. Denn, mag sich deutsche Kraft höher erschwingen und deutsche Tiefe geheimnißvoller senken, — eines müssen wir ihnen doch mit ewiger Sehnsucht neidvoll überlassen, den Söhnen des Südens, den Kindern von Hellas: in Kunst und Leben seliger Schönheit unerreichten Kranz.

Aber in diesem Fall hat der liebe Gott eben gezeigt, daß er (vermöge der providentiellen Einrichtung der Leihbibliotheken!) immer noch das Wunder verrichten kann, mit wenigen Broden und Fischen eine große Volksmenge zu sättigen: und wenn Ludwig Steub ein nicht oft aufgelegter, so ist er doch ein, auch nördlich des Thüringer Waldes, dieser Wasser- wie Ruhmes-Scheide Deutschlands, wohl gekannter, verehrter und beliebter Autor.

Als ich vor elf Jahren unter die wilden Preußen fuhr, hatte ich seinen Namen nicht erst zu verkünden, und noch höher zu verherrlichen: vom Geheimrath Friedländer, dem Jupiter optimus maturus, wie ihn die Candi-

*) Dahn, Gedichte. Zweite Sammlung, 3. Auflage. Leipzig 1883. Seite 385.

daten der Prüfungscommission nennen, abwärts bis herab zu dem ganz gewöhnlich Gebildeten, kannten sie ihn, ehrten und liebten ihn.

Er sollte nur nicht immer wieder in allen „schleichen Löchern“ von Tirol herum krauchen, sondern einmal über Elbe, Spree, Weichsel und Rogat an den Pregel kommen und sich überzeugen, daß sein Name vom hohen Ortler bis an den Galt-Graben sich erschwingen hat.

Zum Schluß aber noch ein ernsteres Wort.

Steub hat die siebziger Jahre erreicht.

Vergleichen wir ihn und seines gleichen — es sind deren aber wenige — mit dem Nachwuchs der Schriftsteller jüngster Jahrgänge, so ist das Ergebniß nicht eben sehr erfreulich.

Er hat so viel Gründliches, ehrlich Erarbeitetes gelernt. Und er ist so fein in der Form. Und er giebt sich so wenig als unfehlbar. Und er ist — schriftlich und mündlich — so liebenswürdig.

Ach! und so Viele, die ihm in der Zeit — aber nicht im Geiste — nachgefolgt sind und nachfolgen, haben so wenig gelernt. Und sind so brutal formlos. Und von einer mehr als päpstlichen Unfehlbarkeit! Und schon schriftlich so unliebenswürdig, daß man die mündliche Liebenswürdigkeit, weit ausbiegend, vermeidet.

Wahrscheinlich ist es bei mir bereits beginnende Alterschwäche, welche mich, wenn ich die Augen und „ume gehn“ lasse, so auffallend wenige erblicken läßt in dem Nachwuchs unserer berufenen „Ueberholer“, welche an Wissen, Gemüth und Anmuth der Form ihm nur zu würdigen, geschweige zu erreichen „in der Lage sind“, unsern Meister Ludwig Steub. —

Königsberg, Juli 1883.





Joseph II. in Rußland im Jahre 1780.

Von

A. Brückner.

— Dorpat. —

(Schluß.)

VI.

Josephs Aufenthalt in Petersburg und der Umgegend der Hauptstadt währte drei Wochen. Fast alleinige Quelle für diese Zeit sind die Briefe des Kaisers an Maria Theresia, deren nicht weniger als zehn vorliegen. Diejenigen Briefe, welche mit der Post abgesandt wurden, sind von den mit besonderen Courieren beförderten sehr wohl zu unterscheiden. Das Geschäft des Erbrechens und Lesens der mit der Post versandten Briefe — man hatte dafür eine besondere Bezeichnung, die Perustration — stand in Blüthe, und so eifrig arbeitete dieses „cabinet noir“ der Kaiserin, daß Joseph seine mit der Post versandten Briefe in gewissem Sinne für Katharina redigirt zu haben scheint.

In diesen ostentibeln Schreiben finden sich viele Lobeserhebungen; sehr befriedigt äußert sich der Kaiser über die Liebenswürdigkeit seiner Gastgeberin, den Wohlstand des Landes, die Weisheit der Staatseinrichtungen; wolle Jemand, heißt es da, eine interessante Reise machen, so müsse er Rußland besuchen. Das Urtheil über Paul und dessen Gemahlin fällt sehr günstig aus; entzückt schreibt Joseph von den herrlichen Anlagen von Jarzkoje Selo und äußert wohl den Wunsch, Aehnliches in Schönbrunn

herzurichten. — In einem anderen eben solchen Schreiben lobt er die Eremitage in Petersburg; etwas dergleichen, meint er, müsse sich auch in der „Burg“ in Wien für Maria Theresia herstellen lassen, damit die Letztere auch im Winter den Genuß eines Gartens habe. — In einem dritten Schreiben schildert er die Pracht der Feste in Peterhof: an dem Jahrestage der Thronbesteigung der Kaiserin habe er das Gefühl davon gehabt, welch' ein Glück der Nation durch die Rettung Katharinas im Jahre 1762 zu Theil geworden sei. Bei allem Lobe, welches Joseph dem Großfürsten Paul spendet, bemerkt er dennoch, es sei nicht leicht neben einer so ausgezeichneten Herrscherin der Zweite im Reiche zu sein u. dgl. m.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß derartige Aeußerungen darauf berechnet waren, der Kaiserin auf dem Wege der „Perlustration“ vorgelegt zu werden. Demnach erfahren wir viel Zuberlässigeres aus den anderen Briefen Josephs, in denen er wichtige, politische Fragen erörtert.

Auch hier lobt er die freundschaftliche, herzliche Art der Kaiserin, mit welcher er lange und ausführliche Unterredungen gehabt habe. Den Inhalt derselben faßt er sodann in der früheren Weise in mehreren Punkten zusammen: 1) die Kaiserin scheine keinen Groll gegen Oesterreich zu hegen; die Weigerung Rußlands, ihr im Kriege gegen die Türken zu helfen, habe sie durch den Tschener Frieden wett gemacht*); 2) sie sei nicht abgeneigt Oesterreich ebenso zu behandeln, wie den König von Preußen, mit welchem sie es nicht verschütten möge; sie liebe es, von zwei Seiten umworben zu werden; 3) sie beklage die schwierige Lage Englands, indem sie das Volk liebe, aber den König und die Minister verachte; 4) mit Frankreich und Spanien sei das Umgekehrte der Fall; sie billige die Handlungsweise Ludwigs XVI. und die Wahl seiner Rätthe, möge aber die Nation nicht; 5) mit dem schwedischen Könige sei sie unzufrieden; 6) sie denke ernstlich an die Herstellung eines Reiches im Orient bei jeder Gelegenheit und immer wieder kämen diese ihre Gedanken zum Ausdruck; sie begriffe nicht, warum die Franzosen die Türken durchaus in Konstantinopel erhalten und dort keine andere unabhängige Nation sehen wollten; nie werde sie sich mit den Türken verbinden; nicht einmal einen Handelsvertrag werde sie mit ihnen schließen; die Türken angreifen werde sie nicht, aber sich tapfer wehren, wenn sie selbst von ihnen angegriffen würde; dazu gab es mancherlei Aeußerungen über den König von Preußen; er sei trotz seines Alters, vielleicht in Folge seiner Einsamkeit, Zurückgezogenheit und Schwermuth, unberechenbar und unbesonnen in seinen politischen Handlungen, werde von seinen Rätthen betrogen und täusche sich selbst; 7) bei jeder Gelegenheit suche die Kaiserin ihn, Joseph, mit der Aussicht auf die

*) Nicht umsonst hatte Katharina bei den Vorbereitungen auf die Reise nach Moskau, die ausdrückliche Weisung ertheilt, es dürfe bei den Inschriften und Lobsprüchen bei Gelegenheit der Illuminationen und Decorationen der Städte keinerlei Anspielung auf den Tschener Frieden vorkommen; man solle lieber von dem Glück der Völker durch die Freundschaft der Fürsten reden. Magazin d. Hist. Gef. XXVI. 65.

Erwerbung Roms zu locken; immer wieder antwortete er wie früher, aber diese „Chimäre“ habe sich in ihrem Kopfe festgesetzt; auch Potemkin habe sich gegen Cobenzl darüber in dem Sinne der Kaiserin geäußert, Cobenzl habe, der an ihn ergangenen Weisung zufolge, die Sache als Scherz behandelt: vielleicht wolle Katharina ihm, dem Kaiser, damit eine Falle stellen; 8) Panin, mit welchem er, Joseph, oft gesprochen habe, verfallt sehr bei dem Vergleich mit Kaunitz, und stelle einen Wust von unentwircbaren Phrasen dar: er habe ihm versprochen, nächstens sein politisches Glaubensbekenntniß mitzutheilen; man werde nicht umhin können, eine solche Kannegießerei anzuhören; offenbar fürchte Panin, daß man sich an Potemkin wenden werde; 9) Potemkin habe mit Cobenzl über die Möglichkeit einer Annäherung Rußlands an Oesterreich gesprochen, so wie über die Mittel diesen Zweck zu erreichen. Da habe denn er, Joseph, dem Grafen Cobenzl die Weisung gegeben, so ganz beiläufig und in der Form einer Privatmeinung die Idee des Abschlusses eines Vertrags zur Sprache zu bringen, welchem zufolge die beiden Staaten einander ihren Bestand verbürgen sollten; damit müsse man aber nicht eilen, sondern möglichst gleichgiltig und zuwartend erscheinen.

Auch Pauls erwähnt Joseph in seinen intimen Schreiben an seine Mutter und zwar lobend; der Großfürst und seine Gemahlin seien geistreich, unterrichtet, rechtschaffen und, wenigstens so viel man sehe, aufrichtig; ihre Beziehungen zur Kaiserin seien nicht ganz ungedrungen; die Großfürstin sei ihrem Gemahl überlegen; sie könne einmal noch eine große Rolle spielen. In dem Verkehr mit ihnen müsse er eine gewisse Vorsicht üben, weil eine allzugroße Innigkeit der Kaiserin mißfallen könne. Joseph erzählt sodann, wie er im Verein mit Paul und Maria Feodorowna, im Beisein Panins, Potemkins und anderer Personen, den Grundstein zu einem Tempel der Freundschaft gelegt habe; sehr offen habe die Kaiserin von dem Hergange bei ihrer Thronbesteigung, von den Abgeschmacktheiten Peters III. und von den Mitteln, welche sie zu ergreifen genöthigt gewesen sei, gesprochen; Paul habe sich über die Schwierigkeit seiner Lage, über den natürlichen Sohn der Kaiserin*) geäußert u. s. w.

In späteren Briefen berührt Joseph den Fortgang der Angelegenheit des abzuschließenden Garantievertrags; die Sache werde schwierig, weil Katharina den Wunsch geäußert habe, man soll ihr auch den Besitz derjenigen Eroberungen gewährleisten, welche sie noch machen werde; auch habe sie sich bereit erklärt, Oesterreich alle noch zukünftigen Erwerbungen zu verbürgen, wenn dieselben nur nicht in Deutschland oder in Polen geschähen, man habe ihr vorgestellt, daß so etwas unthunlich sei. Alle diese Unterhandlungen fanden durch Vermittelung Cobenzls und Potemkins statt. Der Letztere verlangte, Joseph solle, wenn auch nur mündlich, das Versprechen

*) Offenbar den Grafen Bobrinski, dessen Vater G. Orlow war.

geben, daß Oesterreich sich nie mit den Türken gegen Rußland verbinden werde u. s. w.

Ferner berührte Joseph eine ganz andere Angelegenheit: die Kaiserin habe den lebhaftesten Wunsch, den Orden des Goldenen Vließes zu erhalten; die Sache sei bedenklich; die Eitelkeit der Kaiserin veranlasse sie, viel Gewicht darauf zu legen, daß sie die erste nicht bloß, sondern auch die einzige Frau sei und bleibe, für welche bei Ertheilung dieser Auszeichnung eine Ausnahme gemacht werde. Man werde nicht umhin können, diesen Wunsch zu erfüllen, jedoch nur dann, wenn sie selbst ihn, den Kaiser, darum bitte; es sei der Schein zu vermeiden, daß sie die Gnade habe, ein solches Geschenk anzunehmen. Die Angelegenheit blieb auf sich beruhen, da Katharina mit Joseph darüber zu reden unterließ*).

So kam es denn nicht zu bestimmten Vereinbarungen. Die Gerüchte, welche im Auslande über den Abschluß eines Vertrages verbreitet wurden, waren falsch. Aber immerhin war doch sehr viel für eine Annäherung Rußlands an Oesterreich geschehen. Beide Theile hatten einander gründlich ausgeforscht; beide Theile konnten auf der Basis der durch persönlichen Gedankenaustausch bekannt gewordenen Wünsche und Absichten weiter verhandeln. Einige wichtige Punkte des auszuführenden Programms waren angedeutet. Cobenzl, dessen übergroßen Eifer Joseph bedenklich fand, hatte auch nach der Abreise des Kaisers einen günstigen Boden für seine diplomatische Thätigkeit in St. Petersburg. Persönlich waren Joseph und Katharina einander sehr nahe getreten. Die Letztere hatte den Wunsch eines regelmäßigen Briefwechsels mit dem Kaiser geäußert; in welchem Maße derselbe erfüllt wurde, zeigt die Hauptquelle der Geschichte der Beziehungen Oesterreichs zu Rußland: die Edition der Briefe Josephs und Katharinas von 1780—1790. Der Abschied Josephs von der Kaiserin war ergreifend; auch der Großfürst und die Großfürstin legten, als der Kaiser schied, eine ungewöhnliche Herzlichkeit an den Tag. Von der Großfürstin sagte Joseph wiederholt in den Briefen an Maria Theresia, er hätte, wenn er zehn Jahre früher einer solchen Prinzessin begegnet wäre, dieselbe unbedenklich geheirathet.

Einen hübschen Abschluß fand der Aufenthalt Josephs in Rußland in den herzlichen Schreiben, welche er mit Katharina, Paul und Maria Feodorowna unmittelbar nach seiner Abreise von St. Petersburg austauschte. In den letzten Augenblicken des Zusammenseins war von Politik nicht die Rede gewesen; um so bedeutsamer waren ein Paar Andeutungen in den Schreiben Pauls und Katharinas. Der erstere schrieb an Joseph, das persönliche Einvernehmen werde dereinst von großer Bedeutung sein können; von solchen Dingen sei das Wohl und Wehe der Welt abhängig. In einem kurzen Schreiben Katharinas, welches Joseph noch auf der Reise durch Polen erhielt, heißt es, der Kaiser werde sich, wenn er als Lobredner Rußlands aufträte,

*) Arneth, Maria Theresia und Joseph, III., 262 ff.

den Segen nicht bloß der orientalischen, sondern auch der occidentalischen Kirche erwerben. Joseph machte Maria Theresia darauf aufmerksam, daß diese Worte wiederum eine Anspielung auf die „tolle Idee“ sei, Rußland müsse Konstantinopel, Oesterreich Rom erobern*).

In manchen Stücken wurde allerdings Joseph der Lobredner Rußlands. Während sich auch in den intimen Schreiben an Maria Theresia keine tadelnden Urtheile finden, begegnen uns sehr günstige Aeußerungen über die großartigen Marine-Anstalten in Kronstadt, über die gewaltigen Hafengebauten und die commerzielle Bedeutung Rigas, über die Pracht und Zweckmäßigkeit der Bauten in Petersburg u. s. w.

Die Frage von dem Urtheil, welches Joseph sich von Rußland und der Kaiserin gebildet hatte, erscheint um so wichtiger, als damals in manchen Kreisen die widersprechendsten Gerüchte über diesen Gegenstand verbreitet waren.

VII.

Unglaublich verkehrt erscheint die Vorstellung, welche der preußische Gesandte in St. Petersburg, Graf Görz, sich über die Wirkung des Aufenthaltes Josephs in Rußland machte. Er sowohl wie Friedrich der Große meinten allgemeines Mißfallen wahrnehmen zu können, was natürlich für die preußischen Interessen sehr erfreulich erschien.

In seinen Berichten an den König hatte Görz mancherlei von dem absonderlichen Wesen Josephs zu erzählen, welches allgemein unangenehm aufgefallen wäre: er habe sich von allem Verkehr mit dem stolzen und reichen Hofadel fern gehalten, Niemandem bei sich sehen und Niemanden die Ehre seines Besuches erweisen wollen, seine Sparsamkeit, welche so weit gegangen sei, daß die Besitzer der Gasthöfe, in denen er mit seinem Gefolge abgestiegen sei, eine Entschädigung von der Kaiserin verlangt hätten, die Geringsfügigkeit seiner Geschenke, welche zum Theil so ausfielen, daß ihre Empfänger die Annahme derselben fast für eine entehrende Erniedrigung hielten — dieses Alles habe vielfachen Anstoß erregt, dem Kaiser zahlreiche Feinde gemacht und ihm sehr üble Nachrede und argen Spott zugezogen.

Dazu kam, fährt Görz fort, daß er sich in seinen Reden zu sehr gehen ließe und namentlich seinen Gang zur Satire, der nicht selten beleidigend wurde, nicht zu zügeln wüßte. Seine zu große Zungenfertigkeit scheine selbst der Kaiserin am Ende lästig geworden zu sein. Man wollte überhaupt wissen, daß sich dieselbe, im Widerspruche mit den schmeichelhaften Aeußerungen in dem Schreiben an Galizyn, in ihren intimen Kreisen nichts weniger als vortheilhaft über ihn ausgesprochen habe. Sie tadelte seine Geschwätzigkeit, seine Leichtfertigkeit und seine Unbesonnenheit, fände, daß er sich auf der

*) Diese Schreiben bei Arneht, Maria Theresia und Joseph. III., 291—293 und 302—303

einen Seite zu sehr zu glatten und übertriebenen Schmeicheleien herablasse, während er auf der andern doch wieder hochfahrend und durch sein rauhes Wesen hart und abstoßend werde. Könne man nicht verkennen, daß er gewiß höhere Ideen habe, und von dem Verlangen beseelt sei, eine Rolle zu spielen, so spräche man ihm doch, schon wegen der Wankelmüthigkeit seines Charakters, die Fähigkeit ab, sie, sei es als Staatsmann oder als Feldherr, zu verwirklichen und durchzuführen. Vor Allem wolle man finden, daß er es ganz und gar nicht verstehe, die Haltung eines Souverains anzunehmen und zu behaupten.

Von politischen Angelegenheiten, heißt es weiter in Görz' Berichten, sei zwischen der Kaiserin und dem Kaiser eigentlich niemals die Rede gewesen. Dem Grafen Panin habe er selbst die wiederholte Versicherung gegeben, er halte die Allianz zwischen Rußland und Preußen für das einzig richtige System, und wünsche weiter nichts, als daß auch er als ein Freund Rußlands betrachtet werde, während er sich gegen ihn, Görz, insbesondere in den überschwänglichsten Lobsprüchen über den König ausgelassen habe*).

Kein Wunder, daß Friedrich seine Interessen nach dieser Seite hin für vollkommen gesichert hielt und überzeugt blieb, daß diese Reise des Kaisers Preußen gar keinen Eintrag thun werde. Der König glaubte annehmen zu dürfen, daß Katharina im Gegentheil dadurch nur immer mehr von dem weit überwiegenden Nutzen der Allianz mit Preußen überzeugt werden würde, und daß mithin der Zweck der Zusammenkunft zu Mohilew als gänzlich verfehlt (entièrement échoué) gelten könne.

Denn auch aus Wien wurde dem Könige gleichzeitig berichtet, daß dort alle vernünftigen Leute die Reise des Kaisers schon deshalb ungern gesehen hätten, weil er dadurch dem Hofe von St. Petersburg nur Gelegenheit gegeben habe, seine schwachen Seiten kennen zu lernen.

Sowohl der englische Gesandte in Wien, Sir Robert Keith, als auch der französische Gesandte, Baron Breteuil, wußten mancherlei über den unglünstigen Ausfall der Reise zu berichten. Breteuil sprach die volle Ueberzeugung aus, daß das viel besprochene Ereigniß auf das gegenwärtige politische System Europas keinen Einfluß üben werde. Friedrich erfuhr ferner von allerlei unglünstigen Urtheilen, welche Joseph über den Großfürsten Paul, über Panin und Potemkin gefällt haben sollte. Man erzählte, der Kaiser habe geäußert, er halte die Allianz zwischen Rußland und Preußen zwar für unauflöslich, hoffe aber nichtsdestoweniger, daß es ihm, wenn er die Kaiserin nur gehörig mit Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen überhäufe, der Eigenliebe Panins Weihrauch streue, und die Günstlinge mit seinem Gelde bethöre, jederzeit gelingen werde, Rußland so weit einzuschläfern (à endormir la Russie), daß alle übrigen Höfe glauben würden, es

*) Que vous étiez, Sire, par votre génie sublime hors de la catégorie de tous les autres hommes.

bestehe zwischen ihm und der Kaiserin das vollkommenste Einverständnis*).

Keith reproducirte in einer französisch geschriebenen Depesche den Inhalt eines Gesprächs mit dem Kaiser Joseph, in welchem der letztere sich keineswegs günstig über Rußland und die Kaiserin ausgesprochen haben sollte. Katharina, sollte Joseph geäußert haben, sei der Schmeichelei zugänglich, bestimmbar und launenhaft; in kleinen Dingen ihr nachgebend und in großen einige Festigkeit zeigend, könne man sehr wohl mit ihr auskommen; man dürfe eben nicht vergessen, daß man es mit einer Frau zu thun habe, und auf der Hut sein im Kampfe gegen ihre Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit; es sei ihr Unglück, daß Niemand da sei, der sie in gewissen Schranken zu halten vermöchte: Ostermann sei nichts als ein Strohmann, der nichts thue und nichts gelte, Besborodko ein Emporkömmling, der den knechtischen Abhängigkeitsfuss kleiner Beamten nicht los werde und dazu von der großen Politik nichts verstehe (sic!); slavisch führe er die Absichten seiner Gebieterin aus und sei unbekümmert um die Folgen; Potemkin sei ein schlechter und unfähiger Rathgeber: die Kaiserin sei zwar sehr stolz auf diesen ihren Zögling, wie sie ihn gern bezeichne, aber es sei zu bedauern, daß sich Niemand finde, der ihr erkläre, daß dieser Zögling seiner Meisterin keine Ehre mache; dabei könne die Kaiserin, auch wenn sie wollte, sich nicht von Potemkin losmachen. Man müsse, habe der Kaiser geschlossen, in Rußland gewesen sein, um die Eigenthümlichkeit der Lage zu erkennen, in welcher die Kaiserin sich befinde**).

In französischen Diplomatentreisen wiederum wußte man mancherlei von dem geringfügigen Eindruck zu erzählen, welchen Joseph in Rußland geübt haben sollte, sein Aufenthalt daselbst habe bei den Russen sehr wenig Sensation gemacht, schrieb der französische Gesandte Verac am 20. Juli aus St. Petersburg, und am 25. Juli bemerkte Corberon, man rede seit der Abreise Josephs gar nicht mehr von ihm; man habe ihn kaum bemerkt, als er dagewesen sei; kein Wunder, daß man ihn so bald ganz vergesse***).

Solche und ähnliche Aeußerungen reichten hin, um in preussischen Kreisen die Ueberzeugung von einer für Joseph wie für Katharina ungünstigen Wirkung der Zusammenkunft zu verbreiten. Dohm führt in seinen Denkwürdigkeiten diese Auffassung weiter aus, indem er bemerkt, auch hier sei bestätigt worden, was die Geschichte bei den meisten Zusammenkünften der Großen der Erde bemerkt habe, nämlich, daß persönliche Bekanntschaft ihre gegenseitige Achtung und Zuneigung nicht zu vermehren pflege. Dohm schildert ausführlich, wie, seiner Vermuthung nach, die Eindrücke, welche Joseph empfangen habe, ihn peinlich hätten berühren müssen†), und diese

*) s. d. Auszüge a. d. Leben Görz' u. Friedrichs bei Zinkeisen VI. 261—265.

***) La cour de la Russie il y a cent ans 1725—83. Berlin, 1858. 344—346.

***) La cour de la Russie, 343.

†) Denkwürdigkeiten I. 414—418.

Voraussetzungen und Annahmen Dohms sind dann als Thatfachen in andere Geschichtswerke übergegangen*).

Ganz anders urtheilte der allerdings nicht unparteiische, aber darum nicht minder scharf beobachtende englische Diplomat Harris. Joseph habe, bemerkte er unmittelbar nach der Abreise des Kaisers aus St. Petersburg, dem Einfluß des Königs von Preußen einen solchen Streich versetzt, daß sich derselbe davon nicht leicht jemals wieder erholen werde. In allen Stücken, schreibt Harris in einer späteren Depesche, habe der Kaiser in Rußland einen ebenso tiefen als günstigen Eindruck hinterlassen; die freundschaftlichen Empfindungen der Kaiserin für ihn seien festgewurzelt; nie sei der Einfluß Friedrichs so stark gewesen, als die Anhänglichkeit Katharinas an den Kaiser: er habe nichts versäumt, um der Kaiserin zu gefallen; alle Ränke Preußens, welches verschiedene ungünstige Urtheile Josephs über Rußland colportire, und der Franzosen, welche sogar so weit gingen, dem Kaiser in den Augen der Kaiserin durch das Gerücht zu schaden, er habe dem jungen russischen Hofe (Paul und Marie) gegenüber Verpflichtungen zum Nachtheil Katharinas übernommen, würden ohne Wirkung bleiben**). Mancherlei Einzelheiten über die Abschiedscene, welche stattgefunden haben sollte, als Joseph Petersburg verließ, und über welche ihm der einzige Augenzeuge dieses Auftritts — vielleicht Potemkin oder Besborodko — Bericht erstattete, konnten Harris in seiner Ansicht von der tiefen und nachhaltigen Wirkung des Aufenthaltes Josephs in Rußland bestärken. Beim Abschiede sollte Joseph in schlichter und edler Weise der Kaiserin erklärt haben, er habe sich derselben so gezeigt, wie er wirklich sei, offen und ehrlich, ohne Heuchelei und Schmeichelei, er wisse sehr wohl, daß sogleich nach seiner Abreise der Versuch gemacht werden würde, ihm in den Augen der Kaiserin zu schaden: da gelte es denn, daß sie, unabhängig von dem Urtheile oder den Einflüsterungen Anderer, sich eine Meinung bilde; was sie anbetreffe, so habe er bei dem großen Rufe, den sie genösse, viel erwartet, aber seine Erwartungen seien noch übertroffen worden. Der einzige Augenzeuge mußte noch mancherlei darüber zu erzählen, wie ergreifend der Abschied gewesen sei***).

Wir haben die Möglichkeit zu entscheiden, ob das Urtheil der Anhänger der preussischen Interessen oder dasjenige der Gegner derselben besser begründet war. Einen Beitrag zur Lösung dieses Räthfels mag der Briefwechsel der Kaiserin mit Grimm liefern, bei welchem man eine gewisse Aufrichtigkeit des Urtheils voraussetzen berechtigt ist.

Der Fürst Lobkowitz, berichtet Grimm der Kaiserin im September 1780, habe an ihn aus Brüssel geschrieben, er wisse nicht, ob Joseph in Rußland Erfolg gehabt habe, wohl aber, daß der Kaiser wahrhaft bezaubert sei von

*) Herrmann, Bernhardi.

**) Diaries and correspondence I. 324, 343.

***), La cour de la Russie, S. 343. Diese Depesche fehlt in der englischen Ausgabe.

Rußland und entzückt von der „wahrhaft großen Katharina“. Als Grimm in dem folgenden Jahre in Spa mit dem Kaiser Joseph und dem Prinzen Heinrich zusammentraf, mit ihnen speisete und einer Theatervorstellung beiwohnte, schrieb er, sie hätten bei Gelegenheit der letzteren nicht sowohl den Vorgängen auf der Bühne Beobachtung geschenkt, als von Mohilew, Smolensk, Moskau, Petersburg und Zarskoje Selo gesprochen*). Auf solche Mittheilungen des extravaganten und stets von Schmeicheleien überströmenden Grimm ist weniger Gewicht zu legen, als auf folgende Aeußerungen der Kaiserin, welche bald nach der Abreise Josephs schrieb: „Ich würde kein Ende finden, wollte ich den Grafen von Falkenstein zu loben anfangen; er ist der solideste, tiefste und unterrichtetste Kopf, den ich kenne; wer ihn überholen will, wird früh aufstehen**).“ In einem späteren Schreiben antwortet Katharina auf Grimms Scherz, sie sei die „Normalschulmeisterin“, dem Grafen von Falkenstein könne sie keine Lectiōnen geben: „Er ist ganz ausgelehret und das wird einen sehr tüchtigen Meister abgeben.“ Die Begegnung in Mohilew habe, fährt die Kaiserin fort, einen vollständigen Erfolg gehabt; Joseph scheint sich in Rußland gefallen zu haben; nicht ohne Bedauern sei man von einander geschieden u. s. w.***).

Sehr beachtenswerth ist die kalte, ablehnende, skeptische Haltung, welche in gewissen österreichischen Kreisen in Betreff der Reise des Kaisers vorherrschte. Weder Maria Theresia, noch Marie Antoinette, noch der Graf Mercy waren geneigt, sehr viel Erfolg davon zu erwarten.

Mercy berichtete der Kaiserin-Königin im Juli, es sei mit der gewöhnlichen Post ein — wie wir annehmen können, ostensibles — Schreiben vom Kaiser an die Königin von Frankreich eingetroffen, in welchem er den ihm in Rußland gewordenen Empfang rühme; die Königin finde aber, daß der Kaiser zu lange in Rußland verweile. Von sich aus äußerte Mercy: wenn der Erfolg dieser Reise nur von den ausgezeichneten Eigenschaften des Kaisers abhinge, so könne man sich Gutes davon versprechen; bei dem Charakter der Kaiserin, bei ihrer Politik und derjenigen, der sie umgebenden Personen könne man nur daran zweifeln, daß eine nähere Verührung mit diesem Jose vortheilhaft wirken werde†).

Gleichsam, wie um die Königin von Frankreich zu beruhigen, schrieb Maria Theresia ihrer Tochter nach der Abreise Josephs aus St. Petersburg, es habe in Rußland nur ein Austausch von Höflichkeitsbezeugungen stattgefunden, nichts weiter. „Was wird nicht Alles,“ heißt es in einem späteren Schreiben, „über die Reise erjunden! Der Kaiser ist zufrieden, aber nicht blind. Ich

*) Die Briefe Grimms an Katharina, herausg. von J. Grot. St. Petersburg, 1880, S. 56 und 221.

**) Magazin d. hist. Gef. XXIII. 183. „Morgué, qui le devancera se levera de grand matin.“

***) Magazin d. hist. Gef. XXIII. 190.

†) Arnoeth et Geoffroy III. 451.

kann Ihnen die Versicherung geben, daß keinerlei Verhandlungen stattgefunden haben; mir scheint nur, daß der Kaiser so glücklich gewesen ist, manche starke Vorurtheile, welche in Betreff unserer dort herrschten, zu beseitigen.“ Man müsse auch mit diesem Ergebniß zufrieden sein, lautet die kühle Antwort der Königin von Frankreich*).

Sprach nun schon Marie Antoinette in einem Tone der Verachtung von „einem solchen Hofe, wie dem russischen,“ so lautete das Urtheil Mercys noch schärfer. Es habe ihn, meldet er der Kaiserin-Königin im August, gefreut, aus den ihm zugehenden Documenten — es waren vielleicht die Schreiben Josephs aus Rußland — zu ersehen, daß der Kaiser nicht allzu vertrauensselig sei und sogar Verdacht hege; jene ihm vorgehaltene Lockspeise — Italien — zeuge von großer Ungeschicklichkeit, und da man dabei nicht etwa politische Ignoranz voraussetzen dürfe, von einem bösen Willen. Ein Glück, daß der Scharfblick des Kaisers solchen Schlingen alle Gefahr benehme. Es scheine, daß Joseph, ohne selbst sich durchschauern zu lassen, mancherlei in Betreff der zukünftigen Entwürfe Rußlands in Erfahrung gebracht habe**).

Solche Aeußerungen klangen nicht wie eine Anerkennung der Erfolge der Reise Josephs. Es fragte sich, was von dem Erfolge der Concurrrenzreise des Prinzen von Preußen zu erwarten sei.

VIII.

Wenn es eines Beweises von dem durchschlagenden Erfolge der Reise Josephs bedurfte, so konnte es keinen vollgiltigeren geben, als das Erscheinen des Thronfolgers Friedrichs des Großen in St. Petersburg.

Garis meldete wohl, Katharina sei über den Vorschlag der Reise Friedrich Wilhelms nicht sonderlich erbaut gewesen***). Wie dem aber auch sein mochte, Friedrich lebte der Ueberzeugung, daß der Prinz von Preußen an dem Petersburger Hofe ein für die Interessen des Königs günstiges Terrain finden werde. Man ging mit großer Vorsicht zu Werke, um dabei die gewünschte Wirkung nicht zu verfehlen. Graf Görz ließ es sich besonders angelegen sein, den Prinzen über die Verhältnisse und Persönlichkeiten an dem Hofe der Kaiserin im Voraus genau zu unterrichten und ihn durch seine einsichtsvollen Rathschläge auf den rechten Weg zu leiten.

Wiederum aber tritt uns, was den Verlauf dieses Ereignisses betrifft, derselbe Widerspruch zwischen den Auffassungen der preussischen Staatsmänner und anderer Zeitgenossen entgegen, der auch bei der Beurtheilung

*) Arnetz, Maria Theresia und Marie Antoinette, S. 321.

***) Arnetz et Geoffroy III. 460.

***) The empress was neither flattered nor pleased with the proposition. Diaries and correspondence I. 293.

des Erfolges von Josephs Reise uns auffallen mußte; und wiederum sind wir in der Lage, die Zweifel zu lösen und zu entscheiden wer Recht behält.

Der Hauptberichterstatter ist Harris. Wenngleich wir auch nicht vergessen dürfen, daß er voll Haß war gegen Preußen und daher gern Alles betonte, was den Mißerfolg des Prinzen darzuthun geeignet war, so finden seine Mittheilungen und Urtheile dennoch die volle Bestätigung in den Aeußerungen der Kaiserin, auf welche wir sogleich hinweisen werden.

Am 10./22. Juli war Joseph aus St. Petersburg abgereist. Am 25. August /5. September traf Friedrich Wilhelm in der russischen Hauptstadt ein. Harris schrieb, die erste sehr feierliche Begegnung des Prinzen mit der Kaiserin habe weder sie noch ihn befriedigen können; er sei schwerfällig, ungeschickt und verschlossen gewesen und betroffen durch die kühle Förmlichkeit des ihm gewordenen Empfanges; auch Abends habe der Prinz wenig Boden gewonnen, da die Kaiserin, welche sonst in ihrer „Cremitege“ gesprächig zu sein pflegte, von dem Prinzen nur so viel Notiz nahm, als die gewöhnliche Höflichkeit erforderte. Etwas später meldet Harris, schon die Lebensweise des Prinzen zeige, wie wenig Erfolg er habe; vergeblich habe man die Kaiserin zu bereben gesucht, eine Abendunterhaltung bei Hofe zu veranstalten; sie habe es rund abgeschlagen. Am Sonntag habe sie ihre Kartenpartie plötzlich abgebrochen und dabei ihm, dem englischen Gesandten, angedeutet, daß die Schwerfälligkeit des Prinzen von Preußen, welcher ihr zur Seite saß, ihr lästig falle. Einen auffallenden Gegensatz bilde ihre Haltung gegenüber dem Fürsten von Signe, in dessen Gesellschaft sowohl die Kaiserin als auch Potemkin sich besonders wohl zu fühlen schienen *). Mit jedem Tage, berichtete Harris einige Tage später, werde die Kaiserin weniger höflich gegen den Prinzen; sie vermeide ihn zu sehen, es gebe keine Hoffeste; offenbar wollte Katharina damit zu verstehen geben, daß sie von der Seite her keine Besuche mehr wünsche. Der Prinz sei gekränkt; nie werde er verzeihen, daß man ihn jetzt eine so klägliche Rolle spielen lasse; selbst bei dem Großfürsten und dessen Gemahlin finde er nicht das herzliche Entgegenkommen, auf das er gerechnet habe; die Großen des Reiches ahmten dieses Beispiel nach und so herrsche denn überall, wo der Prinz hinkomme, steife Förmlichkeit und Langeweile. Der Prinz habe, erzählt der klatschsuchtige Diplomat weiter, zum Trost seine Maitresse nach Petersburg mitgebracht, aber die Strenge seiner Mentoren und die Furcht vor dem Oheim hätten ihn veranlaßt, dieselbe heimzuschicken; auch Potemkin kümmere sich nicht mehr um den Prinzen, als durchaus unumgänglich nöthig sei.

Zimmer sensationeller lauteten die ferneren Berichte des englischen Gesandten; der Prinz suche durch Potemkin zu bewirken, daß ihm gegen Ende seines Aufenthaltes ein besserer Empfang zu Theil werde, doch werde auch Potemkin, selbst wenn er wollte, nichts gegen die Aversion, welche die

*) Diaries and correspondence I. 331—332.

Kaiserin nun einmal gegen den Prinzen habe, zu thun vermögen; nach vielen Andeutungen darüber, daß es ihr lieb sein werde, wenn der Prinz bald abreise, ließ sie zuletzt durch ihren Geheimschreiber dem Grafen Panin ganz offen sagen: er solle dafür sorgen, daß der Prinz fortgeschafft werde, weil sie sonst nicht dafür stehen könne, daß sie dem Prinzen, falls er länger bliebe, etwas Unangenehmes sage; öffentlich behandle die Kaiserin den Prinzen überall mit einer Kälte und Zurückhaltung, welche ihrem sonstigen Wesen ganz fremd seien; nie spreche sie mit den Personen seines Gefolges; bei der letzten Maskerade habe sie mit dem Prinzen nicht Karten spielen mögen, während sie ihn, Harris, dabei ausgezeichnet habe. Die Vernachlässigung der Preußen sei, fährt der englische Gesandte fort, um so auffallender, als Katharina alle diejenigen, welche mit dem Wiener Hofe zusammenhingen, besonders rücksichtsvoll behandle. In Gegenwart des Prinzen von Preußen und der Herren seiner Suite habe sie dem Grafen Cobenzl gesagt, es vergehe kein Tag, an welchem sie nicht des Grafen von Falkenstein gedenke und seine Abreise beklage; im Gespräche mit dem Fürsten von Signe sei sie voll Lobes und voll Bewunderung für den Kaiser. Eine solche Haltung der Kaiserin, schließt Harris, könne in der That nicht den Erwartungen des Prinzen von Preußen entsprechen, und werde nicht verfehlen, ihm bei seiner Rückkehr die Mißbilligung seines Genies zuzuziehen; der Prinz sei denn auch so niedergeschlagen, daß man deutlich sehe, wie er in St. Petersburg sich noch weniger wohl befinde, als in Berlin.

Etwas später berichtet Harris, die Abneigung der Kaiserin gegen das Haus Brandenburg trete so heftig und so plötzlich auf, daß man nothwendig den Bruch der preußisch-russischen Allianz erwarten müßte *). Potemkins bevorstehende Abreise zeuge auch von der Nichtachtung gegen den Prinzen von Preußen. Offenbar seien alle Versuche, durch den Fürsten Potemkin eine Sinnesänderung der Kaiserin in Betreff des Prinzen von Preußen zu bewirken, erfolglos gewesen. Drei Tage hintereinander sei er, Harris, Zeuge solcher Züge von Geringschätzung, welche sie im Benehmen gegen den Prinzen an den Tag gelegt habe, gewesen, daß er habe staunen müssen über die Gelassenheit und Geduld des Prinzen. Noch neulich, am Dienstage, habe die Kaiserin in Maryschkins Hause den Prinzen weder zum Kartenspiele eingeladen noch ihn zu ihrer Tafel gezogen, während sie ihn, Harris, Lanskoj und Potemkin dazu einlud. Gestern, auf der Maskerade, sei die Kaiserin maskirt erschienen und habe sogleich seinen, des englischen Gesandten, Arm ergriffen und, ihn durch die Säle führend, gebeten, ihr Ritter zu sein und sie vor dem Langweiligen zu schützen; von 7 bis 10 Uhr sei sie dageblieben und habe die ganze Zeit weder dem Prinzen noch auch seinem Gefolge die geringste Beachtung geschenkt, und sich nur mit ihm, Harris,

*) Dieser Satz fehlt in der Ausgabe der Diaries and correspondence, findet sich aber in dem Werke „La cour de la Russie“ S. 346.

und Lady Harris abgegeben. — Einige Tage später berichtet Harris, die Kaiserin werde bei der Abreise des Prinzen weniger freigebig sein, als sonst. Unmittelbar nach des Prinzen Abreise schrieb er, die Haltung der Kaiserin gegen den Prinzen sei bis zum letzten Augenblick unverändert geblieben. Stets habe sie, wenn er zugegen war, ihre Abneigung und ihr Mißfallen merken lassen, und, so oft sie von ihm sprach, seine Fähigkeiten sehr gering angeschlagen. Trotz aller Anstrengungen der hiesigen Freunde Preußens habe der Prinz nicht bloß keinerlei Erfolge gehabt, sondern die gute Meinung, welche Katharina von Joseph habe, nur bekräftigt, statt dieselbe herabzustimmen; so habe denn der Prinz, statt die Interessen seines Oheims zu wahren, dieselben gefährdet: Potemkin habe nicht gestatten wollen, daß seine Nichte dem Prinzen ein Souper veranstalte; mißgestimmt und verekelt sei der letztere abgereist*). Einige Wochen später heißt es in einer Depesche des englischen Gesandten, der Prinz von Preußen sei schon fast völlig in Vergessenheit gerathen; nur etwa im Tone des Mitleids, welcher an denjenigen der Verachtung streife, rede man von ihm**).

Auch der französische Gesandte gab in einem Bericht vom 6. October zu, daß der dem Prinzen bereitete Empfang kein befriedigender gewesen sei. Nicht aber einer persönlichen Abneigung der Kaiserin schrieb Vérac diesen Umstand zu, sondern gewissen Vorkommnissen in dem engsten Kreise der Kaiserin, welche dieselbe höchlichst verstimmt. Es sei des Prinzen Unglück gewesen, daß er zu so ungelegener Zeit gekommen sei und die Kaiserin genöthigt habe, sich Gewalt anzuthun, um ihre Verstimmung zu verbergen. Zu jeder anderen Zeit hätte, meint der französische Diplomat, der Prinz der Kaiserin sehr gut gefallen; gehe ihm doch keine der dafür erforderlichen Eigenschaften ab. Auch wußte Vérac mancherlei davon zu erzählen, wie ergreifend der Abschied Katharinas vom Prinzen gewesen sei und wie günstig sie sich dabei über den König geäußert habe, so daß man an dem guten Erfolge der Reise des Prinzen für die Interessen Preußens nicht zweifeln dürfe***).

Allerdings erzählt auch Harris, die Kaiserin sei in dieser Zeit verstimmt gewesen und habe ihrer Umgebung das Leben schwer gemacht, wovon Potemkin oft geklagt habe. Wir wissen nicht, was vorgefallen war, aber aus der heitern Art, mit welcher die Kaiserin sich in dieser Zeit mit dem Grafen Cobenzl und dem Fürsten von Ligne unterhalten, aus der frohen Laune, welcher sie gerade in diesen Tagen in ihren Briefen an Grimm Ausdruck geben konnte, entnehmen wir unbedenklich, daß Véracs Interpretation der leidigen Thatsache des Mißerfolges des Prinzen von Preußen eine gekünstelte und schönfärberische war.

*) Diaries and correspondence, I. 330—337.

***) La cour de la Russie, 348.

****) La cour de la Russie, 349.

Seltfamer Weise scheint man in preußischen Kreisen diesen Mißerfolg nicht bemerkt zu haben oder zog es vor, denselben nicht wahrnehmen zu wollen. Görz schien, wie aus seinen Berichten an den König zu ersehen ist, davon überzeugt zu sein, daß die ganze Erscheinung des Prinzen sehr wohl geeignet gewesen wäre, den Besuch des Kaisers Joseph vollends in den Schatten zu stellen, wenn nicht höhere und geheime Rücksichten, über die man erst später zu klarer Einsicht gelangte, auf dem Spiele gestanden hätten. Der preußische Gesandte behauptete, die Kaiserin sei von dem Wesen des Prinzen offenbar in hohem Grade eingenommen, das freundschaftliche Verhältnis zwischen diesem und dem Großfürsten Paul habe sich fast bis zu inniger Vertraulichkeit gesteigert; Panin und Potemkin seien dem Prinzen wenigstens äußerlich sehr zuvorkommend begegnet; die allgemeine Stimmung äußere sich in den maßgebenden Kreisen zu Gunsten des Prinzen; ja man habe sich sogar ziemlich unverhohlen satirische Vergleiche zwischen dem Prinzen und dem Kaiser erlaubt, was dann freilich den Grafen Cobenzl und den Ritter Harris sehr unangenehm berührt haben sollte*).

Görz mußte ferner über mancherlei Einzelheiten bei der Abreise des Prinzen zu berichten. Beim Abschiede hätten sich der Großfürst und der Prinz, nachdem der dabei gegenwärtige Graf Panin ihnen nochmals das System der in Zukunft einzuhaltenden Politik auseinandergesetzt hatte, verpflichtet, die zwischen beiden Staaten bestehende Allianz für alle Zeiten als unauflöslich zu betrachten. Ja selbst die Kaiserin habe, obgleich sie, auffallend genug, am Ende die Abreise des Prinzen möglichst zu beschleunigen gesucht hatte, unter Thränen dieselben Zusagen gemacht, als sie ihm, angeblich von rheumatischen Leiden heimgesucht, die Abschiedsaudienz auf ihrem Krankenslager erteilte.

Selbst Graf Görz hegte indeß den Verdacht, daß es, diese Meisterin in der Verstellungskunst“ damit nur auf eine Scene abgesehen habe, welche darauf berechnet gewesen sei, den Prinzen über ihre wahren und geheimen Absichten zu täuschen. Sie erkundigte sich wenigstens hinterher noch sehr angelegentlich bei ihren Hofleuten darnach, welche Wirkung diese Komödie, wie es Görz nannte, auf ihn gemacht habe; und als sie erfuhr, daß er mit sichtlichcr Rührung von ihr geschieden sei, lobte sie, vielleicht mit ebenso viel Ironie als Befriedigung „die Güte seines Herzens**).“

Wie dem aber auch sein mochte: auch aus Dohms Denkwürdigkeiten ersehen wir, wie man damals in preußischen Kreisen von dem Erfolge der Reise des Prinzen überzeugt war. Auch bei den Großen des Reiches, hieß es, habe Friedrich Wilhelm mehr Beifall gefunden als Joseph, weil der Prinz es nicht verschmähte mit denselben zu verkehren, sie zu besuchen, während

*) Aussi le comte Cobenzl et le Sieur Harris en sont ils tous consternés et abattus.

***) Zinzeisen VI. 265—267.

Joseph dieses unterlassen hatte. Man erzählte sich von allerlei für den Prinzen veranstalteten Hoffesten, von mehreren Unterredungen der Kaiserin mit dem Prinzen ohne Zeugen. Man glaubte zu wissen, daß auch der König mit dem Erfolge der Reise seines Neffen sehr zufrieden sei, und die preussischen Patrioten freuten sich, wie Dohm bemerkt, darüber, daß der künftige Regent eine solche Gelegenheit gehabt habe, dem Staate einen wichtigen Dienst zu leisten und ebenso sehr die Billigung seines Oheims durch den Nebenjaß zu verdienen, als er sie bereits durch sein Benehmen im Kriege erworben hatte. Man ging sogar so weit, sich zu schmeicheln, daß Friedrich Wilhelm den von Joseph gemachten Eindruck am russischen Hofe gänzlich verlöscht habe u. s. w.*).

Die Ansichten anderer Zeitgenossen lauteten freilich ganz anders. Ein englischer Staatsmann schrieb im October aus London nach Wien, man erfahre, daß der Prinz in Veranlassung seiner Reise sehr verstimmt sei, weil er fühle, daß er weder gefalle, noch gefallen könne; seine Unzufriedenheit sei so groß, daß er dieselbe nicht verbergen könne und gegen seine Vertrauten kein Geheimniß daraus mache, daß es ihn herzlich reue, die Reise unternommen zu haben. Die Antwort aus Wien lautete, auch Kaunitz habe bestätigt, daß trotz aller kühnen Behauptungen des Königs von Preußen die Reise des Neffen völlig fehlgeschlagen sei. Und dem französischen Gesandten Breteuil erzählte der Kaiser, Katharina habe ihm über den Prinzen geschrieben: „Welchen Eindruck kann ein Mann von 37 Jahren machen oder was kann man von ihm sagen, da er in seinem Leben nichts gesehen und von nichts gehört habe — als Soldaten einüben*!)“

Hören wir, wie die Kaiserin im vertraulichsten Kreise über den Prinzen urtheilte. Unmittelbar vor seinem Erscheinen in St. Petersburg hatte Grimm an Katharina in scherzendem Tone geschrieben: nun, da der Marquis von Brandenburg auf den Grafen von Falkenstein folge, solle die Kaiserin in ihren Aeußerungen über den ersteren recht vorsichtig sein, da der Prinz in seiner Eigenschaft als deutscher Fürst und auch sonst sein, Grimms „protégé“ sei**). Anfang October schrieb nun Katharina bald nach der Abreise des Prinzen zurück: „Der hochlehrerbietige Lehrjunge — (im Gegensatz zu dem „tüchtigen Meister“ Joseph II.) — so von hier gewandert, der muß noch stark wandern, um daß der Geselle aus ihm kommt, der arme Mann; mau weiß ja gar nicht was in ihm sitzt, er bredouillirt sehr stark oder nach er ist so kurz angebunden, daß da niemals was herauskommt; er hat eine starke Verhaltungskraft in sich, so sehr unverdaulich ist für denen so mit ihm zu thun, zu schaffen oder umzugehen haben; man sagt, er denkt gut; das kann sein, aber das kann man auch sagen von einem dindon, und

*) Dohm I. 424—426.

***) Ramers Beiträge V. 459—462. S. dort auch die böshafsten Bemerkungen Breteuils über Katharina, welche übrigens an der Sache nichts ändern.

***) Grimms Briefe an Katharina, St. Pet. 1880. S. 45—46.

dindon zu sein oder abzugeben, daß ist nun wieder nicht jeder Zeit füglich. Basta.“ Immer wieder kam Katharina in diesem Ton auf den Prinzen zu reden; wie schwerfällig er sei! „Mon Dieu, mon Dieu! quelle différence avec ses oncles!“ Sie begriff gar nicht, wie man, wenn man einen solchen Neffen habe, ihn unmittelbar nach dem Auftreten eines Joseph zu senden wage; Grimms „protégé“, scherzte und schalt sie weiter, habe ihr den Geschmack an derartigen Besuchen verdorben; durch die Langeweile, welche der Prinz ihr verursacht habe, sei ihr rheumatisches Leiden schlimmer geworden; damit sei es denn, seit der Prinz fort sei, besser geworden. Triumphirend schloß sodann die Kaiserin an diese Ergüsse über den Prinzen die Mittheilung, sie stehe nun mit „maman“, d. h. mit Maria Theresia, im Briefwechsel: sie habe von derselben ein „honigsüßes“ Schreiben erhalten*).

IX.

Man sieht wohl, daß diese Vorgänge eine gänzliche Wandlung der Stellung Rußlands auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bedeuteten. Möchte es auch im Laufe des Jahres 1780 den Zeitgenossen nicht leicht fallen, die Tragweite der Reise Josephs nach Rußland richtig zu würdigen, so löste schon die unmittelbar darauf folgende Zeit alle Zweifel in dieser Hinsicht. Es war etwas, daß selbst Maria Theresia in den letzten Monaten ihres Lebens selbst einigermaßen für diese Annäherung an Rußland eintrat indem sie an Katharina schrieb, indem sie russischen Seeoffizieren, welche in Oesterreich erschienen, einen besonders freundlichen Empfang bereitere und dergl. m. Die Kaiserin-Königin hatte, wie wir oben sahen, darüber geklagt, daß zwischen ihr und Joseph in Betreff Rußlands eine Meinungsverschiedenheit bestehe. Jetzt hatte der Kaiser um so mehr Veranlassung sich darüber zu freuen, daß er und die Mutter in dieser Hinsicht eines Sinnes seien**).

Auch in Berlin nahm man alsbald wahr, daß die Vereinbarungen zwischen dem Kaiser und der Kaiserin in ihren Zwecken und Ergebnissen doch nicht so ganz ohne politische Bedeutung gewesen seien und die Allianz mit Preußen dadurch ernstlich gefährdet erscheine. Der Tod Maria Theresias (Ende November 1780) gab diesen Gerüchten noch mehr Gestaltung und Haltung. Man begann ernstlich zu fürchten, daß nun der Kaiser, im Einverständniß mit Rußland, mit seinen Vergrößerungsplänen, auch nach dem Orient hin, nur um so ungehinderter hervortreten werde. Schon zu Ende des December 1788 war Graf Görz in der Lage, — dem König über das griechische Project Katharinas Mittheilungen machen zu können. Die Spur dieser Vereinbarungen führte immer wieder nach Moschilew zurück***).

*) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 190 und 92.

**) S. d. Schreiben Josephs b. Arneth, Maria Theresia und Joseph, III., 314. „Il est bon que nous ne faisons qu'un en toute occasion.“

***) Zinkens, VI. 267 ff.

Die Allianz Rußlands mit Preußen wurde nicht erneuert. Dagegen fehlte es nicht an sehr deutlichen Zeichen einer Annäherung Rußlands an Oesterreich. Katharina legte ein besonderes Interesse für die Vermählung der Schwester der Großfürstin Maria Feodorowna mit dem Neffen Josephs, dem Erzherzog Franz, an den Tag. Als der Großfürst Paul und dessen Gemahlin ihre große ausländische Reise unternahmen, durften sie nicht nach Berlin gehen, statteten aber dem Wiener Hofe einen herzlichen Besuch ab.

Harris mußte mancherlei von den Anstrengungen Preußens zu berichten, den früheren Einfluß in St. Petersburg aufrecht zu erhalten. Aber er konnte schließlich zu seiner nicht geringen Genugthuung melden: „The prussian interest is fallen for ever“^(*).

War auch während des Aufenthaltes Kaiser Josephs in Rußland kein Vertrag abgeschlossen worden, so erschien denn doch der Boden für die Verhandlungen in Betreff eines solchen gebnet. Sehr bezeichnend erscheint es, daß gerade während des Aufenthaltes des Prinzen von Preußen in St. Petersburg Besborodko ein „Memorial über politische Angelegenheiten“ vusarbeitete, in welchem dieser factische, wenn auch nicht nominelle Minister des Auswärtigen die einzelnen Punkte eines mit Oesterreich abzuschließenden Bündnisses erörterte. Es ist dieses wichtige Actenstück, in welchem im Grunde nichts Anderes als ein Vorschlag, die Türkei zu theilen, enthalten ist, erst in der allerletzten Zeit bekannt geworden^(**).

Man weiß, wie Oesterreich damals in der orientalischen Frage eine Stellung einnahm, welche derjenigen Preußens entgegengesetzt war. In Diplomatentreisen erzählte man sich, Joseph habe bei seinem Aufenthalte in Rußland gegen Katharina geäußert, er wüßte „de renvoyer les Turcs plus loin“^(***). Während aber ein solcher Gedanke in Rußland den günstigsten Boden fand, ließ sich Preußen die Erhaltung der Türkei angelegen sein, und es gab zwischen den preußischen Diplomaten in Konstantinopel, Gaffron und Dieß, und dem Vertreter der russischen Interessen, Bulgakow, in den folgenden Jahren einen fortwährenden Gegensatz.

Während Oesterreich und Rußland in dem Türkenkriege, der 1787 ausbrach, als Bundesgenossen zusammenstanden, kam es soweit, daß der Kaiserin von Seiten Preußens gerade zu der Zeit, als sie 1789 und 1790 zugleich gegen Schweden und die Pforte Krieg führte, eine Kriegserklärung drohte. Der Gegensatz zu Preußen trat insbesondere nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in allen Fragen hervor: in den türkischen Händeln, während des Conflict's zwischen Gustav III. und Katharina, bei Gelegenheit der letzten Theilungen Polens, in der Zeit der französischen Revolution.

Kein Wunder, daß nach dem denkwürdigen Jahre 1780 auch die per-

*) Diaries and correspondence I. 432; vgl. II. 4 und 24.

***) Mag. d. Hist. Ges. XXVI., 72—73.

**) Harris, Diaries and correspondence I. 538—539.

sönlichen Beziehungen Katharinas zu den beiden Gästen dieses Jahres sich ebenso verschieden gestalteten, als auch der ihnen in St. Petersburg gewordene Empfang ein sehr ungleicher gewesen war. Während die Kaiserin, wie wir insbesondere aus den Briefen an Grimm und aus dem Tagebuche ihres Geheimschreibers Chrapowitsky erfahren, den „frère Gu“, wie sie Friedrich Wilhelm nannte, zur Zielscheibe ihres Spottes, zu machen pflegte und nicht ohne Gereiztheit von ihm reden konnte, dauerte das innige Freundschaftsverhältniß, welches in Mohilew zwischen Katharina und Joseph entstanden war, ununterbrochen bis an den Tod des Kaisers fort. Es mag nicht viele Beispiele einer so dauernden Anhänglichkeit zwischen Fürsten gegeben haben, wie diejenige, welche Kaiser Josephs Reise nach Rußland begründet hatte, einer politisch so schwer wiegenden Freundschaft, wie das Einvernehmen zwischen dem „Grafen von Falkenstein“ und der Kaiserin, welche gescherzt hatte, sie werde in Mohilew die Rolle einer „Ninette à la cour“ spielen.





Die ersten französischen Opernversuche.

Von

H. M. Schletterer.

— Augsburg. —

Die musikalischen Zustände Frankreichs zu Beginn des XVII. Jahrhunderts waren trostlose. Die Bedeutung, welche dies Land und insbesondere Paris, damals schon der geistige Mittelpunkt Europas, vom XII. bis XIV. Jahrhundert für die Entwicklung des polyphonen Stils und später nochmals unter der Regierung der musikliebenden Könige aus dem Hause Valois für die Kunst der Töne gehabt, war längst verloren. Die Altmeister unter den französischen Künstlern: Adam de la Halle, Maistre Léonin, Maistre Perotin dit le grand, Robert de Sabillon, Jean de Garlande, Pierre de la Croix, Franco de Paris, Jérôme de Moravie, Guillaume de Machaut, Philipp de Vitry, Jean de Muris u. s. w. waren selbst bis auf ihre Namen vergessen und verschollen. In der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts tritt auf musikalischem Gebiete in Frankreich auch nicht eine hervorragende Kraft in den Vordergrund. So sehr war Kunstsinne und Kunstbewußtsein der sonst auf jedweden ihrer Vorträge so eiteln Nation allmählich entschwunden, daß sich ein durch Jahre geführter heftiger Streit darüber erheben konnte, ob sie überhaupt für Musik befähigt, ihre Sprache für musikalische Behandlung geeignet sei*). Politische und religiöse Stürme der schwersten Art waren über das bellagenswerthe Land in rascher Aufeinanderfolge in den letzten Decennien hinweggebraust und hatten die Kunst gezwungen, sich anderswo ruhigere Zufluchtsstätten zu

*) L'Abbé François Ragueneau und Mons. Secerf de la Biesville de Breneuse waren seit 1702 die Wortführer in demselben.

suchen. Der letzte Stern am Himmel französischer Musikkunst erlosch in jener schandvollen Mordnacht (St. Bartholomäus, 24. August 1572), deren Fluch und Schmach nie von dem verblendeten Volke genommen werden wird. Claude Goudimel, Lehrer des unsterblichen Palestrina, war, obwohl die Sorbonne seine Werke geprüft und nichts dem katholischen Glauben Widerstrebendes in ihnen entdeckt hatte, doch auf die Liste der Proscribirten gesetzt und, ein Opfer des wildesten Fanatismus, in Lyon mit vielen seiner Glaubensgenossen, ermordet worden.

Während Frankreich schwerste innere Kämpfe durchzuringen hatte, konnte sich das Nachbarland Italien, nach Bewältigung seiner politischen Wirren, längst wieder dem Cultus des Schönen widmen und, wie in andern Künsten, auch in der Musik die Führerschaft unter den europäischen Nationen übernehmen. Später allerdings als Poesie, Malerei und Architektur gelangte auch hier die Tonkunst, und zwar zunächst in Folge der Wirksamkeit niederländischer Lehrer, die in Rom, wie an den Höfen italienischer Fürsten thätig waren, zu einer Blüthe, die sie ebenbürtig in den Kreis der Schwesterkünste treten ließ. Der Einfluß der Renaissance, mehr heidnisch als originell, bedauernswerthe Verirrungen mit wahrhaft großen und schönen Gedanken einend, setzte gegen Ende des XVI. Jahrhunderts dem bisher herrschenden mehrstimmigen Gesange den Einzelgesang (die Monodie), der kirchlichen eine weltliche Kunst entgegen. Damit fällt die das ganze musikalische Leben umgestaltende Erfindung der Oper zusammen. Schon Katharina von Medici (1519—89), Urenkelin Lorenzo des Prächtigen, seit 1533 mit König Heinrich II. von Frankreich vermählt, war, so verhängnißvoll dem Lande die Zeit ihrer Herrschaft auch wurde, eine Freundin der Künste und Wissenschaften. Die zweite aller Opern, — wie die erste („Dafne“ von Caccini, 1596) in Florenz, der Wiege dieser Kunstform, entstanden, — Rinuccinis „Euridice“ (von Peri in Musik gesetzt), verherrlichte 1600 die gelegentlich der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria von Medici, Tochter des unglücklichen Großherzogs Franz, vom Florentiner Hofe veranstalteten Festlichkeiten.

Seit die jugendliche, lebensfrohe Königin den Fuß auf den Boden ihrer neuen Heimat gesetzt, konnte sich Frankreich dem musikalischen Einflusse Italiens nicht mehr entziehen. Wiederholt rief Maria, die ebensowenig die Italienerin, wie das in ihren Adern pulsirende Blut des mediceischen Geschlechtes verleugnen konnte, italienische Künstler an ihren Hof, bis diese endlich von selbst so massenhaft herbeiströmten, daß es schien, als wolle Paris auf's neue im alten Glanze erstrahlen und seine wichtige Stellung als Centralpunkt des europäischen Musiklebens wieder einnehmen.

Bereits 1570 erhielt Jean Ant. Baif (in Venedig geboren, als sein Vater, Lazarus Baif, dort französischer Gesandter war), ein angesehenener Dichter und Musiker, von Karl IX. ein Privilegium zur Errichtung einer Akademie für Dichtung und Musik. Den allwöchentlichen Aufführungen derselben, die in seinem väterlichen Hause im Faubourg St. Marcel stattfanden,

wohnte der musikverständige König mit seinem Hofstaate regelmäßig bei. Auch sein Nachfolger, Heinrich III., beehrte sie mit seiner Gegenwart. Aber Baißs Pläne ließen sich in Folge der schlimmen Zeiten und der ausgebrochenen Bürgerkriege nicht, wie sie beabsichtigt waren, durchführen. Von theatralischen Aufführungen im Opernsinne konnte ohnedem hier überhaupt noch nicht die Rede sein, da das musikalische Drama erst 30 Jahre später in's Leben trat. Zudem ließ die tiefgehende, im französischen Nationalcharakter liegende Abneigung gegen Alles, was aus Welschland kam, die ersten Keime, die man versuchte, in den Boden Frankreichs zu verpflanzen, nicht Wurzel fassen. Nach Momenten blendenden Glanzes trat immer wieder tiefe Dunkelheit ein. Wohl gehörte die Fähigkeit zu singen und den Gesang mit der Laute zu begleiten auch in Frankreich zu den bei Leuten von Geschmack und höfischer Bildung geforderten Eigenschaften; aber diese Kunstäußerungen beschränkten sich ausschließlich auf Lieder im Volkston, *airs de coeur* und *voix de ville* (später *Vaudeville*). Erst mit dem Regierungsantritte Ludwigs XIV. begannen sich die Verhältnisse zu ändern*).

Das Werk Richelieus war vollendet, das Parlament besiegt, die Aristokratie gebeugt. Der junge König, schön, edel, majestätisch und triumphirend, begann seine Regierung nicht als gemeiner Despot, der er im Herzensgrunde doch war, sondern als ein alle Elemente der Nation in sich concentrirender Herrscher. Wenn der selbstbewußte, jugendliche Monarch das denkwürdige Wort sprach: „l'état c'est moi!“ konnte er ebensogut sagen: „la littérature c'est moi!“ „l'art c'est moi!“ Gelehrte, Dichter, Architekten, Maler, Bildhauer, Musiker, alle ließen sich durch ihn inspiriren, arbeiteten nur für ihn, in seinem Sinne und Geschmacke. Das ist's, was den Kunstwerken dieser Epoche jenen Charakter der Einheit giebt, wie ihn keine andere spätere in gleichem Grade wieder erreicht hat. Auch die Musik dieser Zeit ist feierlich, wie Corneilles und Racines Tragödien; an ernster Großartigkeit erinnert sie ebenso an Ch. Lebruns Bilder, wie an le Notres Gartenpläne und J. H. Mansards Façade des Versailler Schlosses. Endlich sieht man beide Ströme, in deren Bette bisher die musikalischen Bestrebungen in strenger Sonderung sich bewegten, die religiöse und die volkstümliche Kunst, sich harmonisch einigen, und zwar so vollständig, daß Kirchen- und Theatergesang sich momentan kaum noch in der äußern Form von einander unterscheiden. Der Kirchencomponist Lalande und der Operncomponist

*) Ludwig XIV., Sohn Ludwigs XIII., wurde zu St. Germain en-Laye 16. September 1638 geboren, succedirte unter seiner Mutter Vormundschaft 14. Mai 1643 und starb, nachdem er 109 gekrönte Häupter überlebt hatte, nach 72jähriger Regierung, mit Hinterlassung einer Schuldenlast von 2600 Millionen Livres, von seinem Volke verwünscht und verachtet, 1. September 1715 in Versailles. Der Schandfleck seiner Regierung ist die Aufhebung des 13. April 1598 von Heinrich IV. gegebenen Edicts von Nantes 1. (22.) October 1685.

Nulli sind ebenfowohl Zeitgenossen, als gemeinsame Repräsentanten des die Zeit erfüllenden religiösen und monarchischen Gefühls“ *).

Dem Verlangen dieser auf Glanz und Schimmer gerichteten Periode konnten die seither gesungenen einfach schlichten Chansons nicht mehr genügen. Die italienische Musik, wie sie sich eigenartig bisher entwickelt hatte, bedingungslos herüberzunehmen und in ihren Geist einzugehen, in ihrem Wesen aufzugehen, wie dies anderwärts geschah, dagegen empörte sich der Nationalstolz. Die gehässigten Zänkereien darüber, ob französischer oder italienischer Musik der Vorzug gebühre, begannen schon, noch ehe Frankreich eine eigene Musik besaß. Im Gegensatz zu der in abgerundeter, schöner Form sich darstellenden, trotzdem sie dem unabweisbaren Begehren der Sänger-Virtuosen und dem melodischen Flusse stets Rechnung trug immer charakteristischen und ausdrucksvollen Kunst Italiens, bildete sich in Paris eine Geschmacksrichtung, welche die Musik nur als Steigerungsmittel des dramatischen Pathos betrachtet wissen wollte und der Declamation vor ihr den Vorzug einräumte. Diesem Umstande jedoch, der den Anhängern der italienischen Richtung stets Veranlassung bot, die Principien, auf denen das lyrische Drama gründet, anzugreifen, verdankt die national = französische große Oper ihre Entstehung und ausgesprochene Besonderheit. Den Parisern erschien, gelungener als in den seitherigen italienischen Versuchen, in ihrer alsbald feste Form annehmenden, musikalischen Tragödie die Aufgabe einer Wiedererweckung des antiken Dramas, wovon alle Welt damals träumte, gelöst,

*) Histoire de la musique française par G. Chouquet. Dem entgegen mag hier eine andere Auffassung dieser vielfach überschätzten Periode aus deutscher Feder treten. Das französische Volk hat nie in größerer Erniedrigung gelebt als damals, wo der Hofglanz des großen Ludwig Europa überstrahlte und nie hat sich die Poesie mehr entwürdigt, als durch die diesem Despoten dargebrachten Schmeicheleien; die Scheidung zwischen Nation und Literatur hatte sich in ihrer ganzen Schroffheit vollbracht. Nicht mehr für das Volk, nur noch für den Mäcen, den Apoll Ludwig, für die Cirkel in Versailles schrieben die Dichter. Boileau, der poetische Zuchtmeister seiner Zeit, verkörpert in sich den vollständigen Ausdruck der angenommenen conventionellen Geschmacksrichtung, mit ihrer Vernachlässigung und Nichtachtung der Natur, ihrer Gemächtheit und ihrem gefrorenen Pathos, ihrer blos rhetorischen Begeisterung, welche die hölzernen Schranken der Kunstregeln nie oder nur selten zu überspringen kräftig und kühn genug ist. Die Poesie war zur Verstandesfache geworden, ihre Nüchternheit und Kaltheit hielt man für griechische Simplizität; Correctheit und Glätte ward vor Allem gefordert“ (J. Scherr). Ludwig XIV., der, wie sein Zeitgenosse Boissieu sagt, gewaltet habe „à faire horreur au ciel et à la terre“, besaß den Instinct der Herrschaft im höchsten Grade. Weber für Papst noch Kirche von Ehrfurcht erfüllt, folgte er doch, je sündhafter sein Leben war, anerkanntem Range zur Devotion, wählend, dadurch für sein Seelenheil am besten sorgen zu können. Seine unverantwortlichen Maßnahmen gegen die Reformirten wurden zumeist durch seine schmutzige Geldgier nach deren Reichthümern veranlaßt. Als er starb, war der zehnte Theil seines Volkes Bettler, weitere fünf Theile dem Bettelstabe nahe; im ganzen Lande gab es keine 10,000 reiche Familien mehr. Der geistige und sittliche Ruin Frankreichs hatte sich vollzogen.

und waren auch die bedeutendsten Förderer der französischen Musik Ausländer, die dem Einflusse französischen Geistes sich beugten und ihre Talente ihm dienstbar assimilirten, mit berechtigtem Stolze kann Frankreich doch auf die Geschichte seiner Oper zurückblicken.

Was allerdings die besondere Entwicklung derselben noch wesentlich förderte, lag in der Thatfache, daß hier nicht, wie z. B. in Deutschland, wo die italienische Oper allmählich ausschließliche Geltung gewann, nur der Geschmack der Fürsten, die allein die aus den Opernspielen erwachsenden oft sehr bedeutenden Kosten trugen, in Beziehung auf Sujets, Verfasser und Ausübende entschied, denn in den Hoftheatern wohnte stets nur ein geladener Hörerkreis, unentgeltlich, also auch eigentlich nicht urtheilsberechtigt, den Aufführungen bei; in Paris dagegen hatte das zahlende Publikum vom ersten Augenblicke an ein Anrecht darauf, Kritik zu üben und eine entscheidende Stimme dem Vorgeführten gegenüber geltend zu machen. Was ihm nicht zusagte, ward unnachsichtlich zurückgewiesen, selbst wenn den Verfassern die Gunst des Königs, die Unterstützung des Hofes zur Seite stand.

Der Geschmack für musikalisch-theatralische Darstellungen wurde in Frankreich durch die Ballette geweckt und genährt, welche den reichsten Schmuck der Hoffeste unter Karl IX. und Heinrich III. (1560—89), bildeten, luxuriöse Aufführungen, zu deren Hervorbringung sich Dichtkunst und Musik, Tanz und Gesang verbanden, und die durch prachtvolle Decorationen und Costüme und meist sehr kunstreiche und complicirte Maschinerien unterstützt wurden. Als 1573 die polnischen Gesandten nach Paris kamen, um dem Bruder Karls IX., dem Herzoge von Anjou (nachmaligem Heinrich III.) die Krone ihres Landes anzubieten, wurden sie von der Königin-Mutter mit verschwenderischer Pracht und sehr huldvoll empfangen. Unter anderen Zerstreungen ließ sie in einem großen, von einer Menge von Fackeln erleuchteten Saale, das schönste Ballet vor ihnen aufführen, das die Welt je gesehen. Auf einem mächtigen, ganz versilberten Felsen, kamen in Nischen sitzend, welche die Form von Wolken hatten, 16 der schönsten und gewandtesten Hofräuleins (die 16 Provinzen Frankreichs darstellend) hereingefahren. Nachdem sie, wie zur Parade, die Runde um den Saal gemacht und vor Allen sich gezeigt, stiegen sie vom Fels herab und unter der Weisung eines von ungefähr 30 Musikern gespielten gefälligen Kriegesliedes aus ihm heraustretend, näherten und verbeugten sie sich vor den Majestäten und den Fremden und tanzten darauf ihr so seltsames Ballet.

Eines der ersten in Frankreich entstandenen Werke dieser Gattung war ferner das „Ballet comique de la Roynie“, das 1581 gelegentlich der Hochzeit des Herzogs Anne von Joyeuse mit Marguerite de Lorraine, Madlle. von Baudemont, Tochter des Herzogs Nicolaus von Mercoeur, Schwester der Gemahlin Heinrichs III., aufgeführt wurde. Es war von La Chesnaye, Almosnier des Königs, verfaßt, auch Ronsard und Agrippa d' Aubigné, erheben Anspruch auf die Mitarbeiterschaft, und

von den Herren von Beaulieu, Salmon und Beaujoyeux in Musik gesetzt und inscenirt*).

Vierzehn Jahre später erregte eine andere theatralische Vorstellung großes Aufsehen: „L'Arimène“, pastorale d'Olexis de Mont-Sacré**), im Schlosse des Herzogs von Mercoeur bei Nantes, 25. Februar 1596, mit verschwenderischer Pracht aufgeführt. Das gedruckte, ebenfalls auf uns gekommene Textbuch, gibt einen genauen sehr interessanten Bericht über Ausstattung und Costüme. Die 25 Quadratfuß breite, 1½ Fuß ansteigende Bühne erhob sich am Ende des großen Schloßsaales. Den Hintergrund bildeten vier drehbare Fünfecke, zwischen denen hindurch die Schauspieler eintraten und abgingen, und die den Bedürfnissen der Handlung entsprechend bemalt waren. Das Schäferspiel „Arimène“ ist eine jener Dichtungen sehr zweifelhaften Werthes, wie sie um diese Zeit vielfach entstanden. Der Schäfer Arimène liebt die leidenschaftliche Schäferin Clorice, in die wiederum Cloridon sterblich verliebt ist. Nach vielen schrecklichen Abenteuern und Zauberspud aller Art vereint der Ritter Floridor die betreffenden Paare. Dies Stück selbst ist ohne Musik, dagegen waren fünf Zwischenacte auszufüllen, in denen dieselbe sich geltend zu machen vermochte.

An den Schauplatz schloß sich eine mit kostbaren Teppichen belegte Terrasse an, auf welcher die hohen Herrschaften (der Herzog und die Herzogin, der spanische Gesandte, der Marquis von Belle-Isle nebst Gemahlin u. s. w.) Platz genommen hatten. Dahinter fanden sich amphitheatralisch aufsteigend die Sitze für die übrigen Geladenen; die längs der Wände hinlaufenden Galerien waren von den minder angesehenen Gästen und der Dienerschaft besetzt. Den beiden Bühnenseiten entlang standen Reihen farbiger, mit wohlriechenden Oelen gefüllter Lampen; auf den am oberen

*) Das Titelblatt dieses, ursprünglich: „Le Ballet de Circé et de ses nymphes“ genannten Stückes heißt: „Ballet comique de la Royné“ fait aux nopces de Monsieur le Duc de Joyeuse et Mademoiselle de Vaudemont, sa soeur, par Baltasar de Beaujoyeux, valet de chambre du Roy et de la Reine sa mère. A Paris, par Adrien Le Roy, Ballard et Mamert Pattison, Imprimeurs du Roy. 1582. Dies von Schmeicheleien gegen die königliche Familie bis zur Anwiderung stozende Stück, dessen Inszenirung nach des Augenzeugen l'Estoile Versicherung die ungeheure Summe von 3,600,000 Livres gekostet haben soll, wird durch eine kleine Intrade für Oboen, Hörner und Posauern eingeleitet. Ehöre von Sirenen, Tritonen, Satyren und der Tugenden treten abwechselnd darin auf. Bemerkenswerth ist eine Melodie (Recitativ) Mercur's und eine Arie Jupiter's.

**) Der Verfasser des Arimène, der seit 1587 mehrere Werke auf die Bühne gebracht hatte, ist Nicolas de Montreux, genannt Olexis de Mont-Sacré. Er wurde um 1560 zu Nantes, wo sein Vater, Mons. de la Mesnerie, Requienmeister des Herzogs von Orleans war, geboren. Der Titel des Textbuches lautet: „L'Arimène, pastorale (2. Ausgabe pastorale en vers de dix syllabes) d'Olexis de Mont-Sacré, gentilhomme du Maine. A Monseigneur le Duc de Mercoeur et devant lui représentée le 25 fevrier 1596, avec argument et un prologue. A Nantes, chez Pierre Dorion, imprimeur juré de l'Université demeurant en la rue Saint Pierre. 1597.“

Kande mit vergoldeten Blumen ringsum bemalten Fünfseden waren ebenfalls Kerzen angebracht. Die erste Scene, über die sich nächtlicher Himmel breitete, zeigte im Hintergrunde des Zauberes Circimants Grotte, welcher während seiner Beschwörung böse Geister entschwebten. Gegenüber thürmte sich ein Felsblock, aus dem Feuer, Wasser und Schlangen hervorkamen. Das dem ersten Acte folgende Intermezzo stellte den Kampf zwischen den Göttern und Titanen vor. Die Fünfsede, bisher ländliche Attribute zeigend, wurden gedreht und gaben nun die Decoration einer antiken Felsenlandschaft. Bewaffnete Riesen strömten herein, rissen die Felsen herab und bauten sie neu aufeinander. Da erschien eine sich drehende Kugel am Himmel, die sich öffnete und im goldenen Gewande, mit Krone und Scepter, auf einem Regenbogen sitzend, Jupiter, den Blitz in der Rechten, zeigte, neben ihm Pallas und Merkur in ihrer bekannten Kleidung. Nun erhob sich ein mit Trommeln und tausenderlei Feuerwerk hervorgebrachtes donnerähnliches Getöse. Zeus schleuderte nach den auf die Felsen gekletterten Riesen den Blitz, worauf sie sammt den Felsblöcken in den Abgrund versanken; der Strahl aber fuhr lärmend auf der Bühne umher und ließ, da er mit Wohlgerüchen vermengt war, angenehm duftenden Rauch zurück. Der Himmel schloß sich darauf wieder und die Fünfsede zeigten (wie nach jedem Actschlusse) ihre ländlich-friedliche Decoration. Tanz und Instrumentenspiel endeten den Act.

Die auf's neue gedrehten Fünfsede gaben im folgenden Zwischenpiel die Ansicht des von herrlichsten Palästen umgebenen Hafens der prächtigen Stadt Micena. Auf dem Meere stießen die Schiffe des Paris auf die feindliche Flotte; es kam zur Seeschlacht, mit all den bei solchem Kampfe vorkommenden Zufällen, Handgemenge, Feuerwerk, Untern der Schiffe u. s. w. Es gelangt Paris endlich, die alsbald versinkenden, gegnerischen Fahrzeuge in den Grund zu bohren; dann geht er nach Micena und sieht hier die schöne Helena. Beide entflammen sofort in brünstiger Liebe zu einander; er entführt sie. Zwischen ihrem zum Schutze herbeieilenden Gefolge und dem seinen kommt es nochmals zu heftigem Gefechte. Auf dem Schiffe angekommen, richtet die treulose Gattin des Menelaus an die anwesenden Damen einen ihren Schritt entschuldigenden Vers.

Das dritte Intermezzo zeigt ein sturmbewegtes Meer; die Fünfsede stellen groteske Figuren und Felsen vor. An einem derselben ist Andromeda angekettet. Perseus, den Pegasus tummelnd, schwebt vom Himmel herab. Da erhebt sich plötzlich mit großem Brausen ein Ungeheuer aus der Meeresstiefe und droht die schöne Gefangene zu verschlingen. Nach hartnäckigem Kampfe wird es von Perseus besiegt. Die befreite Jungfrau, auf sein Flügelroß gehoben, steigt mit ihm zu den Wolken empor.

Im nächsten Zwischenspiele stellt sich die Rückdecoration mit Laub bedekt dar. Im Wiesengrunde weidet eine vom hundertäugigen Argus bewachte schöne Kuh. Jupiter erscheint in der Höhe. Er sendet Merkur zur Erde, den

Argus zu bezaubern und zu tödten. Ersteres wird durch Flageolettspiel bewerkstelligt. Der Wächter, vom Schlafe übermannt, schließt ein Auge nach dem andern. Sobald ihm das letzte zugefallen ist, wird ihm der Kopf ab-geschnitten und die Kuh befreit. Chorgesang und Instrumentenviel beschließen die Scene.

Das letzte Intermezzo führt die Zuschauer nach der Unterwelt; der Hintergrund ist schauerlich, öde und dunkel. Die Fünfeck sind mit Schlangen, Schatten und anderen grauenhaften Dingen bemalt. Der feuerspeiende Cerberus bewacht den Eingang zum Hades. Orpheus, nach Art thracischer Priester in weiße Seide gekleidet, die Laute in der Hand, erscheint, sanft singend. Der davon allmählich bezauberte Höllehund vergißt Feuer auszuathmen, so daß der Sänger sich dem Schlunde, aus dem Flammen und Rauch dringen sollen, zu nähern vermag. Entzückt lauschen ihm die Geister und sind bereit, ihm seine Gattin zurückzugeben. Schon taucht deren Haupt in der Tiefe auf, verschwindet aber plötzlich wieder, als der Unglückliche zurückgeblüht. Unter dem Spiele sanfter Instrumente geht er tiefbetäubt ab.

Die Costüme der Mitwirkenden sind nach Schnitt und Farbe genau beschrieben. Die Kleider der Schäfer Arladiens z. B. sind „nach der Mode ihrer Zeit“ mit Rosen und Silbergold geschmückt; ebenso die Hirtentaschen, Stiefel, Hüte; ihre Stäbe sind versilbert u. s. w.

Im folgenden Jahrhundert sind es die Ballets von Venserade, die der Hof*), und verschiedene theatrale Aufführungen, die der Cardinal Mazarin veranstaltete, um den jungen König würdig zu unterhalten, die Königin Anna zu zerstreuen und sich ihre und des Hofes Gunst zu sichern. Der durch seine Filzigkeit berückigte Italiener entschloß sich während der Minderjährigkeit Ludwig XIV. wiederholt zu den ihm sehr schmerzlichen Opfern, die besten italienischen Operisten nach Paris kommen zu lassen. Am 14. December 1645 wurde durch eine solche Truppe im Saale du Petit Bourbon das Pastorale: „La festa teatrale de la finta pazza“ von Giulio Strozzi (1641 für Venedig componirt) mit sehr großem Aufwande gegeben. Obwohl man in diesem Stücke declamirte, sang und tanzte, war es doch immer noch keine Oper sondern nur ein sehr reich ausgestattetes Schauspiel mit vielmaligem Decorationswechsel. Ein von Affen und Wären ausgeführtes Ballet schloß den ersten Akt; den zweiten beendeten tanzenbe Strauße, die sich zu einer Quelle niederbeugten, um aus derselben zu trinken; den Schluß bildete ein Pas von vier Indianern getanz, die dem von Pyrrhus als Enkel anerkannten Nicodemus Papageien anboten. Das Stück, obwohl es durch seine Neuheit, die Schönheit der Stimmen, die Mannigfaltigkeit der Sinfonien, die wunderbaren Decorationen, die überraschende Präcision der

*) Isaac de Venserade, geboren zu Lyons-la-Forêt in der Normandie 1612, gestorben in seinem Landhause Gentilly bei Paris 1691.

Maschinen und die Pracht der Costüme vielfach überraschte, erwies sich doch als zu lang und war durchaus nicht nach dem Geschmacke der Zuschauer.

Eine andere Truppe führte am Fastnachtsdienstage 1646 in der petite salle des Palais Royal ein ähnliches Werk auf, das aber den Anwesenden ebenfalls nicht unterhaltender schien und in dem man vor Langeweile, und weil der Saal schlecht erwärmt war, auch vor Kälte zu sterben fürchtete.

In diesem Jahre (1646) begann sich der Abbé Mailly, Secretair des Cardinals, ein einsichtsvoller Musiker und Verfasser bemerkenswerther Abhandlungen über die Tonkunst, mit dramatischen Versuchen zu beschäftigen. Er schrieb in Carpentras, wohin er seinem Herrn gefolgt war, einige recitativische, von Instrumenten begleitete Scenen zu einer Tragödie: „Ackbar, roi du Mogul“, die zwar Aufsehen erregten, aber doch den Forderungen eines schönen, richtig declamirten Gesanges noch nicht entsprachen.

Am 5. März 1647 fand wieder eine große italienische Aufführung statt. Man gab „Orfeo ed Euridice“ (von Monteverde, Zarlino oder Aurelio Aureli?), dessen Inszenirung 500,000 Livres kostete. Auch diese Tragicomödie sprach trotz der wunderbarsten Ausstattung und anderer bis dahin in Frankreich unbekannter Erfindungen nur wenig an. Bei diesem schönen, aber unglücklichen Orpheus, oder besser gesagt Morpheus, schloß Jedermann ein. Der entfaltete Luxus erregte aber doch allgemeine Bewunderung, so daß man endlich beschloß, dies Genre mehr zu cultiviren und Corneille den Auftrag gab, nach italienischen Vorbildern ein französisches Stück zu schreiben. So entstand das Drama: „Andromède“, zu dessen Aufführung 1650 die Königin im Petit Bourbon ein schönes, geräumiges Theater bauen ließ und für das der venetianische Architekt, Sieur Torelli, „der große Zauberer“, Maschinist des Königs und Erfinder einer Vorrichtung, mittelst deren man eine ganze Scene mit einem Schlage umwandeln konnte*), die Maschinerien einrichtete, die denn auch so herrlich gelangen, daß sie für würdig befunden wurden, in Kupfer gestochen zu werden. Aber auch „Andromède“ war noch keine Oper, sondern nur ein Drama mit einigen von dem excentrischen Charles Coypeau, genannt Affoucy, Dichter und Musiker in einer Person, componirten Gesangsnummern. Das Stück, eines der schwächsten Corneilles, fand nur zufolge seiner glänzenden Ausstattung nachsichtige Aufnahme, die ihm auch im Jahre 1682 noch wurde, da es die Schauspieler des Marais, welche die Decorationen Torellis gekauft hatten, wiederholt auf die Bühne brachten, dabei nun aber statt eines künstlichen, ein natürliches, vorzüglich dressirtes Pferd verwendend, eine in Paris bisher nie gesehene, zugkräftige Neuerung. Von Interesse und nachhaltigem

*) Torellis Erfindung erbitterte seine Nebenbuhler so, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. In einer Nacht, da er seine Wohnung in Venedig aufsuchte, griffen ihn maskirte Männer an, und nur seiner mutigen Vertheidigung hatte er es zu danken, daß er, nach Einbuße dreier Finger, mit dem Leben davon kam. Erschreckt durch diesen Vorfall, wanderte er nach Frankreich aus.

Einflüsse wurde noch eine andere in diesem Stücke, welche Perrin, Duinault und alle Operndichter der Folgezeit adoptirten. Corneille hatte im Prolog der „Andromède“ des Königs Lob in überschwänglichen Versen gesungen. Fortan blieb es unerläßlicher Gebrauch, dasselbe, mehr oder minder verklämt und dick aufgetragen, in alle Prologe einzuflechten. Noch sei hier der Maskerade in Balletform „Cassandre“ von Venserade gedacht, in welcher der König bei der Darstellung im Palais des Cardinals selbst als Tänzer auftrat. Mazarin mußte den auf seine schöne Figur eiteln Fürsten und die vornehmsten seiner Cavaliere zu veranlassen, sich auf diese Weise fortan an den theatralischen Spielen persönlich zu betheiligen.

Die bisher gegebenen italienischen Opern hatten wohl Neugierde, und ob des darin entfalteten Luxus auch Bewunderung erregt, das Publikum aber weder durch inneren Werth, noch die Art des Gesanges zu befriedigen vermocht. Um die Idee eines schönen Schauspiels mit dem Zauber der Musik und bewundernswürdigem scenischem Glanz vereinigen zu können, galt es nun, Bühnenerwerke von neuer Wirkung, großer Anziehungskraft und besonderem Ausdruck zu erfinden. Man ahnte die Oper, ohne noch einen klaren Begriff von dem zu Schaffenden zu haben. Was man früher gesehen, waren Versuche, die nur sehr allmählich auf den rechten Weg, d. h. zur Entfaltung aller Hilfsmittel und einer zugleich Geist, Auge und Ohr fesselnden Kunst brachten. Die französische Oper entstand nicht im Gehirn eines Einzelnen. Ein künstlerisches Product so zusammengesetzter Natur konnte nicht die Frucht momentaner, genialer Eingebung sein. Sie war im Gegentheil das Ergebnis langer, schwieriger Arbeit, das Resultat besonderer Umstände und sich fremder Versuche und Bemühungen.

Was eine endgiltige Entwicklung immer noch verzögerte, war die irrige Meinung, daß die Musik nur als Zugabe zum heroischen Drama, von dessen rethorischem Charakter nichts aufgegeben werden sollte, betrachtet werden könne, und das immer noch nicht überwundene, in den Köpfen der Dichter festhaltende Vorurtheil, die französische Sprache eigne sich überhaupt nicht zu musikalischer Behandlung; ferner die instinctive Abneigung gegen alles über die Alpen Herüberkommende und die maßlose Einbildung, welche die von Anbeginn an an der Spitze der Civilisation sich wägnenden Franzosen von ihrem musikalischen Talente hatten. Venserade, dessen Ballette so berühmt waren, dessen leichte und elegante Verse so sehr bewundert wurden, wagte nie, eine ganze Scene singen zu lassen. So wenig Vertrauen besaß man in die Kraft und Ausdrucksfähigkeit einer Sprache, in der Malherbe, Balzac und Vaugelas bereits geschrieben hatten, daß man selbst das kleinste Liederspiel für unausführbar hielt. Und dennoch gähnte man und langweilte man sich in den italienischen Opern, die selbst eine souveraine Protection nicht vor dem Falle bewahren konnte. Obwohl es in Frankreich durchaus an guten Musikern und schönen und gebildeten Stimmen fehlte, besaß man doch die höchste Meinung von der eigenen Gesangkunst, sich dabei auf eine Aeußerung

des berühmten Luigi stützend. Dieser verfeindete sich nämlich nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Rom mit allen Sängern, weil er, wie er es schon in Paris gethan, öffentlich aussprach, daß man, um eine Musik angenehm zu finden, italienische Arien von Franzosen singen hören müsse.

Es wird dem von Boileau so grausam verhöhnten und als mittelmäßiger Poet gekennzeichneten Perrin zu steter Ehre gereichen, die erste Idee gehabt zu haben, eine französische Oper zu schreiben. Er hat dadurch ein Recht auf die Sympathie der Nachwelt erworben, daß er die Möglichkeit einer solchen erkannte und ungeachtet voreiliger Kritiker und verbissener Gegner, die seine Bemühungen lächerlich zu machen suchten, noch ehe er mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten war, den Muth hatte, mit Camberts Hilfe seine Pläne zu verwirklichen.

Pierre Perrin*), der erste Operndichter von Profession, wurde in Lyon 1620 geboren und, nachdem er, 55 Jahre alt, gestorben, vom Pfarrer der Kirche St Germain l'Auxerrois in Paris beerdigt. Er kam in diese Stadt und nahm den Titel Abbé an, obwohl er nur Hofabbé, nicht wirklicher Abbé war, denn er trug nur das petit collet (Wäffchen). Sein Titel brachte ihm mehr Ehre als Vortheil, denn er besaß nie eine Abtei, nicht einmal eine Pfründe.

Um diese Zeit ereignete sich in Paris, folgendes: Ein gewisser Barroire, genannt Bizet, Sohn eines Bürgermeisters aus la Rochelle und einer reichen Kaufmannsfamilie entflammend, hatte die Tochter eines Herrn L'Hoste, Schwagers des Intendanten Arnaut, geheirathet. Er machte die Reise aus der Charente nach Paris, um sich für 10,000 Livr. das Amt eines Parlamentsrathes zu kaufen. Obwohl er sich als veritabler Dummkopf darstellte, nahm man ihn, weil sein Schwiegervater Credit hatte und ein Mann von Einfluß war, doch auf, sagend: „Es ist Mr. L'Hoste, den man [aufnimmt, nicht sein Schwiegersohn.“ Dieser protestantische Herr verband sich in zweiter Ehe mit der Wittve des Criminal-Lieutenants l'Allemand, einer gebornen Grison, einer Katholikin aus einer guten Pariser Familie. Sie besaß nicht das größte Gehirn, aber bevor sie diesen Tölpel zum Gemahl nahm, war sie eine passable Frau. Von dem alten Geizhals nicht allzugut behandelt, wurde sie mit ihm geizig. Endlich starb er an der Gicht. Wieder in Freiheit, erkannte sie, daß ihr Mann, so dumm er war, ihr dennoch ein Bedürfniß zu befriedigen vermocht hatte. Sie lebte nun im Concubinat mit dem in ihrem Hause wohnenden Amtmann des Faubourg St. Germain, bis sie von ihm um einige Summen geprellt wurde. Nun trieb sie es noch schlimmer, und nachdem sie bei ihrer Nachbarin Banmol, der leichtfertigen Wittve eines flamändischen Malers, einen jungen Schönggeist, Namens Perrin, der sich damit beschäftigte, Virgils Aeneide in französische Verse zu übersetzen, kennen gelernt, verliebte sich die 61 jährige

*) Der vorliegenden Darstellung liegt vorzugsweise: Les vrais créateurs de l'opéra français: Perrin et Cambert, par A. Pougin, Paris 1881, zu Grunde.

Dame plötzlich in ihn, ließ sich eines Morgens Haartouren aller Couleurs, grau und weiß ausgenommen, kommen, um ihm mehr zu gefallen, und heirathete ihn heimlich. Diese Extravaganz zog ihr die Verachtung ihrer Söhne zu, die ihr einen Rath der großen Kammer vorgeschlagen hatten (aber sie war der alten Männer müde). Bald nach diesem Vorfalle erkrankte sie, die Söhne hielten die Thüren verschlossen, Perrin konnte, trotzdem er die Hilfe des Civillieutenants in Anspruch nahm, nicht bis zu seiner jungen Gattin gelangen. In ihrer Einsamkeit kam sie von ihrer Thorheit zurück, erklärte, daß die Banmol sie trunken gemacht, indem sie ihr weißen Wein mit Clarett vermischt angeboten, und entschlief bald darauf sanft und selig, ohne ihren in Angst und Sorge schwebenden Gemahl nochmals gesehen und in den Besitz ihres Nachlasses gesetzt zu haben. So war Abbé Perrin unter die Ehemänner gekommen; aber sein großes Opfer hatte ihm nichts genützt. Die Söhne der Frau Bizet gaben von ihrem Vermögen nichts heraus; er blieb sein Leben lang arm und starb fogar im Schuldhurm.

(Schluß folgt.)





Sprache und Schrift der Chinesen.

Von

M. von Brandt.

Die Sprache der Menschen ist, nach der Ansicht der Chinesen, das Werk der Natur. Die Töne, welche der Mensch ausstößt, unterscheiden sich in nichts, ihrer Entstehung nach, von dem Gesang der Vögel oder dem Geschrei der Thiere, dem Murmeln des Bachs, dem Rollen des Donners oder dem Klang des Steins, wenn er geschlagen wird; sie sind das hörbare Ergebnis der Wirkung, welche das formlose geistige Princip auf die von ihm durchdrungene geformte Materie ausübt. Die ersten Töne, welche der Mensch von sich giebt, sind die, welche durch instinctives Fühlen hervorgerufen werden; sie sind die natürlichen allgemeinen Laute der Menschheit. Die Gefühle werden im Menschen bewegt, sie nehmen eine Form an, indem sie zu Worten werden, und wo diese nicht ausreichen, werden sie durch (unarticulirte) Ausrufungen und Seufzer und unwillkürliche Bewegungen der Hände und Füße ergänzt¹⁾; der Ursprung der Musik und des Tanzes, die nach einigen Schriftstellern als modulirte Töne und Bewegungen der Sprache als solche vorausgegangen sein sollen.

In jedem Falle kommt die Anregung zum Sprechen von Außen. Im Allgemeinen, sagt Han Win Kung²⁾, geben Gegenstände Töne nur dann

¹⁾ In der großen Vorrede zum Shi king heißt es: „Die Gefühle werden innerlich bewegt und werden verkörpert in Worten. Wo Worte für sie nicht ausreichen, greift man zu Seufzern und Ausrufungen; wo Seufzer und Ausrufungen nicht ausreichen greift man zu den Modulationen des Gesangs; wo dieselben nicht ausreichen, beginnt die Hände unbewußt sich zu bewegen und die Füße zu tanzen.“

²⁾ Der unter diesem Namen canonisirte Han Yü, 768—824, unter der Tang-Dynastie.

von sich, wenn sie gestört werden. Pflanzen und Bäume sind stumm, aber wenn sie vom Winde bewegt werden, geben sie Töne von sich; ebenso verhält es sich mit Wasser. Metall und Steine sind stumm, aber sie tönen, wenn sie geschlagen werden, und ebenso ist es mit dem Menschen. Wenn er nicht anders kann, so spricht er. Alle Töne, welche aus seinem Munde hervorgehen, sind das Ergebniß davon, daß er gestört worden; die articulirte Sprache ist die höchste Vollendung dieser Töne, wie die kunstvolle Fügung der Worte, der Stil, wieder die der Sprache ist.

In ihren ersten unmittelbaren Anfängen ist die Sprache also natürlich und spontan; die Gefühle geben sich in Lauten kund, die unwillkürlich hervorgebracht werden, und auf welche der Mensch durch die bewußte Anwendung seiner geistigen Fähigkeiten keinen Einfluß ausüben kann. Sprechen steht daher auf derselben Stufe wie Hören und Sehen, aber wie nicht das Ohr hört und das Auge sieht, so spricht auch nicht der Mund, sondern im materiellen Organe manifestirt sich das immaterielle Princip, das den ganzen Körper durchzieht und im Auge sieht, im Ohre hört und im Munde spricht.

Dieses erste, selbständige und ohne bewußte Mitwirkung des Menschen sich entwickelnde Vermögen des Sprechens war selbstverständlich roh und unvollkommen. Ihre Weiterbildung zu dem, was sie heute ist, verdankt die Sprache dem menschlichen Geiste oder vielmehr, nach chinesischen Begriffen, der Personification desselben in den ältesten Weisen und Herrschern, unter denen manchmal Hwang-ti besonders als „namengebend“ bezeichnet wird. Sie gaben allen Dingen die richtigen Namen, nachdem sie als Ergebniß sorgfältigster Beobachtung das Wesen derselben selbst erkannt hatten. Die Begründer der socialen Ordnung des Reichs, wären daher auch die Schöpfer der Sprache gewesen, wie sie für den aus dem Urzustande heraustretenden Menschen nothwendig wurde. Der chinesischen Auffassung aber entspricht es, diese Vervollkommnung der Sprache als eins der civilisatorischen Hilfsmittel anzusehen, welche herangezogen wurden, um zur Errichtung einer guten und festen Regierungsform mitzuwirken.

Merkwürdigerweise hat die Ansicht, daß die chinesische Sprache eine künstlich von einer oder einigen hervorragenden Persönlichkeiten für einen ganz bestimmten Zweck geschaffene sei, auch unter fremden Gelehrten vielfache Vertreter gefunden, von denen Leibniz¹⁾ wohl der bedeutendste sein dürfte. Die chinesische Sprache stammt, wie Golius²⁾, ein anderer Anhänger dieser Richtung, sagt, nicht von der alten Sprache der Menschen ab, sondern wurde durch die Kunst und den Geist eines Philosophen aus einem Gusse geschaffen, um den mündlichen Verkehr zwischen den vielen Völkern zu ermöglichen welche das große Reich China bewohnten.

Ueberhaupt hat die Frage des Ursprungs der chinesischen Sprache seit

¹⁾ Op. phil. p. 297.

²⁾ Jacob Golius, geb. im Haag 1596, gest. 1667.

alter Zeit vielen westländischen Gelehrten eine willkommene Gelegenheit geboten, ihren Scharfsinn leuchten zu lassen und ihre Steckenpferde zu tummeln. John Webb, ein Engländer, der im 17. Jahrhundert schrieb¹⁾, sah im Chinesischen die Ursprache der Menschheit, in der Adam und Eva sich unterhalten und die letztere vielleicht mit der Schlange geplaudert hatte. Die Schriftzeichen würden nach ihm von einem der vorsündfluthlichen Patriarchen erfunden worden sein; eine Ansicht, mit der er durchaus nicht allein steht; haben doch andere glaubenseifrige Forscher in dem aus zwei Bäumen und einer Frau zusammengesetzten Zeichen für „begehrlich“ eine Anspielung auf die zwischen den Bäumen des Lebens und der Erkenntniß stehende Eva sehen wollen, oder in dem aus Schiff, acht und Mund bestehenden, jetzt für Schiff gebräuchlichen Zeichen eine Erinnerung an die Sündfluth und die Arche, welche Noah mit seiner Familie aufgenommen. Das aus Holz und „eine Verwirrung erregende Zahl“ zusammengesetzte Zeichen für ein Stockwerk, Thurm, hat für den „Thurm von Babel“ herhalten müssen und daß aus „über“ und „neun“ bestehende Zeichen für schlecht, böse, gar für Satan, den Fürsten der Hölle, „qui supra novem Angelorum choris positus erat!“²⁾

Nach Webb wäre die Ursprache den Chinesen durch Noah und Semt überkommen und er führt als besonderen, unumstößlichen Beweis für seine Behauptung an, daß der erste Laut, den ein neugeborenes Kind beim Eintritt in's Leben von sich gebe, der chinesische „Nä“ sei.

Damit wäre freilich der Anspruch, den nach König Pflammetich die Phryger darauf haben sollten, das älteste Volk der Erde zu sein, beseitigt³⁾.

Uebrigens haben viele Chinesen ebenfalls den Glauben, daß ä der erste Laut sei, den ein menschliches Wesen von sich gebe, während andere behaupten daß ä dieß für die männlichen, ei oder i für die weiblichen Kinder sei, welcher Unterschied auch später im entsprechenden Vorherrschen der Laute bei den beiden Geschlechtern bestehen bleibe⁴⁾.

1) An historical essay endeavouring a Probability that the language of the Empire of China is the primitive language. By John Webb of Butleigh in the County of Somerset Esqre., 1669. Für den Titel der zweiten unveränderten Auflage 1678, siehe Cordier, Dictionnaire Bibliographique I., p. 726.

2) Callery, Systema phoneticorum, p. 21.

3) Herodot, Buch 2.

4) Ein ähnlicher Glaube scheint früher in England geherrscht zu haben, wie der folgende alte Reim aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts beweist:

If it (the child) be man it says, a' a'.
That the first letter is of the nam
Of our forme-fader Adam.
And if the child a women be
When it is born it says o' e'.
E is the first lettre and the hede
Of the name of Eve that began owe dede.

Aus Pampoles Prince of Conscience, angeführt in Watters, Essays on the Chinese Language. China Review, IV., p. 273.

Abgesehen von Versuchen, Fohi mit Abel und Hwangti mit Adam zu identificiren und ähnlichen mehr, ist die Ansicht der directen Abstammung der Chinesen von einem Sohne Noahs von vielen der früheren Missionaire aufgestellt und vertheidigt worden. Nach den einen sind es die Nachkommen Ham's, nach den andern die Saphets, welche als die Vorfahren der Chinesen anzusehen sein würden; die meisten Stimmen aber vereinigen sich auf Sem¹⁾ und seine Söhne, unter denen von einigen Saktan (Soctan), der Sohn Ebers, ein Urenkel Sem's als der Stammvater der Chinesen angesehen wird, während z. B. Johann von Marignolli Sale oder Sela (Salah), einen Enkel Sem's, Indien bevölkern und in drei Königreiche theilen läßt, von denen Manzi, China, das eine ist. Nach einigen vor, nach anderen nach der Zerstreung der Völker bei dem Thurmbau zu Babel würden die Nachkommen Sem's nach Osten gezogen sein und die Kenntnisse bewahrt haben, welche sie früherer Ueberlieferung verdankten, die aber bei den andern Stämmen verloren gegangen wären. Selbst das zu der Zeit (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) der Aufstellung vieler dieser allerdings auch von Neueren vertretenen Theorien nicht bekannte Vorkommen von Steinwerkzeugen in China, sowie die frühe Kenntniß und Benützung der Metalle werden als Beweis hierfür angeführt²⁾.

Den Chinesen selbst ist es nie in den Sinn gekommen, den Ursprung ihrer Sprache in der eines andern Volkes zu suchen oder auch nur nach verwandten Idiomen zu forschen. Für sie bestand und besteht kein Zweifel an dem eigenartigen und selbständigen Entstehen, wie an der ebensolchen Weiterentwicklung ihrer Sprache bis weit hinauf in die historischen Zeiten, wozu allerdings die Thatsache beitragen mußte, daß sowohl die bei der allmäligen Ausbreitung der chinesischen Herrschaft und Cultur von denselben absorbirten Völkerschaften, wie die China umgebenden barbarischen Stämme mit unvollkommener Sprache und unvollkommener Schrift, abgesehen von etwaigen dialectischen Einflüssen, wohl empfangen, aber nicht geben konnten.

Es war späteren durch die buddhistischen Missionaire vermittelten indischen Einwirkungen vorbehalten, auf die Sprache als solche einen weitgehenden Einfluß auszuüben, dessen Spuren noch heute vielfach vorhanden sind. „Das indische Volk scheint mir,“ sagt ein chinesischer Autor, „die Laute

¹⁾ Der jüngste Vertreter dieser Ansicht ist Herr Martin Schaub, Missionar der Baseler Gesellschaft der sich in der China Review von Nov. u. Dec. 1882 p. 176 dahin ausdrückt, daß er, je mehr er China studire, desto fester davon überzeugt werde, daß die Söhne Ham's (die Chinesen) in der Mehrzahl Abkömmlinge Sem's seien. „Die Chinesen breiten sich über die östlichen Theile der Erde gerade so aus, wie die Juden sich über die westlichen ausgebreitet haben, so daß Europa die wichtige anti-semitische Frage hat, ebenso wie Amerika und Australien die anti-chinesische haben.“ (Shang ti, the El-Eljon of Genesis. 5.) Genesis 10, 25, sein Bruder hieß Peleg, „darum, daß zu seiner Zeit die Welt vertheilt wurde.“

²⁾ Briefe des P. Parennin in Lettres édifiantes et curieuses B. 34, p. 213 ff. und B. 35 p. 43 ff.

zu unterscheiden und allen Werth auf dieselben, nicht auf die Schriftzeichen zu legen; die Chinesen unterscheiden die Schriftzeichen und legen allen Werth auf dieselben, nicht auf die Laute. Darum ist in der Sprache der Snder eine endlose Verschiedenheit der Laute, in der der Chinesen eine ebensolche der Zeichen. Das System der Laute, wie es bei den Sndern herrscht, erregt Bewunderung, aber ihre Schriftzeichen sind häßlich; im Chinesischen sind die Schriftzeichen unendlicher, stets verständlicher Veränderungen fähig; aber für die Laute bestehen keine genauen und feinen Unterschiede, die Snder ziehen die Laute vor, und was sie erreichen, geht zum Ohr ein; der Chinese zieht die schöngeformten Zeichen vor, und was er erreicht, geht zum Auge ein 1).“

1) Morrison, Dictionary Vol. I. Introduction p. VI., VII. — Auch heute noch besitzen die Chinesen denselben Stolz in die Formenschönheit ihrer Zeichen und legen den größten Werth auf das, was man die malerische Seite der Schrift nennen möchte. Die Kalligraphie ist bei ihnen die erste der schönen Künste, und Tempel, öffentliche Gebäude, Paläste und Privatwohnungen sind mit unzähligen Inschriften geschmückt, die mindestens eben so sehr dazu bestimmt sind, auf das Auge wie auf den Sinn zu wirken.

Mit dieser Verehrung der Schrift hängt die fast abergläubige Scheu zusammen, welche gebildete Chinesen vor der Verunreinigung eines beschriebenen oder bedruckten Stückes Papier haben. Es bestehen besondere Gesellschaften (Chi he kwan, Anstalt zum Mitleid mit Zeichen), welche Agenten aussenden, um solche Papierstücke aufzusammeln oder Kästen mit der Aufforderung, dieselben als Papierkorb zu benutzen, anzuhängen. Das so gesammelte Papier wird dann mit gewissen Ceremonien verbrannt oder vergraben, und Privatpersonen geben häufig nicht unerhebliche Summen für solche Zwecke aus.

Aber auch die Regierung greift amtlich zum Schutz des bedruckten oder beschriebenen Papiers ein. Die geschriebene Peking-Zeitung vom 27. November 1882 enthielt einen Bericht einiger der hauptstädtischen Censoren über diese Frage, aus welchem der nachstehende Auszug nicht ohne Interesse sein dürfte: „Die Censoren Kuo Hsin und Collegen stellen, mit Rücksicht darauf, daß die Geldmittel der Anstalten zum Aufkauf und zur Verbrennung unbrauchbar gewordenen, beschriebenen Papiers nicht ausreichen, den gehorsamsten Antrag, daß der Ertrag aus dem Verkauf eines confiscirten Hauseigenthums verzinst und zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt werden möge.

„In den fünf hauptstädtischen Bezirken giebt es über achtzig Fabriken, in welchen unbrauchbares Papier anderer Art mit beschriebenen Papier vermischt, zur Papierfabrikation verwandt wird. Diese unsaubere Handlungsweise war so zur Gewohnheit geworden, daß den Betreffenden jedes Gefühl für das Schändliche eines solchen Thuns abhanden gekommen war. Ich und meine Collegen hatten daher das Edict des heiligen Ahnen, des menschenfreundlichen Kaisers (d. h. des Kaisers Kanghi), in welchem er darstellt, wie die Schrift eines der größten Kleinodien sei zwischen Himmel und Erde, durch eine ernstmahrende Proclamation wieder in Erinnerung gebracht, um eines Theils die Ladenbesitzer davon abzuhalten, solches Papier zu verkaufen und andererseits die Papierfabrikanten zu bewegen, das unter sonstige Papierabfälle gemischte beschriebene Papier sorgfältig zu sammeln und an die Verbrennungsanstalten abzuliefern, wo ihnen so und so viel für das Pfund dafür bezahlt werden würde. Anstalten dieser Art werden eingerichtet in zwei Tempeln im östlichen und westlichen Stadtbezirk; beschriebenes Papier werde daselbst an bestimmten Tagen des Monats gegen Baarzahlung in Empfang genommen und alsbald dem Tsen übergeben, um verbrannt zu werden. In den letzten Monaten haben die uns unterstellten Revier-Auffeher unter unserer Leitung

Diese Armuth an Lauten und an in der Aussprache von einander verschiedenen Wortsilben mußte besonders fühlbar werden, als das Bedürfniß hervortrat, die chinesische Sprache nicht nur zur Uebersetzung von in andern Sprachen abgefaßten Werken, sondern auch zur möglichst gleich klingenden

von Haus zu Haus sorgfältig nachgesehen, und auf die Papierfabriken ist unsere Mahnung nicht ganz ohne Einfluß und Wirkung geblieben. Das von uns zur versuchweisen Einführung dieses Verfahrens augenblicklich zusammengebrachte Geld wird aber nicht auf immer vorhalten können und wenn nicht rechtzeitig auf Beschaffung von Mitteln gesonnen wird, so wird mit der Zeit der bisherige Zustand wiederkehren.“

Nach einer detaillirten Ausführung, wie diese Mittel zu beschaffen, fährt der Bericht fort: „Durch ein Edict vom 13. Jahre Kia King (1808) ist f. B. eine Eingabe des Polizei-Präsidentiums von Peking genehmigt worden, in welcher beantragt wurde, daß die Zinsen des Betrages aus gewissem confiscirtem Eigenthum den Volkstüchen und Findelhäusern zur Verfügung gestellt werden möchten.

„Hiermit läßt sich der vorliegende Fall vergleichen und würden wir daher unterthänigst um ein unjern obigen Vorschlag sanctionirendes Edict bitten. Es würde dann auch dem Finanzministerium hiervon Kenntniß zu geben und die Papierfabriken, welche Maculatur zur Papierfabrikation benutzen, durch Edict dahin zu bedeuten sein, daß sie kein beschriebenes Papier dazu verwenden dürfen. Auch dürften die Ladenbesitzer Papier, auf welchem sich noch unverwischte Spuren von Tusch zeigen, nicht weiter verkaufen und die Polizei-Behörden müßten angewiesen werden, die Ausführung dieses Verbots auf das Sorgsamste zu überwachen, um diese schlechte Angewohnheit auf alle Zeiten auszurotten.“

Das auf diesen Bericht erlassene, in der Peking-Zeitung vom 25. November 1882 veröffentlichte Edict genehmigt die Vorschläge der Censoren und schließt: „Auch verbieten Wir den Papierfabrikanten innerhalb und außerhalb der Hauptstadt, in Zukunft beschriebenes Papier zur Papierfabrikation zu verwenden, so wie auch den sämmtlichen Ladenbesitzern, solches Papier zu verkaufen. Die Polizei-Behörden werden mit der Ueberwachung der Ausführung dieses Verbotes betraut.“

Daß bei dieser dem beschriebenen Papier erwiesenen Verehrung das Verbot der Benutzung einen Platz auch unter den religiösen Vorschriften der Buddhisten und Tanisten gefunden, kann wohl nicht Wunder nehmen. Das „Nin chi wäu“, das Buch von der Belohnung der guten Werke, enthält die Vorschrift: „Zerstöre nie beschriebenes Papier“ und das „Pau ying pien“, das Buch der Belohnungen und der Strafen, giebt unter dem in dem Verzeichniß der Vergehungen aufgeführten „die Heiligen und Weisen lästern und verspotten“ eine Anzahl von Beispielen, welche zeigen, wie Leute, welche beschriebenes Papier zu andern Zwecken benutzten, von allen Arten von Unglücksfällen ereilt wurden, während diejenigen, welche solches Papier sammelten und verbrannten, durch die Geburt eines Erben oder die Erlangung von Ehrenstellen für sich und ihre Nachkommen belohnt wurden.

In einem der angeführten Beispiele ist von der Zerstörung buddhistischer Werke und den die Uebelthäter ereifenden Strafen die Rede, ein Beweis, daß die Priesterschaft den herrschenden Aberglauben auch zu ihren eigenen Zwecken auszubenten gewußt. Die Nuzanwendung des Beispiels wird dahin gezogen, daß die heiligen Bücher mit Feuer zu vernichten, ein noch größeres Verbrechen sei, als die Heiligen und Weisen zu verspotten und zu verlästern. Beschriebenes oder bedrucktes Papier enthalte oft Lehren, die sie uns hinterlassen; wenn wir dasselbe also zu unsauberen Zwecken verwendeten oder mit Füßen treten, anstatt es achtungsvoll aufzubewahren, so begingen wir eine ebenso schwere Sünde, als wenn wir sie selbst verhöhnten und lästerten.

Wiedergabe von Namen, Worten und ganzen Sätzen zu benutzen, denn die heiligen Formeln des Buddhismus, wie alle Zauber- und Schutzsprüche mußten in der Sanscrit-Aussprache hergebetet werden, wenn sie nicht ihre Wirksamkeit verlieren sollten.

Für die indischen Missionaire entstand daher, wollten sie überhaupt den Inhalt ihrer heiligen Bücher den dem Studium der fremden Sprache nicht sehr geneigten Chinesen zugänglich machen, die Nothwendigkeit, das in gewissem Sinne unbehilfliche Werkzeug, welches sie in China vorfanden, zu vervollkommen und ihren Bedürfnissen anzupassen. Dazu gehörte vor allen Dingen die Wiedergabe der Sanscritlaute ihrem Klange nach durch feststehende, bestimmten Regeln der Aussprache unterworfenen Zeichen, die zu dem Zweck natürlich keine sinnliche Bedeutung, sondern nur einen Lautwerth besitzen durften. Die ersten Versuche, dies durch Einführung der Sanscrit-Alphabets zu thun, mißlangen, obgleich manche chinesischen Gelehrten sich dem Vortheil, welchen dieses neue System bot, nicht verschlossen zu haben scheinen. „Die späteren Han“ (25—220), heißt es bei einem Schriftsteller, „erhielten die fremde Schreibart der westlichen Länder (anderswo auch Schrift der Bramahnen genannt), die aus vierzehn Zeichen (d. h. wohl Vocalen) besteht, mit denen die Laute zusammengesetzt werden, was Wörter zu bilden und Gedanken zu entwickeln gestattet.“¹⁾

Erfolgreicher dagegen war der angeblich zuerst von einem buddhistischen Priester Schinko oder Shin-kung gemachte Versuch aus chinesischen Zeichen Alphabete oder Syllaburien zur in vielen Fällen conventionellen Wiedergabe der Sanscrit-Laute zu bilden. Wenn dies zuerst geschehen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen, wahrscheinlich aber zu Beginn der Tsin-Dynastie in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Ch. Von den späteren Han sagen die Chinesen, daß die Gelehrten derselben wohl die Wörter, aber nicht ihre Aussprache gekannt, oder, daß sie wohl zu schreiben, aber nicht zu

¹⁾ Dies ist wohl die Hu-Schrift Neumanns und Anderer (Asiatische Studien). Die Hu waren das Volk, gegen welches Tsin Chi wang ti die große Mauer baute, um das ihm durch den Drakelspruch von Hu drohende Verderben (Hu hai) abzuwenden; später wird Hu ganz allgemein für Fremde, Barbaren gebraucht, wenn auch vorzugsweise für die nördlichen und nordöstlichen Nachbarn Chinas, so im 4. Jahrhundert n. Ch. für die fünf Barbaren-Hu-Estaaten der Han, 304—329, der Chao 319—352, der Fu Tsin, 384—417, der Chien Chien, 351—394, und der Chien Yen, 345—370.

Die von Neumann, Asiatische Studien S. 127 und 131, angeführten Stellen aus Matuanlin lauten in der Uebersetzung: B. 343, Bl. 4. r. „Ihre (der Tulin) Schriftzeichen sind von der Art derer der Hu“ und B. 339 Bl. 1 r. „Ihre (der Leute von Ta Ts'in) Schriftzeichen sind von den Hu's überkommen“ oder „ihnen nachgeahmt.“ Beide Stellen bedeuten vielleicht nur, daß man bei den Hu wie in Ta Ts'in eine Buchstabenschrift gehabt habe. Uebrigens würde nichts dem im Wege stehen, daß die nordwestlichen Nachbarn Chinas ein dem Sanscrit nachgebildetes oder entnommenes Alphabet von den Chinesen besessen hätten, da ja auch der Buddhismus auf diesem Wege nach China gekommen ist.

buchstabiren (d. h. in An- und Auslaute zu zerlegen) verstanden hätten. Dagegen scheint sich unter den Wei (220—264) indischer Einfluß in den Versuchen chinesischer Gelehrter, besonders Tsa'o Chih's¹⁾ und Li tengs, die Lautverthe der Zeichen zu bestimmen und sie nach denselben zu ordnen, fühlbar zu machen. Die hauptsächlichste Entwicklung und Durchbildung des Systems fällt aber wohl in die erste Hälfte des VI. Jahrhunderts, zur Zeit der Sjang-Dynastie (502—556). Durch gemeinsames Wirken indischer und chinesischer Gelehrter wurden nach dem Muster des Sanscrit-Alphabets eine Reihe von sechsunddreißig Anlauten hergestellt und nach den Organen, mittels derer sie hervorgebracht werden, geordnet²⁾, so wie Tabellen angefertigt, nach welchen durch zwei Zeichen, das eine für den Anlaut (Worthäupter), das andere für den Auslaut (Wortmütter) eine Art von Lautsystem geschaffen wurde. Dies fand in der Weise Anwendung, daß von der durch das erste Zeichen dargestellten Silbe, und die chinesische Sprache ist bekanntlich eine Silbensprache, der Anlaut, von der zweiten der Auslaut genommen wurde, aus denen durch Zusammensetzung oder richtiger Zusammenziehung eine dritte, den Klang der Sanscritsilbe nachzuahmen bestimmte Silbe entstand. Trotz des unleugbaren Fortschrittes, welcher in dieser, auch zur Bezeichnung des Lautes rein chinesischer Wörter benutzten Methode lag, hat dieselbe der chinesischen Sprache dennoch zugleich den Stempel einer gewissen Unvollkommenheit aufgedrückt, unter welcher dieselbe noch heute leidet, indem sie nicht über den Begriff und den Gebrauch der phonetischen Zweitheilung herausgegangen ist. Daß ein einsilbiges Wort aus drei Lauten zusammengesetzt sein könnte, wird noch jetzt auch dem chinesischen Gelehrten unverständlich erscheinen.

Fast gleichzeitig oder auch etwas früher wurden die Töne, d. h. die Modulationen der Aussprache der einzelnen Silben festgestellt, von denen es damals wie noch heute vier³⁾ gab, gegen drei, welche zur Zeit des Confucius, und zwei, welche noch früher bestanden haben sollen. Die „Entdeckung“ dieser Töne wird dem Historiographen Shen No (441—513) zugeschrieben, von dem sein Biograph sagt, daß er den Menschen erläutert habe, was dieselben in tausenden von Jahren nicht verstanden hätten. Auch hier wird der Einfluß der indischen Missionaire anregend gewirkt haben, da es viel wahrscheinlicher ist, daß diese alte der Mehrzahl der Eingebornen

1) Sohn Tsa'o Tsa'o's, des Gründers der Wei-Dynastie, lebte 192—232 als Prinz von Ch'en.

2) 4 gutturale, 4 dentale, 4 palatale, 4 schwere, 4 leichte labiale, 4 sibilantes, 5 Palato-dentale, 4 Aspirationen, 2 Halbvocale. Endlicher, Anfangsgründe der chin. Grammatik.

3) Nach Endlicher der gleiche, hohe, fortschreitende und rückkehrende Ton: wo in einzelnen Provinzen mehr bestehen, sind die neuen Töne nur Unterabtheilungen eines bereits vorhandenen. Im Peking-Dialekt fehlt der rückkehrende Ton, dagegen zerfällt der gleiche in den oberen und unteren.

wohl damals wie heute unbewußte Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache den neuen Ankömmlingen aufgefallen sei und zu Forschung und wissenschaftlicher Feststellung geführt habe, als daß dies bei einem seit frühester Jugend an dieselben gewöhnten Chinesen der Fall gewesen sei. Jedenfalls finden die Töne bei dem vorerwähnten Lautir-System Anwendung in den Auslauten.

Die weitere Entwicklung der chinesischen Sprache hat innerhalb ihrer eigenen, ziemlich eng gezogenen Grenzen und ohne fernere wahrnehmbare äußeren Einflüsse stattgefunden; dessen ungeachtet und trotz der unzweifelhaft nach vielen Richtungen hin vorhandenen Mängel ist mit diesem unvollkommenen Werkzeuge mehr geleistet worden, als mit vielen andern biegsameren und entwicklungsfähigeren Idiomen. Der Gegensatz zwischen den Mitteln der chinesischen Sprache und dem, was mit denselben geleistet worden, ist, wie Steinthal sagt¹⁾, eine in der Geschichte der Sprache einzig dastehende Erscheinung, die sich auch in der That nur durch die hohen Fähigkeiten des chinesischen Volkes und die fortdauernde Beschäftigung der besten Geister desselben mit dem Werkzeug erklären läßt, welches während mehrerer Jahrtausende allen Bedürfnissen einer auf einer hohen Stufe selbständiger Entwicklung stehenden Bildung zu genügen hatte und in der That auch genügt hat.

Auf der anderen Seite ist es vielleicht gerade die größere Schwerefülligkeit des gesprochenen Idioms gewesen, welche der chinesischen Schrift den gewissermaßen passigraphischen Charakter verliehen hat, der allein es ihr ermöglichen konnte, das geistige Bindemittel nicht nur zwischen den verschiedenen Dialekte sprechenden Chinesen, sondern auch zwischen den sich verschiedener Sprachen bedienenden Völkern Ostasiens zu werden. Sie hat damit, wenn auch nur für einen Theil der Bewohner der Erde und mit einem unverhältnißmäßig großen Aufwande von Mitteln den Traum aller derjenigen erfüllt, welche an die Möglichkeit der Einführung einer Schriftsprache für alle Völker glauben. Chinesen, Coreaner, Japaner, Anamiten u. a. m. verkehren schriftlich mit einander durch Vermittelung der chinesischen Zeichen, ohne das gesprochene Wort gegenseitig zu verstehen, ja selbst der Fremde, der mit einem dieser Völker in Verbindung zu treten hat und der Sprache derselben nicht mächtig ist, greift auf die chinesische Schrift zurück, um sich verständlich zu machen, wie dies z. B. noch bei den jüngsten Expeditionen europäischer Mächte nach Corea der Fall gewesen ist.

In den ältesten Zeiten sollen die Chinesen sich der Knoten in Fäden und Stricken zum Verzeichnen von Ereignissen für Regierungszwecke bedient haben. Zwar ist weder eine nähere Beschreibung der dabei befolgten Methode, noch die Abbildung einer solchen geknüpften Urkunde, geschweige denn eine solche selbst auf die Jetztzeit gekommen, falls man nicht etwa in den ganzen und gebrochenen Linien der Kwa, der acht aus den beiden

1) Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.

Clementen — und — — zusammengesetzten Trigramme, eine Erinnerung an dieselben sehen will, aber die Erwähnung der Knotenschrift in den alten Schriftstellern, namentlich auch im Tao te king (Cap. 80) läßt auf eine beglaubigte Ueberlieferung, und damit bei einer an und für sich weder unmöglichen noch unwahrscheinlichen Sache, um so mehr auf die Wichtigkeit der Thatsache schließen, als nach anderweitigen chinesischen Quellen (Dr. Bushell. the early history of Tibet, übersetzt aus den Annalen der Tang-Dynastie) auch die Tibetaner und andere Nachbarvölker der Chinesen, wie die Yang t'ung, mit denen China zuerst in 641 n. Ch. in Berührung kam, sich der Einschnitte in Stöcke und der Knoten in Stricken bei der Abfassung von Vereinbarungen bedienten. Auch von den Tanghsiang wird erzählt, daß sie keine Schrift besaßen, sondern Stücke von Rohr und Holz gebraucht hätten, „um sich der Jahreszeiten zu erinnern“. Als Erfinder dieser Knotenschrift wird einer der fabelhaften Herrscher der VIII. Periode, Shin jen, von anderen der nicht minder fabelhafte Kaiser Shen mung Shi (2737 v. Ch.) genannt.

Auch über die Erfindung der Zeichenschrift sind viele Angaben im Umlauf. Die einen schreiben sie dem fabelhaften Kaiser Fu hi (2852 bis 2738 v. Ch.) zu, den die Sage mit dem Körper eines Drachen oder einer Schlange und dem Kopfe eines Ochsen oder wenigstens, ähnlich wie Moses, mit zwei hörnerartigen Auswüchsen auf der Stirn darstellt, und der die Formen der Kwa auf den Schuppen eines aus den Fluthen auftauchenden Drachen gesehen haben soll. Aus diesen Kwa hätten sich dann die Schriftzeichen entwickelt.

Anderer lassen einen gewissen Tsang ki, von dem man nicht weiß, ob er selbst ein Kaiser und Nachfolger Fu his oder nur ein Beamter des Kaisers Hwang ti (2697—2598) gewesen, die im Sande befindlichen Spuren von Vögeln und anderen Thieren nachahmen; auch die Sprünge der Fische sollen als Vorbilder gedient haben. Der Ursprung der sogenannten Kaulquappenschrift wird auf ein Geschenk zurückgeführt, welches Gesandte eines fremden Volkes dem Kaiser Yao (2356—2256) in der Form einer mehr als tausendjährigen Schildkröte überbracht haben sollen, auf deren Rücken in solchen Zeichen die Geschichte der Welt seit ihrer Erschaffung verzeichnet war. Nach anderen chinesischen Quellen soll diese Schrift, deren Erfindung von Vielen ebenfalls Tsang kie' zugeschrieben wird, in dem mangelhaften Schreibmaterial der alten Zeit, Bambustafeln, Holzstäbchen und Lack, ihren Grund gehabt haben und die langgezogenen Schwänze der Zeichen darin ihre Erklärung finden.

Den meisten Glauben verdient, nach der Ansicht der chinesischen Gelehrten der Jetztzeit, die Angabe, welche in Tsang kie' den Erfinder der Schrift sieht. Indessen wird darunter nicht verstanden, daß er die Zeichen in willkürlicher Weise erfunden habe, vielmehr wird angenommen, daß auch da, wo, wie bei der Darstellung von Begriffen, die Anfertigung von Bildern

nicht genügte, die Zeichen, welche er einführte, das natürliche Ergebnis eines vorhandenen geistigen Princips gewesen seien, und er durch die Entdeckung derselben der spontanen Tendenz des menschlichen Geistes nur den richtigen Weg vorgezeichnet habe. Ob die Zeichen zuerst dazu bestimmt gewesen seien, gewissermaßen eine Verkörperung der Sprache zu sein, und sie als solche auch eine phonetische Bedeutung besaßen, oder ob sie nur die bildliche Darstellung von Gegenständen und Begriffen zum Zweck gehabt, darüber sind die Chinesen sich selbst nicht einig; dagegen stimmen sie darin überein, daß, wie die Sprache, so auch die Schrift in erster Linie Mittel zum Zweck gewesen sei. Die Schrift hat nach ihnen ihren Ursprung in dem Wunsche gehabt, den Beamten des Staats deutliche und nicht mißzuverstehende Befehle zu erteilen, wie überhaupt zu Regierungszwecken Verwendung zu finden, „damit die Dummen sich erinnerten und die Klugen ihren Verstand weiterbildeten“¹⁾.

Nach der Vorrede der vom Kaiser Kien lung verfaßten Ode zum Lobe von Mukden würde Fuhi, indem er die Kwa genannten Figuren bildete, den Anstoß zur Erfindung der Zeichen gegeben haben, deren man sich zuerst bediente, um die nothwendigsten Gegenstände darzustellen; Tsang kie' habe durch die sechs Arten von Zeichen, mit welchen er diese erste Erfindung bereicherte, die Anwendung derselben erleichtert und ausgedehnt. Die nach ihm gekommenen hätten, in demsie dem, was ihre Vorgänger gethan, besondere Aufmerksamkeit schenkten, sich bemüht, die Ideen derselben zu erfassen, sie zu entwickeln, zu verschönern und auszudehnen. Nur unter Anwendung großer Mühe und nach und nach sei es gelungen, durch glückliche Zusammenstellungen eine Kunst zu vervollkommen, welcher die Menschen ihre schönsten Kenntnisse verdanken. — An einer andern Stelle dieser Vorrede wird das folgende Citat aus einem Werke Lü hang ping's angeführt, der unter der Tang-Dynastie lebte: „Der Himmel, die Erde, die Berge und die Flüsse haben als Vorbilder für das Eckige und Runde, das Unbewegliche und das Bewegliche gebient; Sonne, Mond und Sterne für alles Glänzende und Glatte, alle Erzeugnisse der Kunst und der Industrie. In den Wolken, in den Bäumen und Pflanzen hat man die Mittel gefunden, die Farben, die Ausdehnung und das Wachsthum darzustellen und die verschiedenen Arten zur Kenntniß aller zu bringen, was jeder wissen soll; die Fische, die Insecten und die Vögel hat man gewählt, um das, was sich auf die Bewegungen der Menschen, auf Gewandtheit und Langsamkeit, auf Fleiß und Trägheit bezieht, auszudrücken. So haben mit Hilfe der gewöhnlichsten Dinge, welche jeder zu sehen im Stande ist, die Weisen des Alterthums und die, welche ihren Spuren folgten, die Kunst gefunden, den rein geistigen Begriffen eine Form zu geben, das darzustellen, was sich den Sinnen ent-

¹⁾ „Nicht Krümer haben die Schrift gebildet, sondern Priester und Könige.“ Steinthal, die Entwicklung der Schrift, 1852, p. 48.

zieht und die natürlichen Producte wie die Art der Wirkung der drei schaffenden Principien, des Himmels, der Erde und des Menschen, allen vor die Augen zu führen. So hat der Pinsel, indem er im Lauf der Zeiten von einer wissenden Hand nach der andern geführt wurde, das vervollkommen und vervielfältigen können, was die alten Weisen, so zu sagen, nur angedeutet hatten.“

Selbst nach der Ansicht der Chinesen besteht somit kein Zweifel darüber, daß die chinesische Schrift bei ihrer Erfindung und noch für lange Zeit nach derselben eine höchst unvollkommene war und nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Bildern und Zeichen zur Verfügung hatte, die für die ursprünglich sehr beschränkten Zwecke jeder Schrift auch durchaus ausreichend waren. Als später das Bedürfniß zur Wiedergabe und Aufbewahrung von Begriffen hinzutrat, war für die eigenthümliche Mischung von Religion, Astronomie und Philosophie, welche den Grundstock aller ersten Rundgebungen des menschlichen Geistes gebildet zu haben scheint, das unvollkommene Material ebenfalls um so ausreichender, als es sich bei allen Aufzeichnungen zu solchen Zwecken gewiß weniger um die Darstellung besonders feiner Unterschiede oder philosophischer Spitzfindigkeiten gehandelt haben wird, wie um die von in mystisches Dunkel gefüllten allgemeinen Begriffe, für welche eine gewisse Unklarheit eher ein Vorzug, als ein Nachtheil gewesen sein muß. Das gegen Ende des ersten oder zu Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr., also mindestens fünfzehnhundert Jahre nach der Erfindung der Schrift verfaßte Wörterbuch Schwo wen enthält nicht ganz 10,000 Zeichen, was allerdings sehr gegen die 53,000 und einige absteht, welche sich tausend Jahre später in einem unter der Kin-Dynastie herausgegebenen Wörterbuche finden.

Der großen Bedeutung der Erfindung der Schrift lassen die chinesischen Geschichtsschreiber volle Gerechtigkeit widerfahren. „Himmel und Erde und alle Geister waren in Bewegung,“ heißt es bei dem einen, „die Schatten der Dahingeshiedenen klagten bei Nacht und die Himmel regneten reifes Korn, um ihre Freude zu bezeugen. Mit der Erfindung der Schrift begannen sich alle schlechten Eigenschaften des menschlichen Herzens zu regen, falsche und verleumderische Gerüchte wurden häufiger, Prozesse und Bestrafungen mehrten sich und wurden die Veranlassung zu allen den verderblichen Sprachkünsten, welche so viele Verwirrung in die Welt gebracht haben. Darum klagten die Schatten der Dahingeshiedenen bei Nacht. Aber aus der Erfindung der Schrift gingen auch Wohlwollen und Harmonie hervor. Verunft und Gerechtigkeit wurden offenbar, die Beziehungen des Lebens wurden erläutert und die Gesetze festgestellt. Die Beamten hatten die Verordnungen, nach denen sie sich richteten, die Gelehrten die Aussprüche früherer Weisen, welche sie verehren konnten. Darum regneten die entzückten Himmel reifes Korn herab. Der Gelehrte, der Geschichtsschreiber, der Mathematiker, der Astronom, sie alle können die Schrift nicht entbehren. Gäbe es keine Schrift, mit ihr

die Erinnerung an die dahineilenden Ereignisse festzuhalten, so möchten die Schatten wohl am hellen Mittage klagen und die Himmel Blut regnen!“

Eine historische Grundlage für die Fabeln über die Erfindung der Schrift zu suchen, dürfte vergebliche Mühe sein. Auch die Entscheidung über die Ansicht, daß ein innigerer Zusammenhang, als bisher nachgewiesen werden konnte, zwischen China und dem westlichen Asien bereits in den ältesten Zeiten bestanden habe, sowie daß der Ursprung der chinesischen Schrift in den Hieroglyphen der Egypter oder der accadischen Keilschrift der ältesten Babylonier, vielleicht auch in einer gemeinsamen Muttersprache zu finden sei, kann füglich der Zukunft überlassen bleiben. Jedenfalls verdient die auch von dem Freiherrn von Richthofen aufgestellte Vermuthung, daß die hohe Entwicklung des chinesischen Reichs unter Hwang ti auf fremden, von Westen kommenden Einflüssen beruht habe, eingehendste Beachtung, besonders auch mit Bezug auf die angeblich auch zu dieser Zeit eingeführten Schriftzeichen.

Daß sich die chinesischen Schriftsteller von den auch in die klassischen Schriften übergegangenen Sagen und Fabeln nicht haben frei machen können, ist erklärlich und entschuldbar. Trotzdem hat eigenes Denken sie häufig zu demselben Punkte gebracht, auf dem auch wir, ohne die Resultate der Forschungen dieses Jahrhunderts, uns noch befinden würden.

Ein Lexikograph des 13. Jahrhunderts, Tai tung, dessen Werk erst nach seinem Tode in 1319 herausgegeben wurde, sagt über den Ursprung der Sprache und der Schrift Folgendes: „Jeder wird zugeben, daß die ersten Menschen nicht viel besaßen, was sie zum Denken und Forschen anregen konnte; sie gingen unbekleidet, bis sie mit Bogen und Pfeil Thiere zu erlegen lernten, deren Felle sie zur Kleidung, deren Fleisch sie zur Nahrung benutzten. Sie ließen ihre Haare wachsen und ihre Natur war ungezähmt. Ihr Verstand war unentwickelt wie der der Kinder, sie wußten gerade genug, um einer den andern zu rufen und in unarticulirten Tönen Freude und Schmerz, Liebe und Haß auszudrücken. Mit der Zeit entwickelte sich ihr Verstand und sie lernten den Gegenständen Namen zu geben. Dies geschah zur Zeit Hwang ti's, von dem das Liki sagt, daß er allen Dingen ihren richtigen Namen gab und so Alles Allen begreiflich wurde. Aus dem Namen entstanden die Zeichen. Nachdem der Namen festgestellt worden war, wurde das Bild für das Auge durch das Zeichen geformt. Der Namen war zuerst, dann kam das Zeichen; der Athem bringt einen Ton hervor, der articulirte Ton ist Sprache und die Sprache wird sichtbar dargestellt durch Zeichen.“

Was die Bildung dieser letzteren anbetrifft, so scheint Tai tung die Ansicht zu theilen, welche die Entwicklung derselben aus den acht Trigrammen Fu hi's annimmt. Die Schwierigkeit der Ableitung der ideographischen Zeichen aus diesem Ursprunge sucht er dadurch zu umgehen, daß er die Bildung hieroglyphischer Zeichen für fast gleichzeitig mit der Erfindung der Kwa hält. „Für die Namen der zehntausend Dinge unter dem Himmel giebt es keine Grenze, während die Zeichen für dieselben naturgemäß beschränkt sein

müssen. Auf der anderen Seite kann die Bedeutung eines Gegenstandes vielfältig und tiefsinnig sein, während dieselbe nur allgemein und oberflächlich im Zeichen wiedergegeben werden kann. Aber jeder Substanz unterliegt ein unmaterielles Princip und das letztere kann nicht von dem ersteren getrennt werden. Nimmt man z. B. ein Gefäß, welches seine feststehende Bestimmung zum Räuchern hat, so gehört diese Bestimmung, der Zweck, zum Gefäß; das Gefäß hat seine bestimmte Form, und doch wird es oft unmöglich sein, einen bestimmten Zweck anzugeben. Trotzdem bleibt die Form bestehen. Aber nimmt man die Form hinweg und spricht bloß von der Bestimmung, was bleibt dann übrig? Versucht man es darzustellen, so macht man nur ein Bild in der Luft. Darum haben unsere Weisen im Alterthume, um einen bestimmten Gegenstand, den sie sahen, darzustellen, sich auf seine einfachste Form beschränkt, und diese so zu sagen, mit einem Zeichen nachgeahmt. Diese Klasse von Zeichen nennen wir noch heute „ähnliches Bild“ (Hieroglyphen). Wie Dinge und Gegenstände dem Wechsel unterworfen sind, der Veränderung und der Vervielfältigung, so ist es auch mit den Zeichen; sie entwickeln sich und werden bestimmter und vollkommener im Laufe der Zeit und nach Bedürfniß. Nachdem einmal die ersten Schritte geschehen waren, versuchten alle denkenden Leute im Lande Verbesserungen einzuführen; so entstanden die „Gedanken bezeichnenden“ (significativen) und „Begriff verbindenden“ (ideographischen) Zeichen, sowie die anderen drei Klassen derselben. Aber dieses Interesse Aller an der Weiterentwicklung der Schrift mußte natürlich eine große Vervielfältigung der Zeichen für denselben Gegenstand zur Folge haben. Die Zeichen wurden nicht nach bestimmten Gesetzen gebildet, sie wurden von Verschiedenen an verschiedenen Plätzen und zu verschiedenen Zeiten erfunden und unterlagen vielfachen Veränderungen, bis die kraftvollen Fürsten der Chau-Dynastie das Reich einigten und aus allen Theilen desselben die Gelehrten zusammenberiefen. Da stellte sich dann heraus, daß verschiedene Zeichen denselben Begriff darstellten und verschiedene Begriffe durch dasselbe Zeichen wiedergegeben wurden, auch die Aussprache war je nach den verschiedenen Staaten verschieden. Die Aussprache und der Ton des Zeichens, wie die Form desselben und die Klasse, zu welcher es gehörte, wurden nun durch besondere Beamte festgestellt, und so hatte jedes Ding nur einen Namen, für jeden Namen gab es nur ein Zeichen und im ganzen Reiche nur eine Sprache. Die Herrscher entschieden, wie Gegenstände genannt und geschrieben werden sollten und die Untertanen gehorchten.“

So Tai tung. Seine Angabe, daß es den Herrschern obgelegen habe, Form und Aussprache der Zeichen zu bestimmen, findet sich auch anderweitig bestätigt. In der „Unveränderlichen Mitte“ (5. Jahrhundert v. Chr.) heißt es: „Nur dem Kaiser gebührt es, die Ceremonien anzuordnen, die Waage festzusetzen und die Zeichen zu bestimmen. Jetzt haben durch das ganze Reich alle Wagen Räder von derselben Form und alle Schrift wird mit denselben Zeichen geschrieben.“ Ebenso geht aus noch älteren Werken, namentlich auch

auss dem wohl mit Recht dem 12. Jahrhundert v. Chr. zugeschriebenen Chau li hervor, daß die Dialekte und Schriftarten der einzelnen Lehnstaaten unter sich, wie von den am kaiserlichen Hofe in Gebrauch befindlichen verschieden waren, sowie daß in jedem neunten Jahre die Musikmeister und Histriographen der Lehnstaaten zur Vergleichung der verschiedenen Aussprachen und Schriftzeichen nach der Hauptstadt berufen wurden. Indessen scheinen diese auf die vorhandenen gesetzlichen Vorschriften gestützten Bemühungen der Central-Regierung den gewünschten Erfolg nicht oder in nur sehr geringem Maße gehabt und die Angabe im Chung hüng mehr den frommen Wünschen der damals stark centralistisch gesinnten Philosophen, als den thatsächlichen Verhältnissen entsprochen zu haben*).

1) Cf. u. A. Legge, Works of Mencius (3. Jahrhundert v. Ch.) B. III., Th. II. Cap. VI., 1, wo es heißt: Wenn ein hoher Beamter aus T'oo seinen Sohn die Sprache von Tse lernen lassen will u. s. w. Die Verschiedenheit der Dialekte in den einzelnen Lehnstaaten erklärt sich leicht dadurch, daß dieselben ursprünglich von verschiedenen Völkern und Stämmen bewohnt waren und die siegreichen Chinesen sich einerseits anfänglich wahrscheinlich nur in geringer Anzahl auf den eroberten Gebieten ansiedelten und andererseits mit einer, zu der Zeit noch im Werden begriffenen Sprache leichter geneigt gewesen sein werden, locale Eigenthümlichkeiten der Aussprache sich anzueignen, als dies bei einem sprachlich auf einem höheren Grade der Ausbildung befindlichen Volke der Fall gewesen sein würde.

Ob, wie u. A. Edkins (A Grammar of the Mandarin Dialect, 1864 p. 84) annimmt, später, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, in ganz China nur eine Sprache mit unerheblichen localen Unterschieden gesprochen worden sei, aus oder auf welcher sich die jetzt vorhandenen Dialekte gebildet hätten, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die Entwicklung und Durchbildung der sogenannten Mandarinensprache, des Kwan hwa, welche jetzt, wenn auch mit großen dialektischen Unterschieden, als Sprache des Volks in fast vierzehn Provinzen des Reichs, Chihli, Shanxi, Shenji, Kansu, Schantung, Kiangsu mit Ausnahme der Küste, Anhui, Honan, Szechu'an, Hupe, Yunnan, Kweichow und Theilen von Kwangsi und Hunan gesprochen wird, erst sehr spät und allmählig, 1000—1500 n. Ch. erfolgt, während auch noch jetzt in den ihre besondern Dialekte bewahrt habenden Provinzen von Kwangtung (mit Theilen von Kwangsi) und Fokien (an das sich Kiangsi, Theile von Hunan und Tseliang theilweise anschließen) sich eine Umwandlung und Annäherung an das Kwan hwa vollziehen soll. Warum diese Umwandlung in den vorangeführten vierzehn Provinzen schneller stattgefunden, warum namentlich in den südlichen maritimen Provinzen die alte Sprache sich länger erhalten hat, dafür fehlen alle sichern Anhaltspunkte, wenn man auch annehmen will, daß die nähere Verbindung mit den Reichshauptstädten auf die nördlich von Yangtse gelegenen Provinzen einen Einfluß ausgeübt haben mag, sowie daß Szechu'an, Yunnan, Kweichow und Theile von Kwangsi vom Norden her colonisirt worden sind. Die Unterschiede nicht nur zwischen den drei Hauptdialekten, sondern auch innerhalb derselben zwischen einzelnen Districten, und oft sogar Nachbar-dörfern sind so bedeutend, daß die einen verschiedenen Dialekt sprechenden Chinesen sich selbst untereinander nur schwer oder garnicht verständlich machen können. Nach Anders (cf. u. A. Chinese-English Dictionary of the Vernacular of Amoy von dem Rev. Carstairs Douglas) würde es sich in diesen Fällen nicht um Dialekte, sondern um verschiedene, wenn auch verwandte Sprachen, ähnlich wie z. B. das Hochdeutsche und Holländische, handeln.

Die Erfindung der größeren Siegelschrift durch Chau in ungefähr 820 v. Chr. wird allerdings wahrscheinlich zur Unification der Sprache und Schrift beigetragen haben, doch liegen auch noch für spätere Zeiten Beweise vor, daß die verschiedenen Staaten fortfuhren, sich mehr oder weniger ihrer eigenen Schriften zu bedienen.

Gewaltfam durchgreifend wird auch auf diesem Gebiet der gewaltige Tsin Shi Wang Ti, der Einiger des Reichs (221—209 v. Chr.), gewirkt haben, von dessen Einflüsse in dieser Beziehung auch die viel verbreitete Annahme Kunde giebt, daß unter ihm zuerst die Zeichen ihren rein nachbildenden und symbolischen Charakter, der nur zur Darstellung von Gegenständen und Begriffen diente, verloren hätten und auch zur Bezeichnung von Tönen gebraucht worden wären.

Eine systematische und eingehende Beschäftigung mit der Schriftsprache scheint aber erst mit der Han-Dynastie, 205 v. Ch., begonnen zu haben; die Anstrengungen, welche damals von allen Seiten gemacht wurden, um die alten unter der Tsin-Dynastie verloren gegangenen Texte wiederherzustellen, zu amendiren und zu erklären, mußten die Aufmerksamkeit der mit dieser Aufgabe beschäftigten Gelehrten hauptsächlich auf die Bedeutung und die Form der Zeichen lenken, die Aussprache derselben dagegen in den Hintergrund treten lassen. Auch fremde, indische Einflüsse werden anregend auf die etymologische und namentlich lexikographische Thätigkeit gewirkt haben, wie es denn eine in der Geschichte der chinesischen Philologie auffallende Thatsache bleibt, daß die größte sichtende und ordnende Thätigkeit in dieser Richtung unter den Herrscherhäusern zu Tage getreten ist, welche entweder selbst fremden Ursprungs waren oder unter denen besonders lebhafte religiöse oder philosophische Beziehungen zum Auslande bestanden. Wie Dr. Gütel in einer kritischen Besprechung in der „China Review“ bemerkt, sind die siebzig in Wylie's Notes ou Chinese Literature aufgeführten Wörterbücher und Encyclopädien sämtlich unter sieben Dynastien verfaßt worden, von denen vier, die nördlichen Wei und die Kin (Tataren), die Yuen (Mongolen) und die Ts'ing (Mandschuren) überhaupt fremde waren, während die andern drei, die Tang, Sung und Ming, sich durch die Ermunterung und Unterstützung auszeichneten, welche sie dem Buddhismus, dem Studium des Sanscrit und der tibetanischen Literatur, sowie im Allgemeinen dem Verkehr mit dem Auslande zu Theil werden ließen. Bezeichnend ist es ferner, sowohl für den Einfluß, welchen die Herrscher auf den Gang der sprachlichen Entwicklung ausübten, wie für die Munificenz, mit welcher die Staatseinkünfte solchen Zwecken zur Verfügung gestellt wurden, daß nicht allein die Anregung zur Abfassung des größten Theiles der Wörterbücher und fast allen Encyclopädien, welche während der letzten achtzehnhundert Jahre in China veröffentlicht worden sind, von den Herrschern ausgegangen ist, die in vielen Fällen die Arbeit persönlich überwachten und die vollendeten Werke mit Vorreden und Einleitungen versehen, sondern daß auch die Herstellung und

Herausgabe dieser Werke auf Staatskosten erfolgte. Von dem Umfange der an alle Betheiligten gestellten Aufgaben möge es einen Begriff geben, daß eine Encyclopädie, das Jung-lo-ta-tien, welche auf Befehl des Kaisers Jung lo der Ming-Dynastie von einer aus fünf Directoren, zwanzig Unterdirectoren und 2169 Mitarbeitern bestehenden Commission verfaßt und in 1407 nach fünfjähriger Arbeit vollendet wurde, 22,937 Hefte¹⁾ umfaßt, von denen 60 allein auf das Inhaltsverzeichnis kommen. Als eine im Palast in Peking niedergelegte Abschrift, vom Druck war mit Rücksicht auf die großen Kosten, welche das Schneiden der Holztafeln verursacht haben würde, abgesehen worden, in 1557 verbrannt, wurden auf Befehl des Ministeriums der Riten zwei neue Abschriften angefertigt, an denen hundert Schreiber, deren jeder täglich drei Seiten zu liefern hatte, von 1562 bis 1567 arbeiteten. Heute besteht nur noch ein unvollständiges Exemplar dieses Riesenwerks, da das in Ranking aufbewahrte Original und die in der Bibliothek im kaiserlichen Palaste in Peking befindliche Abschrift bei den Unruhen, welche den Sturz der Ming-Dynastie begleiteten, vernichtet wurden und von der einzig geretteten ebenfalls in Peking aufbewahrt gewesenen 2422 Hefte fehlen.

Eine andere unter dem Kaiser Kang-hi begonnene, unter seinem Nachfolger Jung ch'eng in 1726 vollendete, mit beweglichen kupfernen Typen gedruckte Encyclopädie, das Tu-shu-chi-ch'eng, umfaßt 10,000 Hefte, zu denen noch ein Sachregister in vierzig Hefen kommt. Dies Werk wurde wahrscheinlich nur in hundert Exemplaren gedruckt, die von dem kaiserlichen Herausgeber nach und nach an Bibliotheken, Prinzen und hervorragende Staatsmänner vertheilt worden sind. Ein Exemplar, welches in 1877 für 5450 Peking Taels, d. h. über 30,000 Mk. erstanden wurde, befindet sich im Britisch Museum; ein zweites auf besonders gutes Papier gedrucktes und reich ausgestattetes wurde während einer Reihe von Jahren in Peking für den Preis von 14,000 Taels (ca. 80,000 Mark) angeboten.

Das größte Unternehmen war aber wohl das des Kaisers Kien-lung, welches in 1772 begonnen und in 1782 vollendet wurde, und außer dem Neudruck einer großen Anzahl von Werken mit hölzernen beweglichen Typen die Katalogisirung aller der Erwähnung werthen literarischen Erzeugnisse und eine handschriftliche Sammlung von 3511 vollständigen Werken in 78,731 Hefen umfaßte. Der Katalog in zweihundert Hefen, welcher bei jedem Werk eine Notiz über den Verfasser und eine sechs bis sieben Seiten lange Abhandlung über den Inhalt giebt, führt 10,412 Werke auf. Von der großen handschriftlichen Sammlung wurden sieben Abschriften angefertigt, von denen drei die Zeit von sechs Jahren in Anspruch nahmen. Vier der Abschriften

¹⁾ Der chinesische Band (T'au) besteht gewöhnlich aus einer Anzahl, 1—10 und mehr Hefen, Pên, die sich in einem gemeinsamen, aus starker Pappe gefertigten Umschlage befinden. Die innere Eintheilung chinesischer Werke ist in Bücher, K'üan oder Capitel, Chang und Hui, letzteres für leichte Literatur; bei ganz kurzen Abhandlungen werden die Capitel auch Pien genannt.

wurden den Bibliothekern in den kaiserlichen Schließern von Peking, Yüen ming yüen, Tschol und Mukden überwiesen, drei andere dem La kwan T'ang in Yang chow, dem Kin shan-Kloster in Chintiang und dem Shên Yin sze-Kloster in Hang chow und der Original-Entwurf dem Hanlin-Collegium in Peking. Von diesen Abschriften dürften höchstens noch drei vorhanden sein, da das in Yüen ming yüen aufbewahrte Exemplar in 1860 durch die Engländer zerstört worden ist und denen in Yang chow, Chintiang und Hang chow während des Taiping-Aufstandes wohl ein gleiches Schicksal zu Theil geworden sein wird. Der Titel des Werkes ist Sze'ku-ch'uan-shu.

Aber auch Werke anderen, namentlich religiösen Inhalts sind vielfach auf die Veranlassung und Kosten einzelner Herrscher veröffentlicht worden; so ließ der Ming-Kaiser Junglo in 1410 die Drucktafeln für eine 6771 Abtheilungen umfassende vollständige Ausgabe aller buddhistischen Werke schneiden, ein Beispiel, das der Kaiser Wanli gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nachahmte; die ältere in Nanking gedruckte Ausgabe wird Nantfang, „die südliche Sammlung“, die neuere nach dem Druckort Peking, wohin inzwischen die Residenz verlegt worden war, Peitfang oder die „nördliche Sammlung“ genannt. Ähnliche Gesamtausgaben der buddhistischen Schriften waren seit der ersten gegen Ende des siebenten Jahrhunderts unter dem Tang-Kaiser Chung tung vollendet wiederholt gemacht worden, und noch befinden sich in manchem Kloster solche denselben von den einzelnen Kaisern geschenkte Sammlungen, die, wenn auch wenig benutzt und meistens in traurigem Zustande, in hohen Ehren gehalten zu werden pflegen¹⁾.

Die sechs Klassen von Zeichen, welche Tai tung erwähnt, und welche noch heute ebenso wie zu seiner Zeit von den chinesischen Philologen anerkannt werden, während die Zeit, zu welcher die Einteilung zuerst stattfand, unbekannt ist, sind die folgenden:

1. die „nachahmende“ (hieroglyphische) Klasse mit	608 Zeichen
2. die „Gedanken bezeichnende“ (significative) =	107 =
3. die „Begriff verbindende“ (ideographische) =	740 =
4. die „Bedeutung umkehrende“ (antithetische) =	372 =
5. die „falsch entlehnte“ (metaphorische) =	598 =
6. die „Laut verändernde“ (phonetische) =	21,810 ²⁾ =

zusammen 24,325 Zeichen, welche indessen durchaus nicht alle vorhandenen umfassen, da Kang-hi's Wörterbuch deren 44,449 enthält, unter denen sich allerdings viele veraltete und synonyme befinden, während in zwei Wörterbüchern aus der Kin-Dynastie (1115—1234) 53,524 Zeichen aufgeführt werden, und fremde Schriftsteller, wie der Jesuit G. de Magelhaens, gegen

¹⁾ Edkins. Chines Buddhism. p. 274. ff.

²⁾ Endlicher nennt dieselben: 1. Bilder im engeren Sinne; 2. eigentliche Zeichen; 3. combinirte Bilder oder Begriffe; 4. umgekehrte Schriftzeichen; 5. metaphorische oder entlehnte Zeichen; 6. die Schriftcharaktere.

Ende des 17. Jahrhunderts 54,409, und A. Montucci Anfang dieses Jahrhunderts gar 260,899 angeben. Es kann indessen kaum einem Zweifel unterliegen, daß selbst unter der Zahl von 24,325 Zeichen sich bereits sehr viele ungebräuchliche und daher auch fast ganz unbekannt befinden und die Anzahl derjenigen Zeichen eine viel geringere ist, deren Kenntniß nothwendig ist, um sich auf dem ganzen Gebiet der chinesischen Literatur mit Leichtigkeit und Sicherheit bewegen zu können. Zehntausend Zeichen werden im Allgemeinen für diesen Zweck genügen, und selbst diese Zahl könnte noch als zu hoch gegriffen erscheinen, da in den neun großen und kleinen Klassikern zusammen nur 4601 verschiedene Zeichen vorkommen, während in den fünf großen Klassikern allein über 200,000 Worte enthalten sind. Das von Staunton übersetzte Strafgesetzbuch der jetzigen Dynastie enthält, freilich ohne die Novellen, weniger als zweitausend verschiedene Zeichen, und für eine größere Anzahl auf kaiserlichen Befehl zu druckender Werke würden nach einem in 1773 eingereichten und veröffentlichten Bericht des Vice-Präsidenten im Finanzdepartement, Kin Kien, ungefähr 6500 verschiedene Zeichen hingereicht haben¹⁾.

Die Einteilung der Zeichen in diese sechs Klassen muß aus den ältesten Zeiten stammen, denn im Chau li wird derselben Erwähnung gethan und ein besonderer Beamter ausgeführt, dessen Aufgabe es gewesen, den Thronfolger in derselben zu unterrichten.

Die erste, hieroglyphische, Klasse umfaßt diejenigen Zeichen, in welchen die Aehnlichkeit zwischen der ursprünglichen Form derselben und dem darzustellenden Gegenstande deutlich erkennbar war. Es sind dies die zuerst erfundenen, im Laufe der Zeit mannigfach veränderten Zeichen, deren Zahl übrigens größer ist als gewöhnlich unter dieser Klasse angegeben wird; indessen hatten bereits vor dem 4. Jahrhundert v. Chr. die hieroglyphischen Zeichen aufgehört, Bilder der Gegenstände zu sein, welche sie darzustellen bestimmt waren, und an ihre Stelle waren conventionelle Zeichen getreten, von denen einzelne manchmal noch schwach an die frühere Bilderschrift erinnern. Zu den hieroglyphischen Zeichen gehören u. a. die für Sonne, Mond, Auge, Berg, Pferd, Kind, Baum, Hund, Brunnen.

Die zweite, significative, Klasse besteht aus mehreren Zeichen zusammengesetzten Wortzeichen, deren Bedeutung leicht zu errathen ist, wie Sonne über Horizont für Morgen; Punkt über Strich: oben; Punkt unter Strich: unten; ein Strich: eins; zwei Striche: zwei; drei Striche: drei.

Die dritte, ideographische, Klasse umfaßt die Wortzeichen, welche aus

¹⁾ Derselbe Bericht enthält zugleich interessante Angaben über die Kosten des Drucks mit Holzplatten, welche sich für jede Birnbaumholzplatte auf $\frac{1}{10}$ Tael und auf ebensoviel für jede Hundert zu schneidender Zeichen belaufen haben würden, sodas die Anfertigung von 2675 Platten und das Schneiden von 1,189,000 Zeichen, welche für ein einzelnes Werk, die Geschichte Eze ma Ts'iens, nothwendig gewesen wären, ca. 1500 Taels, d. h. mehr als die auf 1200 Taels veranschlagten Kosten für 100,000 Typen zum Druck aller in Aussicht genommenen Werke erfordert haben würde.

zwei oder mehreren Zeichen zusammengesetzt sind, deren Bedeutung aus ihrer gegenseitigen Stellung oder Beziehung erkannt werden kann; so Sonne und Mond: Helle oder Glanz; zwei Bäume: Wald; ein Mund in einem Thor: bitten; Mund und Vogel: Gesang; Thüre und Ohr: hören; Besen und Weib: Ehefrau; Pinsel und Sprechen: Buch oder Schreiben; Wasser und Auge: Thräne, weinen. — Die große Mehrzahl dieser Zusammensetzungen ist indessen nicht der Art, daß man jetzt noch auf den ersten Blick die Bedeutung der nebeneinander gestellten Zeichen errathen könnte, sondern der Regel nach bedarf die Bedeutung des Wortzeichens noch einer besonderen Erklärung.

Die Zeichen der vierten, antithetischen, Klasse sind diejenigen, welche durch Umkehrung, Veränderung oder Zusammenziehung eine von ihrer ursprünglichen Bedeutung verschiedene erhalten; z. B. getrennte Fäden: getrennt; umgekehrt geschrieben: fortlaufend; das Zeichen für links nach der andern Seite gewendet: rechts; ebenso aufrecht und liegend; das Zeichen für Mensch liegend: Leiche.

In der fünften, metaphorischen, Klasse wird dem Zeichen, ähnlich wie in der zweiten Klasse, eine dem Begriff nach mit ihm verbundene, aber etwas weiter liegende Bedeutung gegeben, so z. B. bedeutet das Zeichen für Halle Mutter, da dieselbe sich gewöhnlich dort aufzuhalten pflegt; das hieroglyphische Zeichen für Herz: Sinn; das Bild einer keimenden Pflanze: wachsen; die zwei Klappen einer Muschel: Freunde, Genossen.

Die Zeichen der sechsten, phonetischen, Klasse sind die zahlreichsten; sie sind meistens aus zwei Zeichen zusammengesetzt, von denen das erste der Regel nach, mehr oder weniger, nach seiner Bedeutung dem neuen Begriff entspricht, während das zweite nur seinen Laut hergiebt und seine eigene Bedeutung verliert. Die Art und Weise der voraussichtlichen Entstehung dieser Zeichen ist von Dr. Williams sehr ausführlich beschrieben. Der Name eines Insects, das dort, wo es sich aufhält, wohl bekannt ist, ohne daß indessen ein Zeichen für denselben bestände, soll geschrieben werden. Für alle an dem Ort, wo das Insect bekannt ist, lebenden Personen genügt es als erstes Zeichen das für Insect zu setzen, als zweites eins, dessen Klang den Namen des Insects, z. B. Ran, wiedergiebt, und bedeutet für dieselben das neue Wortzeichen „das Insect Ran“. In einer Gegend wo das Insect indessen nicht bekannt ist, wird der neue Charakter vielleicht das Insect Süd (Ran, Süd) gelesen und daher nicht verstanden werden. Kommen nun gar noch locale Unterschiede in der Aussprache des zweiten Zeichens hinzu, so entsteht ein Namen, den die ursprünglichen Geber desselben, wenn sie ihn ausgesprochen hören, selbst nicht wieder erkennen werden. In dieser Weise sind wahrscheinlich der größere Theil der phonetischen Zeichen entstanden, deren Aussprache und Bedeutung sich erst allmählig eingebürgert hat und heute de.: ursprünglichen Laut in den meisten Fällen wohl kaum noch erkennen läßt.

Indessen ist auch die Behauptung aufgestellt worden, daß der im Allgemeinen als nur den Klang des Zeichens angegebene phonetische

Theil desselben in Wirklichkeit in den ältesten Zeiten der Haupttheil des Zeichens gewesen und dem Ganzen nicht nur den Klang, sondern, auf ideographischem Wege, auch seine Bedeutung gegeben habe, während das andere Zeichen, welches vielfach als Wurzelzeichen bezeichnet wird, nur den Zweck gehabt haben würde, die Klasse von Begriffen anzugeben, zu welcher der von dem ganzen Zeichen dargestellte gehörte. Die Verwischung dieser ursprünglichen Regel und der anderweitige Gebrauch der phonetischen Zeichen würden sich erst im Lauf der Zeit vollzogen haben.


Wahrscheinlich sind die ältesten Zeichen alle Bilder der darzustellenden Gegenstände gewesen, ohne im Anfang einen Lautwerth zu besitzen und nur dazu bestimmt, die Erinnerung an Ereignisse zu bewahren oder Nachrichten zu übermitteln, welche nicht mündlich überbracht werden konnten, vielleicht auch, soweit es sich um Namen handelte, zur Bezeichnung des Besitzes. Hierzu waren die einfachen Bilder genügend, wie ja ähnliches auch in unseren Zeiten bei auf einer niedrigen Culturstufe stehenden Völkern, z. B. den Indianern Nord-Amerikas beobachtet worden ist. Die mündliche Mittheilung der auf solche Weise schriftlich übermittelten Botschaft an eine dritte Person war die erste Beilegung eines Klangs für das Zeichen und gab demselben eine phonetische Bedeutung, die je nach den verschiedenen Dialecten eine verschiedene sein mußte. Bei der sich unzweifelhaft schnell entwickelnden Nothwendigkeit, nicht nur Gegenstände zu bezeichnen, sondern auch Begriffe auszudrücken, mag dann ein Bild seinem Klange nach zur Darstellung eines ebenso oder ähnlich benannten Begriffs benutzt worden sein, wie gleichfalls durch die Nebeneinanderstellung verschiedener Bilder der Versuch gemacht worden sein wird, in ideographischer oder anderer Weise Begriffe auszudrücken, und diesem zusammengesetzten Bilde dann der Namen des durch dasselbe repräsentirten Begriffs beigelegt worden ist 1). Aus dem Bilde wurde


1) Aus der ägyptischen Schrift ist ein Beispiel aufbewahrt, das ganz auf dieser Uebergangsstufe aus der malenden Idenchrift in die Lautschrift gebildet ist. Wir meinen die Inschrift welche Plutarch und Clemens von Alexandrien mittheilen: ein Kind, ein Greis, ein Sperber, ein Fisch und das Nilpferd. Diese fünf getrennt nebeneinandergezeichneten Bilder drücken fünf Wörter aus und lassen sich wirklich lesen: „Geborene, Sterbende, Gott haßt Schamlosigkeit.“ (Steinthal, die Entwicklung der Schrift, 1852 p. 85.) Die Chinesen haben eine ganz ähnliche Methode der bildlichen Schreibung, und zwar hauptsächlich für Glückwünsche zu Geburtstagen oder sonstigen festlichen Gelegenheiten. Um nur einige Beispiele anzuführen, können fünf Ilederhäuse, wu fu, gleichfalls als die fünf Segnungen, d. h. langes Leben, Reichthum, Gesundheit des Körpers und Geistes, Liebe zur Tugend und ein sanftes Ende gelesen werden. Eine in eine Blumen vase gestreckte Hellebarde an welcher ein Klangstein aufgehängt ist, wird gelesen „p'ing an chi ch'ing“, d. h. Frieden, Ruhe, Segen, Glück. Statt der Hellebarde kann für Segen, chi, auch die Orange genommen werden, deren nordchinesischer Name chi, in Mittel- und Süd-China „chi“ ausgesprochen wird. Während die nordchinesische Aussprache nämlich im Leben immer mehr die Alleinherrschaft gewinnt, bleibt in der Dichtkunst für den Reim und in verwandten Fällen das Mittelchinesische immer noch maßgebend. Ein Klangstein mit zwei Fischen darunter, ch'ing yo yü, Glück, Ueberfluß; zwei Kakis (Früchte

später durch Vereinfachung oder Umschreibung das Zeichen. Die Klassificirung der Zeichen unter verschiedenen Rubriken ist aber bereits eine etymologische Thätigkeit, und kann daher selbstverständlich erst stattgefunden haben, nachdem eine wissenschaftliche Behandlung der Schrift an Stelle der früheren, rein empirischen getreten war. Nothwendigkeit und das Bedürfnis nach einer

von Diospyros kaki über zwei Sceptern, shi shi yuyi, d. h. (mögen) alle Bemühungen gelingen wie man wünscht; ein krähender Hahn unter einer Päonie, kung ming fu kwei, Verdienst (oder Rang), Glück und Reichthum. — In den alten Werken wird dieser Methode der bildlichen Schreibung keine Erwähnung gethan, auch wo sich Gelegenheit dazu bietet, und sind die nachweislich alten Darstellungen glückverheißender Bedeutung nicht dieser, sondern stets rein symbolischer Art. So z. B. bedeuten ein Sternbild, Berge und Wasser auf dem kaiserlichen Scepter, das Sternbild den gestirnten Himmel oder Himmel überhaupt; die Berge als das der Erde Festigkeit Verleihende die Erde und dann in ihrer eigentlichen Bedeutung Berge, endlich das Wasser Flüsse. Das Ganze drückt die chinesische Phrase, t'ien-ti shan-chuan, Himmel, Erde, Berge und Flüsse, aus und ist auf dem Scepter Symbol der Weltherrschaft.

Die zwölf nach dem Shu king auf den Gewändern des Kaisers dargestellten Bilder scheinen eine ähnliche symbolische Bedeutung gehabt zu haben. Nach T'ai Shên, einem Schüler Shu hsi und Hauptcommentator des Shu king haben sie diese Verwendung gefunden, weil Sonne (das 1. der Bilder), Mond (das 2.) und Sterne (das 3.) ihr Licht über alles verbreiten; der Berg (das 4.) seiner Unererschütterlichkeit wegen, zwei Drachen (das 5.) wegen der Vielgestaltigkeit desselben. Vom Drachen sieht man, einem Sprichwort nach, wohl den Kopf, aber nicht den Schwanz, chien-sh'ou pu chien-wu' was auf den Kaiser angewendet besagt, daß er in seinen stets den Umständen angepaßten Plänen unergündlich sei: pien-h'ua pu-tsê. Der Fasan (das 6.), oder wie er im Shu king heißt, der H'ua ch'ung, der bunte Vogel, wegen seiner Farben-Pracht; das Kraut tsäo (das 8.), welches nur in reinem Quellwasser fortkommt, als Symbol der Reinheit; das Feuer (das 9.) als Symbol des Lichtes (der klaren Erkenntnis); Reiskörner (das 10.), weil der Kaiser Ernährer des Volks ist; die Art (das 11.), welche alles durchschneidet, als Symbol der schnellen Entschließung in schwierigen Lagen. Die beiden Opfergefäße zu Weinspenden (das 7.), auf denen ein Tiger und ein Affe abgebildet sind, erklärt T'ai Shên als Sinnbild der kindlichen Liebe; weshalb, ist unverständlich. Das 12. Bild welches nach ihm aus dem zweimal wiederholten

Zeichen  shi, selbst, mit dem Rücken gegeneinander gewendet, besteht, erklärt er, als „selbst sich selber den Rücken zulehrend“, „mit sich selbst uneins“, d. h. als Symbol der allseitigen Erwägung, des scharfen Nachdenkens, was allerdings eine gute Ergänzung zu der symbolischen Bedeutung der Art sein würde. Für gewöhnlich wird das Bild

aber so  dargestellt und manchmal als zwei mit ihrem Rücken gegeneinander gerichtete Bogen erklärt. Im Shu king steht für 11 und 12 nur fûfû, was Stiderei überhaupt bedeutet; „fû“ heißt aber auch die Art, und ein Wort „fû“ hat die Bedeutung „mit dem Rücken gegeneinander gelehnt“.

Die moderne chinesische Bilderschrift, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, stammt aus den Zeiten der Tang-Dynastie, wenigstens geschieht ihrer zuerst in Werken aus dieser Zeit Erwähnung; allgemeiner in Gebrauch gekommen scheint sie indessen erst unter der Ming-Dynastie zu sein, aus welcher Zeit sich Beispiele z. B. auch auf Vasen erhalten haben. Jetzt ist sie so vollständig in das Wesen des chinesischen Volkes übergegangen, daß es kaum möglich ist, ein Bild oder einen sonst

bequemer zu handhabenden Schrift, lassen es erklärlich erscheinen, daß, nachdem einmal der erste Schritt durch die Einführung einzelner phonetischer Zeichen geschehen war, der Uebergang zu der jetzigen nur noch leicht mit anderen Zeichen vermischten phonetischen Schrift sich verhältnißmäßig schnell vollzog, wie denn z. B. in dem in 89 n. Chr. verfaßten Wörterbuch Schowen bereits über drei Viertel aller Zeichen dieser Klasse angehören.

Am interessantesten sind unzweifelhaft die Zeichen der ersten Klassen, d. h. die ältesten, welche, da sie entweder Darstellungen der Gegenstände selbst waren, oder in unmittelbarem Zusammenhange mit denselben stehen, gestatten, sich ein Bild von den Zuständen zu machen, wie sie bei dem Volke, das sich ihrer bediente, bestanden haben mögen.

Solche Zeichen sind: Sonne, Mond, Sterne, Wolke, Feuer, Berg, Stein, Feld (Land in Vierecke abgetheilt), Wasser, Salz, Mann, Kind, Mädchen, Mutter (mit zwei Punkten für die Brüste) groß, (ein Mann mit ausgebreiteten Armen und Beinen), Kopf, Auge, Nase, Ohr, Mund, Zahn, Nacken, Haar, Rücken, Rückgrat, Knochen, Herz, Hand, rechts, links, Vater (rechte Hand mit einem Stock), Freund (zwei Hände verbunden), Fuß, Kuh, Pferd, Schaf, Schwein, Hund, Drache, Hirsch, Ratte, Horn (dessen Derivativa beweisen, daß die alten Chinesen Hörner u. A. zu Trinkgeschirren gebrauchten), Felle (deren Derivativa Sattel, Schuhe, Sandalen, Köcher, Peitschen u. s. w. umfassen,) Leder (welches vielleicht einen der interessantesten Einblicke in die Weiterbildung der Sprache, wie in die Entwicklung des chinesischen Lebens selbst gewährt; Strümpfe wurden früher aus Leder gefertigt und Tait ung führt sie daher noch als Derivationen von demselben an, Kang-his Wörterbuch, vier Jahrhunderte später, als solches von Baumwolle); Vogel, Phönix, Flügel, fliegen, Fänge, kommen (ein abwärts fliegender Vogel), Insect, Schildkröte, Wind (Wolke und Insect; als Heuschrecken bringend?), Fisch, Muschel (geöffnete Schalen derselben), Stich (Scorpion), Holz, wachsendes Korn (Stalm und Blätter), Reis, Bambus (ein anderes höchst interessantes Zeichen. In alten Zeiten wurde auf Bambustafeln geschrieben, daher: ein Saß von Knoten zu Knoten heute noch ein

mit bildlichen Verzierungen versehenen Gegenstand zu sehen, ohne auf eine Anwendung der Bilderschrift zu stoßen: namentlich für alle Beglückwünschungen, und das sociale Leben der Chinesen bietet dafür vielfache Gelegenheiten, ist sie fast ausschließlich in Gebrauch.

Ueber den Ursprung einzelner dieser Methode der bildlichen Schreibung durchaus entsprechenden Hochzeitsgebräuche ist nichts in Erfahrung zu bringen und scheint eine Tradition über die Zeit des Aufkommens derselben sich nicht erhalten zu haben. Zu diesen Gebräuchen gehören u. A. das Geschenk von zwei Paar Eßstäbchen durch die Eltern der Braut an dieselbe und das Herübertreten über einen Sattel, unter welchem Äpfel liegen, durch die Braut in der Thür des Bräutigams. Die Eßstäbchen heißen „kuai,“ was auch „schnell“ bedeutet und den Wunsch der baldigen Geburt eines Erben in sich schließt. Äpfel heißen „ping“, der Sattel „an“ zusammen „pingan“, d. h. Frieden und Ruhe, die mit der Braut in das Haus ihres Gatten einziehen sollen.

Wers; Bambustafeln zusammengesüßt ein Buch; Radeln, früher aus Bambus, jetzt aus Stahl, wurden in den verschiedenen Zeiten unter den entsprechenden Wurzeln aufgeführt; die Chinesen saßen früher beim Essen auf einer auf die Erde gelegten Matte, daher noch heute eine ausgebreite Matte ein Fest), Gras, Haus (Zelt), Thür (einfüßig), Fenster (Lattensfenster), Umzäunung, Kasten, Karren, Boot, Bank, Ziegel, Mörser, Topf, Dreifuß (Wase mit drei Füßen und zwei Henkeln), Schüssel, Becher, Lampe, Löffel, Wase (Opfer-), Krug (mit Deckel), Messer, Art, Lanze, Kopfstuch, Fahne u. a. m.

Bedeutung sind die vielfachen, ebenfalls in den ältesten Zeiten gebildeten Zusammenstellungen mit Westen, Schaf, Kuh, und Frau. Westen und zurückkehren, als Richter urtheilen; Westen und Mund, lächeln, heiter sein; Westen und Erde, Opfer des Herrschers mit seinem Herzen dargebracht; Westen und Frau, wünschen, suchen („the girls we left behind us“, wie der Verfasser eines Aufsatzes im „Recorder“ sagt); Westen und Reis, allgemeiner Name für Cerealien; Westen und werthvoll, kaufen oder verkaufen (westliche Werthsachen?); Schaf und groß, gut, ausgezeichnet; Schaf und ich, Selbstgefühl, Selbstachtung (der Besitz des Schafs Beweis und Zeichen der Respectabilität); Schaf und Mann, falsch (Schafdieb); Schaf und Fürst oder Weiser, eine Heerde, Menge (Fürst als Heerden-Besitzer); Schaf und essen, ernähren, aufziehen; Schaf und Schutz, Asyl, Schule; Schaf und Schritt, sich herumtreiben, sich verlaufen; Schaf und Worte, genau untersuchen, über etwas reden; Schaf und Flügel, schweben, zurückschauen, würdig, ernst (gestülte Widder?); Schaf und Augen, schöne Augen; Schaf und krank, jucken, fragen; Kuh und bedecken, Gewahrhaftig, Gefängniß; zwei Kühe, Freund; Kuh und selbstsüchtig, fortnehmen, berauben (Minderdieb); Frau und Wahrheit, einschmeichelnd, überredend, wohl bewandert im Sprechen; eine Frau über der andern, schön; Hände über Frau, sicher, fest, ruhig; Dach über Frau, Ruhe, Frieden, beruhigen; zwei Frauen nebeneinander, sich zanken, streiten; Frau neben einem Stein oder inneren Thor, eifersüchtig, neidisch; Getreide über einer Frau, unter einer schweren Last sich beugen, Last oder Amt tragen, schicken um etwas zu thun; Frau neben Schmutz, Gattin, gehorchen; Frau und nehmen, heirathen. Mann und Feld, ein Mann. Zweig mit Frau, Concubine, Sängerin; mit Mann, Klugheit, Talent; Wenig mit Frau, ausgezeichnet, gut; mit Mann, kleines Kind, erregt, beängstigt.

Versucht man, sich aus den hieroglyphisch dargestellten Gegenständen, sowie aus den vorstehenden Zusammenstellungen ein Bild der Zustände zu machen, welche zu den Zeiten der Bildung dieser Zeichen geherrscht haben mögen, so dürfte man auf ein von Westen her eingewandertes und noch manche, wenn auch unklare Erinnerungen an die alte Heimath bewahrendes Volk oder auf ein Volk, dem von Westen gekommen war was es an Cultur besitzt, schließen, welches sich im Uebergangsstadium vom Nomadenleben zu Ackerbau und festeren Wohnsitzen befindet. Noch aber besteht der Reich-

thum hauptsächlich in großen Heerden, ihr Besitz gewährt Macht und Einfluß, Schaf und Rinderdiebstahl sind die gewöhnlichsten Verbrechen, der Gesundheitszustand, das Verlaufen eines Thiers hauptsächlich Gegenstand des Interesses. Die Frau, welche der Mann vielleicht noch mit Gewalt raubt, wird als ein untergeordnetes, neidisches, eifersüchtiges Geschöpf betrachtet, das in strenger Zucht gehalten werden muß und dem der Haushalt und die niedrigen Geschäfte obliegen; der Mann bebaut das Feld; für ihn Freiheit und Ansehen, für die Frau Arbeit und Zurückgezogenheit. „Für die Späthin sind die Pflichten, für den Spatz ist das Plaisir“, eine Ansicht, die noch im heutigen China durchaus die herrschende ist. Ein ausgebildeter (Geister- oder Ahnen-) Cultus scheint zu bestehen, wenigstens deuten die zahlreichen in derselben Form vielfach bis zum heutigen Tage erhaltenen Opfer-Gefäße auf umfassende bis in's Kleinste geregelte Ceremonien.

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß die Bilderschrift voraussichtlich während vieler Jahrhunderte allein bestanden hat, während welcher Zeit selbstverständlich nicht unerhebliche Veränderungen in dem Kulturzustande des chinesischen Volkes stattgefunden haben müssen. Für den Zeitpunkt, bis zu welchem die Bilderschrift die allein herrschende gewesen sein dürfte, geben einzelne der Bilder einen ungefähren Anhalt. Während es z. B. keinem Zweifel unterliegen kann, daß in den ursprünglich von den Chinesen eingenommenen Territorien und auch in denen, über welche sie sich zuerst ausdehnten, Elephanten nicht vorkamen und geraume Zeit vergangen sein muß, bis sie mit denselben bekannt wurden, besitzt die chinesische Schrift eins der allercharakteristischsten Bilder, um denselben zu bezeichnen. Eine Erwähnung des Elephanten findet sich bei Mencius (cf. Legge, Works of Mencius. B. III, Th. II, Cap. 9, M. 6: „Chau lung half dem König Wu und zerstörte Chau. Er schlug Yen und nach drei Jahren tödtete er den Herrscher des Landes. Er trieb Fei-lin in eine Gde am Meer und erschlug ihn. Die Staaten, welche er überwand waren funfzig an der Zahl. Er trieb auch die Tiger, die Leoparden, die Rhinocerosse und Elephanten aus und das Reich war fröhlich darüber“). Nach den Commentatoren würden diese Thiere in den Wildparks des Kaisers Chau Sin, des letzten Herrschers der Shang-Dynastie, 1154—1122, gehalten worden sein, was die erste Bekanntschaft mit dem Elephanten voraussichtlich in das 12. oder 13. Jahrhundert v. Ch. fallen lassen dürfte. Ein anderes noch durchschlagenderes Beispiel gewährt die Seezunge, welche in der Bilderschrift unter dem Bilde zweier Fische dargestellt wird, weil dieser flache Fisch nach der Ansicht der Chinesen nur auf einer Seite des Körpers ein Auge hat, und daher immer zwei zusammenschwimmen müssen, um nach beiden Seiten sehen zu können. Die Seezunge ist aber ein Meerfisch, und da die Chinesen erst ungefähr im Jahre 1100 v. Ch. in dem jetzigen Schantung, wo die drei aus dem Anfang der Chau-Dynastie stammenden Staaten Chü, K'i und K'i'eh mit einer halb chinesischen, halb barbarischen Bevölkerung lagen, das Meer erreichten, so darf man

wohl annehmen, daß bis zu dieser Zeit die Bilderschrift, jedenfalls wenigstens für die Darstellung neu bekannt werdender Gegenstände, eine hervorragende Rolle spielte.

Die große Anzahl der vorhandenen Zeichen und die Schwierigkeit sich unter denselben zurecht zu finden, mußte bereits früh zu dem Versuch führen, dieselben nach einer bestimmten Methode zu ordnen und so das Auffinden der einzelnen Zeichen zu erleichtern.

Die ältesten Wörterbücher, darunter das in seinen ersten Anfängen wohl aus dem Beginn der Chau-Dynastie stammende, gegen 500 v. Chr. angeblich von Tszé hia vollendete *Uch pa*, sind nach Materien geordnet und hat diese Art der Anordnung vielfach Anwendung gefunden; sie ist noch heute die gebräuchliche, wo es sich um Wörterbücher fremder Sprachen, wie das Mongolische, Mandchurische, Tibetanische u. s. w. handelt.

Eine zweite Methode war und ist die, die Zeichen nach ihren Wurzeln zu ordnen, d. h. alle diejenigen Zeichen, welche eine gemeinsame Abstammung besitzen, unter dem Wurzelzeichen und als von demselben abgeleitet aufzuführen. Daß zu diesen Wurzelzeichen nur die einfachsten und gebräuchlichsten unter den ältesten Zeichen genommen wurden, ist selbstverständlich, ebenso wie daß das Bestreben der chinesischen Etymologen dahin ging, die Anzahl der Wurzelzeichen möglichst zu beschränken.

Das älteste Wörterbuch nach diesem Systeme ist das im Jahre 89 n. Ch. von Hiu Shên verfaßte und im Jahre 100 oder nach Anderen 121 von seinem Sohne Ch'ung vollendete und dem Kaiser An-ti überreichte *Shwo-wên*, welches nach der in 1875 dem Kaiser unterbreiteten Denkschrift, in welcher die Aufnahme Hiu-Shên's in den Tempel des Confucius besürwortet wurde, in vierzehn Abtheilungen unter 540 Klassen 9355 Wörter enthält. Diese Zahl der Wurzelzeichen (Klassenhäupter, Radicale) wurde mit geringen Veränderungen während langer Zeit beibehalten, wie denn ein in 523 veröffentlichtes Werk 542 und ein der Sung-Dynastie (960—1126) angehöriges 544 enthält. In dem unter der Ming-Dynastie herausgegebenen *Tu shao pun* i sind die Wurzelzeichen auf 360 vermindert und in einem derselben Dynastie angehörigen späteren Wörterbuch, dem *Tszé way*, auf 214, welche letztere Zahl bis auf die Neuzeit für die hauptsächlichsten nach dieser Methode verfaßten Werke maßgebend geblieben ist und auch die Grundlage des auf Befehl des Kaisers Kang hi in 1716 erschienenen, in fünf Jahren von siebenundzwanzig Mitarbeitern zusammengestellten *Kang hi Tszé tien* bildet. Die Ableitungen von den einzelnen Wurzeln schwanken in diesem Werke zwischen 5 und 1354.

Die dritte, ebenfalls bis auf den heutigen Tag vielfach Anwendung findende tonische Methode dürfte am Besten mit unserem Reim-Lexikon verglichen werden; sie hat ihren Ursprung wahrscheinlich in der mit dem Ueberhandnehmen buddhistischen Einflusses auftretenden Nothwendigkeit gehabt, indische Wörter mit chinesischen Zeichen zu schreiben. Die Anordnung der auf diese Methode

begründeten Wörterbücher ist die, daß die einzelnen Wörter nach dem An- und Auslaute geordnet sind und also auch unter denselben gesucht werden müssen. Die Zahl der An- und Auslaute ist je nach den von den einzelnen Verfassern angewendeten Principien verschieden, doch hat auch hier das Bemühen, das System zu vereinfachen, zu einer möglichsten Beschränkung der Zahl derselben geführt; in einem Wörterbuch für einen Provinzial-Dialect (Fo tien) sind z. B. fünfzig Auslaute unter fünfzehn Anlauten geordnet. Zur Bezeichnung der An- und Auslaute werden allgemein bekannte und möglichst einfache Zeichen genommen. Ein Beispiel wird das System und die Benutzung desselben erläutern. Handelt es sich z. B. um das Wort Hien, so wird die Seite aufgeschlagen, auf der sich die, vielleicht durch das Zeichen tien bezeichneten, in jen auslaufenden Wörter befinden; unter denselben sucht man dann bei den mit ch, etwa durch das Zeichen chang dargestellt, anfangenden, bis man hien gefunden hat. Diese unbehilfliche und durch jede Vermehrung der einzelnen Laute und damit Unterabtheilungen immer unständlicher werdende Methode, ist trotzdem bis auf den heutigen Tag eine sehr beliebte und vielfach angewendete. Das älteste Werk dieser Art ist unter der T'ang-Dynastie (618—905) veröffentlicht worden, obgleich die Haupttheile desselben schon unter der vorhergehenden Sui-Dynastie verfaßt worden zu sein scheinen. Unter den neueren Wörterbüchern nach dieser Methode ist das in 1711 auf besondere Veranlassung des Kaisers Kung hi herausgegebene Pei wen yün fu das umfangreichste; es besteht inclusive des in 1722 von einer anderen Commission unter dem Titel Yün fu shi i veröffentlichten Nachtrages aus 131 starken Bänden und sind die Wörter in demselben nach 106 Aus- und 36 Anlauten geordnet. An der Herstellung des Hauptwerkes arbeiteten 26 Gelehrte (nach Anderen würden dies nur die Vorsitzenden der Commission gewesen sein) sieben Jahre, während der Nachtrag sechs weitere Jahre in Anspruch nahm. Das Wörterbuch von Ch'in tsin mu, welches die Grundlage für Morrison's Alphabetic Chinese Dictionary gebildet hat, enthält 128 Aus- und 36 Anlaute.

Neben der Bedeutung der Zeichen hat aber auch die Form derselben in der Entwicklung der chinesischen Schrift eine bedeutende Rolle gespielt. Bei dem Einfluß, welchen die Schreibmaterialien der verschiedenen Zeiten auf die Bildung der äußeren Form der Zeichen gehabt haben, dürfte ein näheres Eingehen auf dieselben hier am Platze sein.

Täfelchen von Bambus gefertigt¹⁾, durch lederne Riemen zusammengehalten, dienten in den ältesten Zeiten bis nach Confucius als Schreibtafeln und in diese wurden die Zeichen zuerst eingeschnitten, dann aufgemalt; die Erfindung des Haarpinsels durch Mäng T'ien, einen General Tsin Shi Hwang Ts, oder wenigstens die Verbesserung und allgemeine Anwendung

¹⁾ Nach der 2. Vorrede zu den „Uebersetzten Aussprüchen des Confucius“ zwei Fuß lang. Chinese Recorder IX p. 452.

besseren fällt in das 3. Jahrhundert v. Chr. Doch scheinen schon früher andere weniger vollkommene Pinsel oder auch Holzstäbchen zum Schreiben, vielleicht mit einer dickflüssigen, lackähnlichen Flüssigkeit benützt worden zu sein. Nach den Bambus- und Holztafelchen kam enggewebte Seide oder für die ärmeren Klassen ein anderer gewebter Stoff in Gebrauch, bis 105 n. Chr. die Anfertigung des Papiers aus Baumrinde, Hanf, Lumpen und alten Netzen erfunden wurde. Indessen wird der Uebergang von einem Material zum anderen wohl kein sehr plötzlicher gewesen sein, wenigstens schließt Fa shien im Jahre 418 n. Chr. seine Reisebeschreibung, den Bericht über die buddhistischen Königreiche, damit, daß er sagt, er habe denselben auf Bambustafeln und Seide niedergeschrieben¹⁾. Wahrscheinlich gleichzeitig mit der Erfindung des Papiers trat die Aufbewahrung der Manuscripte in Rollenform ein statt der bis dahin gebräuchlichen Tafel oder Plattsform, und wurde auf die äußere Ausstattung derselben oft in verschiedenen Farben nach den einzelnen Materien, wie z. B. in der Bibliothek der Tang-Herrscher, große Sorgfalt verwendet. Erst zu Anfang des zehnten Jahrhunderts scheint das Drucken mit geschnittenen Holztafeln angekommen zu sein, wenigstens steht das Jahr 952 u. Chr. als dasjenige fest, in welchem die erste gedruckte Ausgabe der neun Classiker erschien; der Vorschlag hierzu datirt aus dem Jahre 932 und soll von einem Minister, Fung toou, ausgegangen sein, der noch jetzt von den Holztypenschnidern als ihr Patron und Schutzheliger verehrt wird²⁾. Allerdings wird schon früher, in 581 und 593 des Druckes mit Holztafeln Erwähnung gethan, es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß diese Kunst damals nur in höchst beschränktem Maße Anwendung gefunden und sie eine praktische Bedeutung erst zu Anfang des 10. Jahrhunderts erlangt haben kann. Als ein Beweis für diese Ansicht dient, daß die Uebersetzungen buddhistischer Werke durch Hsuen Tshang (angefertigt zwischen 645—664) handschriftlich vervielfältigt wurden; es wird ausdrücklich angeführt, daß einige der Werke in tausend Exemplaren abgeschrieben worden seien³⁾. Der

1) Der Druck des Werkes erfolgte erst unter der Ming-Dynastie. Giles, Record of buddhist Kingdoms p. VII u. VIII u. 116.

2) Morrison, Dict. IX.

3) In Japan ist der Druck nach chinesischer Manier allgemein erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen, was ebenfalls dafür zu sprechen scheint, daß diese Kunst zur Zeit der alten häufigen Beziehungen zwischen beiden Ländern in China entweder nicht bekannt war oder jedenfalls wenig geübt wurde. Chamberlain, The classical poetry of the Japanese; Introduction p. 22. —

Nach zwei von Herrn C. Satow in der Asiatischen Gesellschaft in Jedo gehaltenen Vorträgen würden die ersten Beispiele von Druck in Japan aus dem 8. Jahrhundert stammen. Vor dieser Zeit waren Steinschriften und Siegel mit Schriftzeichen bereits in Gebrauch. In 764—770 wurden eine Million Abzüge einer buddhistischen Dharani zur Aufbewahrung in auf Befehl der Kaiserin Shio Tozu zur Vertheilung an die buddhistischen Klöster angefertigten kleinen hölzernen Pagoden gemacht; die noch auf 18 Zoll langem und 2 Zoll breitem Papier vorhandenen Abzüge lassen erkennen, daß dieselben von Kupfer- oder Bronze-Blöcken genommen worden sind. Das älteste bis

Druck von Steinplatten mit eingravirten Zeichen, weiß auf schwarz, datirt ebenfalls erst aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts. Frühere Erwähnungen auf solche Art reproducirter Werke dürften sich wohl auf das Abklatschen von in Stein gegrabenen Texten der Klassiker beziehen, wie solche wiederholt in älterer und neuerer Zeit zur Bewahrung eines neu revidirten und festgestellten Textes errichtet worden sind, und sich in Trommel- oder Tafelform an verschiedenen Plätzen u. a. in dem Confucius-Tempel in Peking befinden¹⁾.

Jezt bekannte, in Japan gedruckte Buch, datirt aus dem Jahre 1157, und wenn nach dieser Zeit gedruckte Werke auch häufiger auftreten, so handelt es sich doch immer nur um solche buddhistischen Inhalts oder Wiederabbrüde der chinesischen Klassiker. Der japanischen Literatur angehörige Werke sind erst viel später gedruckt worden; so gehört die älteste vollständige Ausgabe des berühmten Geschichtswerkes Ni hon gi dem Jahre 1610 an.

Die Invasiön Koreas durch die Japaner, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, von welcher durch die heimkehrenden Truppen eine große Anzahl mit beweglichen Typen gedruckter koreanischer Werke und wahrscheinlich auch größere Vorräthe metallischer Typen selbst zurückgebracht wurden, scheint in Japan den Anstoß zu Anfertigung und vielfachen Benutzung beweglicher Typen gegeben zu haben. Das erste bekannte so gedruckte Werk trägt die Jahreszahl 1596. Der Shiogun Iyeyasu war ein großer Beförderer dieser Art der Veröffentlichung, und viele der vorhandenen Werke sind auf seine Anordnung oder Veranlassung mit beweglichen metallischen Typen gedruckt worden. Nach seinem Tode waren eine Anzahl Personen und Corporationen noch einige Zeit in dieser Richtung thätig, aber bald erlahmte der Eifer und nach dem Jahre 1629 scheint bis zum Beginn dieses Jahrhunderts kein Buch mehr mit beweglichen Typen in Japan gedruckt worden zu sein. — Fast gleichzeitig trat ein großer Aufschwung im Drucken mit Holzplatten ein und in der Zeit von der Mitte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wurden nicht nur zahlreiche Werke über japanische Literatur und Geschichte, sondern auch solche über Buddhismus, chinesische Philosophie, Etiquette und Ceremonien und selbst über Astronomie gedruckt und dem größeren Publikum auf diese Weise zugänglich gemacht. Auch zahlreiche illustrierte Novellen wurden um diese Zeit und bis weit in's 18. Jahrhundert hinein so vervielfältigt. — Die ältesten japanischen Holzschnitte als Illustrationen stammen aus dem Jahre 1610; früher wurden indejßen bereits Bilder von Göttern, und zwar vielfach in großen Dimensionen angefertigt, so eins nachweisbar in 1017 und ein anderes durch Michiren, welcher in 1282 starb. Der älteste Farbendruck soll aus dem Jahre 1695 herrühren.

In Korea sind bewegliche Typen bereits verhältnismäßig früh bekannt und im Gebrauch gewesen. Nach der Vorrede eines in 1409 gedruckten Werkes würden in 1403 auf den Befehl wie auf die Kosten des damaligen Königs von Korea zuerst bewegliche metallische Typen angefertigt worden sein, aber die auf einem anderen unzweifelhaft mit beweglichen Typen gedruckten koreanischen Werke befindlichen Jahreszahlen 1317 und 1324 lassen wenigstens die Möglichkeit annehmen, daß die Anfertigung und Benutzung kupferner Typen bereits damals, d. h. fast einhundertundfünfzig Jahre vor ihrer Erfindung in Europa in Korea bekannt und gebräuchlich gewesen seien.

¹⁾ Unter den späteren Han, in 175 n. Chr., wurde der Text der klassischen Werke in Stein gehauen; dasselbe geschah unter den Wei, in den Jahren 240—48; nachdem die Tafeln, welche diese Texte enthielten und (die längere Zeit zusammen aufgestellt gewesen waren, im Laufe der Zeiten verloren gegangen, wurde unter der Tang-Dynastie in 836 der Text der klassischen Schriften auf's Neue in Stein gehauen, und diese Tafeln sind angeblich noch in Eingan fu in dem berühmte Wei-sin, dem „Tafel-Walbe“, mit vielen hunderten ähnlicher Denkmäler aus anderen Dynastien vorhanden. (Williamson, Journeys

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst traten auch zugleich an die Stelle der Rollen lange, gefaltete Blätter, wie sie noch heute für die buddhistischen Gebetbücher in Gebrauch sind, welche dann wieder durch die noch jetzt gebräuchlichen aus doppeltgefalteten Blättern zusammengehefteten Bücher ersetzt werden.

Der ersten beweglichen Typen wird in den Jahren 1041 und 1049 Erwähnung gethan; dieselben waren aus gebrannter Erde und wurden für den Druck in einen eisernen mit Fächern versehenen Rahmen gesetzt, der sich auf einer mit einem Kitt bestrichenen eisernen Platte befand; diese Methode scheint indessen ebensowenig in größerem Umfange Anwendung gefunden zu haben, wie eine andere, deren in einem Werke Luß Shens (1477—1544) erwähnt wird und nach welcher in Changchau bewegliche Typen aus Kupfer und Blei zum Drucken gebraucht wurden¹⁾. Auch anderweitig wird des Drucks mit beweglichen Typen als in Kiangnan vorkommend Erwähnung gethan, wie z. B. in einer Anmerkung zu der in 1774 von

in North China I. 380 ff.) Die heute in der neben dem Tempel des Confucius gelegenen Halle der Klassiker, Ki yung kung, befindlichen Marmortafeln, ungefähr 200 an der Zahl, wurden auf Befehl des Kaisers Kien lung errichtet und enthalten ebenfalls den vollständigen Text der neuen klassischen Werke, doch genießen dieselben als zu modern und nicht in den alten Zeichen abgefaßt, unter den Gelehrten wenig Ansehen. In dem Confucius-Tempel selbst, dem Kwo tsi kien, befinden sich die angeblich der Chau-Dynastie angehörigen, in Shenü aufgefundenen, zuerst von Schriftstellern in der Zeit von 627—649 erwähnten zehn Steintrommeln, auf denen noch Bruchstücke von Oden zum Preise eines Jagdzeuges des Kaisers Hsuen Wang der Chau, 827—781, erhalten sind. Die aus schwarzem Granit gefertigten, eher kurzen Säulenschäften als Trommeln oder Pauken ähnlichen Blöcke wurden in 1126 nach Peking gebracht und in 1307 dort aufgestellt, wo sie sich noch heute befinden. Da der größere Theil der Zeichen allmählig unleserlich geworden war, so ließ der Kaiser Kien lung aus den noch vorhandenen, erkennbaren 310, zehn Oden herstellen und auf zehn neue Marmor-Trommeln einhauen, die in demselben Tempel aufgestellt wurden.

Das Abklatschen von Inschriften geschieht (und geschah wahrscheinlich) in der Weise, daß ein Bogen dünnen Papiers auf die Inschrift gelegt, mit Filz bedeckt und der letztere dann mit einem Schlägel in alle Vertiefungen hineingetrieben wird, worauf mit einer Bürste oder Pinself nachgeholfen wird. Die Oberfläche des Papiers wird dann mit Tusche schwarz angestrichen, so daß die Buchstaben weiß auf schwarz hervortreten. Wie häufig dieses Verfahren bei berühmteren Inschriften vorgenommen wurde, geht daraus hervor, daß bei den vorerwähnten Trommeln in 1108 die Zeichen auf kaiserlichen Befehl mit Gold ausgefüllt wurden, um das Nehmen weiterer Abdrücke zu verhindern. Als die Kin die Sung-Hauptstadt in 1126 eroberten, nahmen sie die Trommeln mit nach ihrem Hauptlager, dem jetzigen Peking, bei welcher Gelegenheit auch das Gold aus den Zeichen herausgegraben wurde.

¹⁾ Vielleicht bezieht sich die von Hadji Mohamet Meijer Ramusio in ca. 1550 gemachte Angabe, daß die Chinesen mit ähnlichen Typen und Pressen druckten, wie die ihm in der Druckerei von M. Thomaso Ginuti in Venedig gezeigt auf dieses Verfahren (Vule, Cathay and the way thither ICCXIX Supplementary notes). Nehmsliches berichtet Busbeck nach den Mittheilungen eines türkischen Derwises. ca. 1560, *ibid.* CCXXI).

dem Kaiser Kien lung verfaßten und allen mit den damals in Peking gegossenen Typen gedruckten Werken als Einleitung vorgelegten Ode, nach welcher in 1763 dem Kaiser eine dort mit beweglichen Typen gedruckte Ausgabe der Schriften Ho Kwan Tsz'e's überreicht wurde, welche indessen als schlecht und unsorgfältig ausgeführt bezeichnet wird. Vermuthlich ist die hiernach nicht ganz unbegründete Furcht vor dem häufigen Vorkommen von Druckfehlern, sowie die Schwierigkeit der Anfertigung guter, deutlicher Typen die Veranlassung zu der ungünstigen Aufnahme des sonst so viele Vortheile bietenden, vielleicht aus fremder Anregung hervorgegangenen Verfahrens gewesen. Die 250,000 beweglichen, kupfernen Typen, welche unter dem Kaiser Kianghi gegossen und zum Druck einer der großen Encyclopädien verwendet wurden, verdanken ihre Entstehung nachgewiesener Maßen dem Rath und dem Einfluß der katholischen Missionäre; sie wurden dann bei Seite gelegt, zum Theil wohl veruntreut und der Rest auf Antrag der wahrscheinlich für ihre Verantwortlichkeit besorgten Beamten zu Kupfergeld eingeschmolzen; unter dem Kaiser Kien lung wurde in 1776 eine Druckerei mit beweglichen Typen als Annex des Palastes eingerichtet, und auch heute wird ein Theil der von der Regierung veröffentlichten Werke in der mit der sogenannten Peking Universität, dem Tung wen kwan, in Verbindung stehenden Druckerei mit beweglichen Typen gedruckt. Die alte Methode des Drucks mit Holzplatten fand und findet indessen noch immer überwiegend Anwendung.

Was nun die Formen, oder richtiger die Schreibart der Zeichen anbetrifft, so soll in den ersten Zeiten der Chau-Dynastie neben der reinen Silberschrift eine andere Zeichenschrift bestanden haben, welche dann später im 9. Jahrhundert v. Chr. durch die sogenannte „größere Siegelschrift“ ersetzt wurde, welche bereits die wesentlichen Elemente der noch heute üblichen Schriftzeichen erkennen läßt (Endlicher) und, obgleich vielfach verändert, noch gegenwärtig für Siegel und Stempel Verwendung findet. Die Erfindung der größeren Siegelschrift wird Chau, dem Historiographen des Kaisers Süan-Wang (827—782) zugeschrieben. Von dieser Zeit an schreitet die Entwicklung der Schrift stetig und in ihren Hauptzügen in derselben Richtung fort und die neuen Zeichen sind vielfach nur zum Theil durch andere Schreibmaterialien bedingte Modificationen ihrer älteren Vorgänger.

Unter dem Gründer des einheitlichen Reichs, dem großen Tsin Shi Wang Ti (247—210) änderte der Minister desselben, Li-tze, selbst ein berühmter Gelehrter, auf den Befehl seines Herrn die alte Schrift um; die neuere, als kleinere Siegelschrift bekannte und heute ebenfalls noch für Siegel und Stempel Verwendung findende Schrift genügte indessen ebenso wenig dem immer fühlbarer werdenden Bedürfniß nach einer leichter anzuwendenden Schrift. Dagegen soll die zu derselben Zeit von einem gewissen Tsching-mao erfundene Li-shu auf Befehl des Kaisers in den Regierungs-Bureauz eingeführt worden sein; allgemein und ganz an die Stelle der alten Schrift scheint die Li-shu jedoch erst unter der Tang-Dynastie im Jahre 744 n. Chr. getreten

zu sein; auch sie findet bis auf den heutigen Tag, wenn auch selten, für Inschriften und Vorreden Verwendung. Zahlreiche, ebenfalls unter der Tsin-Dynastie neu oder wieder auftauchende Schriftarten, welche bald die hängenden Blätter einer Pflanze, bald Weidenblätter, Scheermesser, Thautropfen, Knoten und hängende Nadeln nachahmen, lassen fast die Vermuthung aufkommen, als wenn es sich auch bei den früheren Fisch- und Vogelschriften nur um graphische Spielereien gehandelt habe¹⁾.

Die spätere Han-Dynastie, 25—220 n. Chr. hat China zwei Arten der Schrift gegeben, die Hing shu, eine Erfindung Tcheng yo ins, eine mehr gezogene Form und das angeblich von Leou te cheng erfundene Tjan t'z', eine unter dem Namen Grasschrift bekannte Curfiv-Schrift, in welchem die Schriftzüge abgekürzt und mannigfach verschlungen erscheinen und der Willkür des Schreibers ein großer Spielraum gewährt ist; beide sollen unter dem Kaiser Ho-ti (89—105) eingeführt worden sein. — Die indische Schrift hat gar keinen Einfluß auf die Entwicklung der Formen der chinesischen

¹⁾ Nach dem der Ude zum Lobe Muckdens beigefügten Excurs über die zwei und dreißig bei dem Druck des Werks Anwendung gefunden habenden Arten der Schriftzeichen wird die Entstehung der Mehrzahl derselben in die fabelhaften Zeiten des Hwang ti und seiner Nachfolger, sowie in die Shang- und Chau-Dynastie verlegt. Nur die Erfindung weniger Arten wird der Tsin-, Han- und Tang-Dynastie zugeschrieben. Einige der Arten, wie die Kaulquappen- und Vögelspuren-Schrift, sollen unter den Chau, die den Constellationen der Sterne nachgebildet unter den späteren Han vielfach angewendet worden sein; andere Arten, wie die Vögelschrift, die Phönixschrift, die Schildkröten-schrift und die Drachenschrift sollen zur Erinnerung an die Erscheinung solcher Thiere, die Vögelschrift zur Erinnerung an einen rothen Sperling und einen rothen Raben, die unter den Chau gefangen wurden, die Kilinschrift von einem Schüler des Confucius zur Erinnerung an das seinem Meister vor seinem Tode erschienene Kilin erfunden worden sein. Einige der Schriften, wie z. B. die des Pilzes oder der Pflanze des Glücks, erfunden unter Wuti der Han-Dynastie, sollen als Geheimschriften gedient haben, andere zu ganz besonderen Zwecken Verwendung gefunden haben, so die vorerwähnte Vögelschrift, um damit auf besonders wichtige Angelegenheiten bezüglich Edicte zu schreiben, die Reiskopfschrift bis zu den Zeiten der Han für die Abfassung sich auf besondere Gnadenbeweise beziehender kaiserlicher Edicte, und die „gebogenen Ruthen-Zeichen“, um damit in den Archiven die auf die Militair-Beamten bezüglichen Schriftstücke zu bezeichnen u. s. w. Die zweiunddreißigste Art, die Glocken, und Ting-(Dreifuß) Zeichen, angeblich von Nü, 2206—2198 v. Chr. erfunden, ist unter der Regierung des Sung Kaisers, Jen-tzung, in 1053 n. Chr., aus den auf alten Instrumenten, Vasen u. s. w. befindlichen Inschriften herausgesucht und neugeordnet worden, und soll auch unter dem Kaiser Hwei tzung derselben Dynastie, 1125, Anwendung gefunden haben. Bei den meisten dieser angeblichen Verwendungen wird es sich indessen wohl um archäologische Spielereien bei Inschriften oder Nähnlichem gehandelt haben, wie solches noch heute täglich auf Vasen und Denkmälern, auch wohl bei Vorreden vorkommt. Diese aus den ältesten Zeiten stammende Gewohnheit der Chinesen, ältere Schriftzeichen zu verwenden, macht den Versuch, aus denselben das Alter des Gegenstandes, auf dem sie sich befinden, abzuleiten, stets zu einem sehr gewagten, und den Erfolg desselben zu einem mehr als unsicheren, was bei der Beurtheilung von früheren Generationen angehörigen Gegenständen wohl nicht immer genügend in Erwähnung gezogen worden ist.

ausgeübt, obgleich z. B. zur Zeit der Tang-Dynastie 62 Arten fremder, d. h. indischer Schrift, in China bekannt gewesen sein sollen. Unter der Sung-Dynastie (960—1126) endlich sind die letzten beiden der jetzt noch in Gebrauch befindlichen Schriftarten hinzugekommen, die K'ai shu und die Sung shu.

Uebersichtlich lassen sich die hauptsächlichsten Schriftarten nach Alter und Gebrauch wie folgt zusammenstellen.

1. Ku wen	älteste Zeit	Bilderschrift.
2. Ta shwen	9. Jahrhundert v. Chr.	größere Siegelschrift
3. Siao shwen	3. " " " "	kleinere Siegelschrift
4. Si shu	3. " " " "	noch im Gebrauch, wenn auch selten, für formell gehaltene Inschriften und Vorreden,
5. Hing shu	1. " " n. Chr.	noch im Gebrauch, häufig für Inschriften und Vorreden,
6. T'san t'z'	1. " " " "	allgemeingebräuchliche Curiv-Schrift für alle gewöhnlichen Zwecke des Lebens,
7. K'ai shu	10.—11. " " " "	allgemein gebräuchliche Schrift für amtliche und wissenschaftliche Zwecke,
8. Sung shu	10.—11. " " " "	allgemein gebräuchliche Druckchrift

Die unter Nr. 2, 4, 5, 6, 7, 8 aufgeführten Schriftarten haben sich eine aus der andern entwickelt; in Nr. 4 sind die runden Formen von Nr. 2 edig geworden, was seinen Grund in der Erfindung der Pinsel gehabt haben soll; Nr. 8 ist beinahe dieselbe Schrift wie Nr. 7, nur etwas gröber und viereckiger, wie sie für das Schneiden in Holz zum Druck nöthig war.

Bei der Thatsache, daß während einer verhältnißmäßig langen Zeit China ganz oder theilweise durch fremden Eroberern entsprungene Dynastien beherrscht worden ist, kann es nicht Wunder nehmen, daß Seitens derselben wiederholt der Versuch gemacht wurde, ihre eigene Schrift oder eine zu diesem Zweck besonders erfundene ganz oder für amtliche Zwecke an die Stelle der chinesischen zu setzen. Die ersten, welche diesen Weg einschlugen, waren die Siao- oder Kitan-Lartaren, welche von 907 bis 1124 einen Theil des nördlichen China beherrschten; eine für ihre Sprache besonders erfundene, der chinesischen nachgebildete Schrift wurde durch kaiserliches Edict bereits in 924 eingeführt und der allgemeine Gebrauch derselben allen Unterthanen der Dynastie ausdrücklich anbefohlen. Trotzdem finden sich keine Spuren, daß Bücher in dieser Schrift geschrieben, oder auch nur in derselben übertragen worden seien, und alles, was von der Kitanschrift heute noch übrig ist, ist eine Inschrift, zu der jeder Schlüssel fehlt¹⁾. Dies ist um so auffallender,

¹⁾ Siehe dieselbe bei Neumann. Asiatische Studien.

als die Schrift selbst sich noch geraume Zeit nach dem Sturz der Dynastie erhalten zu haben scheint, wenigstens wird dieselbe in der von Gaubil übersetzten Chronik der mongolischen Kaiser mit der uigurischen, persischen und arabischen Schrift, dem Lama (wohl Tibetanischen), Kiuché und Bashpa als zu der Zeit noch innerhalb des Reichs im Gebrauch befindlich, aufgeführt¹⁾. Ganz entgegen dem Verfahren späterer fremder Dynastien zeigten sich die Kitan auch der Entwicklung der chinesischen Literatur abgeneigt, und in 1062 wurde durch kaiserlichen Befehl allen Privatpersonen der Druck und die Herausgabe von Büchern untersagt.

Auch die Kin, welche von 1115—1234 in China herrschten, führten eine neue nach ihnen selbst benannte Schrift, das Kiuché (chinesisch für Churché) ein, ohne indessen die Anwendung derselben obligatorisch zu machen; die Klassiker, sowie einige Historiker und Philosophen wurden mit dieser Schrift in ihre Sprache übertragen und gegen Ende der Ming-Dynastie, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, befanden sich noch 15 solcher Werke in der kaiserlichen Bibliothek. Auch für Inschriften fand das Kiuché vielfach Verwendung, sogar noch lange nach dem Sturz der Dynastie, wie z. B. in 1345 bei der sechssprachigen (Sanskrit, Tibetanisch, Bashpa, Uigur, Kiuché und Chinesisch) Inschrift im Mantau=Paß, nördlich von Peking.

Djinghiz Khan und seine Nachfolger der Mongolen-Dynastie (1206 bis 1368) gebrauchten zuerst in ihren amtlichen Rundgebungen vielfach das Uigurische, ursprünglich syrischen Ursprungs²⁾, und wahrscheinlich durch die frühesten nestorianischen Missionäre im 8. oder 9. Jahrhundert eingeführt und später, wie sich u. A. aus einem Schreiben des Franciscaners Pasca von Vittoria aus dem Jahre 1338 ergibt, nach welchem damals bei den Tartaren, Persern, Chaldäern, Medern und in Cathay die uigurische Schrift allgemein in Gebrauch gewesen sein soll, weit über Mittel- und Ostasien verbreitet. Bald indessen wurde auf kaiserlichen Befehl durch den in 1260 zum „Lehrer des Reichs“ (Kuo shih'), Haupt der lamaitischen Lehre und Herrscher von Tibet ernannten Bashpa³⁾ ein auf der Grundlage der gewöhnlichen tibetanischen Schrift beruhendes, nach ihm benanntes Alphabet erfunden und in 1269 für alle amtlichen Zwecke eingeführt. Die klassischen Bücher und andere Werke wurden in's Mongolische übersetzt und mit dieser,

¹⁾ Nule, Marco Polo I. 29.

²⁾ Das älteste bekannte Manuscript in uigurischer Sprache stammt aus 1069. Nule, Marco Polo I. 29. Nach chinesischen Quellen würde die uigurische Schrift nach der Niederlage Tchang Khans, des Fürsten der Naiman-Horde der Uzbeken, durch Dinghiz Khan durch den bei dieser Gelegenheit gefangen genommenen Kanzler Tata Tangu bei den Mongolen auf Befehl Dols eingeführt worden sein. Klapproth *Mémoires relatifs à l'Asie* II. 319.

³⁾ Bashpa, Mati Dhwaga, stammte aus dem Sakia-Kloster in Tibet. Seine Familie blieb bei den Rothmützen und ein Nachkomme von ihm war 1820 Chutuchtu, wiedergeborener Buddha, von Urya. *Nouveau Journal Asiatique*, Août 1829. *Description du Tibet par le père Hyacinthe*, Nule, Marco Polo II. 38.

von den Mongolen auch „Doerbelbjin“, viereckig¹⁾, genannten Schrift geschrieben, welche sich indessen nicht zu halten vermochte und noch vor dem Sturze der Dynastie durch die mongolische Schrift, eine der mongolischen Sprache angepasste Modification des Uigurischen, ersetzt wurde. Zahlreiche Inschriften in Bashya und dem modificirten Uigurisch sind noch heute vorhanden, doch scheint kein Buch in mongolischer Sprache von der Zeit der Yuen-Dynastie erhalten worden zu sein. Die chinesische Literatur litt nicht unter diesen Versuchen der mongolischen Herrscher, dagegen machte sich eine schon unter der Sung-Dynastie bemerkliche Neigung, auch der Sprache des täglichen Lebens Eingang in die Literatur zu verschaffen, unter den Yuen in erhöhtem Maße geltend. Die unter der Mongolen-Dynastie verfaßten Schauspiele genießen eine wohlverdiente Berühmtheit, und aus derselben Zeit stammen die ersten Romane, von denen viele große Verbreitung erlangt haben und den Beginn einer neuen, freilich von den Gelehrten über die Achsel angesehenen und nicht zur eigentlichen Literatur gerechneten Richtung gekennzeichnet haben.

Die Mandchus, Nachkommen der Kin, hatten bereits einige hundert Jahre vor ihrer Eroberung Chinas die alte Schrift ihrer Vorfahren, das Niutsch, verloren und kurz vor diesem Ereigniß²⁾ eine Abänderung der mongolischen Schrift angenommen. Der Versuch, ihre Sprache oder Schrift an Stelle der chinesischen zu setzen, ist von den Herrschern der jetzigen Dynastie nie gemacht worden, dagegen sind namentlich die früheren derselben eifrig bemüht gewesen, die Kenntniß ihrer Sprache unter ihren eigenen Landsleuten zu erhalten und für die Bewahrung ihres nationalen Idioms zu wirken.³⁾ Schon der Kaiser Shun shi (1641—1661) ließ, da er fand, daß die Nachkommen der alten Eroberer ihre Muttersprache verlernten und sich mit Vorliebe des Chinesischen bedienten, ein mandchurisch-chinesisches Wörterbuch ausarbeiten, dem sein Sohn und Nachfolger Kang hi, 1662—1723, ein umfangreicheres, zwanzigbändiges Werk, ein ganz in mandchurischer Sprache abgefaßtes Wörterbuch, folgen

1) Klaproth, Mémoires relatifs à l'Asie, II. p. 353.

2) In 1599 unter Noor ha chu (Hien Tzu Sian) Chinese Recorder VII., 3

3) Die gesammte mandchurische Literatur soll aus 198 Werken bestehen, von denen 143 Uebersetzungen aus dem Chinesischen sind, und zwar:

Wörter- und Phrasensammlungen	4
Geschichte und Geographie	23
Klassiker, Philosophen und Moralisten	42
Gesetze und Amtliches	37
Militairisches	9
Romane und Gedichte :	14
Buddhistische und lamaitische Werke	14

Von denselben wurden übersezt: von und zur Zeit Shun shis — 1662 10 Werke
 „ „ „ „ Kang his — 1723 30 „
 „ „ „ „ Jung chêngs — 1736 15 „
 „ „ „ „ Pien lung's — 1796 77 „
 seitdem 11 „

ließ. Eine größere Anzahl chinesischer Werke, darunter die Klassiker und einige Werke resp. Abhandlungen in fremden Sprachen über Medicin, Physik, Arithmetik und Geometrie, sowie der Euclid¹⁾ wurden unter diesem Kaiser und seinen Nachfolgern, namentlich seinem Enkel Kien lung in's Mandchurische, zum Theil auch in's Mongolische übertragen und eine Anzahl buddhistischer Werke außer in diese beiden Sprachen auch in's Tibetanische übersetzt. Der von dem Kaiser Kien lung in der Ode zum Lobe Mufdens gemachte Versuch, das Mandchurische nach dem Vorbilde alter chinesischer Schriftarten auf zweiunddreißig verschiedene Weisen zu schreiben, ist trotz der überschwänglichen Lobeserhebungen, welche die Verfasser der Vorrede des vorerwähnten Werkes dieser kaiserlichen Laune zu Theil werden lassen, nie mehr als eine Spielerei gewesen und ohne Einfluß auf die Entwicklung der mandchurischen Schrift geblieben. Heute ist die Kenntniß des Mandchurischen fast ganz verschwunden; zwar werden die kaiserlichen Edicte und Patente und viele Proclamationen in Peking noch immer chinesisch und mandchurisch verfaßt; höhere Beamte mandchurischer Abkunft müssen ihre Eingaben an den Thron in beiden Sprachen einreichen und die an den Eingängen der Häuser aufgehängten Tafeln mit den Titeln und Würden des Besitzers und seiner Vorfahren sind häufig auch in Mandchurisch geschrieben; ein Theil der mit Rußland abgeschlossenen Verträge ist ebenfalls Mandchurisch abgefaßt, und der amtliche Verkehr zwischen den beiderseitigen Grenzbehörden findet vielfach in dieser Sprache statt; in Peking selbst besteht ein eigenes Amt, das

¹⁾ Ein nur in drei Exemplaren handschriftlich vollendetes Werk über Anatomie wurde von P. Parnnin in's Mandchurische übertragen (ein Exemplar dieses Werkes gelangte in 1878 in den Besitz des Dr. Dudgeon in Peking, Report on the Peking Hospital for 1878 and 79 p. 46); der Euclid vom P. Gerbillon und die Abhandlungen über Arithmetik und praktische Geometrie von den P. Antoine Thomas und Bouvet of. Lettres idifiantes et curieuses B. 30. p. 73 ff. Brief des P. Parnnin vom 1. Mai 1723 und B. 27 p. 113 ff. Brief des P. de Fontaney vom 15. Februar 1703.

Quellen: Außer den an einzelnen Stellen im Text und in den Anmerkungen angeführten Werken sind sonst noch hauptsächlich benutzt worden: Williams, The middle Kingdom; Bauthier, la Chine; J. Edkins; Chinese Buddhism; Grammar of the Mandarin Dialect; China's place in Philology. Chinese Recorder and Missionary Journal: B. IV. 1871. Analysis of Chinese characters; China Review: B. II. A Chinese Webster von J. Nafes; Kanghi's Dictionaries von J. C.; B. III. Dr. Williams Dictionary von W. F. Groenefeldt; The Chinese Readers Manual von C. J. Eitel; B. IV. und V. Essays ou the Chinese Language von T. Watters; B. VI. Bibliography of the Chinese Imperial Collections von W. F. Meyers, u. a. m.; Meyers, The Chinese Readers Manual; the Chinese Government; Champion, Les industries Chinoises; Yule, Cathay and the way thither; Marco Polo; N. Wylie, Notes ou Chinese literature; W. H. P. Martin, Hanlin Papers; E. W. Bussell, The stone drums of the Chou Dynasty. Transactions of the North China Branch of the R. Asiatic Society. New Series No VIII, p. 133 ff; Royal Asiatic Society. The early History of Tibet, translated from Chinese sources; J. Legge, the Chinese Classics, Transactions of the Asiatic Society of Japan, Vol. X. Part I. II. u. a. m.

Mui fan shu fang, zu Uebersetzungen aus und in das Mandchurische, und besondere Dolmetscher sind zu demselben Zweck einigen anderen Behörden beigegeben, aber im Großen und Ganzen kann man mit Sicherheit behaupten, daß Kenntniß und Gebrauch der Sprache innerhalb des letzten Jahrhunderts gleichmäßig abgenommen haben.

Als Curiosum mag bemerkt werden, daß der bekannte Tso kung tang in einer seiner während des Kulbja-Conflicts in 1880 eingereichten Denkschriften beantragte, daß in Zukunft wichtige Staatschriften mandchurisch abgefaßt werden sollten, da auf diese Weise am sichersten In discretionen vorgebeugt werden könne.





Illustrierte Bibliographie.



Rußland, Land und Leute. Unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller herausgegeben von Hermann Roskoffsky. Leipzig, Gressner und Schramm.

Was der Titel merkwürdiger Weise verschweigt, das lehrt Jedem, der das Buch selbst in Händen hat, schon das Format desselben und der graue Umschlag mit der reichgegliederten Zeichnung — das lehrt den Leser dieser Zeilen wohl schon der Platz, den dieselben einnehmen. Es ist eines der neuen Prachtwerke in Quart, in und so so viel Lieferungen mit so und so viel Hunderten von Illustrationen. — Der Titel giebt, wie gesagt, die betreffenden Zahlen nicht an, wie es doch fast bei jedem reputirlichen Prachtwerke Brauch ist; und so müssen wir, die wir nicht eben eifrige Prospective Leser sind, uns auf die Angabe beschränken, daß schon einige zwanzig Lieferungen vorliegen, und daß die Illustrationen das übliche Raumverhältniß einnehmen: es fällt etwa eine auf zwei bis drei Seiten.

Damit wäre das Neuzerliche im Groben ungefähr angegeben; und indem wir nun im Begriffe stehen, noch etwas näher auf dieses Werk einzugehen, sehen wir uns vor der Frage, welches der beiden in solchen Fällen hergebrachten Gleiches wir für unsere Anzeige verwenden wollen. Wir könnten zunächst die bekannte scherzhafte Buchhändleranzeige aus den Fliegenden Blättern anführen: „Ein reeller Verleger sucht ein noch unentdecktes Land, um dasselbe in einem Prachtwerke beschreiben zu lassen.“ Andererseits böte das geduldige „langempfundene Bedürfniß“ gleichfalls einen bequemen Anknüpfungspunkt — um ein Bedenkliches freilich abgenutzt als die erste Wendung: denn die Nebenart paßt den Lobern zu gut, und Lober andererseits machen sich in der Regel mit der Erfindung weniger Kopfschmerz als Tadler.

Für die Wendung mit dem „unentdeckten Lande“ möchten wir uns nicht entscheiden. Wenn nun einmal ein Prachtwerk herausgegeben werden soll, dann liegt uns Rußland denn doch schon geistig unendlich viel näher als Indien mit seiner Engländer-Plage oder Palästina mit seiner Türkenwirthschaft; es ist ein menschlich natürliches, schon im häuslichen Leben erprobtes Gefühl, daß man sich gern unterrichtet, wie Nachbarn eingerichtet sind, was Mittags bei ihnen auf den Tisch kommt, und wie

die Diensthoten über die Hausfrau denken. — Freilich — das „tiefgefühlte Bedürfnis“ — es lockt auch wenig an. Ganz frisch ist es ohnehin nicht mehr, und es verträgt sich so verzweifelt schlecht mit den Umständen! Das Bedürfnis — das ist ja gewiß vorhanden — aber daß es lebhaft empfunden würde, kann man ehrlicher Weise kaum behaupten. Der Deutsche weiß wenig mehr als nichts von Rußland und sieht doch mit dumpfer Theilnahmslosigkeit darauf. Trotz oder wegen seiner Unkenntniß — wer mag das entscheiden? Zu Gute gerechnet muß es ihm wenigstens werden, daß der Gegenstand eigentlich etwas Abschreckendes hat. Dem Besucher des Landes werden durch die unerfreuliche Witterung, deren gleichmäßige Hitze ebenso belästigt wie die Kälte, durch die Strecken trostloser Oede, durch die Barbarei der Sprache, durch die Scherereien willkürlicher Behörden Hindernisse entgegengesetzt, die das Vergnügen einer solchen Reise mindestens erheblich dämpfen müssen. Er empfindet vielleicht auch mit Unbehagen den anspruchsvollen Nationalstolz des Russen, der, an sich ja der Anerkennung und des Nachahmens werth, sich gar zu oft im Herabwürdigen des Auslands gefällt. Und wer sich im Lehnhstuhl unterrichten will, dem fehlt eigentlich jeder Maßstab zur Beurtheilung, ob das Buch, das ihm vielleicht der Zufall in die Hände spielt, ein redlicher Lehrer oder vielleicht bloß ein liebenswürdiger Schwindler voll Tausen und Schwänke ist. Der erste beste Tijot kann uns nasführen, sofern er nur mit einigen Brocken wie Troika, Zitwoostschik, Dwornik, Papyros recht augenblendend zu gaukeln weiß. Dann haben wir noch in den Bädern und im Hotel Royal die russische Gräfin — die preisliche Romanfigur — in den Universitätsstädten den russischen Studenten — selten eine anziehende Erscheinung — und endlich in den Gerichtssälen leider nur zu oft den russischen Falschmünzer oder Taschendieb — lauter recht bekannte Typen, aber nichts weniger als Vertreter ihres Volkes.

So muß denn in der Regel hinsichtlich Rußlands an Stelle des Urtheils die Phrase eintreten — nicht besser und nicht schlechter, als wenn der Franzose von dem Deutschen spricht. Wie jener nacheinander erst sein Sprüchlein von der „Nation der Dichter und Denker“, von „Bergshmeinnicht“, und von „Lotte und Gretchen“, dann von den „Hunnen“, von „Galgacus“, von den „Pendulendiebenen“ hergebetet hat, um jetzt ebenso gedankenlos trotz dem Schauer in seinen Gliedern über den erstkündenden Wettstreiter der billig lebenden Barbaren zu schreien: — so haben auch wir, je nach der Zeiten Lauf, irgend eine, häufig wechselnde, aber zeitweis allgemein herrschende Anschauung von unseren östlichen Nachbarn gehegt. Man braucht nicht auf den alten Büsching zurückzugreifen und auf den Alten Friß, der auf den „Moskowiter“ mit der ganzen Ueberhebung des Culturmenschen herabblicken zu dürfen glaubte. Wir brauchen bloß an unsre Großmütter zu denken, die ergeben sich von den ruppigen Kosaken den Ofterkuß gefallen ließen — blöde genug, diese in jeder Bedeutung des Wortes nichts-nützige Bande als „Befreier“ anzusehen. Unsere Väter, die „Dichter und Denker“, haben dann lange die Russen vom empfindsamen, halbwegs literarischen Standpunkte aus betrachtet und den „verthierten Polenschlächtern“ in manchem runden Vers gesucht. Wir haben dann die Zeit von „Rußland, Deinem Schwager“ gehabt, wo das Urtheil zu einer Parteifrage wurde, wo man rechts mit dem „jungen Hieser“ flunkern und links auf den „Culturfreind“ schimpfen hörte — beides Ansichten, die sich um so sicherer gaben, je ungewisser ihre Gründe waren. Vor zehn Jahren endlich hat halb Deutschland die Rede von der „thurm hohen Freundschaft“ nachgeplappert; und heute — nun heute braucht wohl Keiner erst den Nachbar zu fragen: „Wie denken Sie über Rußland?“ Und wenn er fragt, so wird er in jedem Herzen dasselbe dumpfe Vorgefühl finden, aus jedem Munde, deutlich oder verblümt, die Antwort vernehmen: „Das ist der Feind!“ — Feind in näher oder fernere drohendem Kriege, der uns aber so gewiß und mit solchem Naturtriebe einmal anfallen wird, wie der hungrige Wolf seiner heimatlichen Steppe den einzelnen Wandersmann. Denn der Russe hat sich sein Gefühl nie von Empfindsamkeit beirren lassen, ihm ist der Deutsche der Erd-

feind. Und wenn er einmal gegen den „Waffenbruder“ der amtlichen Reden fechten soll, so weiß der weltfremdeste Bauer, was das gilt; ist er doch von Kind auf gewohnt, daß Ungeziefer seines Hauses „Prussaki“ — Preußen — zu nennen.

Ursache hätten wir also wohl, uns um die Beschaffenheit dessen, in dem wir den einstigen Gegner vermuthen, zu bekümmern. Erkundigt sich doch, wer auf die Mensur geht, regelmäßig, wie der Andere schlägt! Aber wir beziehen unsere Kenntnisse aus hastig geschriebenen Zeitungen — nicht besser berichtet als die Franzosen des vorigen



Aus: Rußland. Land und Leute.
Leipzig. Gressner und Schramm.

Jahrhunderts von ihren wichtigen Landsleuten, die, ob sie ihre Reine einmal unter Friedrichs Tische gestreckt hatten, oder nicht mit dem „rôti du roi“ prahlten und im Uebrigen nichts wußten als blödes Geklätch, das sie selbst nicht einmal halb verstanden hatten.

Es liegt in der Natur jedes Erzählers von Ansprüchen, also des Briefschreibers, noch mehr des Journalisten, das Unregelmäßige hauptsächlich in das Auge zu fassen: zunächst das, was von seinen angeborenen Anschauungen abweicht, dann, was auf der ihm fremden, ihm darum einförmig erscheinende Oberfläche der anderen Nation sich ihm als ungewöhnlich bemerkbar macht. Unsere Zeitungen haben uns jahrelang mit den

Schauern des Nihilismus überreizt, als ob dieser Alles zerschlingen, die Einen eingeschüchtert, die Andern verlockt habe, als sei der Adel haltlos, der Beamte gewissenlos, der Mittelstand verkommen, als sei die ganze Bildung jener Nation auf leichtfertige Selbsterstörung gerichtet, die ungebildete Masse, der ungeheure Leib, der Rußlands Zukunft berge, matt im Wehen des Fiebers, das ihn in Kürze schütteln müsse. Mit Kleinigkeiten gab man sich gar nicht ab; nichts Geringeres als ein ungeheurer Bauernaufstand wurde versprochen.



Ans: Rußland, Land und Leute.
Leipzig. Gressner und Schramm.

Im Einzelnen und in gewissem Sinne sind diese Behauptungen wahrscheinlich begründet; aber sicherlich faßt man sie als gar zu allgemeingiltig auf und zieht Schlüsse daraus, die zu weit gehen. Eine Nation zerstört sich nicht so. Dafür hat uns die Geschichte ganz andere Kennzeichen gelehrt. Nicht einmal ein Staat, nicht einmal eine Regierungsform braucht an solchen Uebeln zu Grunde zu gehen. Das ist eine Krise, wie jedes Culturvolk, vor Allem jedes werdende Culturvolk sie zu überstehen gehabt

hat — Frankreich, England, Deutschland, alle haben sie Aehnliches überwunden und befinden sich den Umständen nach wohl. Was sich da in Rußland regt, zuckt und sich windet, ein Knäuel von Unverständlichem, nur halb Erkennbarem, das ist gewiß eine der seltensten und beachtenswerthesten Erscheinungen in unserm Jahrhundert. Aber es ist ein Ringen der Geburt, nicht ein Todeskampf.

Wie anziehend müßte es sein, dieses sich durchringende Leben zu erkennen und zu beobachten! Und wir — wir müssen es wiederholen — bleiben wir nicht stumpf und blind vor diesem Schauspiel gleich jenen Franzosen, die mit dem vergänglichem Plunder ihrer Revolution die Welt zu beglücken wähnten — ohne einen Blick dafür, daß jenseits des Wasgaus die Wiedergeburt eines Volkes vor sich ging.

Alles zu erkennen suchen, schreibt der Weise vor. Des Franzosen Tugend ist das nicht. Und bei den Deutschen ist das Uebermaß des Außerspähens fast zu einem verkappten Laster geworden — wie der Jesuitismus die Glanzzeiten des Alterthums zu bezeichnen liebte — zu einem Zuge, den wir jedenfalls nicht immer loben möchten. Aber in dem vorliegenden Falle, wo dieser Zug ruht, eben da möchten wir ihn wirken sehen. Rußland bietet, auch wenn man von unseres Staates interessirter Neugierde absieht, des Interessanten so viel! Es ist noch so frisch — frisch besonders im Vergleich zu Frankreich, der langlebigen Schönen, an der unser Auge nur zu fest hängt. Und so unbekannt! Noch nicht so durchgepflügt und durchgeeggt von Stoffsuchern wie das leidige Paris. Da ist die große ruhige Fläche schweigender Millionen: das einzige Volk Europas, das noch ziemlich unverbildet mit der Natur lebt, an seiner Scholle klebt, aus ihr immer wieder die Reste uralter Vorstellungen, ererbten Wahnes und ererbter Weisheit herausadert, Vorstellungen — die sich überall sonst gegenwärtig so merkwürdig rasch versüchtigen, als verschwebten sie mit dem Qualme der Eisenbahn, die den unruhigen Culturmenschen aus der kaum gekannten Heimath in neue und immer neue Arbeitsbezirke führt. Hier ist das Volksleben ein Strom geworden; jenseits der schwarzgelben Pfähle ist es noch der stille See. Räthselhaft nur steigen Blasen auf: ein Zeichen daß der Grund gährt. — Das sind die Reste, die Vergangenheit, das „heilige Rußland“, dessen Kenntniß wenigstens man erhalten sollte, wir erhalten helfen sollten, da in dem Lande selbst sich schwerlich schon die ausreichende Fähigkeit und die nöthige Unbefangenheit dafür finden wird.

Wir sind nicht geneigt, die Thätigkeit des geistigen Rußlands zu unterschätzen. In Vielem müssen wir eine ungeheuere Verirrung erblicken; den Bildungsgang nach dem Materiellen und schlecht Realen, den diese Nation einschlägt, müssen wir beklagen. Aber wir erkennen wenigstens ein Streben in das Großartige; und so lange er nur strebt, darf der Mensch, darf das Volk ja bekanntlich irren. Gerade aus dem Erwachen nationalen geistigen Lebens darf man wohl Vertrauen zu der Zukunft der Nation schöpfen. Auch dieses kennen wir viel zu wenig. Rußland besitzt Künstler von hervorragender Bedeutung. Wir haben Wereschagins Gemälde gesehen, außerdem noch einige Erzeugnisse im Auslande lebender Russen — die häufig ebenso sehr durch eine gewisse Krankhaftigkeit der Auffassung, wie durch Fertigkeit der Hand und Schärfe der Darstellung auffallen — aber Jeder, der Rußland nur einmal flüchtig besucht hat, wird bestätigen, daß man nicht den Anspruch machen darf, nach diesen Proben die russische Kunst zu beurtheilen. Aehnlich ergeht es uns mit der russischen Literatur. Fast alljährlich wird uns ein neuer Schriftsteller vorgestellt. Wir finden auch hier meist jene Fertigkeit, noch häufiger auch jene Krankhaftigkeit, dabei aber auch eine Fülle, die beweist, daß da auf jungfräulichem Boden geerntet wird. Und wiederum müssen wir uns bekennen — denn auf literarischem Gebiete wird man Lücken leichter gewahr — daß wir eine große Bewegung, die hier offenbar vorliegt, nicht völlig zu überschauen vermögen, daß wir beiseitshalber jene ungesunden Züge allzu stark empfinden, weil wir ihre Ursachen nicht hinreichend kennen. Auf diesem Punkte wirkt

auch die Unkenntniß der Sprache mit. Das Russische mag schon jetzt halb und halb eine Weltsprache sein, aber zur Kultursprache fehlt ihr doch noch viel; haben ja wir ganze hundert Jahre um diesen Preis ringen müssen und sind wahrscheinlich standhafter auf dem Platze gewesen, als unsere aufstrebenden Nachbarn es sein werden.

Jedenfalls regen sich auf allen diesen Gebieten dort drüben jugendliche Kräfte, denen wir Antheil schenken müssen. Sie übersehen wollen, wäre vielleicht bequemer, aber Uebersehen schafft Thatfachen nicht aus der Welt: es rächt sich, das könnten wir an dem bewunderten Frankreich gelernt haben, nur an dem Faulen, dem Hochmüthigen selber.

Wir müssen ihnen Antheil schenken und sie zu begreifen suchen. Dazu aber müßten wir die Verhältnisse kennen, unter welchen jene Kräfte erwachsen sind. Und was wissen wir von ihnen: von dem Leben, den Stimmungen des eigentlichen Volkes, von den Bedingungen seines Daseins, seiner Aufgabe, seinen Zielen? Wir wiederholen es: Nichts — oder kaum mehr als das. Wenn man eben Wissen das nennt, was man als sicher, verbürgt erfährt.

Unsere Literatur über Rußland ist durchaus nicht reich. Und es fehlt eigentlich an maßgebenden, anerkannten Werken, die in allen Punkten verläßlich wären. Man steht vor dieser Literatur mit dem unbehaglichen Gefühl, daß gewiß unter diesen Büchern eine ganze Anzahl vorzüglicher, nicht minder gewiß eine noch größere Anzahl schlechter enthalten ist. Wie soll man urtheilen? Es ist eine Aufgabe, als sollte man ein Orchester stimmen, ohne den Kamerton zu haben; allgemeingiltige Thatfachen fehlen. Es klingt vielleicht ausschweifend, aber es ist wohl nicht ganz unbegründet, wenn man behaupten will, unsere Kenntniß Japans, Chinas sogar sei in den großen Zügen eigentlich sicherer, als die Rußlands.

Demnach ist wohl klar, daß wir auch von dem vorliegenden, von Koskoshny herausgegebenen Werke nur mit dem Vorbehalte sprechen können, daß hier, mehr als sonst je, nur ein rein persönlicher Eindruck wiedergegeben wird. Was zunächst die Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrter und Schriftsteller anlangt, wovon das Titelblatt berichtet, so kann man über Art und Umfang derselben aus dem Texte kein richtiges Urtheil gewinnen. Die Vermuthung liegt wohl nahe, daß es sich im Wesentlichen um bewilligte Benutzung gedruckten Stoffes handelt — gewiß ein löbliches Verfahren bei einem Buche dieser Art, dessen Werth völlige Ursprünglichkeit gar nicht erhöhen würde, von dem man dagegen möglichste Vollständigkeit verlangen darf. Da der Titel im Uebrigen diese Mitarbeiter nicht namhaft macht — die zweite ganz ungewöhnliche Bescheidenheit, die wir an ihm entdecken — so wird man sich, wo Koskoshny im Texte nicht seinen einzelnen Gewährsmann nennt, allüberall an ihn selbst halten müssen. Ob Koskoshny das ist, was man eine „Autorität in seinem Fache“ zu nennen pflegt, darüber ist uns nichts bekannt. Das ist ja auch gleichgiltig und kommt eigentlich nur für den Prospect in Betracht. In diesem Buche zeigt er sich als verständig und umsichtig. Besonders anziehend sind darin die Abschnitte, welche das Volksleben behandeln. Hier wirkt schon der rohe Stoff. Alles ist uns ziemlich fremdartig und doch wieder zersezt mit Gewohntem, so daß sich die wunderlichsten Gegensätze darbieten. Und sehr Vieles ist doch recht neu. Geschichtliches, öffentliche Einrichtungen, allgemeine Verhältnisse, das Land und seine Art: das Alles ist mit Geschick und Einsicht geschildert. Ueberhaupt bewährt sich Koskoshny in dem, was unzweifelhaft sein eigenster Antheil an dem Werke ist, in der Darstellung, als der gewandte und geschmackvolle Schriftsteller, als den man ihn lange kennt. Auch in der Beschränkung. Die Verfolgung lag gewiß manchmal nahe genug, einen piquanten oder abenteuerlichen Zug einzuschleichen; indeß hat ihr der Verfasser nicht nachgegeben.

In welchem Verhältnisse das Buch zu einem etwaigen französischen Urbilde steht, läßt sich nicht gut sagen. Daß ein solches vorhanden ist, das beweisen die Illustrationen, welche die Marken französischer Zeichner und Holzschnneider tragen, das beweist für den

Kenner schon der ganze Wurf der Zeichnungen und die Art des Schnittes. Der Text hat indeß in seinem Wesen etwas so eigenartig Deutsches, daß wir nicht glauben können, der Verfasser habe mehr als höchstens die Umlage von Fremdem genommen. Ist es eine Bearbeitung, so ist es eine geschickte, sehr freie und durchaus selbständige. Wohlgemerkt: wir stehen nicht auf dem beschränkten Standpunkte, als müßte ein französisches Buch über einen solchen Gegenstand nothwendig eine Tijjotiade ein — da Tijjot selbst seine russischen Verehrer mit einer Schilderung Rußlands gestraft hat, wäre so ein Buch ja auch überflüssig. Wir wissen sehr wohl, daß Frankreich auf dem



Aus: Rußland, Land und Leute.
Leipzig. Gressner und Schramm.

Gebiete der Länderkunde und Reisebeschreibung eine, zwar vielleicht kleine, aber gerade durch ihre Vorzüglichkeit glänzende Auswahl durchaus gebiegener Werke besitzt. Aber der Franzose hat eine so gründlich vom Deutschen verschiedene Art, im Einzelnen seinen Stoff anzufassen, daß man ihn bei einigermaßen genauerer Wiedergabe in jeder fremdzüngigen Bekleidung erkennen würde. Er ist leichter und persönlicher in seiner Darstellung, dem Deutschen vor Allem, wie es einmal so knapp und vortrefflich bezeichnet wurde, „immer um eine Flasche Sect voraus“. Das ist ihm angeboren; dem

Deutschen Kosloschny würde der Sectgeist nicht anstehen; ihn künstlich zu erzeugen, dazu sind in Deutschland die Honorare immer noch nicht hoch genug, und zu erborgen



Aus: Rußland, Land und Leute.
Leipzig. Greffner und Schramm.

braucht er ihn nicht. Er kann dafür genug deutsche gute Eigenschaften in den Kauf geben, die seinen Lesern sicherlich dienlicher sind.

Von den Illustrationen geben wir einige Proben. Sie sind im Werthe nicht ganz gleichmäßig, aber fast alle verrathen sie den französischen Ursprung auf den ersten Blick. Besonders die Volkstypen zeigen alle Vorzüge jener Schule: denn bei den Franzosen haben merkwürdiger Weise gerade die Maler für die Eigenart fremder Nationen das Auge und das wirklich liebevolle Verständniß, das ihren Landsleuten sonst völlig abgeht. Ihnen wird der Geschlechter durch gepflegte Realismus zum offenen Segen: sie haben ihre Auffassung zur höchsten Schärfe ausgebildet, und dabei wird ihnen die Unbefangenheit nicht durch die Phrase getrübt, die den Franzosen und zumal den französischen Schriftsteller, gar zu leicht verblendet, sobald er fremde Verhältnisse beobachtet. Und dabei wissen sie ihre Skizzen immer zur höchsten Gefälligkeit auszuarbeiten. Dieselben haben etwas Künstlerisches und dabei Fertiges, was sie von der Mehrzahl deutscher und englischer Werke vortheilhaft unterscheidet; sie wirken nicht so photographieartig roh wie die englischen Erzeugnisse, und sie sind meist sorgfältiger ausgeführt, vollendeter als die deutschen, die häufig bloße flüchtige Skizze bleiben. Damit soll der Reiz eben des Skizzenhaften durchaus nicht geschmälert werden, jene Ursprünglichkeit und Frische des Erfassens, die bei der Ausführung sich leider fast regelmäßig verwischt. Indeß, Alles an seinem Ort! Für ein Buch, wie in diesem, dessen ganzes Wesen offenbar auf die Gefälligkeit zielt, das zudem auf ein Publikum mit minder gebildetem Auge berechnet ist — für ein Buch dieser Art erscheint die französische Weise entschieden nachahmenswerth. — Der französische Holzschnitt ist von dem unserigen nicht so verschieden wie etwa der englische. Einzelne, besonders süddeutsche Werkstätten, die, wie unter Anderen Cloß, mehrfach für Franzosen (für Doré zum Beispiele) gearbeitet haben, beherrschen diese Manier mit einer Vollkommenheit, daß uns an den Franzosen darin nichts zu beneiden bleibt — vorausgesetzt immer, daß dieser Besitz überhaupt neidenswerth sei, worüber die Ansichten mindestens getheilt sind.

— ck.

Der Gast. Roman von Rudolph Lindau. Breslau und Leipzig. Druck und Verlag von C. Schottlaender.

Die Leser von „Nord und Süd“ kennen diese neueste Dichtung des Verfassers der „Kleinen Welt“ aus jenen beiden Heften dieser Monatschrift, denen „Der Gast“ zur besonders fesselnden Zierde gereicht. Sein Eindruck ist sicher in der Seele jedes Lesers haften geblieben. Wie alle Erzählungen Rudolph Lindaus, gehört auch dieser nicht zu der großen Gattung derer, die man flüchtig durchblättert, um eine müßige Stunde zu tödten, und die man vergißt, so wie man sie aus der Hand gelegt hat. Was dieser Schriftsteller zeichnet, sind wirkliche Bilder des Lebens, das er in seinen Höhen und Tiefen und bei allen Völkern der Erde genauer kennt, wie jeder andere deutsche Erzähler. Ein so intimes Vertrautsein damit, eine so reiche Fülle der Erfahrung und Beobachtung, wie H. Lindau sie in einem vielbewegten Dasein gewonnen hat, ist der optimistischen Anschauung der Menschen, ihrer Handlungen und Geschicke nothwendig wenig förderlich. Der damit Ausgerüstete ist sich zu wohl bewußt, daß das wahre Ende jedes Menschenlebens, wie jedes wirklich gelebten Romans, nie ein heiteres sein kann; daß das eigentliche Drama immer erst dann beginnt, wo die Mehrzahl unserer Poeten den Vorhang fallen läßt, indem sie uns einreden wollen, nun folge die Zeit des gleichmäßig fortdauernden ruhigen Glückes für die Paare, die sich endlich gefunden und bekommen haben. H. Lindaus Pessimismus geht zwar nicht so weit, daß er an das Gute im Menschen oder an das Vorhandensein wirklich guter Menschen von aufrichtig eblem Willen und tüchtigem, kräftigem Handeln schlechterdings nicht glaubte. Aber er ist sich sehr klar darüber, daß deren Güte, Wahrheit, Redlichkeit, Lauterkeit viel häufiger von den Bösen und Schlechten mißbraucht und zur Ursache des Unglücks und Verderbens wird, als daß sie von einem gerecht waltenden Geschick dafür nach

Verdienst belohnt würden. Der bravste Mann ist nur zu oft gerade das wehrloseste Opfer der Schlechtigkeit, besonders wenn das Schlechte und Böse die Gestalt des Weibes, des schönen liebenswürdigen, oder doch liebenswürdig erscheinenden, angenommen hat.

Als der Kern dieses Romans, der die Wirkung der direct nach dem Leben gemalten Naturstudie hat, erscheint nun die Darstellung, wie böse und schlecht ein solches Wesen, wie insam eine bewunderte, glückliche „anständige Frau“ sein kann. Wie Frau Monja Maclean, die schöne, schlimme Heldin dieser Erzählung, den alten, immer wieder geschehenen und immer wieder mit mehr oder weniger psychologischer Feinheit und Tact geschilderten Ehebruchroman durchführt, wie sie den Sinn des von Haus aus gutartigen „Gastes“ Nicolaus Ohlsen berückt, selbst kalten Herzens seine Seele in Leidenschaft verstrickt und vergiftet, sein Dasein wie das ihres Mannes zerstört, das bildet wohl den Hauptinhalt der mit so großer Kunst componirten und vorgetragenen Geschichte. Aber das Neue, Originelle und Hauptsächlichste darin ist doch die Zeichnung dieser Frau und ihres Verhaltens in der Ehe noch vor jener Intrigue.

Diese Studie ist eins der feinsten Meisterwerke, von frapperanter Wahrheit. Eine junge Frau von blendender Schönheit, ohne eine Spur von Herz, die dem braven, reichen Schotten, dem self made man, der sie als Wittve geheirathet hat, Harry Maclean, nichts von dem zu geben vermag, was er von seiner Gattin gehofft hatte und beansprucht: Liebe, Glück, Frieden, Ruhe; die sich nur in den nichtigsten Zerstreuungen der Gesellschaft „amüsiren“ will; die, ohne je selbst bewegt zu sein, darin ihren Genuß findet, die Männer mit erweckten Hoffnungen und Befürchtungen zu bezaubern und zu beunruhigen; die, ohne jedes Verständniß für das, was in ihres Mannes Herzen vorgeht, es als den Ausdruck seines schnöden „Egoismus“ schilt, wenn er — müde von der angepannten Tagesarbeit für ihr und der Kinder Wohl, aus der City auf sein Landhaus zurückgekehrt — ein von der Gattin Liebe durchwärmtes und durchleuchtetes Dasein finden möchte, statt sich mit der unersättlich Vergnügungsfüchtigen zu gleichgiltigen Soirées, Dinners, Routs und Opernvorstellungen zu schleppen. Sie ist in ihrer frivolon Herzlosigkeit ganz naiv, vermag gar nicht einmal zu ahnen, daß sie ihren Erbärmlichkeiten sein ganzes Lebensglück geopfert hat; bleibt heiter, klar, schön und ruhig, „hält die Wirthschaft in musterhafter Ordnung, sorgt für die Kinder und empfängt die Freunde ihres Mannes, die dieser von Zeit zu Zeit bei sich sah, mit großer Liebenswürdigkeit.“ Als der nach London gekommene Freund von Harrys Bruder John, dem Californier als Nicolaus Ohlsen, von jenem empfohlen, der Gast des Maclean'schen Hauses wird, ist diese Ehe und des Hausherrn Glück bereits gründlich zerstört. Halb aus Langeweile, halb aus Gewohnheit der Coquetterie fängt Monja ihr altbeliebtes Spiel mit dem Fremden an, dessen Scheu und Unberührtheit sie reizt. Zum ersten Mal aber gewinnt ein solcher Reiz Gewalt auch über sie. Aus dem Spiel wird Ernst, und die Consequenzen werden beider Schuldigen Schicksal und Strafe. Die Knappheit, die Kunst des Verschweigens, während doch vor des Lesers Phantasie alles Forschwiene in voller Deutlichkeit dasteht, die Resignation auf das Erzählen und Ausmalen gerade solcher Dinge und Scenen, welche die große Mehrzahl der Novellisten mit Behagen in aller Breite und Ausführlichkeit geschildert haben würde, sind bewunderungswürdig. Nur Bret Harte und Turgenjew haben in dieser „Beschränkung des Meisters“ Aehnliches geleistet. Selbstverständlich und völlig ihrer Natur und Art gemäß, schwört Monja, — von dem todtranken, auf der leidenschaftlichen Jagd nach realen Beweisen ihrer Schuld und Schande in dem Wagnengewühl der Londoner City-Straßen verunglückten Mann vor die Alternative gestellt, zu gestehen oder zu lügen, — den Meineid. Nie in ihrer Ehe hatte sie ihm die Genugthuung gewähren mögen, zuzugeben, daß er Recht habe. Wie sollte sie es in diesem Fall! Aber der falsche Eid, auf die verehrte Reliquie geschworen, erzeugt in der leeren, kalten Seele der abergläubischen, Russin den Keim der Strafe und der inneren Zerstörung, welche der Tod

des Mannes und die Vereinsamung des Hauses nur noch vermehren können. — Wie Leser (und es giebt deren sogar unter den Sachkritikern!) in Ungewißheit darüber bleiben konnten, daß Monja und Ohlsen die volle und ganze reale Schuld wirklich begangen haben, verstehe ich nicht. Wohl aber bleibt einigermaßen unklar, ob der Erzähler uns überzeugen will, Harry glaube wirklich dem Schwur seines Weibes. Es wäre die einzige Inconsequenz in dem trefflichen Charakterbilde des Mannes. Wer das Manöver mit dem Brief an und von Valerie so klar und schnell durchschaut, sollte dem ein Eid, von solcher Frau geschworen, wirklich imponiren, ihn glauben machen können, daß schwarz weiß sei?

Wenn auch Monjas Gestalt die feinste und sorglichste Durchführung erhalten hat, so sind die anderen Personen der Erzählung wahrlich nicht gleichgiltiger, nicht mit geringerer Kunst behandelt: beide Brüder Maclean, vor Allen ihre Schwester, das schottische Mädchen Katharina, in ihrer wortkargen Geschwisterliebe und der rauhen Kraft des schlichten, ehrlichen Herzens, Nicolaus Ohlsen in allen wechselnden Phasen seiner Entwicklung und seines Verderbens, Valerie, welche die Tugend der unbedingten Treue und Dankbarkeit mit der Lust am Bösen so gut zu verbinden weiß, und das fremdartige, halb kindliche, liebliche Geschöpf, Natalie, Monjas Tochter aus erster Ehe. Wie H. Lindau es versteht, die Schauplätze seiner Erzählungen, in welchen Zonen und Ländern des Erdballs dieselben auch liegen, ihr Localcolorit und die Sitten und Lebensarten jeder Nation und Gesellschaft mit immer sicheren und überzeugenden charakteristischen Strichen zu malen, und in welchem Grade er die seltene Kunst beherrscht, die Menschen sprechen und handeln, das Ich des Dichters schweigen und verschwinden zu lassen hinter seinen Geschöpfen, und die andere: Deutlich zu schreiben, das erkenne wir nicht erst aus dem „Gast“. Aber jedenfalls hat er sein künstlerisches Vermögen nie glänzender bewiesen, als in diesem Roman.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Aifhild**, Heureka. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin.
- Ausgewählte Dramen des Euripides**. In den Versmassen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von Carl Bruck. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.
- Balbi's**, Adrian, Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens. Lfg. 25—30. Wien, A. Hartleben's Verlag.
- Baumgarten**, M., Professor, Doctor der Theologie. Doctor Martin Luther. Volksbuch zum Lutherfest am 10. November 1883. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinckfort.
- Bilder aus der Altmark**, von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. Zehnte Lieferung. Hamburg, J. F. Richter.
- Blätter für das bayerische Realstudium**. Herausgegeben von Lehrern an technischen Unterrichtsanstalten Bayerns, redigirt von Dr. A. Kurz. III. Band. 2. Heft. München, M. Rieger'sche Univers.-Buchhandlung.
- Brachvogel**, A. C. Gesammelte Romane, Novellen und Dramen. Volks- und Familien-Ausgabe. Mit Einleitung und Biographie. Lfg. 49—65. Jena, Hermann Costenoble.
- Crell**, Rudolph. Helgoland. In 29 Zeichnungen nebst Karte von 1649. Text von August W. F. Müller. Hamburg, Conrad Döring.
- Dahn**, Felix, Gedichte. Zweite Sammlung. Dritte durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
- Deokert**, Dr. Emil. Die Staaten von Mitteleuropa. Leipzig, Paul Froberg.
- Deutsche Hausbibliothek No. 2**. Zschokke. Das Goldmacherdorf. Lübeck, Schmidt und Erdmann.
- Dodel-Port**, Dr. Arnold. Illustriertes Pflanzenleben. Zweiter Halbband. Zürich, Caesar Schmidt.
- Diest**, Walther von. Von Biebrich nach Antwerpen. Eine freie Rheinfahrt. Mit 50 Illustrationen namhafter Künstler Düsseldorf, Düsseldorf, L. Voss & Co.
- Demokratisch**. Eine amerikanische Novelle. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
- Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit**. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Pracht-Ausgabe in Folio mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré und verschiedenen ganzseitigen Illustrationen deutscher Künstler und über 100 Text-Illustrationen. 3. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	53 ^{oo} R.
Mühlbrunn . .	44 ^{oo} R.
Schlossbrunn .	44 ^{oo} R.
Theroesenbrunn.	48 ^{oo} R.
Neubrunn . . .	49 ^{oo} R.
Marktbrunn . .	39 ^{oo} R.
Russ. Kronquelle	23 ^{oo} R.
Felsenquelle . .	47 ^{oo} R.
Kaiser Karls-Qu.	347 ^{oo} R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.
—
CARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinari.

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSE



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.